

Wachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(6. Fortsetzung.)

„Käulein Ella,“ sagte Hauptmann Hellbach und hob beide Hände zu ihr empor, „Ella, — können Sie mich ein wenig lieb haben...?“

Er sagte ihr nicht, daß er sie liebe, — war's ihm doch, als bedürfe es dessen nicht, als müsse sie längst wissen, daß dem so sei.

Und nun zuckte sie doch zusammen, wenn schon sie diese Minuten der Aussprache hatte kommen sehen. Die schlichte Form der aus tiefstem Herzen geborenen Bitte des ernsten, tiefen Mannes griff ihr schmerzlich in die Seele.

Sie hatte ihm sagen wollen, wie hoch sie ihn schätze... nun empfand sie deutlich wie eine Pflicht, daß ihm gegenüber doch nur die volle Wahrheit möglich war.

„Ella... ein Wort nur, — ein gutes, ein beglückendes Wort! Seit einem Jahre schon müssen Sie wissen, wie ich das Wort herbeiehe.“

Nun hatte er ihre Rechte gefaßt, und einen Augenblick hielt er sie in der bebenden Feme.

Da zog sie die Hand langsam zurück und schlug die Augen zu ihm auf. Ihr Antlitz, das soeben noch von einer dunkeln Blässe überzogen war, entfarbte sich jäh.

„Ella,“ schrie er auf. Sie starrte sich mit einer unbewußten Bewegung die Haare aus der Stirn. Und dann sprach sie ganz langsam, mit schwerer Betonung: „Mein Herz ist nicht mehr mein eigen, Herr von Hellbach.“

Sie hatte noch mehr sagen wollen. Aber die Stimme erlosch.

Mit schmerzlich zuckendem Antlitz stand er wortlos vor ihr. Das Haupt war vornüber gesunken, die Arme hingen schlaff an Körper herab.

Ihr war es, als müsse sie ihm ein gutes Wort sagen, ein Herabeswort mit auf den Weg geben, den einsamen Lebensweg. Denn einsam, das mußte sie, würde nun sein Dasein werden.

So trat sie denn in ihrer schönen Bewegung des Mitempfindens näher zu ihm heran und ergriff seine Rechte, sie mit beiden Händen umspannend.

Er seufzte tief auf, — es war ja ein letzter Abschiedsgruß... Und er hob den Kopf und sah ihr noch einmal ins Auge.

„Sieh, viel Glück möge Gott Ihnen geben!“ sprach er leise. Noch einen Augenblick stand sie so Hand in Hand. Dann löste er seine Rechte und ging. Und sie sah ihm nach, bis die Hinterthür hinter ihm ins Schloß gefallen war, sah ihm nach mit starrten, heißen Augen.

So stand sie noch, als fünf Minuten später der Vater gutmütig polternd vom Hause herübergeschritten kam: „Aber wo bist du denn? Capitano, — Mädel, — Ella, — hilf Himmel, in der Zeit pfückte ich ja einen Marktforb Erdbeeren.“

Und es er nun sah, daß Ella allein war: „Nun? Wo ist denn unser Ober?... Kind, — was hast du denn? Was machst du denn für Augen?“

Da warf sie sich aufschreckend an des Vaters Brust, legte ihre Arme um seinen Hals, lehnte den Kopf an seine Wange und weinte.

VII. Kapitel.

Herr Bernhard Menger hatte eine Reihe böser Tage hinter sich, und der heutige Abend hatte ihnen die Krone aufgesetzt.

Nun sah er endlich allein in seinem Arbeitszimmer an dem wüthigen Diplomaten-Schreibtisch, auf dessen Platte eine ganze Reihe Kara und Karissima aufgestapelt war, — ausnahmslos Bücher von einer ganz besonderen Specialität, Werke, deren hoher Anblick schon das Herz jedes Bibliophilen höher schlagen ließ.

Freilich, man mußte eben ein Bibliophile strenger Ehrengang sein, um sie recht würdigen zu können, und böse, überläßliche Menschen hätten Herrn Bernhard Menger vielleicht einen Bücherwurm genannt, wenn er versucht haben würde, ihnen die Geheimnisse dieser Specialität eingehend zu erläutern.

Die Bücher, die dort vor ihm lagen, waren nämlich ausnahmslos sogenannte Modelbücher aus der Frühzeit der edlen Buchdruckerkunst, und sie hatten einst einem ziemlich nüchternen Zweck gedient. Ihr Inhalt schilderte, grad herausgesagt, in Wort und Bild allerlei weibliche Handarbeiten, wie sie die Frauen des 15. und 16. Jahrhunderts auszuführen liebten.

Aber auf den Inhalt kam es ja auch erst in zweiter, dritter, später Reihe an. Die Hauptsache war die Seltenheit, und in Bezug auf diese standen jene, zum Theil sehr unscheinbaren Büchlein in allererster Linie. Es ist mit diesen Modelbüchern nicht anders gegangen, als es voraussichtlich etwa mit den heutigen Modenbüchern auch gehen wird. Sie sind im Gebrauch schnell zertrüffelt worden, nur sehr, sehr wenige Exemplare haben sich durch irgend einen glücklichen Zufall erhalten und sind so zum Range der Karissima gelangt. Vielleicht kommt in wieder dreihundert Jahren auch jeder vollständige Band einer heutigen „Modenwelt“ zu gleichem Ansehen, wenn nämlich unser modernes Papier dem Zahn der Zeit überhaupt so lange zu trotzen vermag.

Das wadere Lumpenpapier der alten Modelbücher hatte in dieser Beziehung seine volle Schuldigkeit gethan. Und auch das

war eine echte Bibliophilen-Freude, mit den Fingerspitzen vorsichtig über die rauhen, wohlgehaltenen Blätter zu gleiten, den eigenthümlichen Rand, der das Wüttenpapier auszeichnet, liebkosend zu prüfen. Da war des kölnischen Verlegers Peter Cuentel's köstliches „Eyn new kunstlich boich“ vom Jahre 1527, Christian Engenolff's „Modelbuch aller Art Neherwerks und Stiders“, gedruckt anno domini 1533, und Johann Schwarzenberger's reizendes „New Formbüchlein“. Und nun das schönste Stück, das venetianische Modelbuch vom Jahre 1559 mit den herrlichen Spitzenmustern, reicher und mannigfacher, als sie heute die wiederbelebte Spitzen-Industrie von Merano kennt.

Die gute Schwiegermutter hatte es trefflich getroffen! Tief freilich mochte sie in den Beutel greifen haben müssen, die alte, brave Mama! Und daß dieser kleine Doctor Bernhaupt das seltsame Stück glücklich aufgegabelt hatte, und nicht damit schachern gegangen war auf dem Antiquariats-Markt, wo er doch zuerst den Einband richtig bestimmt hatte. Denn dieser Einband verriet dem Buch ja erst seinen höchsten Reiz — dieser wunderbare Lederband mit dem Goldwappen von Sachsen. Ohne Zweifel, das Buch war einst für den Kurfürsten August von Sachsen gebunden worden, von dem berühmten Meister Jacob Krause wahrscheinlich. Aehnliche Einbände gab es heute nur noch zu Dresden im königlichen Besitz.

Durch welche Schicksale mochte dieser Band aus der Bibliothek des Kurfürsten in alle Welt verschlagen worden sein? Hatte vielleicht einst die Gräfin Cosel die Kunstfertigkeit ihrer schönen Hände an jenen Spitzen versucht, war das Buch mit ihr ins Exil nach dem einsamen Schlosse Stolzen gewandert und dann aus dem Nachlaß der gefallenen Gräfin in Privatbesitz übergegangen?

Habont fata sua libelli — Bernhard Menger ließ das Buch sinken und legte die Lupe, mit der er soeben die Einzelheiten der köstlichen Goldpressung gemustert hatte, bei Seite.

Er hatte sich so sehr nach dieser ruhigen Nachtstunde gesehnt, nach der erprobten, nervenbesänftigenden Beschäftigung mit seinen stillen Lieblings-, und nun wollte es ihm doch gar nicht recht glücken, seine Gedanken auf sie zu concentriren.

Diese Sorgen — diese erdrückenden Sorgen! Seit mehr als zwei Jahren ging es bergab mit dem alten Hause A. B. Menger & Söhne. Langsam erst, brockenweise waren die Verluste gekommen, um dann zu wachsen, unaufhörlich, lawinenhaft. Niemand freilich ahnte an der sonst so hellhörigen Börse von den schweren Schlägen, die ihn getroffen; noch war der Credit der Firma unerschütterlich; das zu erzwingen, hatte seine vielerprobte Routine ausgereicht. Aber sonst — sonst, es konnte gar nicht schlechter stehen, als es stand. Nur ein Schritt noch war's zum Ruin!

Und doch — das war noch nicht das Aller schlimmste. Ein glücklicher Griff, und mindestens die Katastrophe war abgewendet. Was ihm so oft schon gelungen war, warum sollte es ihm nicht noch einmal glücken?!

Aber das Glend im Hause, das sich täglich steigerte, drückte ihn zu Boden und raubte ihm die Spannkraft der Seele, die dazu erforderlich gewesen wäre, wieder einmal mit Wagemuth in die Speiden des Glücksrades zu greifen.

Wie er es geliebt hatte, dies stolze, schöne Weib, — und wie er sie jetzt fürchtete, die Tyrannin, — fürchtete, haßte, — und doch ewig der willenlose Sklave aller ihrer Launen blieb.

Er dachte zurück, weit zurück in die Vergangenheit. Mit einem frohen Lächeln hatte er ihr vom ersten Jahre ihrer Ehe an jeden Wunsch erfüllt, nie fast war ihm ein herzlicher Dank geworden. Aber immer maßloser wurden ihre Wünsche, immer breiter und prächtiger sollte der Rahmen werden, in dem sie ihre Persönlichkeit entfalten wollte. Aus Cütelkeit und Prahlerei war sie zur Verschwenderin geworden und hatte ihn, den einfachen, den schwachen, nur zu schwachen Mann, zum Verschwendender gestempelt. Und es war ja so leicht gewesen — Jahrzehnte lang — den stetig wachsenden Ansprüchen zu genügen. Was that es, wenn sein Haushalt im Jahre 30000, ja 60000 Mark mehr erforderte, als im Jahre vorher? Nur das Risiko der ausgedehnteren Speculation wuchs, aber was galt dem vom Glück Begünstigten dies wachsende Wagen!

Schwer aufathmend lehnte sich Menger zurück. Seine schwächliche Gestalt verschwand fast in dem großen Stuhl.

Freilich — dann waren die bösen Jahre gekommen. Eine tiefe wirtschaftliche Depression, die Verschärfung des Börsengesetzes, ungünstige politische Verhältnisse, das Fernbleiben des Publicums von der Börse. Wie das doch alles zusammengewirkt hatte! Verluste, nur Verluste, und im Hause immer größere Ausgaben, und um die Verluste wett zu machen und den Etat zu balanciren, immer gewagtere Speculationen, — und immer, immer wieder mühsam verschleierte Fehlgreife!

Wie ein bittendes Kind war er heute Abend vor sie hingetreten und hatte sie gebeten, ihm einen Bruchtheil ihres eigenen Vermögens zu seiner Verfügung zu übergeben. Ihm gelte noch ihr Vachem im Ohr: „Ist es soweit? Und für so thöricht hältst du mich? Nein, mein guter Bernhard, ich will nicht Hungerpfoten saugen. Hilf Dir selbst, wenn Du kannst.“

Wo dies Weib nur dies Herz von Stein her hatte? Die Mutter, eine schlichte, brave, kluge, gute Frau. Und auch der alte Pflaume, — Menger hatte ihn noch gelannt, — war eigentlich ein gutherziger Bursche gewesen. Bis ihn dann der Großmannstempel packte, als er seine Export-Schlächtereien und die riesigen Viehhöfe an der österreichischen Grenze, in denen er das galizische Viehvieh aufstapelte, zu einer Actien-Gesellschaft umgewandelt hatte. Das Bankhaus Menger war ja damals an der Gründung des „Ferkelkönigs“, wie er genannt wurde, theilhaftig gewesen, und bei dem großen Diner, mit dem der Alte seinen Rücktritt vom Geschäft besiegelte, hatte Menger Margit Pflaume zuerst gesehen.

Einen Badtsch noch, der unmittelbar darauf in die Pension kam und sich dort zur Baroness Pflaume umwandelte.

Unwillkürlich hob Menger das Auge zu dem großen Portrait seiner Frau an der Wand. Aber auf dem Wege dorthin blieb sein Blick auf einer kleinen Photographie haften, die hinter den Büchern auf seinem Schreibtisch stand.

Und wie er das Bild seiner Tochter, die der Mutter so gar

nicht glich, mit einem wehmüthig zärtlichen Blick betrachtete, da pochte es leise an der Thür, und ohne das Herein abzuwarten, huschte seine Lotti selbst in das Zimmer und an seine Seite. Hier kauerte sie sich nieder, legte das blaße übermäßige Gesichtchen auf seine Knie und bat: „Lieber Papa, Du sollst zu Bett gehen... es ist zwei Uhr nachts... Du mußt an Deine Gesundheit denken.“

Einen Moment umfaßte er mit beiden Händen den Kopf des Mädchens und hob ihn leicht empor, um ihr recht in die Augen schauen zu können. „Kleine, liebe Lotti...“ sagte er leise. Und dann beugte er sich hinab und drückte seine Lippen zärtlich auf das dunkle Haar.

„Du wirst Dich erkälten, Kind! Wie kannst Du nur... Wenn das Mama wüßte...“

Sie zog wirklich den Morgenrock, den sie wohl in Hast übergestreift, ein wenig fröstelnd vor der Brust zusammen und die nackten, nur in Pantoffeln stehenden Füßchen unter das Kleid zurück. Aber sie erklärte zugleich mit einem leisen Trop: „Mich friert gar nicht, Papa. Und schlafen konnte ich doch nicht. Nein, wirklich nicht, Papa!“

„Aber, Kind!“ Er stand kopfschüttelnd auf, riß vom nächsten Tisch die schwere Plüschdecke herunter und schlang sie um die zarte Gestalt. Mit einem stillen Lächeln ließ es die Tochter geschehen, und so setzte sie sich auf die Seitenlehne seines Arbeitsstuhles und legte ihren Arm um seinen Hals. Wie dünn der Arm doch war! Er fühlte es deutlich durch das lose Kleid hindurch, ein Kinderarmchen!

„Du hast die Modelbücher vorgehabt, Papa!“ fing sie nun wieder an. „Das ist schön, wir haben uns ja alle so gefreut, daß Dir der Venetianer so gut gefiel. Aber Du sollst nicht so lange aufbleiben, Papa. Du brauchst Deinen Schlaf.“

„Lotti, wir alten Leute bedürfen nicht so viel Schlaf, wie ihr junges Volk. Ein paar Stunden, wenn es gut geht. Aber Du, Du mußt viel Schlaf haben!“

Sie schüttelte den Kopf, aber sie sagte nichts. Und dann griff sie plötzlich nach der rechten Hand des Vaters und küßte sie.

„Schläfst Du denn auch schlecht?“ fragte er besorgt. „Kind, dann müssen wir doch einmal mit dem Onkel Doctor reden.“

Aber wie er ihr jetzt noch einmal in die großen, feberlich glänzenden Augen schaute, da schoß ihm die Empfindung durch die Brust, daß der alte Medicinalrath mit seinen schönsten Schlafpulvern hier wohl doch nicht der rechte Helfer sei. Er zog die Tochter noch dichter an sich heran.

„Sieh' mich einmal recht ordentlich an, Lotti!“ Sie that es. Und da fiel eine einzelne schimmernde Thräne herab, glitt langsam über die schmale Wange und dann auf seine Hand.

Ihn überkam plötzlich das Gefühl einer schweren Schuld und ein unendliches Mitleid zugleich. Fast wie ein körperlicher Schmerz traf es ihn. Laut aufschreien hätte er mögen. Das war nun sein Kind, so ganz sein Kind, und er war im Begriff gewesen, auch dessen Glück zu opfern, zu opfern um jenes elenden häuslichen Friedens willen, der doch kein Frieden war.

Wieder bat er: „Sieh' mich noch einmal an, meine Lotti!“ und dann fragte er sie mit geprehter, zitternder Stimme: „Du, Du hast ihn wohl sehr lieb, meine Lotti?“

Und auch diesmal antwortete sie nicht. Aber ihr Köpfchen sank schwer an seine Brust, und sie schluchzte leise.

So saßen sie schweigend, minutenlang. Er fühlte jeden Schlag ihres Herzens, und jeder Schlag weckte in ihm das Echo: „Es darf nicht sein, es soll nicht sein!“

Endlich hob er die federleichte Gestalt empor und sagte sanft: „Lotti, es wird noch alles gut werden, hörst Du mich, Lotti? Ich veripreche es Dir!“

Sie schlug die Augen auf und blickte ihn schmerzlich an. Aber sie schütteste zugleich leise den Kopf und flüsterete: „Du bist so gut, Väterchen, ich weiß es wohl. Aber...“

Nun stockte sie wieder, eine helle Röthe stieg in ihrem schmalen Gesicht empor. Und er wußte, ohne zu fragen, was sie meinte und warum sie nicht vollendete.

Und wieder packte ihn ein Gefühl fast des Hasses gegen seine Frau. Also auch das Vertrauen des eigenen Kindes hatte sie ihm geraubt! Kein Wunder freilich, sollte denn das Kind nicht wissen, was alle Welt wußte: Daß er ein elender Schwächling war, ohne Energie, ohne eigenen Willen, schlimmer als ein Sklave.

Aber er fühlte auch, es mußte eine Grenze seiner Fügsamkeit, seiner Unterordnung, seiner Schwäche geben. Und hier lag diese Grenze, hier, wo das Lebensglück seines einzigen Kindes auf dem Spiel stand. Seine Brust weiterte sich ordentlich, ein neues Empfinden von Willenskraft überkam ihn. Er richtete sich auf. „Lotti,“ sagte er ernst und bestimmt, „hier hast Du meine Hand darauf: es soll alles gut werden! Gib mir doch einen Kuß, meine kleine Lotti, und vertraue Deinem alten Vater. So, und nun geh' zu Bett, Maus. Ich bin auch müde.“

Sie hatte gethan, wie er wollte, ihm die Hand gereicht, ihm einen Kuß gegeben, sie war gehorham gegangen. Aber das hatte er trotzdem aus ihrem scheuen Blick gelesen: sie glaubte nicht an ein Glück, daß er ihr geben wollte, glaubte nicht an ihn... Wie das wurmte und schmerzte! Wie tief ihn dieser Zweifel des Kindes traf.

Er hatte sie bis vor ihre Thür gebracht und hier noch einige Augenblicke gestanden, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich ihr Bett aufsuchte. Nun schritt er langsam durch die langen, dunkeln Corridore nach seinem Arbeitszimmer zurück und setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch. Wieder ließ er die Kara und Karissima mechanisch durch seine Hand gleiten, und wieder wanderten seine Gedanken.

Aber nun nicht mehr zurück in die Vergangenheit, in die Zukunft schweifte sein geistiges Auge. Wie nun, wenn das Haus Menger stürzte? Was schadete es schließlich ihm? Freudlos, als es war, konnte sein Leben kaum werden. Und Lotti? Nun, war der Mann, den sie liebte, echt, dann bewährte er sich auch im Feuer. Vielleicht, ah, vielleicht wurde es Menger sogar



Ball-Umhang. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschriftung am Schluß des Modenblattes.

zu einer geheimen Botschaft, seiner Frau zu sagen: „Ich melde heute den Concurs an, aus ist's mit dem Glanz und dem Luxus und der Verschwendung, aus, — aus, — aus!“
 Nun ja, darben brauchte sie ja darum doch nicht. Sie hatte ja immer ihr väterliches Erbtheil festgehalten, in todtsicheren Papieren lag's auf der Reichsbank. Aber sie hatte ja bei weitem nicht genug, um das Leben, das sie gewohnt war, auch nur in annähernd ähnlichem Maßstab fortzusetzen.

Und wieder mußte Wenger lächeln, ein merkwürdiges spöttisches Lächeln: das war doch ganz klug gewesen vom alten Pflaune, daß er der Tochter kaum die Hälfte von dem hinterließ, was die beiden Brüder bekommen hatten. Ja, und die beiden stolzen Herren! Die würden auch Augen machen, wenn einmal die alte Firma Wenger trachte, die ihnen bisher ihre stillen Einlagen, um die niemand etwas wissen sollte, so über Gebühr verzinst hatte... Thor, der er gewesen war, daß er's noch in den

letzten Jahren gethan hatte.
 Was war's also eigentlich, wenn er fallirte! Nichts, nichts...
 Aber da regte sich mit einem Male zweierlei in seiner Brust.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einbringung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direkt zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat erzeugen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer“ keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Vertrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Heftes. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung aneinander zu setzen. — Bezugsquellen der im „Leserkreis“ beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreis“ angegeben. Die Red.

Rohdruck auch im einzelnen unterlagt.

Geselligkeit.

Blumentopf-Hülle aus Kayser-Zinn als Tafelschmuck. — Die Hausfrau, der zum Schmuck des Speisetisches auch im Winter frische Blumen zur Verfügung stehen, wird vielleicht mit keine Väschen aus Glas oder Porzellan auf die Tafel stellen; soll aber seines Jarrenkraut oder das noch zartere Frauenhaar in Töpfen die Stelle der frischen Blumen vertreten, so ist eine Verhüllung des Pflanztopfes geboten. Die dargestellte Blumentopf-Hülle aus borsirtem Kayser-Zinn, — ein kleiner, 8 cm hoher, 38 cm im Umfang messender Korb in gefällig geschwelter Form, — giebt zugleich einen ebenso schönen, wie gediegenen Schmuck, der sich der einfach, wie der festlich gedeckten Tafel gleich gut anpaßt.



Blumentopf-Hülle aus Kayser-Zinn als Tafelschmuck.

Tafelschmuck. — Ein Tafelaufsatz von überraschender Schönheit erregte kürzlich in einer Gesellschaft allgemeines Aufsehen. Während die einen in den leuchtend rothen und sehr gelben Blättern, die sich aus dunkeltem Grün heraus hoben, eine neue, fremde Pflanzengattung bewunderten, andere wieder die Farbenpracht unbekannter Blumen zu sehen glaubten, hielten die dritten das Ganze für Kunstgebilde, ein empfindliches Werk geschickter Hände; denn wo kämen sie mitten im Winter diese vielen Gewächse in leuchtenden Farben her, die nur der Sommer bietet oder der Süden uns schickt? — Woraus denn bestand die Füllung des Blumentopfes? Aus den Schößlingen der im Gemüseteller eingeschlagenen Kraut- und Kürbis-Gewächse, — den blutrothen Sprossen und Blättern der rothen Salatbeete, den feingezackten Herzblättern von Kohlrabi, mit dem Anfaß zum Kürbis, oder deren süßlangen, im Keller getriebenen Blüthenrispen, in feingetöntem Gelb, in dotterfarbigen Blatt-Trieben von Munkelrüben, febergarten, kleinen, langgeschossenen Blättern der Teltower Kürbis! Ohne alle Kosten hatten der Hausfrau geübte Hände im dunkeln Grün von Coniferen verschiedener Art einen Schmuck für den Tisch geschaffen, der im wahren Sinne des Wortes seines Gleichen suchte. Auch die empfindlichsten Geruchsnerven verspürten nichts vom Kraut- oder Kohlgeruch, sogar die langen, schiffähnlichen Lauch- (Porée-) Blätter verriethen ihre Herkunft nicht, niemand erkannte sie in dem „gelben Sandgras“. Ich hoffe, mit diesem Hinweis mancher Hausfrau einen kleinen Dienst zu erweisen, und bemerke deshalb noch, daß man die Vorrichtung gebrauchen möge, die Abschnitte der Rüben etc. nicht ganz frisch zu verwenden; der eigenthümliche scharfe Geruch verliert sich, wenn die Schnittfläche trocknet oder in Wasser gelegt wird. H. H.

Aufsatz für die Sylvester-Tafel. — Welche Kostbarkeiten auch auf der Sylvester-Tafel prangen mögen, — die traditionelle Wankenschüssel darf daneben nicht fehlen; unsere Darstellung soll dazu anregen, sie in entsprechend festlicher Weise auszustatten. Die Basis für den Aufbau bietet eine runde, mit rosa Strepp-Papier bekleidete Tortenschachtel aus Pappe von 108 cm Umfang, auf welcher mit Hilfe einer mit grünen Strepp-Papier und mit Knall-Bonbons umwundenen Weinflasche und vier ebenso umwickelten Stahlstäben von je 50 cm Länge die Form einer Krone gebildet wird. Die am Rande der Tortenschachtel in gleichmäßiger Entfernung angebrachten vier Stäbe treffen, nach oben gebogen, über dem Stork der in der Mitte gestellten Flasche zusammen und werden hier zugleich mit einem Büschel nach oben strahlenförmig auslaufenden Silberdrahtes befestigt. Diesen Drahten werden acht Düten-Knall-Bonbons, mit buntschillernden Gelatine-Büscheln geschmückt, aufgeschoben; als Mittelpunkt befestigt man eine künstliche Rose, aus deren Kelch sich die Widmung „Prosit Neujahr“ auf weißem Atlasbande entwickeln läßt. Die vier Vogenstäbe, reihenweise besetzt mit kleinen, in bunt- und goldig-gefäuseltem Papier gewickelten Bonbons und Pralines, streben aus Vierblatt-Blüthen mit vierfarbigen Blüthen heraus und enden in einem gleichen Strauß. Ein Kranz von bunten Papierrosen, deren Kelch ebenfalls Confect einschließt, umgibt den Rand der Tortenschachtel, die auch in ihrem Innern kleine Sylvester-Scherze und Uebersetzungen bergen kann, auf ihrer oberen Fläche aber die aufgetürmten Pfannkuchen trägt. Sämmtliche Zuthaten zum Preise von 12,50 Mk. (excl. Schachtelfüllung) sind zu beziehen durch Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Knechtelstr. 76. A. H.

Gemalte Blumen-Tischkarten. — Der letzte Geburtstag brachte mir als sehr willkommene Gabe einer Freundin eine Anzahl origineller Tischkarten, — Blumen, in verschiedenster Form aus Carton geschnitten und in Vorder- und Rückansicht reizend naturgetreu bemalt, die auf ihren Blättern den Namen des Tischgastes tragen sollen. Mit dem Brennstift wird hier und dort ein Contour schärfer markirt, ein Schatten hineingesetzt, wodurch die Blumen noch plastischer erscheinen. Da diese „Blumen-Tischkarten“ in die Weingläser gestellt werden, ist es nöthig, beim Entwerfen des Musters auf dem Carton darauf zu achten, daß Knospen und Blätter möglichst grazios über den Rand des Glases fallen können, um die Blumen dadurch zugleich in ihrer Stellung zu halten. G. S.

Moderne Glückwünsch-, Tisch- und Menu-Karten, Briefpapier etc. — Reich ist die Auswahl an mehr oder minder schönen Glückwünsch-Karten, welche die Industrie alljährlich neu erscheinen läßt, oder die häuslicher Fleiß und geschickte Hände mit Hilfe von Pinsel und Brennstift herstellen, — zu reich, als daß man diese oder jene Art als „modern“ bezeichnen könnte. — Auch für Tisch- und Menu-Karten bleibt der Form nach nur die Wahl zwischen dem fast quadratischen und dem schmalen, länglich-viereckigen Carton. Dafür ist aber die Ausstattung von einer Vielfältigkeit, daß man meint, die Phantasie müsse nun endlich erschöpft sein, und es könne Neues nicht mehr erdacht werden. In diesem Jahr scheint das figürliche Motiv auf Tisch- und Menu-Karten zu überwiegen; zumeist zeigt die Karte links irgend ein Figürchen, ein zierliches Rococo-Pärchen in graziosen Tanzschritt oder ein Dämchen im Empire-Kostüm, das sich grüßend gegen den Leser neigt oder lustige Clown-Figuren, die in fröhlichem Tanze sich schwingen. Hier wieder lugt neidisch hinter einem Köppling'schen Glas ein Miniatur-Nymphen in duftigem Schleiergewand hervor, dort führen niedliche Putten einen bunten Ringelreihen auf, — selbst O-Mimosa-San, Katana und der Chinese mit Fächer und langem Zopf fehlen nicht, seit „die Geisha“ den Weg über deutsche Bühnen fand. Daneben bleiben die sogenannten „Blumenkarten“ nach wie vor hoch beliebt, z. B. kleine weiße oder mattfarbige längliche Cartons, die an der linken oberen Ecke ein Sträußchen künstlicher Blüthen tragen, das schmale, durch Einschnitt in den Karten geleitetes und zur Schleife gebundenes Seidenband befestigt; mit dem künstlichen Blüthensträußchen der Karten haben dann die Tafel-Decoration und Tisch-Bouquets übereinzustimmen. — Briefpapier liegt gegenwärtig in allen möglichen Formen und Farben vor. Am begehrtesten ist das glatte oder gerippte, perlgraue oder matt-



Gemalte Blumen-Tischkarten.

blaue Briefpapier mit strohhalmbreitem weißen Rand ringsum. Die Form ist meist quadratisch, 12 bis 15 cm groß, dazu haben die Couverts 6 bis 8 cm Breite bei 14 bis 15 cm Länge und werden, als augenblicklich modern, nicht von oben nach unten, sondern von rechts nach links zugelebt. Die Red.



Aufsatz für die Sylvester-Tafel.

Etwas über das „Vorstellen“. — Erfahrungen, die ich vor einiger Zeit bei einem Besuch in der Provinz gesammelt, veranlaßten mich zu Betrachtungen über die Art des „Vorstellens“, jener gesellschaftlichen Form, mit der man Menschen untereinander bekannt macht, und ich möchte dieselben hier zur Sprache bringen. So überaus üblich es ist, daß man in der Umgangssprache endlich die vielen Titel wegläßt und sich nur mit „Frau K.“ und „Herr J.“ anredet, so falsch ist es, wenn man diese Neuerung auch beim Vorstellen aufrecht erhält. Dies soll doch zur gegenseitigen Orientirung beitragen, auch die Unterhaltung erleichtern, indem ein gewisser Anknüpfungspunkt damit gegeben ist. Das wird aber nicht erreicht, wenn man nur vorstellt: „Herr K.“ oder „Frau J.“; auf diese Weise bleiben die Beteiligten in Unwissenheit über einander und sind genöthigt, im Gespräch so lange herumzutasteln, bis jeder herausbekommen hat, aus welchen Kreisen der andere stammt. Nun wird vielleicht mancher einwenden, daß in der Gesellschaft alle gleich sind, und daß es nicht darauf ankommt, welche Stellung jemand einnimmt. Das will ich nicht bestreiten, aber das Gespräch ist nun einmal vom Persönlichen nicht ganz zu trennen; letzteres ist meistens der Ausgangspunkt der Unterhaltung, und diese gewinnt dadurch oft erst an Interesse. — Ebenso ist es nothwendig, daß man beim Vorstellen selbst der nächsten Verwandten etwas eingehender ist. „Meine Schwester“, „meine Mutter“ genügt nicht. Man will doch wenigstens wissen, ob man die Schwester mit „Gnädige Frau“ oder „Gnädiges Fräulein“ anzureden hat, ganz abgesehen davon, daß man auch eine Baronesse, Gräfin oder Excellenz vor sich haben kann. Ich könnte dies Thema noch weiter ausspinnen, denke aber, die vorerwähnten Beispiele genügen, um die unangenehmen Konsequenzen von solchem oberflächlichen Vorstellen deutlich ans Licht zu führen. Sollte aber eine der verehrten Leserinnen anderer Meinung sein, so würde es mich sehr interessieren, dieselbe zu hören, da ich für jede Belehrung dankbar bin. M. D.

„Eine Freundin des Tanzes“. — Gewiß sind uns die „Klettensmettlerlinge“ bekannt; als „neue Abonnentin“ kennen Sie natürlich den Inhalt früherer Jahrgänge nicht. In „Aus dem Leserkreis“ vom 1/3 95 brachten wir unter der Rubrik „Geselligkeit“ Abbildung und Beschreibung des niedlichen Cotillon-Scherzes. Neuerdings bringt die Firma M. Schmeißer, Leipzig, Beethovenstr. 7, eine ähnliche Spielerei in den Handel, vielfarbige Blumen, Papierrosen etc., deren jede einen Knallbonbon-Bers und eine Klette auf dem Stielansatz trägt. Ein Pustrohr befördert das bunte Geschoß an sein Ziel, und es giebt Anlaß zu besonderer Heiterkeit, wenn die Blumenschnitzer zwischen Tänzern und Tänzerin beginnt. Säckchen aus farbigem Seidenpapier mit „fliegenden Blumen“ gefüllt, nebst Pustrohr erhalten Sie von der oben genannten Firma. Die Red.

Der Eintritt in die Gesellschaft. — Mangel an Lebenserfahrung, erwachende Eitelkeit und Lebensneugier des jungen Menschenkinde, leider auch oft die irrige Erziehung und eine gewisse, weit verbreitete Art von Jugend-Vectüre, alles vereinigt sich, um die jugendliche Phantasie einen Kranz von Träumen und Hoffnungen um diesen Wendepunkt des Lebens, den Eintritt in die Gesellschaft, flechten zu lassen, — einen Kranz, den die nüchterne Wirklichkeit meist langsam, aber erbarmungslos Blatt für Blatt zerpfückt. Man frage einmal alle diejenigen, die einst mit erwartungsvoll pochendem Herzen zum ersten Mal über das glatte Parkett des Ball- und Gesellschaftssaales geschritten, ob sie dort „das Glück“ gefunden! Nur die Schößkinder des Schicksals, die pecuniär und social günstig gestellt werden hin und wieder ein „Ja“ in Bereitschaft haben.



Säckchen mit „fliegenden Blumen“ und Pustrohr.

Wenn nun „der Eintritt in die Gesellschaft“ mit zu den Nothwendigkeiten des modernen Lebens gehört, so liegt es doch in der Hand verständiger Eltern, den Zeitpunkt so lange wie möglich hinauszuschieben. Selten sind Welt- und Lebensanschauung im Alter von 16 und 17 Jahren schon so gereift und gefestigt, daß sie den mancherlei Gefahren Stand halten, die der Jugend unter dem glänzenden Gewande geselliger Heiterkeit drohen. Beim werdenden jungen Menschen zerfließen die Schaumblasen einer übermüthigen Laune nicht, wie bei den Reiferen, — an ihrer ersteren Lebenserfahrung; seine tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge führt dieselben bei ihnen auf den wahren Gehalt zurück. In der erregbaren Einbildungskraft der ersten Jugend wachsen die nichtigen Phantome zu riesengroßen Wirklichkeiten an, kindischer Unverstand läßt wiederum folgenschwere Handlungen völlig belanglos erscheinen. Eine ganze stiltliche Welt, das mühsame, langjährige Erziehungswerk von Eltern und Erziehern, kann so, besonders in sehr

Unsere Kinder.

Der Eintritt in die Gesellschaft. — Mangel an Lebenserfahrung, erwachende Eitelkeit und Lebensneugier des jungen Menschenkinde, leider auch oft die irrige Erziehung und eine gewisse, weit verbreitete Art von Jugend-Vectüre, alles vereinigt sich, um die jugendliche Phantasie einen Kranz von Träumen und Hoffnungen um diesen Wendepunkt des Lebens, den Eintritt in die Gesellschaft, flechten zu lassen, — einen Kranz, den die nüchterne Wirklichkeit meist langsam, aber erbarmungslos Blatt für Blatt zerpfückt. Man frage einmal alle diejenigen, die einst mit erwartungsvoll pochendem Herzen zum ersten Mal über das glatte Parkett des Ball- und Gesellschaftssaales geschritten, ob sie dort „das Glück“ gefunden! Nur die Schößkinder des Schicksals, die pecuniär und social günstig gestellt werden hin und wieder ein „Ja“ in Bereitschaft haben.

Wenn nun „der Eintritt in die Gesellschaft“ mit zu den Nothwendigkeiten des modernen Lebens gehört, so liegt es doch in der Hand verständiger Eltern, den Zeitpunkt so lange wie möglich hinauszuschieben. Selten sind Welt- und Lebensanschauung im Alter von 16 und 17 Jahren schon so gereift und gefestigt, daß sie den mancherlei Gefahren Stand halten, die der Jugend unter dem glänzenden Gewande geselliger Heiterkeit drohen. Beim werdenden jungen Menschen zerfließen die Schaumblasen einer übermüthigen Laune nicht, wie bei den Reiferen, — an ihrer ersteren Lebenserfahrung; seine tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge führt dieselben bei ihnen auf den wahren Gehalt zurück. In der erregbaren Einbildungskraft der ersten Jugend wachsen die nichtigen Phantome zu riesengroßen Wirklichkeiten an, kindischer Unverstand läßt wiederum folgenschwere Handlungen völlig belanglos erscheinen. Eine ganze stiltliche Welt, das mühsame, langjährige Erziehungswerk von Eltern und Erziehern, kann so, besonders in sehr

zart organisirten Naturen, mit einem Schlage in Trümmer sinken.

In England beugt man diesen moralischen Krisen dadurch vor, daß man dem heranwachsenden Geschlecht noch mehrere Jahre nach der Confirmation Zeit läßt, physisch und geistig zu erstarren, ehe man ihm die Pforten des eigentlichen Salon-Lebens erschließt.

Diese Maßregel soll nicht etwa eine puritanische Verkümmern jugendlichen Frohsinns bedeuten. Im Gegentheil! Man erhält so die muntere Jugend länger ihrem ureigensten Element. Wo fließt ihr denn der Quell harmloser Freuden so ungetrübt, wie im kleinen, häuslichen Kreise von Altersgenossen beider Geschlechter? Hier dämmt keine erzwungene Passivität die übersprudelnde Lebenslust künstlich zurück, eine Rolle, die die Anwesenheit erwachsener Fremder Gäste den Novizen des Gesellschaftslebens in der Regel aufnöthigt.

Allerdings trifft man auch hin und wieder Erscheinungen, die sich trotz ihrer Jugendlichkeit mit der würdevollen Gemessenheit von Salon-Veteranen zu bewegen verstehen. Solche verfrühte äußerliche, conventionelle Glätte gebehrt aber meist nur auf Kosten der Originalität und inneren Harmonie des Individuums. Diese aber ist das Endziel, der alle Erziehungskunst zustreben muß, die elterliche sowohl, als ihre Fortsetzung: die Selbst-Disciplin, die veredeln, verbessern, verschönern, nicht nur ausrotten und vernichten soll. Um dies Ziel zu erreichen, sollten Eltern und Erzieher auch ihr besonderes Augenmerk auf die Umstände richten, unter denen der Eintritt der Jugend in die Gesellschaft erfolgt.



Baby's „Spielplatz im Zimmer“.

Baby's „Spielplatz im Zimmer“. — Nicht alle Mütter sind in der Lage, ihren Lieblingen ein eigenes Zimmer als Tummelplatz zur Verfügung stellen zu können. Wird ihnen aber im Gg- oder Wohnzimmer eine Spielecke eingeräumt, so kommt es nur zu häufig vor, daß Baby den Raumkreis durchaus nicht respectirt, sondern über das ganze Zimmer rutscht und am Kamin oder in Mütter's Nähföhrchen Lühel stiftet, zumal, wenn die Mutter vielbeschäftigt ist und das Wartepersonal für den kleinen Menschen fehlt. Da ist der „Spielplatz“ in Wahrheit unentbehrlich. Er besteht aus einem etwa 50 cm hohen, 125 cm breiten, 125 bis 150 cm langen schmiedeeisernen Gestell mit bronzirtem Spirals-Drahtnetz, das sich in jedem Zimmer aufstellen und bequem zusammenlegen läßt. Ueber den Boden breitet man einen Spielteppich oder eine wattirte Decke. Hier in diesem „Ställchen“ hat Baby sein Reich; Spielzeug aller Art wird ihm hineingelegt. Auch seine ersten schüchternen Aufstiege und Gehversuche kann es ganz unbeschadet unternehmen, denn plumpst es hin, so fällt es weich; beim Aufstehen hält es sich an dem Gitter fest. Hin und wieder muß man dem Kleinschen das kraftvoll hinausgeschleuderte Spielzeug in sein „Ställchen“ sammeln, sonst aber ist das Kind darin wohlgeborgen.

Frau v. R. und Mrs. Ellis, Kenmore. — Auf Ihre Anfrage können wir Ihnen das unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich stehende, vorzügliche Erziehungs-Pensionat, verbunden mit Haushaltungs-Schule für Töchter, des Fräulein Hermine Ridder in Wiesbaden, Adelheidstr. 3, empfehlen. Dasselbe hat dem umfassenden Lehrplan neuerdings Kurse in Pädagogik hinzugefügt und ist unter Mitwirkung bester Lehrkräfte in der Lage, allen Ansprüchen zu genügen. Auch bereitet das Institut zum Handarbeits-Lehrerinnen-Examen vor. Prospekte erhalten Sie auf Anfrage jederzeit; desgleichen Referenzen, um selbst Erkundigungen bei den Eltern früherer Pensionärinnen einzuziehen.

Häusliche Kunst.

Relief-Bildchen in Wald-Rosait auf Staffelei aus Kiefernzweigen. — Zur Erinnerung an den heimatischen Wald, den ich nach langen Jahren wieder einmal durchstreifte, an die hübschen Ausblickspunkte auf der Verghalde und an den von alten Bäumen beschatteten, bemooften Steinpfad, — mein Lieblingsplätzchen früherer Tage, — brachte ich von der vorjährigen Sommerreise außer allerlei Waldgewächs einen großen Strauß heim, der seinen Platz in der „Erinnerungscke“ meines Zimmers in einer schönen, großen Vase gefunden hat. Rechts und links davon steht auf kleiner Staffelei aus Nistenzweigen je ein Relief-Bildchen in Wald-Rosait. — Ansichten des alten Forsthauses im Walde, — von Flechten, Moos und Farnkraut-Spitzen, getrockneten Blumen zc. in hübscher Anordnung umgeben. Die Anfertigung machte mir so viel Freude, und die fertigen Bildchen sind ein so hübscher Zimmerschmuck, daß ich den Leserinnen dieser Zeilen nur zur Nachahmung der hübschen Arbeit rathen kann. Man läßt vom Glaser eine Mattglas-Platte in beliebiger Größe schneiden, — bläuliches Milchglas ist als Hintergrund besonders günstig, — dann wird das Landschaftsbildchen, — eine Photographie oder auch ein Bild von einer Ansicht-Postkarte, — vorsichtig mit recht klarem Gummi arabicum (Buchbinder-Kleister ist nicht so gut) in die Mitte geklebt. Die Ränder, rechts, links und unten, umgibt man mit gepreßtem Moos in Wäuschchenform, das man sorgfältig auflebt und sehr sauber verarbeitet; die Wege



Relief-Bildchen in Wald-Rosait auf Staffelei aus Kiefernzweigen.

Man läßt vom Glaser eine Mattglas-Platte in beliebiger Größe schneiden, — bläuliches Milchglas ist als Hintergrund besonders günstig, — dann wird das Landschaftsbildchen, — eine Photographie oder auch ein Bild von einer Ansicht-Postkarte, — vorsichtig mit recht klarem Gummi arabicum (Buchbinder-Kleister ist nicht so gut) in die Mitte geklebt. Die Ränder, rechts, links und unten, umgibt man mit gepreßtem Moos in Wäuschchenform, das man sorgfältig auflebt und sehr sauber verarbeitet; die Wege

kann man durch Glimmer-Sandbewurf über leicht aufgestrichenem Gummi markiren. Ist das Ganze fertig und trocken, so wird der Pinsel nochmals in Gummi getaucht, gut ausgestrichen und sehr vorsichtig über alles geführt, dann bestreut man die ganze Landschaft mit Diamantine, wodurch sie wie verschnitten aussieht. — Für die kleine Staffelei bieten die Zweige des Christbaums prächtiges Material. Man entfernt die Nadeln und schneidet, der Größe des Bildchens entsprechend, sechs Stäbchen; zwei davon, die Außenträger, müssen gleich lang, der Mittelstab aber muß um etwa 3 cm länger als die Außenträger sein, damit er diese überragt, an den oberen Enden bleiben die Triebknospen stehen. Die Staffelei-Stütze schneidet man beliebig lang, doch so, daß die Staffelei schräg zurückgelehnt steht. Von den beiden Querleisten, für die man ein Stäbchen spaltet, muß die obere fast um die Hälfte kürzer als die untere sein. Die einzelnen Stäbchen fügt man mittelst kleiner Metallnägeln zusammen und bestreicht dann die kleine Staffelei mit Leinöl; ist dies eingetrocknet, so überpinselt man sie mit Copal-Lack.

man durch Glimmer-Sandbewurf über leicht aufgestrichenem Gummi markiren. Ist das Ganze fertig und trocken, so wird der Pinsel nochmals in Gummi getaucht, gut ausgestrichen und sehr vorsichtig über alles geführt, dann bestreut man die ganze Landschaft mit Diamantine, wodurch sie wie verschnitten aussieht. — Für die kleine Staffelei bieten die Zweige des Christbaums prächtiges Material. Man entfernt die Nadeln und schneidet, der Größe des Bildchens entsprechend, sechs Stäbchen; zwei davon, die Außenträger, müssen gleich lang, der Mittelstab aber muß um etwa 3 cm länger als die Außenträger sein, damit er diese überragt, an den oberen Enden bleiben die Triebknospen stehen. Die Staffelei-Stütze schneidet man beliebig lang, doch so, daß die Staffelei schräg zurückgelehnt steht. Von den beiden Querleisten, für die man ein Stäbchen spaltet, muß die obere fast um die Hälfte kürzer als die untere sein. Die einzelnen Stäbchen fügt man mittelst kleiner Metallnägeln zusammen und bestreicht dann die kleine Staffelei mit Leinöl; ist dies eingetrocknet, so überpinselt man sie mit Copal-Lack.

mittelst kleiner Metallnägeln zusammen und bestreicht dann die kleine Staffelei mit Leinöl; ist dies eingetrocknet, so überpinselt man sie mit Copal-Lack.

Fürs Haus.

Garderoben-Halter „Favorit“. — Der dargestellte Kleiderhalter „Favorit“ wird für Corridore, Schlaf- und Garderobenzimmer überall willkommen sein. Nach Art der Coupé-Gepäckhalter, aus zwei über einander befindlichen verzinkten Drahtnetzen in bronzirtem Eisengestell ausgeführt, läßt sich der 95 cm lange Garderoben-Halter sicher an jede Wandfläche befestigen. Das obere, 23 cm breite Regal erweist sich für das bequeme Unterbringen von Hüten, Schachteln, Handtaschen u. a. m. besonders nützlich, während das kleinere, darunter befindliche, 8 cm breite Regal für Stöcke und trockene Schirme, und eine darunter angebrachte Reihe Haken zur Aufnahme von Kleidern bestimmt ist. Eine besondere Vorrichtung zur Aufnahme nasser Schirme, die gleichfalls an der Wand befestigt wird, besteht aus einem ornamentirten länglichen Metallhalter mit auszuhabendem Unterfah.



Garderoben-Halter „Favorit“.

„Lonn“. — Die Preise des „Hohenzollern-Beilchen-Parfüms“ („Aus dem Leserkreise“ v. 15/11 97) verschieben sich für Hohenzollern-Beilchen-Kau de Cologne Rt. 3, 1,50 und 1, dagegen für Hohenzollern-Beilchen-Extraits Rt. 3, 2,50 und 1,50. A. S.

Adelheid Ziegelmund. — Das wasch-echte Färben ecrufarbener Spachtel-Gardinen kann nur in einer Färberei ausgeführt werden; wir empfehlen Ihnen hierfür die Coumbé'sche Färberei, Berlin SO, Ringelstr. 21, deren Specialität das Färben von Spachtel-Gardinen ist. Nach jeder Wäsche aber kann man den Gardinen die bräunliche Ecrufarbe geben, wenn man der cremefarbenen, künstlichen Stärke einen Theil filtrirten starken Kaffees zusetzt und die richtige Nuance an einem Mullstückchen zuvor erprobt. A. S.

Küche.

Schnell zu bereiterender Eierpunich. — Ein guter Theelöffel voll feinsten Weizenmehls, kein Kartoffelmehl, wird mit etwas Wein oder Wasser klar gerührt, dann gießt man 3/4 l (1 Flasche) leichtem Weißwein hinzu und fügt 6 ganze, frische Eier, etwas Zitronenschale, sowie Zucker nach Geschmack bei. Ist alles stark gerührt, so kommt es auf rasches Feuer. — Was oder Spiritus-Feuer ist am besten, — und wird fortwährend gerührt bis kurz vor dem Kochen. Dann setzt man den Topf ab, gießt ein kleines Weinglas feinen Arrac hinzu und giebt das Ganze in die vorher gewärmte Punsch-Terrine. E. S.

Gebratener Puter mit Trüffel-Farce. — Ein junger, gut abgehängter Puter wird gesäubert, dressirt, mit einer Trüffel-Farce gefüllt, mit Speckplatten umwunden, in ungefähr drei Stunden gebraten. Den Saucen-Fond verkostet man mit einigen fein gehackten Trüffeln und Madeira und verdirbt ihn mit etwas Kartoffelmehl oder einer weißen Mehlschwitze. — Zur Bereitung der Trüffel-Farce kocht man Herz und Magen des Puters weich, wiegt beides mit der rohen Leber, 1/2 kg Schweinefleisch und 1/2 kg Kalbfleisch. Dann rührt man 125 g Butter zu Sahne, mischt nun das Fleisch, 3 ganze Eier, 125 g in Milch geweichte und auf dem Feuer abgerührte Semmelkrume, 6 bis 8 gewiegte Sardellen, 2 fein gehackte, in Butter geschwigte Zwiebeln, die abgeriebene Schale von 1 Citrone, etwas weißen, gestohlenen Pfeffer und Salz hinzu, treibt die gut untereinander gemischte und im Mörser gestohlene Farce durch ein Sieb und giebt 5 bis 6 in Madeira weich gekochte und in feine Scheiben geschnittene Trüffeln, sowie etwas Madeira hinein. A. S.

Blumentohl in der Form. — Ein großer, fest geschlossener und zart weißer Blumentohl wird sorgfältig gepuzt und, nachdem er zur sicheren Entfernung aller darin befindlichen Insecten einige Stunden in stark gesalzenes Wasser gelegt war, je nach

seiner Größe in 15 bis 25 Minuten in siedendem Salzwasser weich gekocht. Dann nimmt man den Blumentohl heraus, läßt ihn abtropfen, stellt ihn aufrecht in eine Porzellan-Form und übergießt ihn mit einer dicken Sauce, die man mit 2 g Butter, 1/2 l Sahne, Salz und einigen Löffeln Regl auf dem Feuer abgerührt und danach mit drei Eigelben abgeseigt hat. Dann läßt man den Blumentohl, mit geriebener Semmel und Parmesan-Käse überstreut und reichlich mit Krebsbutter überfüllt, in mäßig heißen Ofen hellbraun baden. A. S.

Gärtnerei.

Frau J. W., Trief. — Ueber die Behandlung der Zimmerpflanzen im Winter finden Sie einen Artikel in „Aus dem Leserkreise“ der Nummern vom 1. und 15. Januar u. s. Auch auf die Behandlung der Palmen geht dieser Artikel ein. Die Zwergpalmen und die gewöhnlichen Dattelpalmen, die schon in Italien gedeihen, überwintert man in kühler aber frostfreier Stube, die übrigen in mäßig geheiztem Zimmer. Halten Sie die Erde mäßig feucht, gießen nur mit erdarmtem Wasser, bieten hellen Standort und besprengen die warm stehenden Palmen täglich, waschen auch die Blätter wöchentlich. Vor Zug und starken Wärmeschwankungen müssen alle Palmen sorgfältig bewahrt bleiben. M. S.

Fr. G., Charlottenburg. — Die gegenwärtig so beliebten Zimmerpflanzen müssen kalt, aber frostfrei überwintert werden, sind auch nur sehr mäßig zu gießen. Bei zu warmem Standort hängen die Zweige bald schlaff herab, und es setzen sich dann Wollläuse zwischen den Nadeln fest; durch zu große Feuchtigkeit verderben die Wurzeln. Im Sommer wollen die Zimmerpflanzen im Freien, aber halb schattig und nicht in voller Sonne stehen. Von der gewöhnlichen Art, die der wissenschaftlichen Namen Araucaria excelsa führt, giebt es einige schöne Abarten, z. B. compacta robusta, die gedrungen und breit wächst, und glauca mit blaugrünen Nadeln. M. S.

Allgemeines.

Christbaums Ende. — Ein sehr profaisches Ende ist hier im Thüringer Lande dem Christbaum beschieden. Wohl wird auch hier ein Stück von ihm zerhackt und ein lustiges Feuer damit angemacht, aber die Hauptsache ist, daß er noch schön, gleichmäßige Quirle liefert, Dinge, die man in Süddeutschland

wie ich mir sagen ließ, gar nicht kennt, und ohne die man einmal eine thüringer Hausfrau sein Eisen bereiten kann. Damit sollte sie auch sonst den Feind zu den herrlichen rohen Ranzschiffen anrühren? Bekanntheit stehen die Reste von Nichte und Tanne quirlartig; unterhalb der Reste, die einen Quirl bilden, hackt man den Stamm ab, von den Resten läßt man, je nach der Stärke des Holzes, 3 bis 6 cm stehen und hackt so, daß ein schräge, glatte Fläche bleibt; je den Stiel rechnet man etwa 10 cm. Die Quirle werden dann in einem Gefäß mit heißem Wasser abgerührt und einige Tage darin gelassen; dann schält und schält man die Rinde ab und glättet die Schnitt-Enden. Auf diese Weise erhält man, je nach der Größe des Baumes, 4 bis 8 sehr feste, dauerhafte Quirle. M. S.

Kalender-Cartons zu Werthen. — Wenn der neue Abreißkalender den alten abläßt, trennt man sich von diesem ab nur ungern, denn die Abreißkalender-Industrie hat schon vielen minderwertigen Sachen Fabricate von oft künstlicher Ausführung geliefert. Ich habe die besseren Cartons auf verschiedene Weise zu einem dauernden Zimmerschmuck zu machen versucht. Von einer befreundeten Familie habe ich die praktische Einrichtung übernommen, neben jeder Thür einen Zündholz-Halter an der Wand zu befestigen; kommt man in der Dunkelheit nach Hause, so hat man das Licht sogleich bei der Hand. Zu solchen Streichholz-Behältern habe ich einige meiner Kalender-Cartons verwendet. Eine kleine Schachtel leicht aus Pappe gefertigt und wird dann, nachdem man sie vorher mit weißem Carton sauber überzogen hat, an der Stelle festgeklebt, wo sonst der Kalender-Blatt befestigt war. Das Kästchen wird hierauf im Stil des Carton-Bildes mit Aquarell-Farben bemalt. — Einen anderen Kalender-Carton habe ich in einen Bürtchenhalter verwandelt. Dazu überlebe ich einen ca. 18 cm langen, 8 cm breiten, seitwärts von oben nach unten abgeschragten Streifen nicht zu starker Pappe mit dunkelgrünem Sammet und befestigte ihn taschenartig auf dem Carton, daß man eine Bürste bequem hineinstecken kann. Mit gelben Zündnägeln wird das Ganze an der Wand befestigt. A. S.

Hand. Zu solchen Streichholz-Behältern habe ich einige meiner Kalender-Cartons verwendet. Eine kleine Schachtel leicht aus Pappe gefertigt und wird dann, nachdem man sie vorher mit weißem Carton sauber überzogen hat, an der Stelle festgeklebt, wo sonst der Kalender-Blatt befestigt war. Das Kästchen wird hierauf im Stil des Carton-Bildes mit Aquarell-Farben bemalt. — Einen anderen Kalender-Carton habe ich in einen Bürtchenhalter verwandelt. Dazu überlebe ich einen ca. 18 cm langen, 8 cm breiten, seitwärts von oben nach unten abgeschragten Streifen nicht zu starker Pappe mit dunkelgrünem Sammet und befestigte ihn taschenartig auf dem Carton, daß man eine Bürste bequem hineinstecken kann. Mit gelben Zündnägeln wird das Ganze an der Wand befestigt. A. S.

Vegetabilien: Blumentopf-Hülle: E. Kayser, W. Schöppel, Nr. 124, Gluckwisch, Tisch- und Menu-Karten, Berlin, Papier: G. Spemann, W. Leitzinger, 114; H. Schlottermann, 14; R. Kimmels, W. Leitzinger, 36. „Spielplatz“ als Spirals-Draht (Preis von 20 Mt. an): Conrad Weg in Stuttgart, Königsstr. 37. Relief-Bildchen und andere Arbeiten in Holz-Rosait: Frau Forkmeier G. Marzall, Frankfurt, Holz, 15 und 16) und Schirmhalter (Preis Mt. 2, 4,50 und 5,50): J. Kuhn, Söhne, C. Strauß, 28/29.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ Hermann Braun A. Herrmann, Charlottenburg, Auebdrucker. 78.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (S. von Spielberg).

(7. Fortsetzung.)

Menger überlegte, sollte er denn von neuem anfangen auf seine alten Tage? Das war unmöglich! Oder das bittere Gnadenbrod aus der Hand seiner Frau essen, jeder Bissen mit Gift und Galle gemischt?

Nein, nein! Nur das nicht, lieber einen Tod unter Folterqualen! Und gesetzt auch, er ertrüg's, — der Mensch erträgt ja so viel, — würde er dann sein Wort dem Kinde gegenüber einlösen können, wenn zu allem noch eine materielle Abhängigkeit hinzutreten sollte?

War's denn nicht schließlich schon die bloße Drohung mit der Verschlechterung seiner Verhältnisse gewesen, durch die ihn Margit neulich so eingeschüchert hatte, daß er den braven Bernhard nicht mehr zu seinen Bibliophilen-Abenden auf-forderte?

Er starrte in das Licht seiner Arbeitslampe, bis ihm die Augen zu schmerzen begannen. Die Zunge klebte ihm trocken im Gaumen.

Und dann der andere Gedankengang: Wie sollte er persönlich den geschäftlichen Schlag ertragen? Seit hundert Jahren sah bestand die Firma. Seit dreißig Jahren stand er an ihrer Spitze, — hochangesehen, untadelhaft war sie in guten und in bösen Tagen gewesen, so geachtet, daß die Außenstehenden es kaum bemerkten, wie sie allmählich aus den Bahnen des reinen Bankier-Geschäfts ablenkte und zu einer Speculations-Firma großen Stils wurde. Nun, Gottlob, umverkehrt lagen die Depots seiner Kunden in den Tresors! Aber trotzdem! Wenn die Firma Menger & Söhne auch keinen schimpflichen Bankrott machen konnte, — Schmach kam doch auf den alten Namen. „Wieder einer!“ würde es heißen.

„Wieder einer...!“ Er sprach es unwillkürlich laut nach mit seiner heiseren Stimme.

Vor seinen Augen entfielen sie den Gräbern, die anderen, — die Betrüger und die betrogenen Betrüger, die leichtfertigen und die sinnlos leidenschaftlichen Spieler, die Verschwender und Vergewer. Er hatte sie ja sämtlich gekannt, mit den meisten gehandelt, viele noch rechtzeitig durchschaut, von anderen sich selbst düpiert lassen, — er hatte dann immer zu denen gehört, die nach der Katastrophe stolz und verächtlich die Köpfe hochhoben und ausspicien: „Werst uns nicht mit ihnen in einen Topf!“

Und nun doch auch er, — „wieder einer!“

Wie ein Alp lag es auf seiner Brust. Es schnürte ihm die Gurgel zusammen, es presste, einer Dornenkrone gleich, sich in seine schmerzende Stirn.

Nein! Tausendmal nein! Menger & Söhne durften nicht fallen. Es mußte einen Ausweg, — eine Hülfe, — Rettung geben!

Er überdachte die augenblickliche Börsenlage. Eine flauere Zeit, keine Anregung nach irgend einer Seite hin, nur minimale Schwankungen der leitenden Papiere. Die Politik still, die Industrie ohne Regsamkeit, eine Aenderung der Handelsverträge in absehbarer Zeit kaum bevorstehend. Die abenteuerlichen Pläne durchkreuzten wie im Fluge sein Hirn: Petroleum-King, — Goldshares, —

Und dann stieg ein unwiderstehlicher Ekel in ihm empor gegen das ganze Spiel, an das er gekettet war, wie an einen Fluch.

Warum konnte er nicht als ein einfacher Privatmann leben mit seinem geliebten Kinde, mit seinen Büchern, all seinen stillen Regungen? Warum war es ihm verjagt, — warum ließ ihn dies unheilige Geschäft nicht los?! Dies satanische Hasten nach schnellen Gewinnen, mit seinem unaufhörlichen, unbestimmbarem Wechsel, mit den ununterbrochenen Nerven-Erschütterungen und Aufregungen...

Wie ihm die Kehle brannte, —

Nur einen Schluck Wein, — ein Glas Wasser! Ihm war zu Rausche, als müße er verschmaden. —

Stille! stand drüben im Wohnzimmer noch vom Diner eine Karaffe?

Er tappte durch den langen Flur hinüber, ließ das elektrische Licht entflammen, suchte am Büffet und auf dem Credenz-Tisch. Nichts! Und die Leute natürlich längst zu Bett...

Wo war denn wohl ein Hahn der Wasserleitung? Ah, — richtig, — unten in der Küche!

So holte er sich denn seine Studier-Lampe und stieg mit aufstrebenden Schritten die Wendeltreppe hinab. Seit Jahren war er nicht im Souterrain gewesen, fiel ihm plötzlich ein. Wohl sogar damals zum ersten und letzten Male, als er die Villa gekauft hatte. Vor fünfzehn Jahren, das war noch eine goldene Zeit gewesen.

Querst fand er sich gar nicht zurecht. Aber dann klinkte er endlich die richtige Thür auf. Ah, — und dort war ja auch der Hahn! Er sah sich vergebens nach einem Glase um, — nun, da hingen ja die Milchkannen, die thaten's schließlich auch.

Wie langen, langen Bügen trank er. So wohl hatte ihm lange kein Trank gethan, das kühle Wasser löschte ihm nicht nur den Durst, es war fast, als löschte es auch das brennende Feuer in seiner Brust.

So wohl that es ihm, daß er sich einen Küchenschemel heranzog und sich setzte. Ihm wurde plötzlich ganz leicht zu Muthe, — ein leiser Hauch von Vertrauen kehrte in seine Seele zurück.

Und wie er so am Küchentisch saß, die kurzen Beinchen lang ausgestreckt, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich die grünbeschilderte Lampe, zur Seite der Ausguss mit dem Wasserleitungs-Hahn darüber, den er nicht geschlossen hatte, weil ihm das Plätschern so wohlthätig erfrischend im Ohr klang, — da sah er etwas ganz Alltägliches, das ihn plötzlich ungeheuer interessierte.

Es waren zwei Küchenschwabens, die auf der Wand oberhalb des großen Herdes dicht neben einander saßen. Sie mochten hier in dem feinen Hause ein recht kümmerliches Dasein führen, immer geheizt und verfolgt mit Petroleum und Insecten-Pulver, kaum eine kleine Ritze zwischen den glatten Kacheln als Zufluchtsort in der Noth. Er empfand fast etwas wie Mitleid mit dem Ungeziefer.

Sie sahen ganz still, wie leblos, — lange Zeit. Aber dann fingen sie an, vorwärts zu kriechen, immer längs einer wagerechten Kachelfuge hin, ganz langsam, als ob es ihnen schwer würde.

Und da keimte ihm ein Gedanke, — ein echter, rechter Spielergedanke.

Diese beiden elenden Dinger sollten ihm den Weg weisen. Sie mußten ja endlich die wagerechte Linie aufgeben; zogen sie dann aber aufwärts, so ging er in die Haufe, krochen sie abwärts, so ging er morgen schon mit aller Kraft in die Baiste.

Nicht etwa, daß er sich der Thorheit seines Entschlusses nicht bewußt gewesen wäre. Aber mit diesem klaren Bewußtsein, mit dem inneren, galligbitteren Spott über seinen eigenen Entschluß einte sich doch ein fatalistischer Glaube.

Wie der Unheilbare, der vergebens die ersten ärztlichen Autoritäten gehört hat, sich schließlich an den Rath des elendesten Quacksalbers klammert, ihm zugleich glaubt und doch wieder nicht glaubt, so setzte plötzlich Bernhard Menger seine Zuversicht auf das Orakel der beiden armseligen Küchenschwabens. Mit weit vorgebeugtem Kopf, vor Erregung bebend, folgte er ihrer langsamen Bewegung und überstahl dabei schon im voraus seine Maßnahmen.

Nun sahen sie wieder still; jetzt krochen sie vorwärts. Einmal macht die obere eine kleine Schwentung nach der Decke zu, aber es ist, als ob sie sich eines anderen, besseren besinnst, sie kehrt um, gesellt sich der zweiten zu. Sie hocken wieder aneinander, als ob sie sich berathschlagten, und nun, nun geht's gradlinig nach unten, schnell und schneller, bis auf die Herdplatte.

Und in demselben Manne, der vor einer halben Stunde noch verzweifelt das Spiel und die Börse verfluchte, jubelte es plötzlich auf: natürlich, — mit vollen Segeln in die Baiste! hatte sie ihm denn nicht auch früher stets seine größten Triumphe gebracht? Wie er nur hatte zweifeln und zögern und schwanken können! Mit einem Schlage stand es lichtklar vor seiner Seele, daß die nächsten Tage ein bedeutendes politisches Ereigniß bringen mußten, — hatte es denn nicht schon vorgespukt heute an der Pariser Abendbörse? Und da war eine kleine Differenz der Grenzbeamten im Westen gewesen, — das konnte ein zweiter Schmaedelesfall werden; vielleicht gab es morgen schon einen kalten Wasserstrahl nach Paris, eine geharnischte Note, — ihr folgte dann ein officiöser Krieg in Sicht-Artikel, —

VIII. Kapitel.

„Junge, Hasso, heraus mit der Sprache! Was hast Du? Was drückt Dich? Donnerwetter, Junge, hast Du kein Vertrauen mehr zu Deinem Vater?“

Der alte Hellbach saß breitbeinig mitten auf dem Sopha des gemeinsamen Wohnzimmer. Die mächtige Meerschaaupipe in der rechten Faust, die unwidertelnde Füße weit ausgebreitet, in der Linken den „Sorgentüppel“, wie er ihn nannte, einen massigen Spazierstock mit schwerer Silbertrüde, der nur dann zu Ehren kam, wenn der Major das leidige Rodagra plagte.

„Schockschwerenoth, Junge, mach nich nicht böse! Hab' mich, so lange Du dem Vater entronnen bist, nicht in Deine Chojen eingedrängt. Aber das Herumgemaupe und Mäulen, immer mit dem mühseligen Bestreben, es zu verbergen, ich kann's, bei Gott, nicht mehr mit ansehen!..“

„Laf nur, Papa!“

Der Hauptmann hatte am Fenster gestanden und auf die Gasse hinausgesehen, in das Schladdenwetter, das seit einer Woche regierte als ein recht unkommoder Gast. Es war, als kämen die drei gestrengen Herren, die im Mai ausgeblieben waren, jetzt im Juni nach.

„Laf nur!“ machte der alte Herr nach. „Laf nur!“ .. Der Geier soll da „lassen!“ Ich kenne Dich nicht wieder seit den letzten vierzehn Tagen.“ Er stand etwas mühselig auf und humpelte bis an die Seite des Sohnes.

„Aber, Papa, willst Du wohl sitzen bleiben!“

„Nein, mein Junge. Ich will nicht!“ Er hatte seine Hand auf des Sohnes Schulter gelegt und nickte ihm zu. „Ich will 'mal einen ernsten Ton mit Dir reden. Und wenn Dir das nicht paßt, dann laß' ich heute noch meinen Koffer packen und fahre nach Wiesbaden. Was zu bunt ist, ist zu bunt!..“

„Ich wollte, ich könnte mit!“

„Komm mit, Hasso! Nimm vierzehn Tage Urlaub, es wird Dir gut thun.“

„Bitte, Papa!“ Der Sohn hatte den Vater unter den rechten Arm gegriffen und führte ihn vorsichtig zum Sopha zurück. „Es geht leider nicht, Papa. Ich kann nicht fort, ich würde auch keinen Urlaub erhalten.“

„Kück mir 'mal den Stuhl 'ran! So —.“ Der alte Herr hob erst das rechte, dann das linke Bein auf den Sessel. „Diese nichtsnutzigen Ständer! Das kommt von dem Wetterumschlag,“ stöhnte er, „so schlecht ist es mir noch in keinem Frühjahr gegangen.“

„Du solltest wirklich nach Wiesbaden gehen, Papa.“

„Willst mich wohl los sein? Was? Nein, ohne Dich nicht! Und keinen Urlaub? Na, hör 'mal, Hasso, Du hast Dich das letzte Jahr redlich geplakt, — das wäre ja noch schöner, wenn man Dir lumpige vierzehn Tage abschlagen wollte!“

Der Hauptmann hatte sich einen Stuhl herangezogen, dem Vater gegenüber. „Die Zeiten haben sich geändert, Papa. Der Oberst würde es höchst erstaunlich finden, wenn ich in dieser Jahreszeit, ohne Todenschein, auf Urlaub gehen wollte. Als jüngster Compagnie-Chef noch dazu!“

„So, so? Nun, wir waren zu unserer Zeit auch nicht faul. Aber mit Urlaub wurde nicht gezeigt, im Gegentheil, man gönnte jedem seine Ausspannung, wenn er seine Pflicht gethan

hatte. Freilich, so mit Hochdruck wurde damals wohl nicht gearbeitet. Ihr seid ja jetzt alle im Training, wie ein Hunter vor der Herbst-Campagne. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ .. Mit Verlaub zu sagen, Hasso: Wenn das überall so ist, wie hier, dann, scheint mir, ist die Armee auf dem besten Wege, nervös gemacht zu werden. Und solch eine nervöse Truppe, — hm! .. Ich weiß nicht, ob das gerade eine wünschenswerthe Eigenchaft ist!“

„Es ist nicht so schlimm, Papa.“

„So? Na, weißt Du, so recht glaub' ich Dir das nicht. Ihr, soweit ich sehen kann, gapst alle wie die Windbunde. Wenn ich so zurückdenke, geschont wurden wir ja auch nicht. Und grob waren damals unsere hohen Herren .. grob wie Bohnensiroh. Herr Gott von Strammbach! Wenn der alte Santitz uns beim Bataillons-Exerciren zusammenritt, dachten wir oft, es sei höchste Zeit einzupaden. Wie oft hat er mich angebrüllt. Aber wenn er dann mit uns im Frühstückszimmer saß und sich seine Pirsich mit Wädelchen genehmigte, dann lachte er so gemüthlich, daß man ihm nicht böse sein konnte. Hab' ich Dir die Geschichte mit dem Nathanjon schon 'mal erzählt, Hasso? Nein? Na also. Ich hatte da einen unmenschlich langen Judenjüngling in die Compagnie bekommen mit einem großen schwarzen Vollbart. Der Kerl war so groß, daß ich ihn nicht verstecken konnte, er mußte ins erste Glied. Und, hol' mich der Geier, jedesmal beim Bataillons-Exerciren führte der alte Santitz: „Will der Kerl mit dem Judenbart in der neunten Compagnie wohl zurück!“ „Was hummelt die lange Latte mit dem schwarzen Bart in der neunten Compagnie, will der Kerl wohl die Knochen durchdrücken!“ Da ist schon wieder das lange Laster mit dem Bart“ .. — es war zum Auswaschen. Also eines Tages lasse ich Monsieur Nathanjon rasiren. Am anderen Morgen ist Bataillons-Exerciren. Der Santitz hat kaum zum ersten Mal aus der Tiefe deplottiren lassen, so brüllt er wieder: „Will der schwarzbärtige Jud' —“

Plötzlich unterbricht er sich, beugt sich vor, schüttelt mit dem Kopf: Herr Hauptmann von Hellbach! — „Herr Oberstwachmeister!“ — „Wo ist der Israelit in Ihrer Compagnie?“ — „Der Nathanjon, Herr Oberstwachmeister? Er steht, wie stets, als der sechste Mann im ersten Gliede.“ — „Zum Donnerwetter, ich seh' ihn doch aber nicht.“ — „Dort, Herr Oberstwachmeister.“ — „Nein, der Kerl hatte doch 'nen Bart.“ — „Er hat sich ihn abnehmen lassen.“ — „Freiwillig, oder haben Sie es befohlen?“ — „Ich habe es befohlen.“ — „So? Was, in Geiers Namen, haben Sie mit meine Härte in meinem Bataillon abnehmen zu lassen, Herr Hauptmann! Solch einen Staatsbärt, man sah ihn auf hundert Schritt, und so ging das Unwetter weiter, und viel mehr, glaub' ich, nicht, dann hätte er befohlen, ich solle dem Manne einen kaltschnitzigen Bart auf der Kammer anmessen lassen. Aber nachher, im Casino, mußte er sich den fugekrunden Bauch halten vor Lachen, daß ich ihn hereingelegt hatte. — Du hörst ja gar nicht zu, Hasso?“

„Doch, Papa, doch!“ Hasso Hellbach fuhr auf. Seine Gedanken waren während der langen Erzählung des Vaters wirklich auf der Wanderung gewesen.

„Er lachte, der alte Santitz, bis ihm die Thränen aus den kleinen Schweinsäugeln trießen. — Euer Pflaume, glaub' ich, kann überhaupt nicht lachen. Was? Und grob sein auch nicht?“

Der Sohn antwortete nicht. Vergerlich zog der Major die Schultern hoch. „Hör 'mal, Hasso, Du bist wirklich gräßlich ungemüthlich. Sprich Dich doch wenigstens aus. Hast Du dienstlichen Nerger?“

„Den auch, Papa.“

„So, den auch! Das klingt ja recht vielversprechend. Ist denn wirklich mit dem Manne so schwer auszukommen?“

Hasso Hellbach sprang auf und schob heftig seinen Stuhl bei Seite. Und so einsilbig er bisher gewesen, nun sprudelten ihm die Worte von den Lippen, als ob er sie bis zu diesem Augenblick nur mühsam zurückgehalten habe. „Ja, Papa,“ stieß er hervor, „es ist in der That nicht mit ihm auszukommen, — ich wenigstens weiß mir keinen Rath mehr, und wie mir, geht's anderen auch. War' ich's nur allein, der stöhnt, ich würde die Föhne zusammenbeißen und mir sagen, daß er recht und ich unrecht hätte. Aber es ist wohl nicht einer von uns zwölf Compagnie-Chefs, der's nicht satt hätte.“

Der Major pfiff wieder die Melodie vor sich hin: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ ..

„Nein, Papa, das ist es wirklich nicht. Ich thue meinen Dienst gern, und Hand aufs Herz, Papa, hast Du mich je über ein Zwiel stöhnen hören? Aber worunter wir alle leiden, das ist die ewige, endlose Nörgelei, dies Nichtsrechtmachenkönnen, das unaufhörliche Tadeln bei all und jedem! Ich gebe zu, es war ganz gut, daß wir einmal ein bißchen hart angefaßt wurden, wir waren vielleicht zu sehr verwöhnt. Aber nun nie ein Wort der Anerkennung, immer ein der Form nach tabellos höfliches und doch gallebitteres Verreihen, auch wenn man seine beste Kraft einsetzte .. es ist zum Rasendwerden! Und es trifft nicht nur uns Compagnie-Chefs, es trifft die ganze Truppe. Anfangs that's unseren Leuten wohl, daß sie die straffere Jucht merkten, jetzt beginnt ein mürrischer Widerwille einzuzureichen, ein passiver Widerstand, so weit ein solcher in unserer Armee überhaupt möglich ist. Die Lieutenants —“

„Lieutenants nur verbrecherlich, finden alles lächerlich.“

„Bitte, Papa, scherze nicht! Es ist wirklich nicht zum scherzen. Die Lieutenants zuden die Achseln; neulich sagte mir mein braver, fleißiger Graf Weltingen, als ich ihm wegen seines Turmunterrichts belobte: „Es hilft ja doch nichts, Herr Hauptmann.“ Die Unteroffiziere sind mühselig, den Kerl'n sieh't's auch auf dem Gesicht geschrieben: „Wozu sich anstrengen, es hilft ja doch nichts!“ Und ich bin bald auch so weit, — es hilft ja doch nichts!“

„Das will ich nicht hoffen, Hasso!“ Der Major war ganz ernst geworden. Er richtete sich aus seiner behaglichen Stellung auf und klopfte dem Sohn auf die Schultern. „Lieber Junge, laß Dir von Deinem alten Vater eines sagen: Wenn sich das alles so verhält, wie Du es schilderst, und ich zweifle nicht daran, dann wird der Mann keine Seide spinnen. Es ist

zwar Unfug, wenn man sagt: „Gestrenge Herren regieren nicht lange“, — gestrenge Herren sind meist gute Regenten und regieren meist sehr lange; aber das alte Alerandrische Wort sagt: „Schweinsleder besteht, Vergoldung vergeht“. Und der Pflaume ist, wenn mich nicht alles täuscht, nur vergoldetes Grobmetall, Double, Talmi! Das blendet seine Zeit, aber es ist, Gottlob! bei uns in der Armee noch immer so gewesen, daß die unechten Geister bald erkannt werden.“

„Du irrst leider, Papa. Pflaume ist nach allem, was man sieht und hört, sehr gut angegriffen.“

„Wart's ab, warte es ab! Laß nur erst die Befichtigungen kommen und das Mandat, und Du wirst sehen, wie schnell er abwirft. Das ist auch noch immer so gewesen: Wer kein Herz für seine Truppe hat, der erreicht nichts. Also abwarten und, bis dahin, seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun. Versteh mich recht: Nicht nur mit dem Blick nach oben, viel mehr noch mit dem richtigen Blick nach unten: Steure mit Ernst und Strenge und Wohlwollen, — Wohlwollen, — Hasso, in Deinem kleinen Kreise dem, was Du vorhin als passiven Widerstand bezeichnetest, geh' selbst auch darin mit gutem Beispiel voran: Du bist nicht Herr Oberst Baron Pflaume, Du bist Deinem obersten Kriegsherrn für Deine Compagnie verantwortlich. Daran denke!“

„So, Hasso,“ der Alte schluckte ein paar Mal, und dann fuhr er mit einem leisen Blinzeln fort: „Das wäre abgethan. Aber Du machst mir nicht weis, daß es der Dienst allein sei, der Dich drückt.“

Hauptmann von Hellbach lachte gezwungen auf: „Du bist sehr scharfsichtig, Papa.“

„Schulden hast Du nicht, Hasso, das weiß ich. Kameradschaftlichen Aerger auch nicht, — überhaupt, was Dir auf dem Gesicht geschrieben steht, stammt aus einer tieferen Region . . . da her.“ Er tippte mit dem Zeigefinger in der Richtung des Herzens. „Still, Hasso, ich will nichts wissen! Das sind Dinge, die jeder mit sich allein abmachen muß, in die auch der Vater nicht hinein gehört. Nur die Hand drücken wollt' ich Dir, armer Kerl, und dazu auch wieder sagen: Kopf hoch, Junge! Und denke daran, daß es schließlich nur wenigen Männern beschieden ist, ihre erste echte Liebe heimzuführen. Das ist nun auch einmal im Leben häßlich eingerichtet . . . ja! Aber unser guter Gott wird wohl gewußt haben, warum er's so und nicht anders eingerichtet hat.“

Der Alte fuhr sich mit der umgekehrten Rechten hastig über die Augen. „Armer Kerl —!“ murmelte er noch einmal, und dann sprang er plötzlich ohne Rücksicht auf seine unwiderten Füße auf, umhalste den Sohn und küßte ihn rechts und links auf die Wangen: „Du lieber, armer Junge!“

Einen Augenblick lehnte Hellbach den Kopf an des Vaters Schulter. Aber er richtete sich sofort energisch auf. Er sprach nicht gleich. Mit fest zusammengedrückten Lippen sah er starr vor sich hin. Dann sagte er ernst und gelassen: „Ohne Sorge, Papa, auch das wird überwunden werden, auch das . . . so schwer es ist!“

IX. Kapitel.

In dem kleinen Doctor-Hause waren stille, trübe Tage eingezogen. Die Sorgen kamen mit leisen Schwingen und hielten fast unter dem bemosten Dache.

Ohne vorherige Anmeldung war der Sohn des Hauses heimgekehrt, auf kurzen Urlaub nur, wie er sagte, zur Vollenendung einer wissenschaftlichen Arbeit. Und schon nach der ersten Stunde merkte der Vater, daß er einen Patienten mehr bekommen habe, einen schweren Fall sogar, denn der Patient litt nicht körperlich, sondern seelisch. Willy Bernhaupt, der noch vor kurzem so heitere, frohe Briefe aus Berlin geschrieben, sah träumerisch in den Stuben oder in den stillsten Winkeln und Eden des Gartens umher, die lange Gestalt vorüberbeugt, das frische Gesicht schmerzlich verzogen, den sonst so fest aufgedrehten Schnurrbart an den Mundwinkeln herabhängend. Die „wissenschaftliche Arbeit“ ruhte vorläufig, obwohl der Autor eine Miesentaste mit alten Schmökern mitgebracht hatte. Besogter Autor setzte auch allen väterlichen Anzuspörungen ob dieser Abhandlung einen schweigenden Widerstand entgegen, und nur einmal hatte er geäußert, daß er über das „Speculum humanae salvationis“ des Conrad von Alzheim zu schreiben gedente, welche Mittheilung Papa Bernhaupt mit einem bedenklichen Schütteln des Hauptes entgegennahm. „ . . . Ärztlicher Kram aus dem XV. Jahrhundert! Muß ja sehr interessant sein!“

Auch der Schwester gegenüber sprach sich der junge Gelehrte nicht aus. Er begnügte sich damit, ihr bisweilen schmerzverloren in die Augen zu sehen oder ihre Hand zu einem leisen Druck zu fassen. Ella's gesunde Natur würde ehemals gegen diese verdächtigen Verhimmelungs-Anzeichen sicher kräftig reagiert haben. Jetzt fügte sie sich bereitwillig der halb ironischen, halb ernstigen Mahnung des Vaters: „Laß dem verlebten Stint Zeit, von selbst ins rechte Fahrwasser zurückzukommen.“

Um so bereitwilliger that sie das, da es auf ihr selbst lag, wie ein schwerer Druck, wie die Furcht vor einer nahenden Gefahr. Auch sie war stiller geworden und nachdenklich. Und immer seltener fand sie eine heitere Entgegnung auf die Schlagworte des Vaters, auf seine kleinen Redereien.

Aber allmählich verflüchteten auch diese. Die ewig jugendliche Frohlaune des alten Herrn schien zu versiegen. Dann und wann revoltierte er wohl noch mit einer humoristischen Bemerkung gegen die trübe Stimmung im eigenen Hause, den „Vocall des Unmuths“, doch der Humor hatte meist einen etwas galligen Anstrich. Dann kam der Tag, wo er, aus der Residenz zurückkehrend, seinen berühmten Doctor-Hut, den er sonst immer wie ein Heiligthum an den Kiegel hängte, während in eine Ecke warf und erst nach einigem besorgten Hin- und Herfragen Ella's damit herauskam, daß ihn ein paar jüngere Herren des Regiments, die früher bei ihm aus- und eingegangen waren, in der Dunstigen Weinstube mit sichtlichem Verlegenheit „umgangen“ hätten. Er lachte dann zwar wieder und meinte, er könne es verschmerzen, eigentlich thäten die armen Jungen ihm leid, — aber der Stachel sah doch.

Oben auf dem Schlosse war reges, geselliges Treiben. Seine Wellen schlugen aber nicht mehr, wie früher, bis an die Schwelle des Doctor-Hauses. Nur ein einziges Mal hatte Baron Bruno unten vorgesprochen. Auf wenige Minuten nur, wie immer lebenswürdig, aber sichtlich gezwungen heiter. „Als ob er einer Pflicht genüge, — auch einer seiner vielen gesellschaftlichen Pflichten“, hatte der Doctor bemerkt, und Ella hatte sich im Stillen gesagt, „als ob auch er unter fremdem Einfluß stünde.“ Seither trug sie das Haupt nur noch höher. Es sollte nie-

mand wissen, was sie litt. Zum ersten Male stiegen in ihrer Seele quälende Zweifel empor. Zum ersten Male grübelte sie, ob ihr unbedingtes Vertrauen auch auf fester Grundlage fuhe. Sie kämpfte einen ehrlichen Kampf mit sich selbst, indem sie sich die eigenthümliche Halbheit ihres Verhältnisses zu dem Baron vergegenwärtigte. Aber sie, deren innerstem Wesen eigentlich jede Halbheit widersprach, unterlag doch aufs neue den tausend Entschuldigungsgründen, die ihr Herz bereitwillig für den Mann konstruirte, den sie liebte, und den sie mit einem anderen Maßstab messen zu müssen meinte, als alle anderen.

„Thut das denn nicht auch der Vater?“

Er sprach sich ihr gegenüber so wenig aus, wie er sie befragt hatte, — selbst nicht in jener Stunde, da sie nach Hellbach's Scheiden schluchzend an seine Brust gesunken war, — warum jener gegangen. Aber sie wußte, daß er in ihrer Seele las. Sie wußte auch, daß ihre geheimsten Herzenswünsche und ihr Herzensleid ihm nicht verborgen waren, und bisweilen sehnte sie sich schmerzlich darnach, ihm um den Hals zu fallen, sich an seiner Brust auszuweinen. Und doch widerstrebte ihr das zugleich.

Da kam der Doctor eines Mittags in höchst erregter Stimmung heim. Er ging sofort in sein kleines Arbeitszimmer und ließ zu Tisch auf sich warten, bis Ella endlich selbst an seine Thür pochte. Als er öffnete, lachte er ihr nervös ins Gesicht: „So — so! Deine Suppe wartet. Welch ein Unglück!“

Sie sagte besorgt nach seiner Hand: „Dir ist etwas Unangenehmes zugefallen, Väterchen.“

„Ach wo, keine Spur! Komm nur, Kind, unser armer Willy verhungert und sonst. Er lebt, wie alle Herzkranken, so wie so fast nur von Luft und Liebe!“

Es wurde ein trübseeliges Mittagessen, obwohl der Doctor von Zeit zu Zeit das tiefe Schweigen mit irgend einer forcirt lustigen Bemerkung unterbrach. Als er aber endlich sein Mundtuch zusammenknüllte und auf den Fußboden fallen ließ, sagte er: „Du, Kind, — ich bin also endgültig abgesetzt . . . in Ungnade gefallen, daß Du's nur weißt! Borhin begegnete ich meinem verehrten Collegen, dem Herrn Geheimen Ober-Medicinalrath Professor Dr. Köchin; — er fuhr in einem Pflaume'schen Wagen zum Schloß und grüßte mich gnädig herablassend.“

Damit stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ella hatte gewaltsam an sich halten müssen, um nicht laut aufzuschreien. Aber es war in diesem Augenblick doch nicht die Zurücksetzung des Vaters, die sie kränkte, es war nur eine verzehrende Angst um den geliebten Mann, die ihr das Blut jäh durch die Adern jagte. Und aus dieser Herzensangst heraus fragte sie endlich mit bebender Stimme: „So ist er krank, — schwer krank . . .“

„Ich danke Dir unterthänigst für die ebenso logische, wie schmeichelhafte Schlussfolgerung, gute Ella! Also wenn Baron Bruno sehr krank ist, nimmst Du an, reicht mein geringes Wissen nicht aus, — hast Du's gehört, Willy?“

„Aber Vater, — lieber Papa! —“ Sie sprang auf und hing sich an seinen Arm, den Kopf an seine Schulter lehrend.

„Beruhige Dich, Kind! Ich kenne seine Natur. Er wird vorläufig nicht kränker sein, als er immer ist, und der große Ober-College wird ihm zunächst sogar überraschend schnelle Hilfe bringen. In Gestalt einiger medicamentöser Peitschenhiebe nämlich, bei denen die Striemen, die der Patient davonträgt, dann erst viel später, dafür aber desto stärker fühlbar werden. Kennen wir, — kennen wir ja! . . .“

„Du mußt zu ihm, Papa, ich flehe Dich an!“

Der Vater war bis an das Fenster getreten; Ella blieb dicht neben ihm, immer noch seinen Arm umklammernd. Jede Faser in ihr bebte. Nun hob er langsam seine beiden Hände und umschloß damit zärtlich ihr Gesicht. Lange blidte er ihr tief in die Augen, und unter seinem Blick wich das Blut aus ihren Wangen, um dann plötzlich in einer heißen Welle zurückzupulsen, als er ihre Stirn küßte: „Mein liebes, armes Kind,“ sprach er leise. „Er ist doch von noch schwächerem Holze, als wir beide glaubten.“

„Geh zu ihm, Vater, thu's um meinetwillen!“ bat sie noch einmal unter strömenden Thränen.

Nun ließ er die Hände langsam herabsinken und schüttelte ernst den Kopf. „Nein, mein Kind!“ Er sagte es milde, aber mit einer Bestimmtheit, die jede Widerrede ausschloß. „Ich kann es nicht. Ich würde gegen eines der obersten Gesetze verstoßen, welche die stinliche Welt regieren, — gegen das Gesetz der Selbstschätzung. An dies Gesetz denke auch Du, Ella. Es war wohl hohe Zeit, daß wir . . . wir beide daran erinnert wurden. Glaube nicht, daß es mir leicht wird, so zu thun, wie ich thun muß. Denn, Gott weiß es, ich habe den Mann, den wir beide meinen, lieb gehabt, fast wie einen eigenen Sohn, trotz aller seiner Schwächen. Aber die Stunde ist da, wo wir endlich diesen Schwächen unsere Stärke entgegenstellen müssen, — unseren Stolz!“

Er küßte sie noch einmal sanft auf die Stirn, dann ging er in sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Ella blieb am Fenster stehen, und des Vaters letzte Worte klangen weh in ihrer Seele nach. Ihr war es, als rüttelte eine rauhe Hand an ihren heiligsten Empfindungen. Sie lehnte sich innerlich auf gegen die erste Mahnung, und doch tönte in ihr eine überzeugende Stimme: „Er sprach die Wahrheit, — die bittere Wahrheit, — und sie auszudenken, sie auszusprechen, ward ihm kaum minder schwer, denn sie mir klug.“

Minutenlang mochte sie mit thränenumflorten Blick in das Grün hinausgestarrt haben, ganz in sich versunken, ganz nur mit sich beschäftigt. Da fühlte sie plötzlich eine weiche, schlankte Hand aus ihrer Schulter, und eine leise Stimme sprach zu ihr: „Arme, liebe Ella!“

Ihr Bruder, dessen Anwesenheit sie ganz vergessen, war zu ihr herangeraten.

Und nun zog er sie sanft vom Fenster weg zum Sopha, zwang sie niederzuliegen und setzte sich neben sie, — immer ihre Rechte in der seinen. Und er, der in all den Tagen seiner Anwesenheit nie über seinen eigenen Kummer gesprochen, begann jetzt, ihr von seiner stillen Liebe zu erzählen und von all den künstlichen Hindernissen, die man zwischen ihr und ihm aufgetürmt hatte. Es war, als ahne er, daß er heute bei der Schwester den rechten Ton finden, auch das richtige Verständniß treffen werde, — es war ihm aber auch, als müsse es ihr heute wohlthun, von seinem eigenen Herzeleid zu hören.

Er war ein umständlicher Erzähler, einer von denen, die immer vom geraden Wege abweichen und von seitlich des Pfades her Gleichnisse und Parallelen heranziehen. So wurde ihm

Margit Menger, die Mutter seiner Lotti, zur biblischen Delila, die Simson's Leben vergiftete — „Blüthler über Dir!“ — und indem er sie zeichnete, kam die ganze Bitterkeit, die seine Brust erfüllte, zum Durchbruch. Zug auf Zug trug er zusammen zu ihrem Charakter-Bilde, und dann stieß er plötzlich hervor: „Sie ist ein Typ unserer Zeit. Trügerisches Talmi ist sie, unecht und unwahr! Und Talmi sind sie alle, diese Pflaume's, — Streber und Parvenüs der gleichen Gattung, in so verschiedenen Farben sie auch schillern und schimmern.“

Nun küßte sie sich wieder verlegt. Wer gab dem Bruder das Recht, von der Berliner Vanquiers-Frau auf den Schloßherrn von Trunberg, von dem eiteln, herrschsüchtigen Weibe auf den Mann zu schließen, zu dem sie so lange in Verehrung, — in stiller Freundschaft, — nun ja! und dann mit sehnlichster Liebe empor gesehen?!

Sie wollte sich erheben, aber er drückte sie sanft wieder neben sich nieder. Als ob er ihre Gedanken mit gefühlt, fuhr er fort: „Du zürnst mir in diesen Augenblicken, Ella. Und noch etwas anderes: Du sagst Dir, daß ich, der ich mich schämbar so widerstandslos in mein Geschick ergebe, anstatt zu ringen und zu kämpfen, nicht berufen sei, zu urtheilen. Aber ich, Ella, die Kräfte und Gaben sind verschieden vertheilt. Ich kenne meine Schwäche ganz genau, — ich bin kein Mann der That, wenn mir auch manchmal ein Hoffen aufsteigt, daß meine Stunde noch kommen wird. Ich war von Jugend an eine träumerische Natur, — ich wurde, wie Ihr's wohl nennt, ein Bücherwurm. Aber in mir war immer eine Gabe, zu leben und zu erkennen — Menschen und Dinge. Und, ich glaube, ich habe den Baron Bruno stets richtiger beurtheilt, als Ihr alle. Nein, er ist gewiß kein schlechter Mensch. Er ist sogar der besten Regungen fähig. Er ist gutherzig und wohlwollend, und eine bestirrende Lebenswürdigkeit ist ihm zur zweiten Natur geworden. Aber unser guter Vater sah trotz seiner scharfen Augen doch nicht auf den Grund, wenn er ihn vorhin nur „schwady“ nannte. Glaub' es mir, Ella, auch der Mann ist Talmi, und er ist noch ein gefährlicheres Surrogat, weil die Vergoldung bei ihm stärker ist, weil man die Fälschung schwerer erkennt. Glaub' es mir nur, der Grundzug, der Kern im Wesen aller dieser Streber, das treibende Agens in ihnen ist der Egoismus, die Liebe zum höchsten Ich!“

„Nein, tausendmal nein!“ Es war das erste Mal, daß Ella den Bruder unterbrach, mit einem Ausruf des Widerstrebens, der aus der Tiefe ihres Herzens kam.

„Und es ist doch so, Ella! Du übersehest nur, daß der Egoismus auch zum Selbstbetrug führen kann, und gerade das ist bei ihm, bei Bruno Pflaume, der Fall! Er betriegt sich selbst, indem er sich Ziele setzt, die des Erreichens gar nicht werth sind. Das hindert aber nicht, daß er, um sie zu erreichen, schließlich jeden Weg einschlagen wird, der ihm der rechte dünkt. Und, — denke an mich, Ella, — er wird sich nicht davor scheuen, andere Menschen, — auch solche, Ella, die ihm theuer sind, — am Saume solch eines Weges zurück zu lassen. Er wird dann freilich dereinst wohl auch einsehen, was er Uebles gethan, aber die Reue wird erst kommen, wenn es zu spät ist.“

Es war eine wunderliche Art, wie der junge Gelehrte sprach. Leise und zugleich wie docirend, auch wenn er die geheimsten Regungen seines Herzens und seines Denkens enthüllte. Was geistlich, logisch geordnet, — und doch ohne Ueberzeugungskraft, weil es stets den Eindruck des künstlich konstruirten machte. So wirkte es wenigstens auf die Schwester. Es kam über sie wie ein Widerwille gegen die klugen Worte, gegen eine Behauptung, welche des Hintergrundes der Kraft, des Selbstbewußtseins so ganz entbehrte. Fast hochmüthig krauselten sich ihre Lippen. „Splitterrichter, der Du den Balken im eigenen Auge nicht siehst!“ sprach sie hastig.

Er zuckte zusammen, und eine helle Röthe strömte über sein Gesicht. Aber er blieb ganz ruhig. Er lächelte gegen ein leises, schmerzliches Lächeln. „Du irrst, Ella! Ich sage Dir schon: ich bin kein Mann der That. Aber ich bin ehrlich, das giebt mir das Recht, zu urtheilen. Du aber, Ella, Du bist blind mit sehenden Augen.“

Einen Moment sah sie, ohne zu antworten. Starren Blick sah sie an dem Bruder vorüber ins Leere. Dann aber wand plötzlich die verhaltene Leidenschaft in ihr durch. Sie sprang auf und preßte beide Hände gegen die wogende Brust.

„Blind?“ stieß sie hervor, „blind! Ja denn, ich war blind, ich bin blind! Ihr Grausamen, die Ihr mir diese Blindheit rauben wollt! Laßt mir, ich flehe Euch an, laßt mir meine Blindheit, laßt mir meinen Traum, laßt mir mein Glück! . . . Und wenn denn schon einst das Erwachen, das Sehen kommen muß, dann soll es nicht durch Euch kommen, ich werd's zu ertragen wissen, wenn die Stunde da ist, aber gönnt mir jetzt noch eine kurze Frist, eine Spanne Zeit nur!“

Sie hob die Arme gen Himmel, und ihr Körper zuckte in innerer Erregung.

„Schwester, Ella!“ Auch er war aufgestanden und suchte, seinen Arm um ihre Schultern zu legen. „Ella, zürne mir nicht! Ich meinte es so gut, — und, Ella, tragen wir denn nicht gleich schwer?“

„Nein! Tausendmal nein! Das thun wir nicht! Vergleiche uns nicht . . . ich ertrag' es nicht. Großer Gott . . . Du bist ein Mann! Du darfst um Dein Lieb ringen, und Schmach . . . Schmach über Dich, wenn Du es nicht thust! Ich aber . . . Weist Du denn, Willy, wie ich innerlich leide?! Weist Du, was es heißt, einem Herzensglück entsagen sollen . . . weislich . . . kluglos, — ohne sich anklammern zu dürfen an irgend eine Hoffnung, ohne den Kampf aufnehmen zu dürfen! Und weißt Du, was es heißt: zu wissen, daß dieser Mann, den ich liebe, und der mich verschmäht, trotzdem nur mich, mich allein liebt, und daß er zu Grunde gehen wird ohne mich? Weist Du, Willy, mit Deinem Geschick und Deinem Leid! Und kennst Du mir nicht, wie der gute Vater vorhin, mit unserem Stolz, was sind das alles anders als Worte, Worte und immer wieder Worte! Rauch und Schall! Füh! Du Dich erst einmal von dem Liebsten, das Du hast, in tiefster Seele getrennt . . . verstossen, ringe Du erst einmal mit Dir selbst, wie ich in dieser Stunde, und dann komm wieder, dann setze Deine schmerzlichen Worte! . . . Armeseliges Leid, das Du trügst, gegen meine . . . meinen Kummer!“ Ella verstummte.

Langsam sanken ihre Arme herab. Es war plötzlich, als hätte der Ueberreizung aller Nerven eine tiefe, tiefe Abspannung. Von selbst suchte sie Anlehnung an den Bruder. Und dann schlug sie beide Hände vor das Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

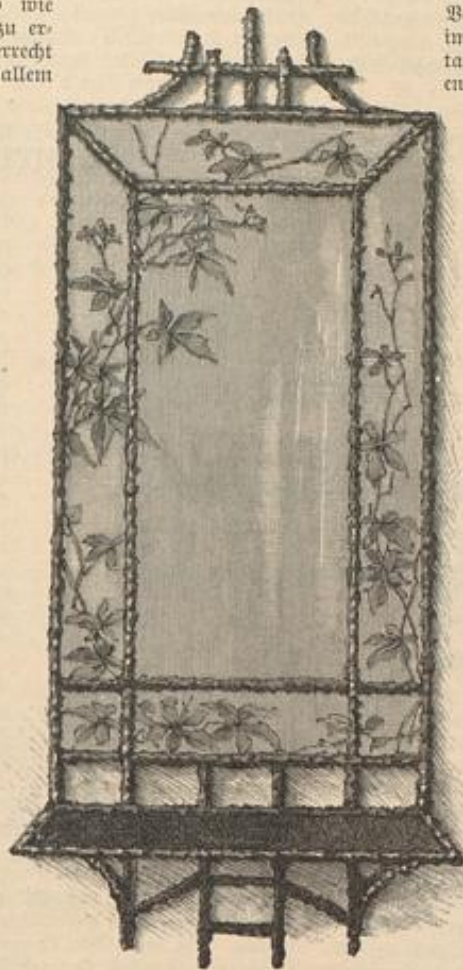
Nachdruck auch im einzelnen unterlagt.

Geistige Interessen.

Rechts-Brevier für deutsche Ehefrauen. — 52 Merksprüche aus dem bürgerlichen Gesetzbuch mit Erläuterungen von Dr. jur. Emilie Kempin. Verlag von J. J. Neine, Berlin. Preis 1 Mk. — Mit den kurzen Sprüchen, gleichsam die Quintessenz der Gesetz-Paragrafen, soweit sie die Ehe betreffen, bietet die Verfasserin den deutschen Frauen eine klare Uebersicht über ihre Pflichten und Rechte. Die Erläuterungen decken sich mit den betreffenden angegebenen Paragrafen, bringen diese aber dem Verständniß näher und lehren, wie das Gesetz sich als Schutz erweist, wie leicht manchem Unglück vorzubeugen ist und wie die Rechte der Frau aufrecht zu erhalten sind. Eheverträge, Güterrecht und Vormundschaft sind vor allem eingehend behandelt. E. F.

Gesundheits- und Körperpflege.

Wasserstoff-Superoxyd oder Wasserstoff-Hyperoxyd, auch Wasserstoff-Peroxyd genannt, ist eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, die aber doppelt so viel Sauerstoff enthält als Wasser, das aus gleichen Theilen derselben Elemente besteht. An Licht und Luft zerfällt es sich leicht und muß deshalb in gut verschlossenen, dunklen Flaschen oder an dunkeln Orten aufbewahrt werden. Die wässrige Lösung wird durch Zusatz von Spiritus haltbarer. Sie bleicht organische Stoffe und zerstört sie durch Freiwerden von Sauerstoff. Dreiprocentige Lösung, wovon einige Tropfen in ein Glas Wasser gethan werden, ist ein gutes Reinigungsmittel des Mundes, tilgt üblen Geruch und vernichtet schädliche Bakterien. — Dunkle und rothe Haare werden durch das Mittel sichtlich gelb oder hellgelb gefärbt; man benutzt dazu starke Lösungen (20 bis 25 Procent), die nach voraufgegangener Einsetzung mit einer Bürste oder einem Schwämmchen in das Haar eingerieben werden. Die Färbung, oder vielmehr Bleichung, tritt nicht augenblicklich, sondern erst allmählich ein, bedarf dann aber nur selten der Nachfärbung. Verengung der Haut, die dadurch gelb wird, ist möglichst zu vermeiden. Dr. D.



Pfeilerspiegel mit gemaltem Rahmen.

Frau von B. A. — Vorsichtig und sachverständig angewendete Gesichtsmassage kann die Haut erfrischen, entzündete Pöckchen und Unreinheiten beseitigen. Ob die Simon'sche Methode besondere Vorzüge hat, entzieht sich unserer Beurteilung. Hauptächlich zu empfehlen sind: allgemeine Kräftigung durch geregelte Lebensweise, viel Milchgenuss, laue, später kalte Bäder und Abreibungen. — Von Blondfärbem der Haare ist abzurathen; Pflege der Kopfhaut und sparsame Anwendung eines milden Haaröls (z. B. Lanolin mit Mandelöl) zu empfehlen. — Höhenluft, mit den Kräften angemessener Bewegung, pflegt besonders wohlthätig gegen die Folgen der Jauchenza, speciell der Herzschwäche, zu wirken. Dr. D.

L. v. Z. — Nervosität ist häufig Ursache kalter und schweißiger Hände, und mit der Beseitigung jener Ursache durch richtige Lebensweise und geeignete Heilmittel verschwindet auch die unangenehme Folge. Die ärztliche Behandlung muß dem besonderen Falle angemessen sein; Belehrung über die Lebensweise finden Sie in „Gesunde Nerven“. Von Dr. Otto Dornblüth, Rostock 1896. Dr. D.

unter dem Ehren-Präsidium von Frau Professor Weber in Tübingen. Erste und zweite Vorsitzende sind Frau Director Pache und Frau Hauptmann Schmidt in Leipzig. Der übrige Vorstand besteht aus den Damen: Frau Marie Hecht-Tilfit, Frau Professor Lassar-Berlin, Frau Hauptmann Berg-Ausbach, Frl. Droopfen-Septow, sowie den Herren: Professor Ziegler-Strasbourg, Professor Zimmer-Herborn und Verlagsbuchhändler G. Kunne-Cöpenick. Der Verein hat 7 Zweigvereine, 24 Agenturen und 27 Sprechstellen in allen Theilen des Deutschen Reiches. Dieselben unterstehen der Centrale in der Weise, daß sie, nach der Mitgliederzahl, einen bestimmten Betrag der Hauptkasse des Vereins zuwenden; dafür haben die Hausbeamtinnen, die Mitglieder des Vereins sind, an allen wohlthätigen Einrichtungen desselben Anspruch. Die zweite General-Versammlung des Vereins fand am 4. October v. J. im Anschluß an den „Allgemeinen Deutschen Frauentag in Stuttgart“ statt. Aus den Berichten ist zu entnehmen, daß dem Vereine über 1600 Mitglieder angehören. Angemeldet wurden seit den 2 Jahren seines Bestehens: 3683 Bewerberinnen, 3241 offene Stellen, von denen 1014 besetzt wurden. An die Hausfrauen möchten wir die herzlichste Bitte richten, unsern Verein beizutreten, sowie seine Dienste bei Bedarf in Anspruch zu nehmen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den Frauen und Mädchen, die der Hilfe und des Beistandes bedürfen, zur Gründung ihrer Existenz behilflich zu sein.

Anmeldung neuer Mitglieder nehmen entgegen und zu jeder Auskunft sind bereit: Frau Prof. Lassar, Berlin, Reichstagsufer 1; Frau U. Hülfelder, Frankfurt a/M., Friedr. str. 22. B. U.

Fortbildungs-Curse. — In welcher größeren Provinzstadt Oesterreich-Ungarns könnte eine staatlich geprüfte Lehrerin der französischen Sprache, die auch Englisch und die Gegenstände des Fortbildungs-Curses mit bestem Erfolge unterrichtet, ferner Klavierstunden erteilt, einen geeigneten Wirkungskreis finden? S. A.

Häusliche Kunst.

Pfeilerspiegel mit gemaltem Rahmen. — Wer, wie ich, nur mit Aquarell-Malerei vertraut ist, hat bei der Verzierung von Gegenständen, auf denen diese Farbe schwer haftet, recht oft mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Noth aber macht erfinderisch. So veranlaßte mich der Wunsch, einen hübschen gemalten Rahmen für einen Pfeilerspiegel zu besorgen, zu dem in der Ausführung höchst gelungenen Versuche, eine schöne Ranke von herblich gefärbtem wilden Wein auf Aquarell-Papier zu malen, die Malerei dann mit Glasplatten bedecken zu lassen und ihr den Charakter eines Rahmens durch Vergrenzung mit hellbräunlichen Theeholz-Leisten zu geben. Die Fortsetzung der Ranke auf dem Spiegel selbst malte ich ebenfalls in Aquarell- und Deckfarben, die allerdings möglichst trocken behandelt werden müssen, und überzog sie danach mit Aquarell-Lack. Die Malerei hält fest und hat sich auch als dauerhaft bewährt. Die Console am Fuß des Spiegels ist mit reseda-farbenem Plüsch überzogen. Rahmen und Spiegel werden selbstverständlich an ihrer Rückseite durch eine feste Holzplatte geschützt. Das Montiren des Spiegels besorgt jeder Tischler. E. Sch.

Photographie-Ständer und -Kasten. — Photographien sind zum beliebigen Schmucl aller Räume geworden, und seit man die Albums abgesehen hat, ist es unser Bestreben, die Bilder möglichst sichtbar und in mannigfaltiger Umrahmung anzubringen. Eine hübsche Abwechslung stellt man aus zwei Glasplatten her, welche genau die Größe der einzurahmenden Bilder haben. Diese Glasplatten werden über das Bild gelegt und nach Art der bekannten Glasläden sauber mit Band eingefaßt. An den zwei oberen Ecken verbinde man zwei solcher Bilder mittelst Schleifen und bringe den so gewonnenen Ständer am besten vor einem Spiegel an, damit das hintere Bild in demselben sichtbar wird. — Auch aus Holzstäben von beliebiger Länge lassen sich hübsche Staffeleien zum Aufstellen von Bildern herstellen. Man braucht hierzu zwei etwa 32 cm lange Stäbe, einen Stab von etwa 15 cm und einen von 10 cm Länge, die sämmtlich 1 1/2 cm breit sind. Dieselben werden mit farbigem Plüsch bezogen, indem man 3 cm breite Streifen schneidet und die Stäbe damit umnäht. Die Nacht ist auf der Rückseite nur wenig sichtbar. Zuletzt werden die Stäbe in passender Anordnung durch Sternnägeln gehalten. Als Ständer dient ein ebenfalls mit Plüsch bezogener, 24 cm langer Stab, der an dem oberen Querbalken mit einem kleinen Charnier befestigt wird. Der untere Balken dient zugleich als Träger des Bildes. — Hat man viele Bilder und Ansichten aufzubewahren, so empfiehlt sich zu dem Zweck am besten ein hübscher Kasten. Schon längst war es mein Wunsch, einen solchen mit Metall-Auflagen zu besorgen, doch schreckte mich immer der Preis. Den Leserinnen mögen meine Angaben dazu dienen, sich mit wenig Kosten

und einiger Geschicklichkeit einen ähnlichen Behälter herzustellen. Eine flache Cigarrenkiste, 25 cm lang, 19 cm breit und 7 cm hoch, hat man zunächst von allen anhaftenden Etiketten und sonstigem Papier zu reinigen (was am besten in warmem Wasser geschieht), und an allen scharfen Kanten und Ecken mit Sandpapier abzureiben. Darauf werden Kasten und Deckel hellbraun gebeizt und gewischt. Zur Verzierung ließ ich mir vom Klempner 6 Stück Zinblech von 7 cm im Quadrat schneiden, die ich mit Klopffarbe verzierte. Vorlagen hierzu erschienen des öfteren in dieser Zeitung; ich erinnere hier an den Bilderrahmen in der Nummer vom 1. Juli 1891, dessen große Mittelblume mir als Vorlage diente. Diese Blech-Auflagen, die nach der Bearbeitung einen sehr feinen Silberglanz annehmen, werden am Rande in 1 1/2 cm Entfernung durchlocht, und auf dem Kasten in passender Anordnung mit silbernen oder goldenen Klopfnägeln befestigt, je nachdem man es vorzieht, die Verzierung zu bronzen oder sie weiß zu lassen. Der Deckel, den man zuvor ebenfalls losgelöst hatte, wird mit Charnieren wieder befestigt, und schließlich erhält der Kasten noch große, viereckige Nägel als Füße. Innen bekleidete ich denselben mit grünem Procat. Um das Springen des Cigarrenkisten-Holzes beim Benutzen zu vermeiden, lege man die Holzfläche fest auf. Abonnentin A. B. aus L.

Musikalisches.

Ausbildung in Musik. — Für eine musikalisch hochbegabte, gänzlich mittellose Waise, deren Ausbildung mir sehr am Herzen liegt, erbitte ich Rath und Hilfe aus dem Kreise wohlhabender, gutgesinnter Frauen, damit der guten Sache Förderung zu Theil werde. M. K. in Wien.

Frau Anne L. — Wir freuen uns, Sie auf ein ebenso nützlich als praktisches Geschenk aus dem bekannten Verlag von B. Schwente, Königstein a/Elbe, hinweisen zu können, das zwar für den Jahresanfang verspätet kommt, für den Geburtstag Ihres musikalisch begabten Töchterchens am 18. d. M. aber noch beschafft werden kann und dem Kinde gewiß Freude machen wird. Der musikalische „Lohengrin-Kalender“, illustriert von Frau Margarethe Simrod-Michael enthält Elsa's Traum, Brautlied, Elsa's Ermahnung an Ortrud, Lohengrin's Herkunft und König Heinrich's Aufruf, also alle „Perlen“ der genannten Oper in leicht spielbarer Bearbeitung und mit deutsch-englischem Text. „Jugendklänge“ und „Für große und kleine Kinder“, B. Schwente's Verlag, die Sie zu erhalten wünschten, sind, wie wir hören, bereits vergriffen. Die Red.

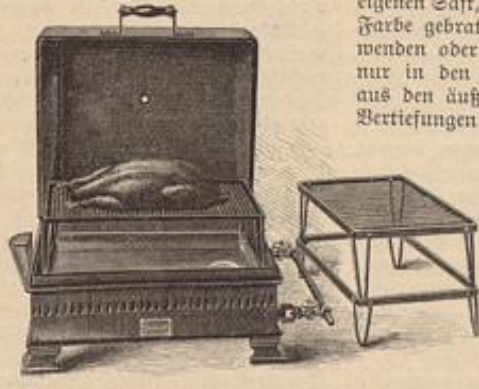
Fürs Haus.

„Holzbrand-Kalender“. — Eine treffliche Imitation der Holzbrand-Malerei zeigen die unter dem Namen „Holzbrand-Kalender“ von der Firma B. Schwente, Königstein a/Elbe in den Handel gebrachten Wand-Kalender, denen farbig ausgeführte, von der Malerin Fräulein Reibinger künstlerisch entworfene Blumen- und Landschafts-Motive mehr den Charakter eines Zimmerschmuckes als eines Nützlichkeits-Objectes verleihen. Von den Kalendern liegen 4 Größen und 6 verschiedene Muster vor; sie sind in größeren Papier-, Kunst- und Buchhandlungen käuflich. Die Red.

Brat- und Back-Apparat „Lucullus“. — Eine bemerkenswerthe Erfindung und eine Verbesserung, die hervorragendes Interesse verdient und eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Kochkunst bedeutet, ist der von A. G. Bary, Breslau und Berlin, erfundene Universal-Brat- und Back-Apparat „Lucullus“. In diesem durch Gas gespeisten Apparat, welcher schon in einer Minute die nöthige Brathitze (ca. 240° C.) entwickelt, vollzieht sich die Gerinnung des Eiweißes der äußeren Fleischschichten so schnell, daß der Braten nach kurzer Zeit mit einer die Poren des Fleisches schließenden Kruste überzogen wird, welche das Entquellen des Fleischsaftes verhindert. Somit bleibt der wichtigste Nährstoff dem Braten vollständig erhalten, der ohne jeden Zusatz von Butter oder Fett in seinem eigenen Saft, in 2/3 seiner sonstigen Bratzeit zu schöner brauner Farbe gebraten wird, ohne daß man ihn zu begießen, umzuwenden oder überhaupt sich um ihn zu kümmern braucht. Der nur in den ersten Minuten abfließende Saft und das Fett aus den äußeren Fetttheilen des Fleisches sammeln sich in den Vertiefungen des flachen Wasserbehälters im unteren Theil des Apparates und werden als Extract zur Bereitung der Sauce verwendet. Abgesehen von diesen wesentlichen Vortheilen erweist sich auch der Verlust am Gewicht des Fleisches um 20% geringer als bei der alten Brat-Methode. Ein Kalbsbraten von 6 kg Gewicht verliert nur etwa 1 kg, ein Filet von 4 kg höchstens 1/2 kg. Der Gasverbrauch beträgt pro Stunde ca. 320 l Gas, was einen Werth von 4 Pf. ausmacht. Der aus schwarz lackirtem Eisenblech gefertigte Apparat, Größe I, besteht aus einem frei auf vier Füßen stehenden, 42 cm hohen Kasten von 52 cm Länge bei 45 cm Breite, dessen gewölbter Deckel sich an einem Holzgriff bequem im Ganzen aufklappen läßt. Der untere Theil des Apparates zeigt einen breiten, von außen zu füllenden Wasserkasten, dessen Längsseiten zwei Gasrohren mit zahlreichen Stankiren,



„Holzbrand-Kalender.“



Brat- und Back-Apparat „Lucullus“.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Verein für Hausbeamtinnen (Kinderfräulein, Stütze der Hausfrau, Wirtschaftlerin, Gesellschaftlerin etc.). — Obgleich schon 1895 gegründet, ist der „Verein für Hausbeamtinnen“ einem großen Theil des Publicums leider noch unbekannt. Der Verein stellt sich die Hauptaufgabe, Frauen und jungen Mädchen der gebildeten Stände, mit genügender Vorbildung, geeignete Stellen nachzuweisen und sie, falls sie sich nicht für den Beruf einer Hausbeamtin eignen, zu einer anderen Berufswahl anzuregen. Er erstrebt ferner: die Hebung der Berufsbildung, sowie Förderung des materiellen Wohles der Angestellten, indem er Einrichtungen für die berufliche Ausbildung der Hausbeamtin, die Gründung von Darlehns- und Hilfskassen, sowie Alters-Versorgung in eigenen Heimstätten ins Leben zu rufen sich bemüht. Die Stellen-Vermittlung wird meistens von Damen des Berufes geleitet oder von denselben überwacht. Der Vorstand ist stets bestrebt, Fühlung mit den Hausbeamtinnen zu erhalten, mit Rath und That ihnen beizustehen, zu welchem Zweck gesellige und belehrende Zusammenkünfte eingerichtet sind, die alle drei bis vier Wochen stattfinden. Der Jahresbeitrag ist auf 1 Mark festgesetzt, um hierdurch das Interesse für das Wollen des Vereins in die weitesten Kreise zu tragen. Die Centrale des Vereins hat ihren Sitz in Leipzig und steht

unter dem Ehren-Präsidium von Frau Professor Weber in Tübingen. Erste und zweite Vorsitzende sind Frau Director Pache und Frau Hauptmann Schmidt in Leipzig. Der übrige Vorstand besteht aus den Damen: Frau Marie Hecht-Tilfit, Frau Professor Lassar-Berlin, Frau Hauptmann Berg-Ausbach, Frl. Droopfen-Septow, sowie den Herren: Professor Ziegler-Strasbourg, Professor Zimmer-Herborn und Verlagsbuchhändler G. Kunne-Cöpenick. Der Verein hat 7 Zweigvereine, 24 Agenturen und 27 Sprechstellen in allen Theilen des Deutschen Reiches. Dieselben unterstehen der Centrale in der Weise, daß sie, nach der Mitgliederzahl, einen bestimmten Betrag der Hauptkasse des Vereins zuwenden; dafür haben die Hausbeamtinnen, die Mitglieder des Vereins sind, an allen wohlthätigen Einrichtungen desselben Anspruch. Die zweite General-Versammlung des Vereins fand am 4. October v. J. im Anschluß an den „Allgemeinen Deutschen Frauentag in Stuttgart“ statt. Aus den Berichten ist zu entnehmen, daß dem Vereine über 1600 Mitglieder angehören. Angemeldet wurden seit den 2 Jahren seines Bestehens: 3683 Bewerberinnen, 3241 offene Stellen, von denen 1014 besetzt wurden. An die Hausfrauen möchten wir die herzlichste Bitte richten, unsern Verein beizutreten, sowie seine Dienste bei Bedarf in Anspruch zu nehmen, damit wir in den Stand gesetzt werden, den Frauen und Mädchen, die der Hilfe und des Beistandes bedürfen, zur Gründung ihrer Existenz behilflich zu sein.

und der oberhalb den in seiner Höhe verstellbaren Rost zur Aufnahme des Fleisches trägt. Die Gasflammen liefern die Heizwärme und erhalten von unten her Luftzutritt. Eine Minute nach dem Entzünden wird der mit Salz eingeriebene Braten auf den Rost gelegt; nachdem der Deckel geschlossen ist, wird der Braten, der wundervoll zart und saftig mit goldbrauner Färbung daraus hervorgeht, vollständig sich selbst überlassen. Ebenso brauchbar wie zu großen Fleischstücken erweist sich der Apparat zur Bereitung einzelner Schnitzel und Beefsteaks, wie zum Baden jeden Gebäcks. Der in vier Größen (Nr. 0, 1, 1½ und 2) käufliche Apparat, für Mk. 60, Mk. 80, Mk. 110 und Mk. 140 (für Hôtels zc.) macht sich durch Ersparnis an Zuthaten, Zeit und Mühe schnell bezahlt.

Fischband mit SchmierVorrichtung. — Das Anarren von Thüren und Fenstern, konnte bei dem bisher gebräuchlichen Anschlag dieser Gegenstände nur schlecht verhindert, noch schlechter aber beseitigt werden und wird in unserem nervösen Zeitalter oft doppelt unangenehm empfunden.

Durch Eintragung vom 24/9 97 unter Nr. 81852 ist nun dem Herrn Wihl. Halberstadt in Wiesbaden ein Fischband (technischer Ausdruck) mit SchmierVorrichtung als Gebrauchsmuster vom Kaiserl. Patentamt geschützt worden, das genannten Uebelstand für immer beseitigt. Die bisher zum Anschlag von Thüren und Fenstern benutzten Fischbänder waren oben geschlossen. Behufs Einlösung mußten also die befestigten Gegenstände aus ihren Angeln gehoben werden. Durch den nun erfundenen Anschlag kann das Schmieren in der einfachsten Weise vorgenommen werden, wobei das Ausheben wegfällt; die Rager sind außerdem gegen Staub und sonstige Unreinlichkeiten geschützt. Auch das Einrasten von Thüren und Fenstern, welches oft zu Reparaturen Veranlassung gab, wird bei Anwendung des neuen Fischbandes verhindert.

M. F.

Abonnetin in Groß-Darthau. — Spinnennetze in Kleidern müssen auf chemischem Wege entfernt werden. Wenden Sie sich an die chemische Waschanstalt von D. Coumbé, Berlin SO, Rungestr. 21. A. S.

Küche.

Fruchtweine. — Meine Reizen sollen dazu dienen, den guten Obstweinen überzeugte Anhängerinnen zu werden. Die zur Bereitung von Suppen verwendeten Weine, der billigste Mosel- und der leichteste Rothwein, können, trotz reichlicher Zuckerbeigabe, ihre Säure nicht verbergen. Wie ganz anders werden diese Suppen munden, wenn man sie aus gutem Apfelwein, aus rothem Fruchtwein hergestellt hat, oder sie aus Johannisbeer- und Stachelbeerwein mit mancherlei Einlagen bereitet. Selbst der ausgesprochenste Feind der Weinsuppen wird ihnen wieder Geschmack abgewinnen.

Mit ihrer Verwendung zu Suppen verschiedener Art ist jedoch der Nutzen der Fruchtweine für die Küche bei weitem nicht erschöpft; bei allen Speisen, wo die Kochvorschrift Weißwein- oder Rothwein-Zusatz vorschreibt, kann dieser aus Apfelwein oder rothem Fruchtwein bestehen, wovon ich natürlich die Recepte der feinsten Küche, die einen schweren Rheinwein oder Burgunder verlangen, ausnehme. Dabei ist übrigens wohl zu beachten, daß man alle Weine, — also auch die Fruchtweine, — erst im letzten Augenblick der Speise zusetzen darf, damit sie nur mit der übrigen Flüssigkeit heiß werden, aber nicht kochen, da sich sonst ihr Aroma völlig verflüchtigt und man sich ihren Zusatz füglich ganz hätte sparen können. Mit Erfolg lassen sich viele Fruchtweine auch zu Wein-Crème, ja selbst zu leichten „Weinsulzen“ verwenden, doch ist bei letzteren, damit sie kräftiger schmecken, die Verwendung von halb Apfel-, halb Rheinwein (nicht Mosel!) am rathsamsten; in diesem Falle kann man sicher sein, daß keine noch so feine Zunge einen Unterschied zwischen dieser und der nur aus Rheinwein hergestellten Weinsulz merken wird, nur die Hausfrau wird ihn empfinden — in Betreff des Kostenpunktes.

Ein billiger, resp. theilweiser Ersatz von Rothwein und Rheinwein durch Fruchtwein empfiehlt sich auch bei der Bereitung leichter Bowlen, besonders Frucht-Bowlen, bei denen das Frucht-Aroma das des Weines fast verdeckt; jedenfalls ist Fruchtwein viel rathsamer als die sogenannten „leichten Bowlen-Weine“, welche die Hausfrau gern dazu nimmt, und die ganz geeignet sind, allen Weinkennern Mißtrauen gegen Bowlen einzusüßen. Zwar wird eine mit Fruchtwein bereite Bowle sehr leicht sein, sich deshalb zur Familien- oder Sommer-Bowle eignen, die uns keine Kopfschmerzen einträgt, wie die aus Bowlen-Weinen gebrante. Eine schwerere Bowle kann man leicht herstellen, wenn man zur Hälfte Fruchtwein nimmt und die andere Hälfte aus gutem Rheinwein hinzufügt, wobei es anzurathen ist, in Obstwein die Früchte auszuziehen und den Zucker lösen zu lassen und den Traubenwein erst zuletzt zuzugießen.

Frucht-Portwein und Frucht-Madeira werden in so trefflichem Wohlgeschmack in den Handel gebracht, daß ihnen sogar die Zunge mancher Weinkenner Anerkennung nicht versagen kann, und sie als leichten und verträglichen Frühstückswein schätzt. Wenn man bedenkt, daß manche „echte“ Ma-

deiras und Portweine, — naturgemäß die billigsten Sorten, — außer einem größeren Alkohol-Gehalt, keine anderen Früchte als auch die Obst-Portweine enthalten, so sollte jeder Einsichtige, dem der Geldbeutel nicht den Kauf theurer Sorten gestattet, den Frucht-Portwein und Madeira vorziehen.

Ohne Bedenken aber werden diese Weine von der Hausfrau in der Küche benutzt werden können, wo sie an Stelle der echten Madeiras zc. treten, ohne den Ruf der Kochkunst der Hausmutter zu gefährden, denn wer kann es unterscheiden, ob Frucht-Portwein oder echter Portwein einer braunen Kraftsuppe, einem pikanten Ragout die letzte Vollendung gegeben, da ihnen das harmonische Zusammenwirken der verschiedensten Zuthaten den trefflichen Geschmack verliehen hat?

Endlich möchte ich noch eine Verwendung speziell des Apfelweins in der Küche erwähnen, die wegen des theilweisen Ersatzes von Essig, welcher Magenleidenden meist unterzagt wird, zu beachten ist. Ein Versuch, rothen Schmorhohl oder Sauerkraut statt mit Essig mit Apfelwein, frischen Äpfeln und Zitronensaft zu bereiten, wird die Hausfrauen ohne Zweifel zur Annahme dieser Kochweise veranlassen, die zudem so sehr viel zuträglich ist. Aber auch Salate, besonders die feinen Blattsalate, die viele Säure an sich nicht vertragen, erhalten durch Anmengen mit Apfelwein und Zitronensaft den feinsten Wohlgeschmack.

Daß nur wirklich guter Fruchtwein die vielseitige Verwendung zuläßt, von der hier die Rede ist, brauche ich wohl kaum zu bemerken, denn wie bei allen Zuthaten der guten Küche gilt auch von ihm das Wort, daß der beste Fruchtwein der billigste ist.

Luise Holte.

Zimmereinrichtung.

Möbel im englischen Stil. — Als meine Tochter sich verheiratete und auch die Einrichtung des ihr liebgewordenen Mädchenstübchens mit in das neue Heim, — ein Landhaus, — hinübernahm, überlegte ich lange, was mit dem kleinen viereckigen Raum wohl anzufangen sei. Ein Fremdenzimmer war bereits vorhanden, — eine „Rumpelkammer“ aber, oder ein Schneidzimmer, die ich wohl hätte gebrauchen können, aus dem Raum zu machen, in dem mein Kind einst froh gewesen war, widerstrebte mir, dazu war er mir zu lieb. Also, — ein Wohnraum konnte es nur wieder werden, und nun wußte ich auch, was mir fehlte: ein gemütlich Stüchen, in dem man nach des Tages Mühen in der Dämmerstunde beim Schein des Kaminsfeuers „an seinen Gedanken spinn“, und wohin man nur die Nächsten und Liebsten führt, um mit ihnen bei verhäktem Ampellicht zu plaudern und an einer Tasse Thee sich zu erquicken. Ich ging nach kurzem Ueberlegen schnell ans Werk. Zuerst wurde ein „Fensterplatz“ von höchster Behaglichkeit geschaffen. Das kleine Reich, — ein Fenstertritt mit Balustrade, — ist gerade groß und breit genug, um zwei sich gegenüberstehenden hochlehnten Stühlen und einem Tischchen Raum zu gewähren. Vorhänge, Decken und Kissen in schöner Farbenstimmung und Anordnung geben Gemüthlichkeit und jenes wohlthuende Halb-



Bücherbrett mit Malerei.



Etagère mit Majolica-Einlage.



Theetisch mit Decke in Kreuzstich-Stickeri.



Klapphocker mit Kissen.

dunkel, das Sonnenschein und Lampenlicht schnell wieder verdrängen können. Die Linkswand, vom Balustraden-Vorhang gegen grelles Licht geschützt, nimmt ein Ruhebett ein, über das eine bunte Decke gebreitet ist, daneben steht ein sechsseitiges Tischchen mit eingelegter Majolica-Platte. An der Rechtswand, neben dem Kamin habe ich den Theetisch und verschiedene Stühle, — große und kleine, — aufgestellt. Hübsche Etagères mit Büchern, allerlei Nippes, den Wänden meiner Kinder und Angehörigen, auch ein paar Aquarelle in englischer Rahmen, — wohlgelungene Arbeiten meiner ferneren Tochter, — und noch so allerlei, was mein Herz besonders erfreut oder eine liebe Erinnerung birgt, schmücken die Wände und den kleinen Raum überall, wo sie nicht im Wege und doch am richtigen Plage sind. Sie machen das Zimmer in der That zu einem Lieblingsaufenthalt, in dem auch mein Mann gern mal mein Gast ist. — Die Möbel zc. habe ich fast alle nach eigener Angabe für billiges Geld aus Tannenholz beim Tischler anfertigen lassen. Sie sind mit kräftiger grüner Oelfarbe gestrichen. Der Theetisch, — für den auch ein überflüssiges Kindertischchen Verwendung finden kann, — ist 73 cm hoch; die Platte mißt 147 cm Breite bei 63 cm Länge. Das mit 12 terracotta-farbenen Kacheln eingelegte Tragbrett für Theedose, Bröchenteller zc. ist in 25 cm Höhe vom Boden entfernt, angebracht; in Charnieren hängende, von Anebelkettchen aus Messing getragene Seitenklappen von Tischbreite, 27 cm tief, nehmen Tassen und Teller auf. Die Decken aus gelblichem Canvas für die Muster-Vorzeichnung

siehe die Schnittmuster-Beilage dieser Nr.) sind mit weiß und grüner Wachsleide in Kreuzstich bestickt; den Abschluß zu beiden Seiten bildet eine Franze mit besticktem Kopf. Der 74 cm hohe Klapphocker ist aus Stabrettchen von je 2½ cm Breite zusammengesetzt; das Federkissen bekleidet China-Taffet-Stoff, zu der die Wachsleiden passen. — Die 73 cm breite, im ganzen ungefähr 55 cm hohe Etagère mit sechs terracotta-farbenen Kacheln, deren jede kaum 7 cm im Quadrat mißt, besteht aus 1 cm, resp. 2½ cm breiten, gut 1 cm starken Leisten in drei Abstufungen, mit 4 Tragbrettchen in zweimal 13½ cm, einmal 15½ cm und zuletzt 10 cm Entfernung untereinander. Das unterste, gleich den drei übrigen durch Schiebelleisten gestützte Tragbrett ist 13 cm tief, 20 cm lang, das zweite 15 cm tief, 73 cm lang, das dritte 13 cm tief, 24 cm lang, das oberste 12 cm tief, 21 cm lang. — Das Bücherbrett ist mit dem 5 cm hohen Stabrettgitter 79 cm hoch, 50 cm breit, 13 cm tief; Boden, Decke und Mittelbrett stehen je in 12 cm Abstand von einander. Auch dies kleine Möbel wurde in Uebereinstimmung mit den übrigen Einrichtungsstücken grün gestrichen und ein stilvolles Blumenmuster erst später von mir darauf gemalt. Das Brettchen ist auch bei Lindner & Kappel, W., Genthinerstr. 3 käuflich. Für die Herstellung der Möbel kann ich den Tischlermeister F. Wam, Berlin W., Bülow Ufer 2, als nicht zu theuer und zuverlässig arbeitend empfehlen.

E. S.

Thierwelt.

Langshahn-Dühner. — Neben der Gärtnerei beschäftige ich mich mit Vorliebe mit der Geflügelzucht, und da habe ich nach manchem bitteren Enttäuschungen endlich erfreuliche Resultate aufzuweisen. Vor einem Jahr ließ ich mir einen Stamm (1 Hahn, 3 Hennen) Langshahn-Dühner kommen, prächtige große Thiere mit schwarzem, metall-schimmerndem Gefieder. Ueberst erbt etwa 6 Monate alt, begannen sie schon nach kurzer Zeit zu legen und blieben darin unermüdet. Anfangs waren die Eier nicht besonders groß, doch wurden sie später immer größer und sind von schöner weißlicher Farbe. Ich füttere alle Küchensabfälle, hartes, eingeweichtes Brod, daneben Hafer und ab und zu etwas Hanffamen, wobei das Eierlegen sehr befruchtet. Frisches Trinkwasser darf den Dühnern niemals fehlen.

Wir fürchten, daß die Verfasserin vorstehender Mittheilung im Frühling und Sommer auch mit ihren Langshahn-Dühnern wenig erfreuliche Erfahrungen machen wird. Die Langshahn-Dühner stehen den Cochins und Brahmās, den bekannten ostindischen Rassen, sehr nahe, nur die Federfüße fehlen ihnen, es gibt deshalb Flüchter, die diese Rasse für degenerirte schwarze Cochins halten. Die Eier der Langshahns sind im Verhältnis zu Größe und Fröhlichkeit dieser Hühner klein zu nennen, außerdem wird die Eier-Produktion durch die sehr rasch eintretende, zu nicht zu bekämpfende Brutlust dieser Hühner sehr beeinträchtigt. Auch als Tafelhühner haben die Langshahns ebenso wie die Cochins und Brahmās nur einen untergeordneten Werth, da sie überaus starkfleischig sind.

M. F.

Gärtnerei.

Anna Sch., Piegeln. — Das sogenannte Stedenbleiter der zum Treiben bestimmten Hyazinthen kommt im Zimmer leider häufig vor, die Blätter wachsen dann unproportionalmäßig lang, bis sie schließlich brechen, aber der Blüthschaft bleibt dicht auf der Zwiebel sitzen, die Knospen welken und trocknen, oder es entfalten sich im günstigsten Fall ganz unvollkommene Blumen. Eine schwache Hälfte bieten derartigen Zwiebeln das frühzeitige Abschneiden der sämmtlichen Blätter, die Pflanze gewinnt dadurch freilich nicht an Schönheit, aber die Blüthen gelangen noch zu ziemlich guter Entwicklung. Uebrigens bleiben richtig behandelte Zwiebeln nur äußerst selten stecken, es ist dies meist der Fall bei solchen, die man zu bald nach dem Einpflanzen bei noch ungenügender Verwurzelung warm und hell stellt, und bei frühen Sorten, die zu früh getrieben werden sollen. Nur die ganz eingepflanzten, allerfrühesten Sorten darf man im December schon an das Fenster der warmen Stube bringen.

M. F.

Allgemeines.

H. G. in L. (Siehe „Aus dem Leserkreise“ v. 15/9 97.) — Außer den Ihnen bereits übermittelten Adressen, Verkauf von Alterthümern betreffend, theilen wir Ihnen hierdurch noch mit, daß Frau Wegener, Kleeblattstr. 10, Oberfeld, ein Spinnrad für den Preis von 10 Mk. abzugeben hat. Die Red.

Handarbeit.

Frau Helene. — Als vorzügliches Strick- und Häkel-Material für Schlaf- oder Wadendecken, Kissen und Puffe empfiehlt sich die Mosaiik-Wolle von J. Daut in Warrstein. Es ist eine dicke, weiche, dabei verhältnißmäßig leichte Wolle, deren mehrfarbiger Faden schon an sich eine Musterung ergibt, mit glatter Wolle zu Streifen oder Carreaux verarbeitet, lassen sich die hübschesten Muster zusammenstellen. Je nach den Farben kosten 100 g-Pakete Mk. 1,20 bis 1,50. A. S.

Bezugsquellen: Pfeiler Spiegel: Fel. Helene Lange, Wilmersdorf bei Berlin, Pariserstr. 23 II. Braut- und Bad-Apparat: „Licht“: A. E. Baup, SW, Kochstr. 34. Fruchtweine: H. Adde, Berlin, Brod, Hannover.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreis“ überreicht: Jean A. Hermann, Charlottenburg, Knebelstr. 76.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).
(8. Fortsetzung.)

X. Kapitel.

„Er Menger giebt!“
 „Unfönn! Machen Sie kein Geseire!“
 „Doch, mein Wort drauf! Es wird ein Kummel, ein großer, ein gewaltiger Kummel!“
 „Er bricht sich den Hals.“
 „Wer weiß? Er weiß!“

„Nur weiß er.“
 Bis draußen in die Garderobe, wo die seidengefütterten Sommerüberzieher und die spiegelblanken Cylinder in langen Reihen paradierten, drang der Lärm des Saales. An der Thür des Journalisten-Zimmers drängten sich die Börse-Berichtserhatter, um die Telephon-Bellen entspannen sich kleine Kämpfe der „jungen Männer“, die nach den Geschäften fernsprachen wollten. Aus der Restauration stürmten die letzten Besucher, ihr kümmerliches Nachbrotchen in Stiefel lassend.

„Was giebt er?“
 „Er hat einen Coup vor, — einen Haupt-Coup! Er weiß etwas!“

„Wah, wer 'was weiß, fällt immer 'rein!“
 „Der Menger nicht!“
 „Hol' ihn der Geier.“
 „Wird sich büten! Ist zu mager —“
 „Donnerwetter, meine Hühneraugen.“
 „102 — 101 — 99,75 —“
 „Er ist toll!“
 „Denkel auch! Ich nehm'!“
 „99,60 —“

Da stand er selbst, der kleine Mann, in seiner Nische. Scheinbar ganz gleichgültig, als ginge ihn der ganze Kummel, der die seit Wochen gelangweilte Börse in helle Aufregung versetzte, gar nichts an. Mit lächelnder Miene, mit eiserner Stirn stand er da.

Dann und wann drängte eine Stromwelle bis zu ihm heran, und er lächelte und suchte die Achseln.

Dann und wann kam irgend ein würdiger alter Herr, ein Gewaltiger der Börse, und tuschelte mit ihm. Und er lächelte und suchte die Achseln.

Dann und wann kam ein Depeschen-Bote und reichte ihm ein Telegramm. Er las es, lächelte wieder und warf für einen seiner jungen Leute eine Feile aufs Papier. Der eilte davon zu einem der Wänter.

„Deutsche Bank — 203,25 — 202,75 — 201 — 199,50 —“
 „Ich nehme.“
 „Hundert Stück Deutsche.“
 „199,25 — 199 —“

„Deutsche Bank! Er weiß etwas. Das sind die Anatolischen Eisenbahnen, — die Türkei steht dahinter.“
 „Unfönn! Paris kommt fest.“

Und dann plötzlich ein Drängen und Schieben, ein Drängen und Stoßen.

Eine neue Wolf-Depesche . . .
 „Türken 21, 57 1/2, — Ottoman-Bank 572,00, — Schoch-Schwerdt, glauben Sie, ich hab' meine Stiefeln gestohlen?“
 „Paris kommt schwach.“
 „198,50 — 198,20 —“

Ueber allem eine schwüle, stickige Luft, ein Dunsthauch von Schweiß und Parfüm.

„Wien, da ist Wien!“
 „Nein, — London.“
 „Türken 21,43, — Italiener 90,25, —“
 „Tendenz schwach.“
 „198 — 197,50 — 197 —“

Und der kleine Mann sieht noch immer auf seinem Plage und lächelt und sucht die Achseln.

„Wie? Was? So zeigen Sie doch!“
 „Times bringen, daß Rußlands Note an Türkei wegen Armenier-Gräuelt.“
 „Ach, Unfönn, — Blech!“
 „London kommt schwach, — Wien meldet Deroute in Türlenwerten.“
 „Türken 21,60 — 21,20 — 19,40 —“

Es ist drei Uhr.

Bernhard Menger steht auf der Treppe vor der Börse und schüttelt einem alten Bekannten die Hand.

„Heißer Tag heute, na, zufrieden?“
 Er lächelt wieder, zieht die Achseln hoch und winkt seinem Kaufher. Und dann sinkt er in die Kissen des Coups, drückt den schmerzenden Kopf fest gegen die Rücklehne und verschränkt die Hände im Schoß. Nun lächelt er nicht mehr, er ist müde, abgemüdet.

Nicht einmal mehr denken kann er. Nicht sich seines Sieges freuen. Nur Ruhe, — Ruhe, — Ruhe.

Der Wagen rollt über die Brücke, durch den Lustgarten, die Linden entlang. Ringsum braust das Leben der Großstadt lübbertgestaltig. Was kümmert es ihn! Er sieht es nicht, er hört es nicht. Wie ausgelöst aus seinem Gedächtnis sind plötzlich die letzten Stunden. Und nur wie ein Traumbild gautelt ihm ein blaßes, liebes Gesichtchen vor den geschlossenen Augen, und er meint, durch all den tobenben Lärm ein seines Stimmen zu hören: „Du armer Papa Du!“

Nun hält der Wagen plötzlich.

Er erschrickt. Ja so, — da ist ja das Firmenchild, — Gold auf Granit: A. B. Menger & Söhne.

Wichtig, sie war ja wohl wieder einmal gerettet, die alte Firma! So gut wie gerettet, — für heute, für morgen, — für übermorgen.

Der Portier rief den Schlag auf. Schwerfällig stieg der ge-

beugte Mann aus Er mußte sich auf den kräftigen Arm des Portiers stützen.

Einen Augenblick noch sah er auf die goldenen Buchstaben und die glitzernden Granitplatten rechts und links der Hausthür. Und er lächelte wieder. Aber diesmal kam es ihm aus dem Herzen. Es war ein böses Lächeln des Selbstverspottens.

Und dann schritt er langsam über das Trottoir und durch den Hausflur nach den Comptoirs.

Acht Tage alt war sein geschäftlicher Sieg, den die nächsten Börsen noch vergrößert und befestigt hatten. Er konnte dem nahenden Ultimo ruhig entgegensehen.

Da traf ihn am eigenen Herd ein Schlag, so schwer, daß er meinte, er könne ihn nimmer überwinden.

Frau Margit stand im Begriff, nach Marienbad abzureisen. Die Tochter sollte sie begleiten.

In all den letzten Tagen war Lotti wie eine Träumende umhergegangen. Sie hatte nicht auf den sanften Zuspruch des Vaters gehört, nicht auf die heftigen Worte der Mutter. Sie widersprach nicht, sie sagte nicht, aber das Gesichtchen wurde immer schmäler, die großen Augen immer durchgefeigter. Und wenn sie den Vater anshauten, dann las er in ihnen stets denselben stummen Vorwurf und dieselbe unausgesprochene Bitte.

Und Bernhard Menger wußte diesen Blick zu deuten. Mit greifbarer Deutlichkeit stand das Versprechen stündlich vor seiner Seele, das er in einer stillen Nachtsunde dem geliebten Kinde gegeben, sein Wort: „Es soll alles gut werden, vertraue auf Deinen Vater!“ Auch das Gelübde, das er sich selbst gethan, war nicht aus seiner Brust ausgelöscht.

Aber wenn er dann vor seiner Frau stand, wenn sie mit ihren kalten, schönen Augen überlegen auf ihn herabsah, dann schmolz immer wieder seine Willenskraft. Wohl hatte er einige Male einen Anlauf genommen, sich energisch auszusprechen, sein väterliches Bestimmungsrecht zur Geltung zu bringen. So bald er aber anhub, schnitt ihm Frau Margit das Wort ab, und er duckte sich wie ein geprügelter Hund. So sehnte er den Tag ihrer Abreise herbei, während er doch zugleich vor der Einsamkeit, die dann in sein Haus einzog, schauderte: was war ihm dies prunkende Heim, wenn sein Kind, sein einziges Glück, darin fehlte.

Ganz im geheimen freilich hatte er sich einen Plan zurecht gelegt, den Plan einer feigen Seele. Er wollte kurz nach der Ultimo-Regulierung den jungen Bernhaupt aufsuchen und sich mit ihm aussprechen. Der sollte dann mit offenem Bistur um Lotti anhalten, — und dann, dann, — oh ja, dann würde er den Ruth schon finden, seinem Kinde das Glückschiff in den sicheren Hafen zu bugsiiren. Und beugte sich dann Margit nicht gutwillig, nun, so mochte Bernhaupt seine Lotti auch gegen den Willen der Mutter an sein Herz nehmen.

Die Kisten und Koffer standen gepackt. Der Schneider und die Putzmacherin hatten ihre Wunderwerke abgeliefert, und Frau Margit schien so befriedigt, daß sie beim Diner sogar ihrem Manne einige gnädige Worte gegönnt hatte. Sie wußte von seinen jüngsten Börserfolgen und nahm in ihrer Art auch daran Antheil; die Badereise konnte ja nun mit größtmöglichem Train ausgeführt werden.

Er hatte sich nach dem Mittagessen auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen, eine Cigarre angezündet und sich seinen Träumereien und seinen Plänen hingegeben. Es war so etwas wie froheres Hoffen über ihn gekommen. Gemächlich schritt er auf und ab, dann und wann einen Blick in die Bücherchränke werfend. Wunderlich genug; zwischen allen ernsteren Gedanken strich ihm doch auch manch ein Sammel-Interesse durch den Kopf; auch daran dachte er, daß er sich nach dem Ultimo die eine oder andere Maritadt zulegen wollte. Darum sollte er nicht?

Nichtig, von Villau aus fuhr er nach Frankfurt a. M. hinüber, — vielleicht begleitete ihn sogar Bernhaupt, dort wollten sie dann der Auction der Ebad'schen Bibliothek beiwohnen. Und er nahm das soeben herausgekommene Verzeichniß derselben in die Hand, um darin zu blättern.

Da hörte er plötzlich draußen auf dem Flur die laute, scharfe Stimme seiner Frau und dazwischen ein leises Weinen. Gleich darauf klinkte die Thür auf, Frau Margit trat ins Zimmer und zerrte die Tochter am Arm neben sich her.

„Aber Margit!“ er stürzte auf sie zu. „Was, — was hast Du mit dem Kinde?“

Sie stellte sich in Positur, ohne den Arm des leichenblaffen Mädchens freizugeben, und lachte höhnlich.

„Was ich habe?! Du willst wohl gleich wieder Partei für das mißrathene Kind nehmen? Was? Es sähe Dir ähnlich!“

Er raffte sich auf. „Lass Lotti los, Du thust ihr weh!“ schrie er sie an und hob sich unwillkürlich vor der großen, massigen Gestalt auf die Fußspitzen.

Sie lachte wieder und preßte ihre nervige Hand nur noch fester um den dünnen Arm. „Was schadet's, wenn ich ihr weh thue. Die Ruthe hätte sie verdient. Ich war zu gut gegen sie, aber es soll anders werden! Beim Himmel, das soll es!“

Mit verängstigten Augen blickte Lotti um sich, bald schen zur Mutter, bald wie hilflos zum Vater hinüber, der unruhig von einem Fuß auf den anderen trat. „So sprich doch nur, Margit, —“ hat er, mit der Rechten nach der freien Hand der Tochter halsend. „Ich verstehe wahrhaftig —“

„Du verstehst nie, wenn Du verstehst solltest. Aber diesmal werden Dir die Augen denn doch wohl aufgehen über diese scheinheilige Creatur hier, Dein süßes, unschuldiges Täubchen! Schweige, ich will nicht unterbrochen werden. Ach, daß man das an seinem Kinde erleben muß! Ja, zude Du nur zusammen, Lotti, spiel Du nur die Nervöse. Mir spielt Du keine Komödie mehr vor, ich kenne Dich jetzt.“

Einen Augenblick mußte sie doch innehalten, die fette Stimme versagte ihr. Aber dann fuhr sie desto lauter fort: „Also, daß Du's nur weißt! Komme ich da vorhin noch einmal zu dem Mädchel herein, — den Gutenachtkuß wollte ich ihr geben! — da sitzt sie wie gewöhnlich, einer träumenden Nachtunke gleich, auf ihrem Bett, und was hat sie im Schoß liegen: einen Bündel Briefe! Mit einem rosa Bändchen umwunden, — Briefe von Männerhand! Ich reiß' sie ihr fort, und sie schreit auf, als ob ich ihr das Leben nehmen wollte. Ich schaue zu,

natürlich sind's Briefe von dem jungen Laffen, Liebesbriefe.“

Schweigend, mit gesenktem Haupt hatte Lotti bisher dagestanden; ihr schwächlicher Körper bebte wie Espenlaub. Nun hob sie doch das Köpfchen und sprach, zum Vater gewendet: „Nein, Papa, das nicht, — nein!“

Aber da fiel die Mutter schon wieder ein: „Willst Du noch leugnen!“ Sie hob die Rechte und schleuderte vier, fünf dünne Blätter auf den Tisch, mit einem grohartigen Schwunge. „Da, Bernhard, überzeuge Dich doch gefälligst selbst.“

Langsam ließ er die Hand der Tochter los und nahm eines der Blätter auf. Er erkannte sofort die Handschrift, und in einem Gefühl ziemlicher Verlegenheit stöhnte er leise auf. Dann las er halblaut, sich öfter unterbrechend: „Hochverehrte liebe Freundin! Wie glücklich mich doch Ihr Brief gemacht hat, und wie klug Sie Ihre Ansicht begründen. Aber in der Hauptsache haben Sie doch nicht ganz recht: das Wasserzeichen, das Sie erwähnen, ist kein Tannenzapfen, sondern eine Pinie, und es stammt aus dem Augsburger Stadtwapen; Augsburg besaß nämlich schon im XVI. Jahrhundert stattliche Papiermühlen.“

Bernhard Menger ließ den Brief sinken: „Aber, liebe Margit, das ist doch ganz unschuldig.“ sagte er zaghaft.

„So? . . . Nun lies nur die anderen Briefe auch!“

„Mein verehrtes liebes Fräulein! Jeder Brief von Ihnen ist mir in meiner hiesigen Einsamkeit und Verlassenheit eine wahre Erquickung. Wenn Sie ahnten, mit welcher Sehnsucht ich täglich dem Stephansboten entgegenschaue, und wenn Sie doch nur wüßten, welche Fülle von Anregung ich aus unserem brieflichen Wechselgespräch schöpfe. Wirklich, diesmal brachte mir Ihr Schreiben einen ganz neuen Gesichtspunkt für meine Forschung: Es ist mir jetzt ganz klar, daß Thüring von Ringoltingen die ersten Anregungen zu seiner „Schönen Melusine“ —“

Wieder unterbrach sich Menger, und wieder sagte er zaghaft: „Aber, meine liebe Margit, — wirklich, — das sind doch ganz unschuldige bibliophile Briefe.“

Frau Margit ließ mit einem scharfen Ruck den Arm der Tochter los, trat an den Tisch und rief ihrem Manne die Briefe aus der Hand. „So, — das nennst Du unschuldig! Da hier das etwa auch: „Mein theures, kluges Mädchen findet sich ja selbst in den schwierigsten Fragen zurecht“ — oder das hier: „Denken Sie auch oft und gern an unsere gemeinsamen Arbeiten zurück, meine liebe Freundin? Gemeinsame Arbeiten! Theures Mädchen! Liebe Freundin! Ha, — ha! Und das nennt der Mann harmlos! Dieser heimliche Briefwechsel hat wohl überhaupt Deine volle Zustimmung, Du ausgezeichneter Vater? Oder hast Du vielleicht gar den Postillon d'amour für dies bibliophile Liebesgewäch gespielt! Zuzutruhen wär's Dir! Aber ich weiß, was ich als Mutter zu thun habe. In eine strenge Pension werde ich die Göhre stecken. Es giebt solche Anstalten für leichtfertige junge Bälger, wo man ihnen Anstand und Gehorsam gegen die Mutter beibringt.“ —

Sie mußte sich wieder unterbrechen, aber wie um die Pause auszufüllen, rief sie die Briefe des verlebten Bibliophilen in kleine Fetzen und warf sie Lotti vor die Füße. — „So, und wie willst Du Dich denn nun eigentlich zu der ganzen Geschichte stellen?“ herrschte sie dann, wieder einigermaßen zu Athem gekommen, ihren Mann an.

Unruhig trippelte er hin und her, als wolle er dem Blick seiner Frau ausweichen, der ihn unausgesetzt mit stechend scharfem Ausdruck verfolgte. Ein paar Mal nahm er einen Anlauf zum Sprechen, aber dann sah er immer wieder zur Tochter hinüber und verstummte.

„Nun, ich warte.“

Er blieb endlich stehen und sagte, fast weinerlich: „Gewiß, liebe Margit, es ist sehr Unrecht von Lotti gewesen, daß sie diesen heimlichen Briefwechsel.“

„Ach was! Du bist ja doch wieder einmal weder Fisch noch Vogel! Und im Grunde, daß ich's nur sage, kommt es mir auf die ganze alberne Schreiberei dort gar nicht in erster Linie an, desto mehr aber auf die Sache selbst. Und da will ich denn wenigstens in Deiner Gegenwart unserem Kinde da meine Meinung gründlich sagen: daß sie unanständig gehandelt hat, daß sie uns hintergangen hat, und — vor allem — daß sie in Zukunft all' und jeden Verkehr mit dem Herrn Doctor Habenicht's, dem dummdreisten unreifen Burschen, aufzugeben hat! Hast Du mich verstanden?“

Mit dem jungen Mädchen war in den letzten Augenblicken eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Ganz langsam war Lotti bis an die Wand zurückgewichen. Nun lehnte sie sich mit dem Rücken an diese, als säße sie, daß sie einer Stütze bedürfte. Aber sie richtete sich dabei auch auf. Und dann hob sie die beiden Händchen vor die heftig arbeitende Brust und sprach, der Mutter vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben fest ins Auge sehend, mit leiser und doch bestimmter Stimme: „Verstanden hab' ich Dich, Mama! Und geborchen muß ich ja! Aber aus meinem Herzen reißen kann ich ihn doch nicht! Ich hab' ihn ja so sehr, sehr lieb.“ Sie sagte es mit unendlicher Behntheit, und dann ließ ihr Auge von der Mutter ab und irrte zum Vater hinüber, wie mit der stummen Bitte: Verlass mich nicht ganz!

Frau Margit zog die vollen Schultern hoch, und um ihre schön geschwungenen Lippen zuckte es spöttisch. „Alberne Gans, es fehlt nur noch, daß Du ins Wasser gehen möchtest,“ gab sie kurz zurück. Aber ganz aus dem Herzen schienen ihr die höhnen Worte doch nicht zu kommen; sie mochte ein Etwas im Blick und in der Haltung der Tochter sehen, das ihr fremd und neu war, — eine seltsame Festigkeit bei aller Demuth und Ergebenheit, einen passiven Widerstand, der bereit zu leiden, aber schwer zu brechen war. So wandte sie sich denn nicht mehr direct an die Tochter, sondern doch wieder an den Vater: „Da hast Du's! Nicht aus dem Herzen reißen.“ — Aber das kommt bloß von Deiner elenden Halbheit und Zogheit. Und darum: jetzt sagst Du ihr wenigstens auf der Stelle, daß Du meiner Meinung bist, — ganz meiner Meinung!“

Da stand er nun, der kleine Mann, der vor einer Viertelstunde noch so große freie Pläne der Auslehnung geschmiedet hatte, und preßte in peinlichster Verlegenheit die hageren Finger

krampfhaft in einander. Weder Frau noch Tochter wagte er anzuschauen, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Nun?“ Frau Margit schob ihre colossale Figur näher zu ihm heran. „Was zögerst Du denn? Bist Du zu feige?“

Er sah einen Augenblick zu ihr auf, mit stehendem Ausdruck. Aber dann senkte er den Blick sogleich wieder. Er kannte diese unerbittlichen grauen Augen, die so schön wie kalt waren, nur zu gut. In ihnen gab es kein Nachgeben, kein Erbarmen seiner Schwäche gegenüber.

„Ich meine, liebe Lotti —“ begann er endlich, nach Luft ringend, — „Du siehst doch, Mama will —“

Da löste sich aber schon die kleine schmächtige Gestalt von der stützenden Wand und schritt auf ihn zu. Lotti legte ihren Arm um des Vaters Schulter, sie schmiegte ihre blasse Wange zärtlich an die seine. Nun ganz furchlos, mit großen offenen Augen zur Mutter hinübersehend, sprach sie: „Ich weiß schon, was Du sagen würdest, mein lieber, lieber Papa. Aber ich weiß auch, was Du denkst! Duale Dich nicht, es ist ja doch alles umsonst.“

Das war zu viel für Frau Margit. Das war in ihren Augen nicht mehr passiver Widerstand, das war offene Auflehnung, unerhörte Rebellion.

Sprachlos stand sie einen Moment. Aber dann stürzte sie sich in maßloser Festigkeit auf die Tochter. Sie packte sie an beiden Schultern, riß sie von der Seite des Vaters los und zerterte sie bis an der Thür: „Hinaus — hinaus, Du freche Person, — Du ungerathene Krange, — Du Komödiantin, — Du —! Willst Du etwa gegen mich auftrumpfen?! Dich aufspielen gegen Deine Mutter, — mit ihm da! Hinaus, auf Dein Zimmer, und Du verläßt es nicht, bis ich es Dir gestatte!“

Nur ein einziger schwacher Aufschrei entrang sich der Brust des Mädchens. Und nur einmal noch traf ihr Blick den Vater.

Der stand da, beide Hände auf der Tischplatte festgekrallt, und bedeckte am ganzen Körper. Abschalt war sein Gesicht, und es suchte in den gesuchten Augen von dem gewaltigen inneren Kampf, den er in diesen Augenblicken durchlebte. Er hätte seiner Frau fluchen, das Antlitz hätte er ihr zerfleischen können, wie er jetzt diese Blüchdecke hier zerkrallte in namenloser Wuth, und er traute sich doch nicht, auch nur ein einziges Wort für sein Kind hervorzubringen. Er schämte sich dessen, feig und erbärmlich kam er sich vor, ohrfeigen hätte er sich mögen; aber die Furcht, die elende Furcht vor dem großen, willensstarken Weibe dort drüben lähmte ihm die Glieder und lähmte seine Zunge. Nichts konnte er in seinem ohnmächtigen Haß, als ächzen und stöhnen. „Hinaus!“ schrie sie noch einmal. „Hinaus!“

Und dann klappte die Thür zu. Er hörte es wie im Traum und brach im nächsten Sessel zusammen. Und wie im Traum nur sah er nachher seine Frau auf sich zuschreiten. Er sah sie dicht vor sich stehen, und trotzdem sie ihn nicht berührte, that ihm die Nähe der starken, übergroßen Gestalt körperlich wehe. Und er sah, wie sie die Arme vor der vollen Brust in einander schlug und verächtlich auf ihn herabschaute. Dann ging sie endlich, aber lange Zeit verträcht, ehe er den Alp abzuwälzen vermochte, den ihre Gegenwart auf ihn ausgeübt hatte. Wie noch unter der Wirkung einer Nach-Suggestion blieb er liegen, wortlos, regungslos, willenlos. Nur seine Augen irrten unruhig im Zimmer umher.

Schließlich löste sich der Bann. Mühsam raffte er sich auf. An den Bücherregalen entlang tastete er sich mit lahmen Gliedern bis zur Thür und dann bis zum Schlafzimmers seiner Frau. Er legte die Hand auf die Klinke. Sie gab nicht nach. Margit hatte sich eingeschlossen. Aber von drinnen tönten ihre tiefen, lauten und regelmäßigen Athemzüge. Sie schlief, wie immer, fest und ruhig, ungestört und unbelästigt durch die Fluth bitterer Gedanken.

Und wieder tastete er zurück durch den Flur bis zu Lotti's Zimmer. Auf die Kniee ließ er sich nieder und horchte. Kein Laut! Kein Schluchzen! Leise pöchte er an. „Ich bin's, — Papa!“ flüsterte er leise erst, dann lauter und lauter. Keine Antwort.

Lange lag er hier auf den Knien und lauschte und suchte durch das Schlüßelloch zu spähen und klopfte wieder an und bat: „Lotti, — meine süße, liebe Lotti, — mein armes Kind, —“ Nichts regte sich drinnen. Nichts, — nichts!

Der Morgen dämmerte durch die buntgemalten Flurfenster, als er endlich seinem eigenen Schlafzimmer zuwankte, nicht weil ihn die Müdigkeit übermannte, sondern im halb unbewußten Wunsch, nicht von der Dienerschaft bemerkt zu werden.

Aber als er sich dann auf sein Bett geworfen hatte, fiel er doch fast sofort in einen bleiernem Schlaf. Und er erwachte erst, als seine Frau ihn aufrüttelte. Sie stand vor ihm, wie er sie noch niemals gesehen. Nur einen Morgenrock hastig übergestreift, das volle Haar unordentlich um Stirn und Nacken, sah im angstzerzerrten Gesicht.

Und als er erschrocken emporsuhr, schrie sie ihn an mit blaffen Lippen: „Unser Kind, Bernhard, — Lotti ist fort —!“

XI. Kapitel.

Prinzessin Sidonie liebte die Ueberraschungen. Sie hatte sich für die Gebrüder Pflaume eine ganz besondere Ueberraschung ausgesonnen.

Seit gestern waren der Oberst und sein Bruder auf Burg Rhoda die Gäste des Prinzen Ottokar.

So gern Baron Bruno, der dank der Recepte des Geheimen Ober-Medicinalraths wirklich sehr schnell genesen war, der Einladung gefolgt war, so widerwillig der Oberst. Zweimal hatte er sich mit dringenden Dienstgeschäften entschuldigt. Dann aber hatte die Prinzessin ihn bei einem Gartenfest, das der Herzog von Billau gab, in dessen Gegenwart direct gestellt, mit all der spöttischen Grazie und all der Unversöhnlichkeit, die ihr zu Gebote standen. Herzog Georg, der ihre burleske Art, die so ganz von allem Hof-Schema abwich, vielleicht gerade deshalb gern mochte, — er nannte sie im vertrauten Kreise nicht selten „unere Selttängerin“, weil sie immer haarig auf der äußersten Grenze des Erlaubten balancirte, — hatte über den kleinen Disput zuerst nur das graue Haupt geschüttelt; als die Prinzessin ihn aber dann persönlich um seine Vermittlung bat, meinte er: „Ja, liebster Oberst, wenn ich einmal so dringend nach Rhoda eingeladen würde, ich käme —“

„Eure Hoheit, — der Dienst —“

„Aber, liebster Oberst, gönnen Sie sich — und Ihrem Regiment in Gottes Namen die Ausspannung. Nicht wahr, Sie sagen zu? Nun also, — natürlich, Sidi, Du hast wieder einmal Deinen Willen durchgesetzt.“

So ungenüßig übrigens der Oberst nach Burg Rhoda fuhr,

ein Nebengedanke ließ ihm die kleine Reize doch annehmbarer erscheinen.

Er sorgte sich, — in seiner Art, — um den Bruder.

Seinem Drängen war es allmählich gelungen, Baron Bruno aus den engeren Beziehungen zum Doctorhause loszulösen. Aber hatte das schon heiße Kämpfe genug gekostet, so war auch jetzt noch der Sieg nicht unbefritten. Der jüngere Bruder hatte seine Rückfälle; das ging zwar zunächst nicht so weit, daß er den Doctor wieder aufsuchte oder die Fäden zwischen Ella und sich neu zu knüpfen suchte. Davon hielt ihn, wenn nichts anderes, die Scham zurück. Wohl jedoch stand zu befürchten, daß jede zufällige Begegnung zur Veranlassung werden konnte, daß die alte Freundschaft mit leidenschaftlichem Begehren wieder in ihm aufloderte. Und dann wußte der Oberst recht gut, daß er auf Schloß Trunberg eine stille, aber mächtige Gegnerin in Fräulein von Gaddern hatte.

So war es ihm ganz lieb, den Bruder einmal aus der gewohnten Umgebung zu entfernen. Wenn er ihn einige Tage gewissermaßen für sich allein hatte, durfte er hoffen, das wirg-same Wachs seines schwachen Willens mit starker Hand wirksam umkneten zu können.

„Unser Burgchen“ nannte Prinzessin Sidonie die Burg Rhoda. Sie war in der That auch, verglichen etwa mit Schloß Trunberg, nur ein kleiner Besitz, — diese uralte Burg, an der schon die letzten Vorfahren des Prinzen Ottokar fleißig herumrestaurirt hatten, an der in den letzten Jahren auch die Prinzessin allerlei, — und sie wenigstens mit gutem, wenn auch bisweilen etwas excentrischem Geschmack — gebastelt hatte. Der ganze Bau enthielt, soweit er bewohnbar, kaum zwanzig meist beschränkte Räume, und da ein Cavalier-Haus nicht vorhanden war, mußte man sich arg einschnüseln. Herr von Insingen pflegte, wenn Gäste kamen, entschuldigend von dem „Wabenbau“ zu sprechen.

Die beiden Pflaumes waren am Spätnachmittag angekommen. Der Prinz hatte sie auf der Diele, die sich unmittelbar an die Einfahtshalle angeschlossen, begrüßt, die Prinzessin erschien erst an der Abendtafel. Sie war äußerst aufgeräumt: „Verehrter Herr Oberst, Sie sehen brillant aus! Ja — ja, — Aerger erhält den Menschen gesund!“ — „Lieber Baron, ich freue mich herzlich, Sie endlich einmal hier zu haben. Aber Ihnen kann ich leider nicht das Gleiche sagen, wie Ihrem Herrn Bruder: Sie schauen nämlich wirklich mordselend drein!“

Baron Bruno führte die Comtesse zu Tisch. Er war diesmal geradezu frappirt von ihrer vornehmen, klassischen Schönheit. Und heute nach der anstrengenden Fahrt während des heißen Sommertages that ihm ihre Schweigsamkeit wohl. Ein paar Mal nahm er einen kleinen Anlauf, mit ihr in eine Unterhaltung zu kommen. Jedemal lächelte sie mit einem lebenswüthigen, aber etwas starren Ausdruck, und jedesmal beschränkte sich ihre Antwort auf die knappste Nothwendigkeit. So ließ er denn bald ab von seinen Versuchen und gefiel sich in der Rolle des stumm Beobachters.

Er war ja nicht fremd in fürstlichen Häusern, aber es gab in ihnen für ihn doch immer wieder Neues zu studiren, — auch hier, trotz des verhältnismäßig einfachen Zuschnitts. Dieser etwas düstere Speisesaal mit den alten Gobelin-Tapeten, zu denen der massige Credenz-Schrank an der Längswand mit den schweren Silberkumpen so gut paßte, — die mächtige, aus verschlungenen Hirschgeweihen gebildete Krone, — das noch aus dem vorigen Jahrhundert, aus der besten Zeit von Etruria stammende Wedgewood-Service, — dann die geräuschlose Art der Bedienung, — das alles interessirte ihn. Es war da über- all etwas, das er im eigenen Hause trotz aller Mühe vergeblich erstrebte. Das Einzige war zu erreichen, vielleicht zu über-treffen, und doch blieb im ganzen ein Manco. Und er wußte recht gut, woran das lag: der Edelrost fehlte, die Tradition.

Dann fühlte er plötzlich, wie der Blick der Prinzessin auf ihm haftete. Sie plauderte unausgesetzt mit seinem Bruder, aber das hinderte sie nicht, ihre scharfen Augen nach einer anderen Richtung zu verwenden. Da meinte er, es läge in ihrem Blick ein Vorwurf für ihn, daß er seine Nachbarin vernachlässige, und er wandte sich sofort wieder an die schöne Statue.

Auch die Comtesse mochte einen mißbilligenden Blick auf- gefangen haben. Sie gab sich jetzt sichtlich Mühe, sodas das Gespräch wenigstens einigermaßen in Fluß kam. Er knüpfte an die schöne Umgebung der Burg an, und der Zufall wollte, daß die Rede sich dann auf die Landwirthschaft wandte. Hier schien Comtesse Ilse leidlich unterrichtet, ja als sie von dem Gut ihres verstorbenen Vaters sprach, färbten sich sogar ihre Wangen ein wenig. Zwar klang ihm ihr Organ noch immer nicht an- genehm, aber er empfand jetzt ihre ruhige, etwas gedehnte Art zu sprechen plötzlich als vornehm und sympathisch. Und er er- tappte sich dabei, daß er in der ihm eigenen Freude an allem Schönen wohlgefällig das leise Heben und Senken ihrer weißen Brust durch die weiten Guipure-Spitzen beobachtet hatte.

Man ging früh auseinander auf Burg Rhoda. Prinz Ottokar behauptete, er sei seiner Gesundheit mindestens neun Stunden Schlaf schuldig, und er setzte wenigstens in diesem Punkt seinen Willen durch, unbekümmert darum, daß Sidi ihn bisweilen das „Murmeltierchen“ nannte.

Auch heute wurde keine Ausnahme gemacht. Um zehn Uhr erhob sich der Prinz, der sich übrigens in der Uniform, die er „seinem“ Oberst zu Ehren angelegt hatte, — er wurde à la suite des Regiments Markgraf von Billau geführt, — sichtlich un- behaglich fühlte. Die Prinzessin reichte den Gästen die Hand zum Aufstehen.

„Hoffentlich erscheint Ihnen nicht unser ausgezeichnetes Schloßgespenst, verehrter Herr Oberst! Sie kennen doch die Geschichte von dem grauen Fräulein von Rhoda. Nein? Ent- schuldige noch einen Moment, Ott! Also es war einmal, — im tiefsten Mittelalter, — ein Burgfräulein hier, die liebte einen schneidigen Rittersmann. Der aber war ein herzloser Schurke, und da sie das noch rechtzeitig erfuhr, riß sie die Liebe aus ihrem Herzen und dieses selbst in Stücke, — bildlich ge- nommen, — natürlich! Und seitdem wandelt sie umher und erscheint jedem Gast dieses Hauses, der in puncto puncti ein schlechtes Gewissen hat.“

„Aber Sidi, was erfindest Du denn da für eine dumme gruselige Geschichte!“ warf der Prinz verlegen lachend ein, mit dem Zeigefinger zwischen Hals und engem Kragen einen kleinen Kreis beschreibend.

„Gestatte, — die Geschichte ist nicht erfunden. Sie steht in der alten Burg-Chronik, Pagina dreihundertsebenundachtzig. Und im übrigen, unser Herr Oberst hat ja ein gutes Gewissen.“

Die Prinzessin lächelte spöttisch und wandte sich an den jüngeren Bruder: „Gute Nacht, lieber Baron! Möge Ihnen ein wunder- schönes Burgfräulein erscheinen, im Traum natürlich. Es recht der Jubelgriff vornehmer Frauenjöhne! Gute Nacht.“

Auf der Schwelle wandte sie sich einmal um: „Morgen Vormittag, Ott, widme Du Dich unseren Gästen. Ich habe bis Mittag zu thun, — Vereinsachen! Bitte, liebe Ilse, — gute Nacht allerseits.“

Am nächsten Morgen ließ Prinzessin Sidonie schon zu ge- wohnt früher Stunde die Comtesse zu sich bitten. Sie lag auf der Chaiselongue und rauchte.

„Da setz Dich hin, Du großes Kind,“ meinte sie. „So drüben, sodas ich Dein Profil vor mir habe. Das ist doch das Beste an Dir!“ Dabei lachte sie aber gutherzig und sah dann dem Rauchwölkchen nach, das sich langsam zum nahen Fenster hinaus kräufelte. Ein Weilschen fiel kein Wort zwischen beiden. Die schöne Comtesse hatte gehorjam Platz genommen; die Prinzessin schien nachzustimmen.

Abgesehen richtete sie sich in ihrer impulsiven Weise auf, wies die Cigarette bei Seite und setzte sich dem jungen Mädchen gerade gegenüber.

„Das heißt, schön bist Du en face auch. Das muß Dir der Reid lassen, tadellos schön,“ sagte sie, wie unmittelbar er ihren letzten Satz anknüpfend. „Mädel, ich glaube, Du weißt selbst nicht, was für eine unverdiente Gabe Dir da irgend eine dumme Fee in die Wiege gelegt hat. Wie? Weißt Du's eigentlich?“

Die Comtesse schlug die großen Augen auf: „Mein Gott, Sidi, wozu jagst Du mir das nun eigentlich wieder?“ meinte sie etwas beklommenen Tones.

„Wozu? Um Dich ein wenig aufzurütteln, Du große Puppe! Weil es nothwendig ist, daß der Mensch sich dessen bewußt ist, was er kann.“

„Aber ich kann ja doch eben nichts, Sidi!“

Die Prinzessin lachte. „Das weiß Gott, Ilse! Aber es ist ja eigentlich auch nicht nöthig, — wirklich, wer so schön ist, wie Du, braucht nicht zu können. Sieh 'mal, Kind, schick wenn Du ganz arm wäirst —“

„Das bin ich doch, Sidi.“

„Na ja! Aber so meine ich das nicht: wenn Du also in ganz kleinen Verhältnissen lebst, Du könntest ja immer noch von Deiner Schönheit leben. Weißt Du, so als Modell, — oder meinetwegen auch auf der Bühne, — da thut ja doch kein Gesicht und Figur das Weisste.“

„Aber Sidi!“

Die Prinzessin starrte, die feingliedrigen Hände im Schoß verschränkt, die Füßchen weit vorgestreckt, das junge Mädchen wieder in ihrer rücksichtslosen Weise eine Minute lang hin- und an.

„Hör 'mal, Ilse,“ meinte sie dann, „Du, — wie denkst Du Dir das eigentlich, — was soll 'mal aus Dir werden? Sei nur still, bei einer Antwort kam' doch nichts Vernünftiges heraus. Ich fragte auch nur so, zur Einleitung. Nämlich! — Aber bitte, reich mir erst 'mal die Cigaretten-Schale. Danke! — Ja also, um's kurz zu machen, Du kannst doch unmöglich ein bei mir bleiben wollen.“

„Aber! Sidi“. Comtesse Ilse ließ traurig den Kopf hängen.

„Nicht etwa, Kind, daß ich Dich los werden wollte. Gut bewahre mich, Du bist mir ja ganz bequem. Ich spreche mit durer Nächstenliebe, wie das ja bekanntlich so meine Art ist. Aber solch eine ewige Hofdamen-Existenz ist ja unethisch, schließlich kriegt Du's trotz Deiner göttlichen Indolenz mit über. Und dann, — wenn Du älter wirst, was dann? Ich bitte Dich, — zur Obersthofmeisterin hast Du doch nicht das Zeug. Also, um's gerad heraus zu sagen: schmiede Dein Eisen, so lange es heiß ist, fang Dir einen Mann, so lange Du jung bist.“

„Aber Sidi.“

„Still, große Puppe! Ich weiß im voraus alles, was Du sagen könntest! Ich weiß auch, daß es mit dem Mannen bei Dir seinen Haken hat, und daß man Dich bei besserer Operation dirigiren muß. Das will ich thun. Aber ich will lange dafür auch, daß Du Dich nicht sträubst, daß Du mir unbedingt folgst. Verstanden?“

„Aber Sidi!“ Nun richtete die Comtesse doch den schönen Kopf ein wenig empör, mit einem ganz leisen Versuch des Widerspruches, „aber Sidi!“

„Du meinst, wenn Du den Mann, den ich Dir ansehe, nun nicht liebst!“ Die Prinzessin blies einen wunderbaren Ring durch die verächtlich gekräuselten Lippen. „Großes schönes Baby, was ist das für eine veraltete Ansicht! Liebe, — Du mein Himmel! Was verlangst Du denn? Etwas so ein wenig, oder gar recht viel Himmelaufschauendes, zu Tode Betrübendes, Na, Ilse, das schlag Dir nur aus dem Sinn. Das ist nicht für Dich, — dazu hast Du so wenig das Zeug, wie zu einer Obersthofmeisterin, womit ich nicht sagen will, daß zwischen sich einer Madame Etiquette und — und Liebe auch nur die geringste Verwandtschaft bestünde. Was Du an Liebe brauchst, mein Kind, das kommt schon in der Ehe. So abgemacht die Redensart sonst ist, bei Dir trifft sie doch zu. Du wirst Deinem Manne eine gute, gehorame Frau sein.“

Die Prinzessin lachte laut auf, als sie sah, wie ihre Gesinnung erröthete. „Du wirst eben alle Pflichten als brave Frau erfüllen, und so gewiß drei mal drei neun ist, Du wirst dabei glücklich werden. Ob Dein Mann auch? Na, — das geht mich heute nichts an. Also, nun paß 'mal auf: ich habe einen Mann für Dich, und er heißt Bruno, hübscher Name, — was?“

(Fortsetzung folgt.)

Allen neu hinzugetretenen Abonnentinnen liefern wir den vor dem 1. Januar 1898 erschienenen Theil des Romans

Streber

von

Hanns von Bobelsky

gratis und franco nach und bitten um Angabe der Adresse.

Die Expedition

der „Modenwelt“ und „Illustr. Frauen-Zeitung“

Aus dem Leserkreise.

Kochend auch im einzelnen unterfragt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Neue Frottir-Gegenstände „Sanitas“. — Bekanntlich trägt eine sorgfältige Hautpflege wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit bei. Besonders im Winter, wo der längere Aufenthalt in geheizten Räumen und die dichtere Kleidung leicht eine Störung der Hautthätigkeit verursachen, ist es wichtig, dem Körper durch tägliches kaltes Abreiben eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen Erkältungen zu verschaffen. Als besonders zweckdienlich erweisen sich hierfür die neuen, gefestigt geschügten „Sanitas-Frottirer“ — Handschuhe und Bürsten, — deren Reibfläche aus grobem, grauem Hansdrell, für empfindliche Haut aus gelblichem Molestin (englisch Leber), über Rohr- anlage besteht. Die $\frac{1}{2}$ cm breiten, aufrechtstehenden Falten- sämchen sind in je $\frac{1}{2}$ cm breiter Entfernung eingesteppt; sie geben beim Reiben genügend nach und bleiben stets elastisch. Probe-Exemplare der „Sanitas-Frottirer“ haben in Berlin in den Musterabteilungen des Königl. Hygienischen Museums und des Königl. Charité-Krankenhauses, sowie bei mehreren Vereinen für Natur-Heilverfahren bereits Aufnahme gefunden. Sämtliche Frottir-Artikel sind in eleganter wie einfacher Ausstattung in Berlin bei J. C. F. Schwabe, W. Leipziger- str. 112, Alh. Tannhäuser, C. Breite Str. 18, Jul. Bergemann, NW, Wilhelmshafenstr. 25, Fr. Christoph, NW, Mittel- str. 11, und in größeren Drogen-Handlungen zu den Preisen von 50 Pf. bis 2 Mk. erhältlich. A. V.

3. 20. — Erfrorene Hände, die nicht aufgesprungen sind, verlangen zum Waschen warmes Wasser mit flüchtiger kalter Nachspülung, entweder ganz ohne Seife oder mit milder, überfetteter Seife, und nachheriges Einsetzen mit Lanolin-Öl oder einem ähnlichen Präparat. Wichtig ist es, die Arme und Handgelenke warm zu halten, durch kräftige Bewegungen (Himmerturnen) das Blut in rasche Bewegung zu bringen und durch Lederthran und Eisen die Bleichsucht zu bekämpfen. — Ueber die im Gesicht sich bildenden Falten läßt sich ohne Untersuchung wenig sagen; es ist möglich, daß sie von einem schadhafte Zahn herrühren. Ist eine örtliche Ursache nicht vorhanden, so können sie vielleicht mit der Bleichsucht schwinden; unter Umständen kann auch eine vorsichtige und durchaus sachkundig geübte Massage sich nützlich erweisen. Dr. D.

Unsere Kinder.

Einiges von der historischen Ausstellung für Kinder- pflege und Kindererziehung. — In den Tagen vom 1. bis 12. December v. J. wurde in dem fürstlich Stollberg'schen Palais, Büchsenstr. 63, von dem Verein „Wöchnerinnenheim“, unter- stützt von einer großen Anzahl Damen und Herren der Berliner Gesellschaft, eine historische Ausstellung für Kinderpflege und Kindererziehung zum Besten des Wöchnerinnenheims veran- staltet, die sich großen, allgemeinen Interesses erfreute. Wir müssen uns an dieser Stelle darauf beschränken, unsere Leser- innen auf die beachtenswerthen Neuerungen in der modernen Kinderpflege hinzuweisen.

Neben den bekannten Nährmitteln, der sterilisirten Kuh- milch, Dr. Rheinhardt's, Mellin's und Nestlé's Kindermilch, fanden wir ein neues Präparat der Chemischen Fabrik auf Aktien, vorm. C. Schering, die Sanose, welche für schwache Kinder im vorgeschrittenen Alter, sowie für erwachsene Recon- valescenten als ein von ärztlichen Autoritäten anerkanntes Nähr- und Kräftigungsmittel von höchster Bedeutung gilt und auch in Form von Cafés als Krankenkost verabreicht wird. — Ein anderes neues Nähr- und Stärkungsmittel, Hühnerfleisch-Essenz, in Blechbüchsen von 200 g Inhalt, das sich peptonisirt als außerordentlich leicht verdaulich erweist, stellte das „Medici- nische Warenhaus“, Berlin N, Friedrichstr. 108, aus.

Unter den Koch-Apparaten erschien der Dr. Flüggé'sche Milchieder (Medicinisches Warenhaus) äußerst praktisch, der aus weißem, feuerfestem Porzellan und aus braun glazirtem Thon in Form von gedrehten Rannen hergestellt ist. Der Blechboden des Milchieders verhindert das Anbrennen, der durchlochte Deckel das feste Zurückströmen der überkochenden Milch. Ein zweiter Blechdeckel, dessen in der Mitte befindliche Öffnung mit Gaze überlegt wird, gestattet den ausströmenden Dämpfen Abzug und bewahrt zugleich die Milch vor Staub- theilen und Mikro-Organismen. Der Tagesvorrath an Milch wird 15 Minuten darin aufgekocht und aufbewahrt; bei Ver- brauch wird davon entnommen. Die Milchieder sind in sechs Größen von Mk. 1,50 bis Mk. 3,00 käuflich. — Der bekannte Dr. F. H. Berger, Berlin SW, Leipzigerstr. 44, aus- staltete, hat mit der praktischen Neuerung des selbstthätig wirkenden Luftdruck-Verschlusses seiner Flaschen eine wesentliche Verbesserung erfahren; der Verschluss ist auch bei längerer Benutzung ab- solut luftdicht und Bakterien-sicher.

In der Abtheilung für Kinderkleidung stiftete die reizende Baby-Ausstattung von Goshen- leser & Köfide, Berlin SW, Leipzigerstr. 58, in erster Reihe. Den hübschen Sädelchen aus Wolle, Flanell, Velin, Batist reiht sich ein noch weniger bekanntes Kleidungsstück, ein Nachtmantel aus Flanell, an, der das Baby des Nachts, während der natürlichen Ernährung, vor Erkältung schützen soll. — Unter der reich- haltigen Baby-Ausstattung von Emma Bette, Hub & Ladmann, Berlin W, Leipzigerstr. 31/32, hielten wir eine höchst bequem eingerichtete Bild-Commode mit farbiger Brandmalerei und einem praktischen Waschtänder. — Eine wirklich praktische „Wapphor“ des Herrn B. Goldmann, Berlin SW, Charlotten- str. 61/1, zu Grunde; derselbe soll durch besondere Vorrichtung das gesundheitsgefährliche Durchfeuchten der Kleider über Brust und Magen verhindern.

Einer Kinder-Badewanne mit einem Apparat zur Selbst- bereitung kohlensaurer Bäder, ausgestellt von dem Chemisch- technischen Laboratorium von Cataglio, Berlin NW, Spener- str. 29, sei hier ebenfalls Erwähnung gethan.

Unter den Chemischen Präparaten, die in der Kinder- pflege Verwendung finden, heben wir Dr. Graf's Byrolin, das vielseitig verwendete, erst neuerdings in den Handel ge- kommene Adeps Lanae, ein aus Schafwolle gewonnener Fettkörper, hervor und schließlich die neue Desin- fections-Lampe „Hygiea“ für Formalin-Ver- gasung, von der Chemischen Fabrik auf Aktien, vor- mals C. Schering, Berlin N, Müller- str. 170/171. A. V.

„Sie muß in die Pension.“ — Der Artikel in „Aus dem Leserkreise“ vom 1/7 v. J. veranlaßt mich zu fol- gender Entgegnung: Jede Medaille hat eine Rehrseite, und jede Sache kann durch verschieden gefärbte Augen- gläser betrachtet werden. Gewiß ent- halten jene Zeilen viel Wahres, wenn z. B. die Tochter in eine Pension mittelmäßigen Werthes gesandt wird und eine Mutter verläßt, die im Charakter voll entwickelt, pädagogisch beanlagt und erfahren ist, und die sich außerdem einer ganz festen Gesundheit erfreut. In diesem Falle giebt das Kind für die Vollendung seiner Er- ziehung sicher mehr auf, als es ein- ernten wird. Aber glücklicherweise sind heutzutage die Pensionate nicht mehr das, was sie leider oft in früherer Zeit waren. — eine makkende Kuh für die Leiterin, die durch geschickte Reclame ihre Hallen füllte und somit für die Pensions-bedürftigen Töchter nur ein notwendiges Uebel wurde, das aller- dings böse Früchte zeitigen mußte. Das Bild der Lehr-Pensionate hat sich wesentlich verändert, dank der vielen braven, eines Berufes bedürftigen Frauen, die diesen mit wahrer Liebe und Hingebung ergreifen und durchführen. Es sind heute ein großer Theil dieser Lehr-Pensionate im schönsten Sinne Gärten zur Pflege und Ent- wicklung der edelsten Blume der Schöpfung, der Frau, über- wacht von Seiten des Staates, unterstützt durch das Protectorat edler fürstlicher Frauen und geleitet von den tüchtigsten Lehr- kräften, mithin sind ihre Erfolge wahrhaft segensbringend. Im Gegensatz hierzu aber sind die Mütter, in Folge des rast- losen Treibens unserer Zeit, wesentlich schwächer denn früher; die zunehmende Nervosität der Frauen, deren qualende Zu- stände dann wohl am meisten zu Tage treten, wenn die Kinder heranwachsen, macht die Vollendung der Erziehung einer Tochter fern vom Elternhause, auf neutralem Gebiet, unter einer pädagogisch bewußt vorgehenden, objectiv denkenden Rathgeberin immer wünschenswerther. Denn die Mütter, — und selbst unsere deutschen Mütter, — sind eben nur Menschen mit menschlichen Schwächen. Sie waren gar zu oft vor ihrer Ver- heirathung unerfahrene, mangelhaft erzogene Mädchen, ohne jegliche Vorbildung für ihre bedeutungsvollen Pflichten und ihren verantwortungsvollen Beruf, die, wenn sie auch mit innigster Liebe und den besten Vorsätzen den Bund der Ehe schlossen, gerade dann körperlich geschwächte, seelisch in den engsten Rahmen gedrängte Wesen sind, — reicher Kindersegen und schwere Ereignisse des Lebens tragen dazu bei, — wenn die eben erblühte Tochter des weitestreichenden Einflusses be- darf und mit unbewußter Sehnsucht danach verlangt.

Das junge Mädchen, welches Familien-Verhältnisse halber einen Beruf zum Broderwerb suchen muß, wird selbstver- ständlich, scheinbar durch die Härte des Lebens, oft indessen nur zum eigenen Besten, gezwungen, direct nach der Schule das Elternhaus zu verlassen; freilich lehrt sie zumeist nicht wieder heim, und das bleibt schmerzlich. Glücklicher ist jene, die nur kurze Zeit zur Erziehungs-Vollendung auszieht, und die dann das Elternhaus erst an der Hand eines Gatten dauernd verläßt. Für diese entscheidende Wendung im Dasein eines weiblichen Wesens, den Eintritt in die Ehe, zur Führung des Hauswesens, zur Erziehung der Kinder wird bei der tüch- tigen Leitung der meisten heutigen Lehr-Pensionate ein Mädchen ganz umfassend vorbereitet. Vielseitig sind die Anforderungen im Eheleben, hier in einem engen Rahmen, bei beschränkten Mitteln, mit Umsicht und selbstthätiger Frische dem Gatten Ge-

Die richtige Wahl der Anstalt ist selbstverständlich Vor- bedingung. M. N.

J. P. D. — Der Knabe mit schlechter Zahnbildung und schwachem Knochenbau verlangt fortgesetzte diätetische Behandlung unter ärztlicher Leitung. Mit Anwendung irgend eines Mittels ist nicht zu helfen. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Angehende Materin in Reval. — Die Damen- Akademie „Atelier für Altmalen und -Zeich- nen“ (eingrichtet nach dem Muster der „Académie Montparnasse“ in Paris), von Gertrud C. S. Nehring, — Lehrer: Herr Friedrich Stahl, — ist von Berlin W, Lügen- str. 71 nach Genthiner- str. 19 verlegt worden. — Lassen Sie sich die Statuten des „Lette-Ber- eins“, Berlin SW, König- gräberstr. 90, kommen. Die Red.



Tafelauffag in Form eines Obstkorbes.

Geselligkeit.

Tafelauffag in Form eines Obstkorbes. — Zur Anregung für die Her- stellung ähnlicher Arran- gements führen wir unse- ren Leserinnen heute einen originellen Tafelauffag der Firma Otto Bernstel, NW, Brücken-Allee 7, vor, der auf der vorjährigen Blumen-Ausstellung zu Treptow mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Den einfach geflochtenen weißen Spankorb füllen allerlei Südfrüchte feinsten Art, von grünen, gelben und dunkelrothen Blättern und zartge- fiederten Farren umgeben. Träubchen reifer Kirschchen, von Medeola-Ranken grazios umwunden, zieren den gedrehten Stengel. Selbstverständlich können die Südfrüchte durch anderes Obst und Nüsse, die Kirschchen durch Weintrauben oder Trauben- Rosinen ersetzt werden. C. S.

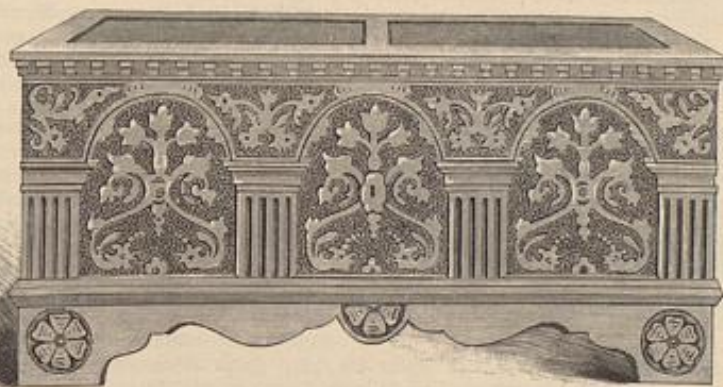
Zwei Maskenkostüme. — Die Faschingszeit weckt freudige Erinnerungen an einen Maskenball, den meine zwei Schwestern und ich im verfloffenen Winter mitmachten. Wochenlang vorher waren wir in Aufregung, galt es doch, recht originelle Kostüme herzustellen, von denen wir mit Bestimmtheit annehmen konnten, daß sie nicht nochmals vertreten seien.

Das eine Kostüm, „Wand-Kalender“, bestand aus fuß- freiem Rock und ganz glatter, kurzer, im Rücken geschlossener Taille mit halblangen Puffärmeln, alles in Rosa. 12 Streifen Shirting in Länge des Rockes beklebten wir mit den Zetteln eines Abreiß-Kalenders für 10 Pf. so, daß unten einige Mal drei Zettel nebeneinander kamen, dann einige Mal zwei Zettel und oben immer nur einer. Diese 12 Streifen, je für einen Monat des Jahres, waren der Reihensfolge nach rund um den Bund angenäht, jedoch so, daß die schmale Vorderbahn frei blieb, auf welcher mit dicker schwarzer Soutache die Jahreszahl in recht großen Ziffern aufgenäht war. Die Taille war mit weißen Bretellen verziert, auf welchen in schwarzer Schrift die Monatsnamen standen; die Streifen liefen von der Schulter bis in den Taillenschluß spitz zu und waren durch zwei Quer- streifen verbunden. Eine rosa Mütze mit weißem Bande, die die Aufschrift „Wand-Kalender“ und das sehr hübsche Deck- blatt des Abreiß-Kalenders trug, sowie ein auf beiden Seiten mit Kalender-Abrißen versehener Palmblatt-Fächer vervoll- ständigten den Anzug.

Der andere Anzug, „Schwarzwälder Uhr“, hatte als Grundform ein Kleid in bordeaux Farbe. Auf Brust und Rücken wurde je ein Zifferblatt aus Pappe befestigt, das in Form, Farbe und Ausführung genau dem einer Schwarz- wälder Uhr nachgebildet war; unter jedem Zifferblatt hingen an Goldketten und Draht Gewichte und Pendel. Letztere be- standen aus Pappe und waren mit Goldpapier überklebt. Der kurze Rock hatte eine Rand-Garnitur von größeren und kleineren selbst gefertigten Zifferblättern aus weißem Papier. Dazu wurde als Kopfschmuck ein zierliches Häubchen getragen aus dem Stoff des Kleides, mit Goldfette und zwei Zifferblättern verziert; die ausgeschmittenen Schuhe trugen als Rosetten Zifferblätter; der Fächer bestand aus einem großen gefalteten Zifferblatt aus Papier. L. F.

Häusliche Kunst.

Altdeutsche Truhe mit schwedischer Schnitzerei (Aus- gründer). — Neben dem die alten schwedischen Arbeiten charakterisirenden Drachen sind es die in Hahnenköpfe aus- laufenden Ornamente, welche, außer der Technik selbst, den Verzierungen ihr eigenartiges Gepräge geben. Unsere Vorlage, — eine schlichte Truhe von 115 cm Länge bei 46 cm Tiefe und 60 cm Höhe, einschließlic der Füße, — zeigt solche Hah- nen-Arabesken in verschiedenen Größen, sowohl in den großen Bogenfüllungen, die 29 cm Höhe zu 22 cm Breite messen, wie in den kleinen Feldern oberhalb der Pfeiler. Um eine klare, plastische Wirkung zu erzielen, sind die Contouren mit dem Valseisen fest und sicher in tadelloser Linie einzustemmen und der Grund in gleichmäßiger Tiefe mit dem gedöpften Valseisen



Altdeutsche Truhe mit schwedischer Schnitzerei.

fährtin, den Kindern Mutter und Erzieherin zu sein, dort den schwierigeren Verpflichtungen einer großen, gefälligen Re- präsentation vorzustehen. In allen Fällen wird es derjenigen Frau leichter werden, dies zur eigenen und des Gatten Ver- friedigung auszuführen, die durch den erweiterten Blick und die größere Erfahrung einer Pensionats-Zeit geschult wurde.

Nachdruck verboten.

Streber. *)

Roman von Hanns von Zobellitz (H. von Spielberg).

(2. Fortsetzung.)

Comtesse Ilse hatte sich bei den Worten der Prinzessin erhoben und war langsam einige Schritte zurück getreten. Jetzt stand sie, die Hände auf dem Rücken, an die Wand gelehnt, blaß im Antlitz, und schüttelte den Kopf.

„Nein, Sidi, — nein! Den nicht, Baron Pflaume nicht!“ In ihren großen Augen schimmerte etwas wie Tropf.

„Und warum nicht, meine allergnädigste Comtesse, wenn ich fragen darf?“ Es kam sehr spitz und spöttisch heraus. „Was hast Du denn gegen meinen lieben Freund?“

Ein Augenblick kämpfte die Comtesse mit sich selbst. Es wurde ihr wohl sauer, das rechte Wort zu finden. Nicht zuletzt mochte ihre Gutherzigkeit es ihr erschweren, sich auszusprechen.

Dann stieß sie mit einem plötzlichen Entschluß heraus: „Die Leute sagen, sein Vater sei Schlächter gewesen!“

Ein langandauernder, stürmischer Heiterkeitsausbruch war zunächst die einzige Antwort. Als die Prinzessin aber sah, wie die Cousine dunkelroth vor Berlegenheit wurde, bezwang sie sich.

„Komm her, Schächchen, liebes, — setz Dich wieder artig. So — schön! Also das ist dein ganzes Verbrechen? Nun, darüber werden wir wohl hinwegkommen. Natürlich war der alte Pflaume Schlächter, Großschlächter, Massenmörder sogar.“

Aber darüber braucht sich Dein hochgräflich Helfenbladt'sches Blut doch nicht zu empören, nachdem unser theurer und vielliebter Vater, weiland Herzog Ernst, den Mantel christlicher Liebe, wollte sagen, den Baronsmantel über die Schlächterbank gezogen hat. Ueberhaupt, wie kann ein armes Comtesselein sich den Luxus so veralteter Ansichten erlauben? Und dann, Ilse, im Ernst gesprochen, in unserer Zeit soll man keine künstlichen Scheidungen zwischen Adel und Bürgertum aufrichten. Zudem: der alte Pflaume ist ein Kreuzbraver, wenn auch etwas schräglicher Stunde gewesen. Und Schlächter, — schließlich war er ja auch nur noch Viehhändler im großen Maßstab, — ist doch ein ganz reelles, ehrliches Geschäft. Mir wär's tausendmal lieber, mein Herr Schwiegervater wäre Viehhändler gewesen, als etwa ein waghalsiger Speculant, der vielleicht immer so haarsträubend am Staatsbankrott vorbeischießt. Nein, — mit solchen dummen Einwürfen komm mir nicht! Und wie steht's im übrigen? Hast Du sonst auch noch an meinem Protégé allezeit auszusetzen?“

Das arme junge Mädchen preßte beide Hände gegen die schmerzende Stirn. Wie gewöhnlich, konnte sie nur mit Mühe den hastenden, sprungweisen Worten der Prinzessin folgen, vor denen nun schon wieder der leise Tropf widerstandslos dahin schmolz. „Ja — ich kenne ihn ja fast gar nicht,“ brachte sie endlich heraus.

„Du kennst ihn reichlich genug, sage ich Dir. Es ist gar nicht gut, wenn man sich vor der Hochzeit zu genau kennen lernt. Und nun erwäge mal gütigst, was Dir die Partie für Vorteile bietet: Du weißt, daß der Baron sehr, sehr reich ist, Du kennst Schloss Trunberg. Daß er außerdem ein vielseitig gebildeter Mann und ein Mann von — ja! — von vornehmer Gesinnung ist, sage ich Dir.“

„Aber Sidi, beste Sidi!“

„Ob er etwa schon um Deine Hand bei mir angefragt hat? Gut bemahre, Du Dumme! Aber man hat doch so seine Anzeichen. Also, sagen wir, um es parlamentarisch zu fassen, Du bist im Princip nicht abgeneigt. Schüttle nicht Dein jungmännliches Haupt, mein Lamm: Du bist nicht abgeneigt. Das einzige ist meine Eade. Von Dir verlange ich nur, daß Du Dich recht schön machst, — heute zu Tisch wirst Du Dein Hochzeitskleid anlegen, — daß Du freundlich zu ihm bist und nicht wie eine funkelnegele Puppe aus dem Spielwaren-Kagazin dastehst. Also hör mal, Ilse, sprich mit ihm über Hans, Hof, Garten, Thiere, über Soldaten, Cavaliere, Hofdamen, Kammerdiener, sprich mit ihm meinetwegen, wenn Du durchaus was Geschicktes sagen willst, über mich! Und vor allem, gehe auf jede Neuerung irgend eines körperlichen Leidens liebevoll ein, das mögen alle Männer gern. Aber meide wie das Feuer jedes Gespräch über Literatur und Kunst. Fragt er Dich darüber, so lächle Dein olympisches Lächeln. — Hast Du mich verstanden? — Nein? — Das kann ich mir denken. — So, Du Schächchen, und nun schlüpf in Dein Hochzeitskleid, und meine Leonie soll Dich fristren.“

Sie klopfte der Cousine wohlwollend auf die Wangen. „Himmel, wie Du glühst! Ja — das ist die Liebe! Adieu, meine große Maus, und alle Götter Griechenlands seien mit Dir.“

Baron Bruno hatte am Vormittag physisch und psychisch gelitten.

Im drückten, wenn er mit dem Bruder allein war, dessen Schwergewicht, seine Willenskraft nieder. So sehr er sich ihm an Bildung, Geschmack und Feingefühl überlegen fühlte, schließlich beugte er sich immer wieder vor der Rücksichtslosigkeit, mit

welcher jener seine Ziele verfolgte. Aber indem er das that, häumte sich sein ganzer innerer Mensch auf, und der Kampf verursachte ihm körperliche und feilsche Schmerzen.

Es waren unerquickliche Stunden gewesen. Am Morgen, als sie in der „Mittelwabe“, dem kleinen Salon zwischen den beiden Schlafzimmern, ihren Thee nahmen, hatte der Oberst das Gespräch auf Fräulein von Gaddern gebracht, die in seinen Augen eine arge Intrigantinnen war. Er hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er behauptete, sie sei eine Egoistin, sie halte den Bruder um ihrer eigenen schönen Stellung willen möglichst von jedem Familien-Verkehr fern. „Wenn sie Dich aber doch einmal verlieren sollte, Bruno, dann am liebsten an irgend ein gutes Gänschen, dem sie sich unentbehrlich machen könnte. Darum ihr Favorisieren einer gewissen jungen Dame, — darum allein!“

Als Jüngling kam, die Brüder zu einer Ausfahrt mit dem Prinzen auszufordern, hatten sich bei dem Baron bereits die Vorbereitungen einer häßlichen Migräne eingestellt. Er überwand sich zwar, aber die Fahrt verschlimmerte die Schmerzen nur. Er fühlte sich bei der Heimkehr wie gerädert, todt-elend.

Ihm graute bei dem Gedanken an das Diner, an das Unterhaltenmüssen.

Aber den moralischen Muth, sein Uebelbefinden einzugehen und nicht zur Tafel zu erscheinen, besah er doch nicht. Und die Zeit drängte; die Brüder hatten kaum eine Viertelstunde zur Toilette.

Man war heute etwas ceremonieller, als gestern Abend. Die Gäste, — auch einige Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft waren geladen, — versammelten sich im Salon der Prinzessin; der Prinz empfing sie, von Jünglingen unterstützt.

Und dann wurden die Flügelthüren geöffnet. Prinzessin Sidonie rief herein, am Arm die alte Baronin Pflaume! Und die Prinzessin winkte beiden Brüdern holdselig zu, als wollte sie sagen: Ist das nun nicht einmal lieb von mir, ist das nicht eine reizende Ueberraschung für Euch!

Der Oberst unterdrückte mit Mühe einen Fluch. Er wußte sofort, wie sich Sidonie auf diesen Augenblick gefreut hatte. Dennoch hügte er sogleich auf die Mutter zu, ihr die Hand zu küßen. Die Prinzessin lächelte etwas höhnisch. Aber als nun Baron Bruno sich näherte, sagte sie ihm mit Betonung: „Keinen förmlichen Handkuß, lieber Freund, wir sind hier unter uns, — ich bitte Sie, umarmen Sie ihre liebe alte Mutter!“

Die Baronin sah sehr staltlich aus in ihrem schlichten, schweren, schwarzen Seidenkleide, mit der Witwenhaube auf dem schlohweißen, vollen Haar. Und sie küßte ihre beiden Söhne ohne jede Verlegenheit herzlich ab, als könne es gar nicht anders sein. Dann sagte sie freilich, wie mit einer leisen Entschuldigung für ihr Hiersein: „Durchlaucht ließen nach un're Sitzung ja nicht locker. Ich hab' ja och gar nicht gewußt, daß Ihr hier seid, — Gottoboch, wie ich mir aber freue!“

Unwillkürlich blickten gleichzeitig beide Brüder um sich, dies schreckliche „Wir“ ließ sie heimlich schaudern. Aber — merkwürdig! — die Gesichter all der Herren ringsumher lächelten wohl freundlich, doch keine Spur von Spottsucht zeigte sich in ihnen. Und gleich darauf kam der greise Graf Weltingen und knüßte mit der Mutter ein Gespräch an, wie mit einer guten alten Freundin. Er fragte sie, ob sie denn wirklich ihre Herren Söhne so lange nicht gesprochen habe, und dann mahnte er die Brüder, sich doch ja Stellhausen, diese Musterwirthschaft, genau anzusehen, — es ist uns allen ein ewiges Räthsel, wie eine Frau das große Gut selbständig zu bewirtschaften vermag, — freilich, das kann eben auch nur Ihre verehrte Frau Mutter!

Die alte Frau sprach wenig, auch bei Tisch. Aber es schien, als höre sie immer mit Verständniß zu, und wenn sie auf eine Frage des Grafen, ihres Tischnachbarn, erwiderte, so geschah das stets, zwar in ihrem Dialekt, aber in guter Form, nicht selten auch mit gutem Humor. Und dabei wanderten ihre Augen immer wieder von dem einen Sohne zum anderen, liebevoll, — sorgenvoll.

Der Oberst sah zur Linken der Prinzessin, und es bereitete ihr augenscheinlich ein ganz besonderes Vergnügen, ihn immer aufs neue auf die Folter zu spannen. Einmal erzählte sie ihm, immer so laut, daß es die Nächsttenden hören mußten, „der Onkel Billau habe sich voll Bewunderung über den jetzigen Zustand seines Regiments ausgesprochen, dessen gesamte Mannschaft einer in der Hochdresur befindlichen Reute gleichen solle“; dann fragte sie nach dem Befinden seines Schwagers, des Berliner Bankiers, der ja einer der glücklichsten Speculanten sein solle, und ob er, der Oberst, ihr nicht einen guten Rath für die Börse vermitteln könne; und schließlich quälte sie ihr Opfer bald mit der Aussicht, er müsse sie morgen noch Stellhausen begleiten, bald mit Anspielungen über seine „so edel kindliche Freude“ vorhin beim Wiedersehen mit der Mutter. Und dann sagte sie plötzlich: „Wissen Sie, daß mir, wenn ich die verehrte Frau anbeie, immer ein Wort Nischelet's einfällt, das schöne Wort nämlich, das er über Maria Antoinette sprach. Sie kennen es doch? Nein? Also, er sagte: Die Königin sei der einzige Mann in der Bourbonen-Familie gewesen!“

Die lebhafteste Conversation hinderte Prinzessin Sidonie aber keineswegs, Ilse Helfenbladt und Baron Bruno scharf im Auge zu behalten. Ab und zu sog sogar ein antreibender, aufmunternder Blick zur Comtesse hinüber.

Die Hofdame war ein wenig verlegen, und nicht ohne Grund. Als sie sich vor der Tafel der Prinzessin im Toiletten-Zimmer vorstellte, hatte diese ihre Kammerfrau herangewinkt und auf das Spingelkräusel am Auschnitt des Kleides gedeutet: „Da, liebe Leonie, nehmen Sie der Comtesse mal schnell das unnöthige Zeug fort. Die Figur kommt ja gar nicht zur Geltung.“ Bei aller Lässigkeit ihres Temperaments hatte die Comtesse nun doch eine Empfindung der Scham. Sie fühlte die Blicke der Herren auf ihrer tiefentblöhten Büste, und immer wieder erröthete sie leicht. Aber gerade das gab ihrem Marmorgesicht einen etwas frischeren, lebhafteren Ausdruck. Sie hatte vielleicht noch nie so brillant ausgesehen, wie heute.

Und auch, daß in ihrem kleinen Hirn heute eine seltene Fluth von Gedanken nicht zur Ruhe kommen wollte, ließ den Ausdruck des Antlitzes angeregter erscheinen. Die Worte der

Prinzessin arbeiteten doch in ihr noch. Sie ertappte sich wiederholt dabei, daß sie ihren Tischnachbar unwillkürlich mustern und betrachtete, und dann sagte sie sich, er sei doch gar nicht so übel. Auch daß er anfangs nur wenig mit ihr sprach, war ihr ganz recht.

Weniger als je war Baron Bruno heute zur Unterhaltung aufgeleitet, am wenigsten zum Courtoisieren in irgend einer Form. Der Kopf brannte ihm wie höllisches Feuer, und seine Pulse jagten fieberisch. So war auch ihm das stumme Marmorbild, das so gar keine Ansprüche machte, eine sehr liebe Tischnachbarin.

Wie immer, wenn er sich elend fühlte, wanderten seine Gedanken ruhelos, und in seinem Ideen-Kreise schossen die Bilder schattengleich durcheinander, das eine quälender als das andere. Bormwürfe, daß er die Mutter dort drüben so arg vernachlässigt, wechselten mit ärgerlichen Erinnerungen an die letzten Auseinandersetzungen mit dem Bruder, dann tauchte ein kleines Haus und ein dufterfüllter Garten vor seinem geistigen Auge auf.

Plötzlich fühlte er mehr, als er es hörte, daß die Gräfin sich mit einer Frage an ihn wandte. Er erschrak förmlich und mußte sich gewaltig aufraffen: „Was befehlen Sie, gnädigste Comtesse?“

Nun erröthete sie wieder, und es währte eine Secunde, ehe sie ihre Worte wiederholte. Ein paar armselige Worte, von denen sie selbst nicht wußte, stammten sie aus einer Erinnerung an ihr Gespräch mit der Cousine oder aus ihrem eigenen Herzen: „Sie sehen lebend aus, Herr von Pflaume? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Wunderlich, die Frage that ihm gut. Schwachen Naturen ist es fast stets angenehm, wenn man Antheil an ihrem Befinden nimmt.

So lächelte er seiner Nachbarin dankbar zu, indem er gestand, daß er ein wenig von Kopfschmerzen geplagt sei. Und sie griff das ihrerseits wieder dankbar auf. Sie sprach ihr Bedauern aus und fügte ein wenig darüber hinzu, daß ihr verstorbenen Papa auch häufig an Kopfsch gelitten habe, und daß die Mama ihm dann immer Essigumschläge gemacht habe.

Damit aber schloß die Unterhaltung wieder ein. Ilse wußte beim besten Willen nichts weiter vorzubringen, während Pflaume zunächst meinte, es sei, Gottlob, nicht nöthig.

Aber er war doch nun einmal aufgerüttelt aus seinen Träumereien. Und wenn er auch schwieg, so haßte sein Blick doch auf der Nachbarin. Nein, war das Mädchen schön! Dies wundervolle Profil, dieser seine Halsanjan, die blendenden Schultern, der wie aus weißem Stein gemeißelte schlanke Arm. —

Nun wandte sie sich ihm noch einmal zu, froh, daß ihr etwas eingefallen war: „Ihre Frau Mutter wird von der Prinzessin sehr verehrt,“ sagte sie, sich leicht vorbeugend. Verwirrt fügte sie noch hinzu: „Ihre Frau Mutter ist auch sehr gut — zu allen Armen — in der ganzen Umgegend.“

Das that ihm wieder wohl. Sich zusammenschließend, nahm er das Gespräch lebhafter auf, und indem er das that, fühlte er, wie seine Schmerzen ein wenig nachließen. Er sprach von der „lieben, salbigen, alten Frau“, er fragte dies und jenes, wußte auch auf die simpelsten Antworten die Unterhaltung weiter zu spinnen, halb mechanisch freilich, aber sein Auge zwischen immer wieder an der klassischen Schönheit des jungen Weibes erfreuend. Die Comtesse gefiel ihm mehr und mehr. Schließlich war es nicht einmal ihre Schönheit allein; auch ihre Ruhe, ihre offenbare Anspruchslosigkeit sagten ihm zu, und die anerzogene Bornehmheit aller ihrer Bewegungen und ihrer Art, zu sprechen, berührte ihn sympathisch. Dabei trank er häufig ein Glas Sekt nach dem anderen, ganz gegen seine Gewohnheit. Dann schoß ihm plötzlich mitten in einem gleichgültigen Satz der Gedanke an Ella Bernhaupt durch den Kopf. Er drängte ihn gewaltig zurück, aber unwillkürlich knüßte sich ein zweiter daran: „Wenn es nun einmal Ella nicht sein kann, wie, wenn Du Dir eine Comtesse Helfenbladt nach Trunberg einholst? Schön, vornehm und, — wie hatte doch die Prinzessin gesagt? Wichtig, sie wird einmal eine liebe, bequeme Frau!“ Aber auch dieser Gedanke kam und ging, und Bruno mußte selbst über ihn lächeln. Dies Bild aus Marmorstein, nein, nein!

Da hob die Schlossherrin auch schon die Tafel auf. Der Kaffee wurde draußen auf dem Balcon genommen, und die Prinzessin dirigirte die beiden Brüder neben die Mutter. Es war für sie eine Quelle des Gaudiums, zu sehen, wie der Oberst sich innerlich koste und äußerlich den sorglichen, liebevollen Sohn spielte. Ihr scharfes Ohr verlor kein Wort von dem Gespräch zwischen den Dreien.

„Die Lotti ist bei mich,“ sagte gerade die Baronin. „Ein liebes Göhr, man bloß noch 'n bißchen dünne und thranenqueeslich. Na, ich wer' sie schon zurecht futtern, und was die Thranen sind, — hör mal, Fritz, Du hast mir ja auf meinen Brief von wegen den jungen Bernhaupt nich' nen Ton geantwortet?“

„Ich kenne den jungen Mann nicht, liebe Mama.“

„Na, dann hält'st Du Dir, wo Deine alte Mutter bat, wohl auch 'n bißchen nach ihm erkundigen gekommt. Sei nich böse, Fritz,“ schaltete sie schon wieder begütigend ein, die staltliche Gestalt des Offiziers mit einem liebevollen Blick umspannend.

„Liebe Mama, ich bitte Dich: sprich nicht so laut!“

„Aber ich sprach ja gar nicht laut. Und was die Herrschaften hier sind, die kennen mich doch alle, wie ich bin. Und wenn Du den jungen Doctor nich' kennst, Fritz, der Bruno, — Du kennst ihn doch, Brunochen? Nich' wahr?“

Pflaume hatte sich tief in seinen Sessel zurückgelehnt. Der Kopfschmerz war mit verdoppelter Wucht wiedergekehrt, seit er aus der kühlen Luft des Speisesaals auf die Veranda hinausgetreten war. Nur mit Mühe brachte er ein: „Ja, liebe Mama, er ist ein braver, fleißiger und bescheidener junger Mann!“ heraus.

Der Bruder blickte ihn wüthend an. Aber die Baronin meinte: „Das freut mich riesig!“

„Nicht, liebe Mama!“ versuchte der Oberst leise zu verbessern. Da lachte die Mutter: „Daß man, Fritz, sei nich' wie die

*) Allen neu hinzugetretenen Abonnentinnen liefern wir den vor dem 1. Januar 1898 erschienenen Theil des Romans

Streber

von

Hanns von Zobellitz

gratis und franco nach und bitten um Angabe der Adresse.

Die Expedition

der „Modenwelt“ und „Illust. Frauen-Zeitung“.

Mengern. Und ängstige Dich nicht, sie kennen mir hier, sag' ich Dir ja, und unsere gute Prinzessin meint, 's wär' zu originell, wie falsch ich spräch'."

Mit kaltem Blut hätte der Oberst die ihm schräg gegenüber sitzende, lächelnde Durchlaucht droheln können. Aber auch der Bruder verwünschte sie in jedem Augenblick, freilich aus etwas anderen Beweggründen. Während der Keltere wusste, daß die Prinzessin ihn direct verlesen wollte, empfand der Jüngere das Herbeiführen dieser Begegnung als eine absichtliche Possie, bei der nicht nur sie beide blamirt wurden, die auch der Mutter zur Zielscheibe des Spottes werden mußte. Und das kränkte ihn. Mochte die Mutter sein, wie sie wollte, gut und brav und liebevoll war sie immer gewesen.

Auch dies Empfinden verstärkte sein körperliches Mißbehagen. Er leugnete zwar, wenn die alte Frau ihn wieder und wieder befragt fragte, sich unwohl zu fühlen. Aber schließlich benutzte er doch die erste sich darbietende Gelegenheit, von der sonnigen Veranda hinweg in den kühleren anstößenden Salon zu schlüpfen. Nur nicht sprechen müssen, nicht sprechen hören.

Die Prinzessin hatte keine Blucht sogleich bemerkt. Nach einigen Minuten nahm sie die Hofdame bei Seite, als ob sie ihr irgend einen kleinen Auftrag zu geben habe. Die Comtesse zögerte. Sie hatte wohl nicht richtig verstanden. Aber da zog Prinzessin Sidie eine böse Miene, und Ilse senkte das Haupt. Auch sie huschte hinaus. Aber nicht in den Salon, sondern in den Speiseaal, der sich ebenfalls auf die langgestreckte Veranda öffnete.

Im letzten Augenblick, ehe sie verschwand, war Anfingerin herangetreten: „Haben Durchlaucht vielleicht einen Auftrag für mich?"

„Danke, danke! Ilse soll mir nur etwas Eau de Cologne besorgen. Es ist doch recht heiß hier,“ sagte die Prinzessin leichtm. „Sie hätten den Kaffee lieber im Salon serviren lassen sollen.“ Sie nahm wieder Platz neben der Baronin, so daß sie durch die Flügelthür in das Innere des Zimmers schauen konnte.

Und nun schien es ihr plötzlich zu gefallen, eine ganz andere Tonart anzuschlagen. Sie winkte den Grafen Weltingen zu sich heran und begann, Oberst Pflaume scheinbar gänzlich ignorirend, ernst und gemessen von ihrem Verein zu sprechen, fast mit jedem Satz die alte Baronin in den Vordergrund schiebend. Es lag eine gewisse Absichtlichkeit darin, aber doch auch viel natürliche Liebenswürdigkeit, wie sie ihre Verehrung für die Matrone documentirte. „Aber ich bit! Eure Durchlaucht, was machen Durchlaucht denn man bloß für Weisens von mich,“ rief diese schließlich. „Ich muß mich ja schämen vor meinem Jungen hier, wenn mich Durchlaucht so loben — über all' mein bißchen Verdienst.“

Aber da war es nun wieder Graf Weltingen, der ihre Hand ergriff und sie an die Lippen zog. „Gnädige Frau,“ sagte er ernst, und der Oberst empfand, daß die Worte auf ihn gemünzt sind. „Ihrer Durchlaucht und uns allen ist es eine aufrichtige Freude, Ihren Herren Söhnen zeigen zu dürfen, was Sie uns geworden sind. Diese Freude dürfen Sie uns nicht durch Einspruch verflummern. Wir haben viel von Ihnen gelernt, — mich drängt es aufrichtig, das zu sagen. Anfangs, — Sie zürnen mir nicht! — sind wir Ihnen mit Mißtrauen begegnet. Aber als wir dann sahen, nicht nur wie energisch, wie tüchtig Sie Ihr schönes Stelhäusen bewirthschafteten, sondern wie Sie ohne jedes Aufsehen, im geheimen fast, werkschäftiges Christenthum übten, da schwand das Mißtrauen, und bald trat herzliche Verehrung an seine Stelle.“ Der Greis wandte sich unmittelbar an den Obersten und fügte hinzu: „Ihre liebe Mutter, Herr von Pflaume, ist ein Segen für unseren ganzen Kreis geworden, nicht weil sie mit der Rechten giebt, ohne die Linke davon wissen zu lassen, — das kann schließlich jeder, dem Gott ein großes Vermögen und — selbst nur ein Durchsichtsbüchlein gab; aber sie hat unsere arme, nicht ohne unsere Mißthat verjumpte Bevölkerung geradezu errettet, indem sie sie zur Arbeit erzog. Die Weidenkulturen von Stelhäusen haben eine neue Industrie geschaffen, die Hunderten Arbeit giebt; die alte Glasbläse, die fast erloschen war, ist zu neuem Leben erwacht; die Haushaltungsschule in Stelhäusen erzieht die besten Dienstmädchen, erzieht brave, pflichttreue Frauen. Aber ich mühte meine Kräfte noch weit, weit fortspinnen, ohne doch alles das sagen zu können, was Ihre liebe, verehrte Frau Mutter geschaffen hat. Und schließlich, am dankbarsten bin ich ihr doch für das Beispiel, das sie uns gegeben hat, — wir haben in ihr wieder einmal das alte, tüchtige, fernhafte Bürgerthum schägen gelernt und erkannt, wie eng verwandt es uns ist.“ — Der alte Herr beugte sich zum zweiten Male über die Hand der Matrone, deren Antlitz eine dunkle Röthe überstuhete. Sie mochte wohl daran denken, mit welchen Vorurtheilen sie vor fast zwei Jahrzehnten im Kreise aufgenommen worden war, und ihr greises Herz pochte schneller, daß sie nun hier, — hier — vor ihrem Sohne so geehrt wurde.

Das Blut war dem Obersten zu Kopfe gestiegen. Der Graf war ihm vom Hörensagen als ein sonst sehr jugendlicher, zurückhaltender Herr bekannt, als Mitglied des Herrenhauses und als persona gratissima in Berlin außerdem; er wusste, der Mann sprach kein Wort, das er nicht zu vertreten bereit war. Wer weiß was, hätte er jetzt darum gegeben, wenn er, der sonst so Redegewandte, eine schöne, herzengewarme Erwiderung gefunden haben würde. Aber die Worte verlagten sich ihm. Er wusste ja nur zu genau, auch diese neueste Wendung war von der Prinzessin nur in Scene gesetzt, um ihn zu ärgern, ihn gleichsam abzutrafen. Und so kam er über eine frostige Verbeugung nicht hinaus, deren Eisefalte seltsam abfiel gegen die impulsive Art, in der seine Mutter die rechte Hand der Prinzessin, die linke dem Grafen hinstrakte und einfach, aber mit strahlenden Augen sagte: „Na, — wenn die alte Pflaume wirklich noch zu was gut ist, dann woll'n wir man alle zusammen auch in Zukunft unsre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thun!“

Prinzessin Sidonie schien ein herzliches Wort entgegen zu wollen. Aber plötzlich sprang sie auf und rief, vom Ernst unmittelbar zum Uebermuth übergehend: „Nein, aber so etwas! Baronin, liebe Baronin, das ist einmal eine Freude für Sie!“ Und sie zog die Matrone mit sich fort in den Salon.

Der arme Baron Bruno hatte seinen schmerzenden Kopf in die Rückenlehne eines gewaltigen englischen Lednustuhls vergraben. Mit geschlossenen Augen lag er da, die Hände im Schoß verschränkt, glücklich, der heißen Luft draußen entronnen zu sein und hier in dem kühlen, halbdunkeln Zimmer einige Augenblicke der Ruhe zu finden. Er fühlte sich schon nach den ersten Mi-

nuten ein wenig erleichtert, und es kam über ihn, wie ein ganz leiser, wohliger Halbtschlaf.

Da hörte er einen leichten Tritt über den Teppich huschen, und als er mühsam die Lider ein wenig aufschlug, stand Comtesse Ilse neben ihm. Er wollte emporspringen, aber sie legte ihre Hand auf seinen Arm: „Bitte, Herr von Pflaume, bitte, bleiben Sie sitzen. Ich — ich wollte Ihnen nur etwas Eau de Cologne bringen. Papa meinte immer, sie sei so gut gegen nervösen Kopfschmerz.“

Er war noch halb wie im Traum. Schattengleich nur sah er unter den halbgeschlossenen Lidern die schlank hohe Mädchengestalt, und dann fühlte er, wie sie ihm das duftende Rah auf die mechanisch hingehaltene Handfläche träufelte. Mechanisch führte er diese auch zu den Schläfen und sagte: „Sie sind so gut, Comtesse — vielen, vielen Dank!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Giftige Speisen.

Von Dr. Wilh. Bergmann.

Was nur auf Erden lebt, da ist auch nichts so schlecht, Daß es der Erde nicht besondern Nutzen bräch'. Doch ist auch nichts so gut, das, diesem Ziel entwendet, Abtrünnig seiner Art, sich nicht durch Mißbrauch schändet.“

Gewiß hatte Shakespeare bei diesen Worten nur „Pflanzen gift'ger Art und dienlich zum Gesehen“ im Sinne, Blumen, die in ihrer zarten Hülle zugleich „giftige Säfte und milde Heilungskräfte“ beherbergen. Sie kennzeichnen aber auch vortreflich die formenreiche Klasse der Pilze und Schwämme, von denen viele dem Menschen nützlich, viele aber auch schädlich sind. Besonders die letzteren sind in der Neuzeit als Erreger gefährlicher Krankheiten und als Verderber von Speisen und Getränken viel genannt und beschrieben worden. Zu den schlimmsten Verderbern gehören die, die unsere Speisen nicht bloß unschmackhaft machen, sondern sie vergiften und dadurch Krankheiten erzeugen, ja sogar tödlich wirken.

Da ist zunächst ein kleiner, unscheinbarer Pilz, der das wichtigste aller Nahrungsmittel, das Brod, vergiftet. Wohl können auch die Samenkörner der Kornrade, des Raumlöwls und giftiger Widen, wenn sie in größeren Mengen mit den Roggenkörnern gemahlen werden, das Mehl vergiften. Doch sind diese Samen an ihrer Größe und Farbe leicht zu erkennen und auszulesen, sodah, wenigstens in den Städten, eine durch sie erzeugte Vergiftung des Brodes selten ist. Nur im Landbrode sind solche Verunreinigungen öfters nachgewiesen worden. Viel häufiger dagegen ist die Vergiftung des Brodes durch einen in den Mütten des Roggens, seltener der Gerste und des Weizens, schwarzen Pilz, das Mutterkorn oder Hungerkorn. Gewöhnlich befallt er nur eine einzige Blüthe einer Aehre, sodah sich an jeder Aehre nur ein schwarzes Mutterkorn an Stelle eines gesunden Kornes entwickelt, immer aber genug, um das Mehl, das es verunreinigt, zu vergiften. Fortgesetzter Genuß mutterkornhaltigen Brodes erzeugt die sogenannte Kribbelskrankheit, die mit schmerzhaft judendem Kribbeln, zunächst an den Fingern und Beinen, dann über den ganzen Körper beginnt, Kopfschmerzen, Schwindel und Mattigkeit folgen, später schmerzhaft Krämpfe und Lähmungen. Es entsteht Blaufärbung, bössartige Geschwulste bilden sich, die Gelenke werden brandig, Hautstücke mit den Nägeln oder ganze Glieder fallen ab. Wird Heilung erzielt, so bleiben gewöhnlich Nervenleiden, schwere seelische Depressionen zurück. Fünf Procent Mutterkorn im Roggen genügen, diese Krankheitserscheinungen zu verursachen, glücklicherweise aber nur nach dem Genuß aus frischem Getreide gebackenen Brodes. Die Krankheit ist früher in Deutschland, Frankreich, Rußland, Schweden, Dänemark und in der Schweiz wiederholt epidemisch aufgetreten, an einzelnen Orten stieg die Sterblichkeit bis zu 95 Procent. In Deutschland grassirte sie zuletzt im Jahre 1882 in Hessen.

Von den großen Pilzen werden viele ihres Wohlgeschmades und Nährwertes wegen geschätzt. Unsere deutschen Speisepilze gehören mit wenigen Ausnahmen der Gattung der Hautpilze an. Aber gerade unter diesen befinden sich auch jene überaus giftigen Schwämme, deren Verwechslung mit genießbaren schon so oft schwere Krankheiten und den Tod zur Folge gehabt hat. Es sind dies besonders der Fliegen-schwamm, der Pantherschwamm und der Knollenblätterschwamm. Der verbreitetste von ihnen, der Fliegen-schwamm, so genannt, weil er, zerhackt und in Milch eingeweicht, zum Töden der Fliegen benutzt wird, sollte schon durch seine feuerrothe, weithin leuchtende Farbe jedermann warnen. Der giftigste seiner Bestandtheile ist das Muscarin, ein Herzgift, das zuerst Leibschnitten, Erbrechen und Durchfall, sodann Herzstopfen, Ohnmachten, Krämpfe und Delirien erzeugt, die Herzhätigkeit lähmt und schließlich vollständigen Stillstand des Herzens herbeiführt. In geringer Menge genossen, wirkt der Fliegen-schwamm berauschend, er wird deshalb von den Kamtschadalen und anderen Völkern Sibiriens zu den etelhaftesten Orgien verwendet. Als Mittel gegen die Vergiftung durch Fliegen-schwamm wandte man früher Gorbstoss enthaltende Brech- und Purgirmittel und Aderlaß an. Neuerdings hat man die besten Erfolge durch subkutane Einspritzung eines starken Gegengiftes, des Atropin, erzielt. Nicht minder gefährlich, wie der Fliegen-schwamm, ist der in den Laubwäldern von Gebirgsgegenden vorkommende, bräunliche, mit weißen Warzen bedeckte und am Rande gestreifte Panther-schwamm. Der Knollenblätterschwamm kann als junge Pflanze leicht mit dem Champignon verwechselt werden, später ähneln er dem Fliegen-schwamm. Die Vergiftung durch ihn macht sich erst einige Stunden nach dem Genuß bemerkbar. Der Magenarm ist stark gereizt, die Pupillen erweitern sich, die Haut färbt sich gelb, und schließlich tritt nach Delirien und Betäubung der Tod ein. Aehnliche Erscheinungen sind auch nach Vergiftung durch einen unserer beliebtesten Speisepilze, die Falten-Morchel oder Vorchel, beobachtet worden. Das Wachswasser und der abgekochte Saft von frischen, saftigen, an schattigen und feuchten Orten gewachsenen Vorcheln, deren Genuß, wenn sie getrocknet oder wiederholt abgekocht gegessen werden, ganz ungefährlich ist, sind unzweifelhaft als giftig befunden worden. — Um den Gefahren der Vergiftung durch

Schwämme zu entgehen, sammle oder kaufe der Unkundige nur solche, die auf den ersten Blick als bekannte essbare Arten zu erkennen sind. Die meisten der sogenannten Erkennungsmittel, wie das Ausstreuen beim Durchschneiden der Schwämme an der Luft, das Austreten von Milchsaft, unangenehmer Geruch, die Farbe, die Größe des Stieles, die klebrige Oberfläche, das Benagen der Schwämme von Thieren, ohne daß diese Schaden leiden, das Schwarzwerden silberner Löffel oder Zwiebeln in kochenden Schwämmen, sind oft gar nicht oder nur theilweise zuverlässig. So trifft z. B. das letztgenannte Merkmal gerade bei den giftigen Schwämmen, dem Fliegen-schwamm und dem Knollenblätterschwamm, nicht zu. Wichtig ist, daß giftige Schwämme poröses oder blasiges Fleisch, essbare dagegen denses Fleisch haben.

So leicht es bei einiger Vorsicht ist, den Genuß der schädlichen großen Schwämme zu vermeiden, um so schwieriger ist dies bei dem Heere der, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbaren Vertreter dieser Klasse, den Spaltpilzen. Sie sind es die im Fleisch das Milzbrandgift und in der Wurst das Wurstgift erzeugen, die den Genuß der Milch gefährlich machen und das Fleisch vieler Fische vergiften können. Wird das Fleisch vom Milzbrand befallener Thiere nicht stark genug gelocht oder gebraten, sodah sich die Keime, das Gift erzeugenden Pilze weiter vermehren können, dann erzeugt der Genuß dieses Fleisches eine dem Unterleibstypus ähnliche Krankheit. Auch das Wurstgift scheint, — genaue Ermittlungen hierüber stehen noch aus, — durch Spaltpilze erzeugt zu werden. Es tritt besonders in Würsten auf, die sich schwer durchdrängen lassen, also in Würsten mit dicken Därmen, deren Füllung aus einem Gemisch von tierischen und pflanzlichen Stoffen, wie Blut, Semmel, Milch und Rosinen besteht. Dabei ist die Vergiftung in Gegenden, wo derartige Speisen beliebt sind, wie in Baden und Württemberg, am häufigsten aufgetreten. Die Sterblichkeit stieg hier schon bis zu 60 Procent. Die Vergiftung macht sich 12 bis 24 Stunden nach dem Genuße bemerkbar durch Reizungen im Darne, Schwindel, Erbrechen, Erweiterung der Pupille und andere, den Wirkungen des Atropin ähnliche Erscheinungen. Der Tod erfolgt meist erst nach vier bis acht Tagen, wie es scheint in Folge von Blutungen in den Gehirne. — Die bekannten, den Typhus, die Diphtherie und die Tuberkulose erzeugenden Spaltpilze können von den erkrankten Thieren auch auf deren Milch übertragen werden. Starkes Kochen kurz vor dem Genuße der Milch wird als bestes Mittel zur Vernichtung der Pilze empfohlen, während das Sterilisiren im Großen und der Verkauf solcher Milch gewichtige Gegner gefunden hat. Auch zahlreiche Vergiftungen durch Fischfleisch sind auf Bakterien zurückzuführen, die das Eiweiß des Fleisches zerlegen und giftige Stoffe bilden. Geruch und Geschmack verrathen das Gift nicht, erst Krankheits-Erscheinungen, die denselben Verlauf, wie die Wurstgift-Erkrankung nehmen, machen die Vergiftung bemerkbar.

Die höheren Blütenpflanzen tragen, obgleich sie an sich giftigen Pflanzen reich sind, nur wenig zur Vergiftung unserer Speisen bei. Denn einmal liefern fast giftige Pflanze keine Ingredienzien für unsere Küche, andererseits weichen giftige Bestandtheile, wie das Nikotin des Tabaks, das Cyan des Mohns, das Solanin der Kartoffel, das aromatische Gift der Hopfenblüthe, meist nur in so geringer Menge genossen, daß sie höchstens heraufschend, aber nicht vergiftend wirken. Dagegen kann das Gift von Pflanzen, die von Thieren ohne Nachtheil gefressen werden, durch den Genuß des Fleisches der Thiere auf den Menschen übergehen. Beispiele hierfür liefern die Kaninchen, die Belladonna- und Tabakblätter fressen und ihr Fleisch dadurch vergiften. Das Gift der Herbstzeitlose, des Hahnenfußes, der Sumpfdotterblume und anderer verdächtig Wiesenkräuter geht in die Milch der Kühe und Ziegen über, ohne den Thieren selbst zu schaden.

Zu den an sich giftigen Thieren, die von den Menschen genossen werden, gehören gewisse Fische, Muscheln und Krebse. Bisweilen ist allerdings auch bei ihnen die Ursache der Vergiftung eine äußere, nämlich Parasiten, die in ihren Organen Veränderungen bewirken. Einzelne Seeessige aber bilden von selbst, und zwar zur Laichzeit, giftige Stoffe, die sich besonders in der Leber ablagern. Bekannt sind ferner Vergiftungen durch Miesmuscheln und Austern. Miesmuscheln aus reinem Seewasser sind stets unschädlich, dagegen hat der Genuß von im Brackwasser lebenden, besonders an den Holzwerken der Heeranlagen sitzenden, wiederholt Vergiftungen mit tödlichem Ausgang zur Folge gehabt. So wurden bei Wilhelmshaven giftige Muscheln nur im Hasen gefunden, die in der freien Luft lebenden waren giftlos. Vom äußeren Hasen durch den Harnkanal bis zu dem Hasen-Bassin nahm die Zahl der giftigen Muscheln und die Stärke ihres Giftes zu. Zweimal, 1885 und 1887, trat die Vergiftung der Muscheln im Herbst ein und war im Frühjahr wieder verschwunden. Als Gift des Giftes wurde die Leber constatirt, die so starkes Gift enthält, daß eine ganz geringe Dosis hinreichte, Meerfische und Kaninchen augenblicklich zu tödten. Das Kochen der Muscheln allein genügt nicht, das Gift zu zerstören, dagegen wird es durch einen geringen Zusatz von Natron beseitigt. Aus der Verbreitung und dem periodischen Auftreten der giftigen Muscheln hat man geschlossen, daß die Entsehung des Giftes mit dem stagnirenden Wasser zusammenhänge. Dafür spricht auch die Beobachtung, daß giftlose Muscheln, aus freiem Wasser in das Bassin versetzt, nach kurzer Zeit giftig wurden. Die eigentliche Ursache der Entwiklung des überaus starken Giftes in den sonst essbaren Miesmuscheln hat sich aber bis jetzt noch nicht ermitteln lassen. Auch bei giftigen Austern ist die Leber der Sitz des Giftes. Reichlicher und andauernder Genuß solcher Austern hat schon schwere Krankheit, bisweilen sogar den Tod zur Folge gehabt. — Der Genuß von Krebsen bewirkt bei vielen Menschen Hautreizungen, sogenannte Nesseln, als deren Ursache man einen besonderen Stoff im Krebse, das Urticarin, angenommen hat. Die Krankheits-Erscheinungen, besonders Darmkatarrhe, die man nach dem Genuß vor dem Kochen gestorbener Krebse bemerkt hat, scheinen in Giftwirkung zu liegen, also wieder in der Thätigkeit von Bakterien begründet zu sein. Schließlich sei noch auf eine anorganische Vergiftung durch Speisen, auf die Vergiftung durch kupferne Kessel, aufmerksam gemacht. Während alle in kupfernen Kesseln zubereiteten Speisen ohne Schaden genossen werden können, wenn man sie ihnen noch im warmen Zustande entnimmt, können erkaltete Speisen, die längere Zeit im Kessel aufbewahrt wurden, durch Bildung von essigsaurem Kupfer Kupfervergiftung verursachen.

Aus dem Leserkreise.

Kabdruck auch im einzelnen unterlagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Ueber Gesichtsmassage. — In neuerer Zeit wurde die Gesichtsmassage vielfach als ein unfehlbares Mittel zur Verschönerung des Teints genannt. Es haben aber wohl nur die wenigsten der vielen Damen, welche dieselbe in Anwendung brachten, wirkliche Erfolge damit erzielt; hingegen haben viele sich direct geschädigt, bei den meisten ist sie wirkungslos geblieben. Daran ist aber nicht die Massage selbst, sondern theils die unrichtige, theils die zwecklose Anwendung derselben schuld. Universal-Mittel giebt es nicht, weder in der Heilkunde noch auf dem Gebiete der hygienischen Schönheitspflege. Jeder Schönheitsfehler kann nur durch sorgfältige, seiner Eigenart angemessene Behandlung beseitigt oder gemildert werden. Hierzu dienen bestimmte Mittel, — eines derselben ist auch die Gesichtsmassage, — nicht mehr und nicht weniger.

Man hat die Gesichtsmassage u. a. zur Beseitigung von Falten und Runzeln empfohlen; aber gerade dagegen ist sie meist völlig nutzlos. Die Ursache der Entstehung von Falten und Runzeln läßt eine Massage in höheren Jahren gänzlich ohne Einfluß bleiben, ja mir sind Fälle bekannt, wo die Gesichtszüge sich gerade infolge der Massage in der unangenehmsten Weise verschärft haben. Von ausgezeichneter Wirkung hingegen ist sie als Vorbeugungsmittel gegen Neubildung, resp. Verschärfung von Falten und Runzeln, und sie kann als solches in der nachstehenden Form nicht warm genug empfohlen werden: Wenn man nach stärkeren seelischen Erregungen, — Freude oder Schmerz, Lachen oder Weinen und nach angestrengter geistiger Arbeit oder solcher, bei der die Augen besonders in Anspruch genommen wurden, — die Fingerspitzen in frisches Wasser taucht und dann, indem man die Daumen unterhalb der Ohrschläpchen legt, mit den übrigen Fingern von der Mitte der Stirn, an den Schläfen herab, bis zu den Ohren und ferner von dem Nasenrücken, der Oberlippe und dem Kinn in gleicher Richtung je fünf bis sechs Mal ohne jeden Druck, ganz sanft streicht, dann löst sich die Spannung in den Gesichtsmuskeln und macht einem wohlthuenden Gefühl der Beruhigung Platz. Wird diese Spannung der Muskeln, welche als hauptsächlichste Bildnerin von Falten und Runzeln zu betrachten ist, beseitigt, so verliert man damit auch in weitestgehender Weise das Entstehen dieser Uebel. Mütter, Lehrerinnen und Erzieherinnen ist es zu empfehlen, das Interesse ihrer Pflegebefohlenen für diese Art der Gesichtsmassage möglichst zeitig zu erregen, sie werden ihnen in späteren Jahren reichlich dafür Dank wissen. — Auch in Fällen, wo die Haut mehr oder weniger starke Neigung zur Bildung von Miteffern, Pickeln (Wimmerln) zeigt, leistet die Massage meist gute Dienste. Ihre Anwendung in solchen Fällen ist folgende: Man legt zunächst die innere Handfläche eine halbe Minute auf diejenige Stelle des Gesichts, welche man zu massiren wünscht; dann setzt man die zwei Mittelfinger beider Hände darauf und spürt nun die Haut langsam zusammen, sodas sie eine leichte Falte bildet. Die Finger rücken dann um einige cm weiter, schieben auch hier wieder die Haut zusammen und setzen diese Manipulation über das ganze Gesicht, resp. über diejenigen Gesichtstheile fort, die das oben genannte Uebel aufweisen. Damit fertig, nimmt man eine Einreibung des Gesichts mit Mandelöl, oder besser, mit Cold-cream aus echtem Mandelöl vor, indem man diesen unter sanftem Druck in die Haut einreibt. Nach Einwirkung von einigen Minuten wird dann das Fett vermittelst eines sehr weichen leinenen Tuches wieder von der Haut entfernt. — Nachsichtige Magerkeit des Gesichts weicht bei beharrlich fortgesetzter Massage einer angenehmen Rundung. Das Gesicht wird leicht mit Cold-cream eingerieben, dann streicht man mit den drei Mittelfingern in den ersten Tagen nur zehn bis zwölf Mal, ohne jeden Druck, von der Mitte der Stirn über die Schläfe, die Backenknochen und über die Wangen bis unter das Kinn. Nach einigen Tagen können die Striche vermehrt und der Druck der Fingerspitzen darf ganz allmählich etwas fester werden, damit auch die unter der Haut liegenden Muskeltheile davon getroffen werden. Sie sollten jedoch nie unangenehm oder gar schmerzhaft berühren, sondern nur ein wohlthuendes und angenehmes Gefühl hervorrufen. Diese Massage hat morgens und abends stattzufinden. Die Zahl der jedesmaligen Striche kann bis auf dreißig gesteigert werden; auch hier wird das Fett nach Beendigung der Massage mittelst weichen leinenen Tuches entfernt. Von großer Wichtigkeit ist es, daß alle Massage-Übungen vor dem Spiegel vorgenommen werden, und daß man streng darauf achtet, die Gesichtszüge dabei nicht unnötig zu verzieren oder gar zu verzerren, vielmehr die Mienen möglichst unverändert zu erhalten. Noch bei verschiedenen anderen Uebeln wird die Gesichtsmassage mit Vortheil benutzt, indessen ist ihre Anwendung dann immer an gewisse Voraussetzungen geknüpft, auf welche näher einzugehen hier zu weit führen würde.

M. A. in J. — Die Ursache der mit einer Zahnrose verbundenen Gesichtsschmerzen beruht ohne Zweifel auf

einem örtlichen Leiden, welches die betroffenen Nerven schädigt. Dies und die zweckmäßige Behandlung festzustellen, ist ohne genaue Untersuchung leider nicht möglich. Dr. D.
Abonnentin in Rußland. — Ueber Miteffer und deren Behandlung finden Sie genaue Auskunft in der vom Verlage der Modenwelt herausgegebenen „Sophia“. Dr. D.

Unsere Kinder.

Unglückliche in W. — Antwortlich Ihres Briefes vom 30/11 97 rathen wir Ihnen, im Interesse Ihrer Kinder, sich an Frau Professor Brauer, Schaumburggasse 18, IV. Bez., zu wenden. E. v. Oerpen-Dorow.

Häusliche Kunst.

Brieftafel mit Malerei. — In England, dem Lande des endlosen Briefwechsels, fehlt selten das „Lotto-board“ neben dem Schreibtisch. Dies ist bestimmt, Briefe bis zur Beantwortung aufzubewahren und sie zugleich zur steten Erinnerung vor Augen zu halten. Außerdem dient das Brett zur Aufnahme von Einladungs- und abgegebenen Visiten-Karten. Ein mit Hänge-Oesen versehenes, 45 zu 55 cm großer, starker Carton wird mit, zuvor in beliebiger Weise besticktem oder bemaltem, Moiré überzogen und mit 2 cm breitem Seidenband überspannt, wie die Abbildung zeigt. An den Kreuzungspunkten müssen die Bänder auf der Unterlage durch Stiche oder Ziernägel befestigt werden; die Band-Enden sichern rückwärts kleine Nägel. Soll Brandmalerei zur Verzierung verwendet werden, so hat man den Carton durch ein Brett und das Band durch Lederstreifen zu ersetzen.



Brieftafel mit Malerei.

Photographie-Rahmen aus Kleinfisen-Arbeit. — Geringe Kosten und verhältnismäßig wenig Mühe erfordert die Anfertigung des dargestellten Rahmens, dessen Grundform aus 1 mm starken, 7 mm breiten Eisenblech-Streifen in 11 zu 17 cm Größe zu bilden ist. Die Ränder des Rechtecks sind mit geschwungenen S-Figuren und doppelten C-Formen verziert. Von der Rückseite greifen zwei Spangen um die Langseiten, hier durch Riete befestigt. Auf der oberen Spange, je 1 1/2 cm von den Enden, befindet sich eine kleine Oese zur Aufnahme der zugespitzten Enden einer dritten Spange, in deren Mitte die Stütze aufgenietet wird; diese verbindet ein 10 cm langes Stäbchen mit der unteren Querspange. Ein genau in die Grundform passendes Rechteck aus Eisenblech hält Bild und Glas fest. E. Fr.

Wandbrett mit Gewürzdoschen für die Küche. — Für das Wandbrett schnitt ich aus einem alten Kistendeckel zwei Bretter, das eine 53 cm lang, 19 cm breit, das zweite 33 cm lang, 11 cm breit. Diese beklebte ich mit Ledertuch, das an Vorder- und Seitenkanten mit Ziernägeln befestigt wurde. (Ich gebrauchte 2 Dugend, à 20 Pf.; 1/2 m Ledertuch genügt, der Preis pro m beträgt 2,50 bis 3 Mk.) Die Unterseite wurde mit Holztapete beklebt. Dann wurden acht gleiche, schwarze Garnrollen zwei bis dreimal mit Spiritus-Lack bestrichen; nachdem sie trocken waren, leimte ich je zwei zusammen und hatte so 4 Säulen von je 6 1/2 cm Höhe. Diese befestigte ich auf dem großen Brett, leimte dann das kleine auf die Rollen, hobte in die Ecken des unteren Brettes 4 Löcher, leitete eine am Schnitt-Ende mit Knoten geführte Schnur hindurch, die zum Aufhängen dient und aus Wolle oder Seide bestehen kann. Als Gewürzdoschen verwendete ich eine Anzahl leerer Liebigs Fleisch-Extract-Büchsen, die mit Streublumen und passenden Aufschriften in Lackfarben verziert wurden. Nachdem die Malerei genügend getrocknet war, überzog ich sie mit Petersburger Lack (die Flasche 60 Pf.), sodas die Doschen naß abgewaschen werden können. Dann nahm ich die Korkdeckel vor. Ich schnitt zu jedem ein etwas größeres, kreisrundes, weißes Carton-Stück (à Bogen 15 Pf.), klebte es auf den Kork und umrandete es mit halben Erbsen. Christbaum-Draht, mit dem man die Sachen an den Baum hängt, schnitt ich darauf in 8 cm lange Stücke, bog sie zum Bügel und führte sie durch ein in der Mitte des Deckels gehohletes Loch so weit, daß oben eine runde Oese stehen blieb, und beide Enden sich unten gut umbiegen und in den Kork drücken ließen. Darauf bestrich ich den Deckel obenauf mit schwarzem Spiritus-Lack und füllte nach dem Trocknen das etwas große Bohrloch mit einem Ziernagel aus, der auch bei Drahtlöse noch halt giebt. Man braucht etwa für 20 Pf. Spiritus-Lack. M. V.



Wandbrett mit Gewürzdoschen für die Küche.

weniger geübten Händen schwer inne zu halten ist. Da dürfte ein kleines Heftchen zum Preise von nur 60 Pf. willkommen sein: „Einfache Kerbschnitt-Arbeiten, Nr. 3; 12 Blatt“ im Verlag von Mey & Widmayer, München, erschienen, das die verschiedensten Vorlagen für praktische Gegenstände, — Teller,

Blumen-Bretter, Console, Cassette, Brief- und Kartenständer u., — enthält und in den Mustern auch die neuerdings so beliebten Blumenformen berücksichtigt. E. Fr.

Frau Ida Sch., Magdeburg. — Kunstholz ist ein neues Product der Deutschen Kunstholz-Werke in Leipzig-Gohlis, welches sich mit den gleichen Werkzeugen wie Holz bearbeiten läßt. Sie finden dasselbe vorrätig in Platten von 1 und 2 mm Stärke und zwar außer Hell- und Dunkelbraun auch Gelb, Rosa, Blau, Grün und Weiß. Außer für Brennstoß und Schnitmesser eignet sich das Kunstholz zum Arbeiten mit der Laubsäge, da es fest und glatt ist, aber nicht splittert; es kann polirt werden, auch läßt sich mit Aquarell wie mit Oelfarben darauf malen. E. Fr.

Fürs Haus.

Zur Dienstbotenfrage. Eine Hausfrau an ihre Schwestern. — Unter diesem Titel läßt Elise Lejeune im Verlage von Hermann Walther, Berlin, eine vortreffliche kleine Broschüre erscheinen, deren weiteste Verbreitung dringend zu wünschen ist. Die Verfasserin sagt von sich, das Geheimniß ihres Lebens sei, daß sie nicht zu kochen, sondern nur zu tadeln verstände. Daß sie mit ruhiger Ueberlegenheit und gutmüthigem Spott zu tadeln versteht, zeigt sie auch im ersten Theil ihrer Broschüre, in der sie beschreibt, wie die tüchtige Hausfrau des gebildeten deutschen Mittelstandes oft wirt und schafft und sich und andere quält, ohne zu erreichen, daß der Geist der Fülle und Ordnung die Mitglieder und Gäste ihres Hauses wohlthuend anweht. Aber daß die Verfasserin auch das Bessermachen versteht, ergibt der zweite Theil des Heftchens, worin sie praktische Rathschläge zur Eintheilung der häuslichen Arbeit, Behandlung der Dienstboten, Gestaltung des täglichen Lebens giebt. Hier werden von einer klugen, praktischen und gleichzeitig menschlich wohlwollenden und anmuthig empfindenden Frau gerade die Dinge gesagt, die eine Anfängerin wissen muß, um vor vielem Aerger, Kummer und Schaden bewahrt zu bleiben, wie: die beste Art Mädchen zu mieten und anzuleiten, die Regeln, die man im Verkehr mit seinen Leuten zu beobachten hat u. s. w. Mit genauer Kenntniß speciell der Berliner Verhältnisse ist auch auseinandergesetzt, was das Mädchen für Rechte hat, und mit warmem menschlichen Wohlwollen, was man darüber hinaus thun mag, um ihr Leben und dadurch das ganze häusliche Niveau auf eine höhere und bessere Stufe zu heben. Jede Hausfrau wird aus der kleinen Schrift etwas Beherzigenswerthes lernen können. Für die Zukunft hegt die Verfasserin die Hoffnung und den Wunsch, dem wir uns aus vollster Ueberzeugung anschließen, daß man danach streben möge, feinere, gebildete Mädchen als bisher in den Haushalt aufzunehmen. „Es giebt heutzutage in den großen Städten nicht allzu viele gute Dienstmädchen, dagegen zahllose arme Töchter von kleinen Handwerkern, Unterbeamten u., die oft auf die kümmerlichste, gesundheitschädlichste Art als Stickerinnen, Plätterinnen u. ihr Brod verdienen, weil sie eine Scheu vor dem „Dienen“ haben. In den Hausfrauen ist es, durch umsichtige Eintheilung der Arbeit und gütige Behandlung solcher Mädchen den Aufenthalt in ihrem Hause begehrenswerther erscheinen zu lassen als die mühselige sogenannte Freiheit, es wird ihnen und uns zum Vortheil gereichen.“



Photographie-Rahmen aus Kleinfisen-Arbeit.

Was sonst noch von guten Rathschlägen und nützlichen Leferinnen selbst herausfinden, mögen unsere Leserinnen sich herausfinden. B. v. Holz.

Walter's Universal-Teigrolle. — Das gleichmäßig starke Ausrollen des Backteiges ist in der Kunst des Backens nicht ohne Bedeutung und erfordert eine Uebung, die man sich erst durch längere praktische Thätigkeit aneignen kann. Bei kleinen, von Teigplatten abgestochenen Formen ist die gleichmäßige Stärke des Teiges infolge von Wichtigkeit, als die dünner ausgefallenen Platten kürzerer, die stärker ausgewalzten dagegen längerer Backzeit bedürfen; wenn man daher beide zu gleicher Zeit auf einem Blech in den Ofen schiebt, werden die einen mehr austrocknen als die anderen und stets ungleiche Farbe zeigen. Die aus hartem Holz angefertigte Teigrolle beugt diesem Uebel vor, da sie auch in unerfahrenen Händen zuverlässig arbeitet. Beide Enden der Walze sind zu ringförmigen Rinnen in vierfacher Abstufung ausgeleert, deren zwei correspondirend tiefe, rechts und links, je ein starker Gummi-Ring umschließt. Beide Gummi-Ringe, die gleichmäßig über die Walzenfläche hervorragen, zwingen den zum Ausrollen darunter gebrachten Teig, sich in dem freigelassenen Zwischenraum zu einer Platte von gleichmäßiger Stärke zu formen. Die vierfache Abstufung der Rinnen bedingt die Herstellung von vier verschiedenen Teigstärken; je mehr man die Ringe der Mitte der Walze zuschiebt, je stärker wird die Teigplatte und umgekehrt. Die Länge der Rolle mit Handgriffen beträgt 57 cm. A. S.

Spiritus-Flücht-Lampe „Phöbus“. — Die Lösung des Problems, eine Spiritus-Flücht-Lampe ohne Anwendung einer besonderen Heiz-Nebenflamme zu construiren, ist mit Hilfe der Kuer'schen Glühstrümpfe neuerdings der Spiritus-Glühlicht-Gesellschaft „Phöbus“, Dresden-A., gelungen. Die mit gleichem Namen benannte Lampe vereint mit den durch eigenartige Construction bedingten Vorzügen der Handhabung denjenigen des geringen Spiritus-Verbrauches (pro Stunde 2 Pf.) trotz hoher Lichtstärke und zeichnet sich durch die Art der Erzeugung des Spiritus-Gases unter Wärme-Regenerirung aus. Der vollständig geruchlos, ohne Rußentwicklung brennende Phöbus-Brenner spendet ein weiches, dem Auge wohlthuendes Licht, bedarf keiner Regulirung und kann auf jede, mit einem 14“ Gewinde versehene Lampe aufgeschraubt werden, ohne damit die abnorm hohe, ungraziöse Form der meisten Spiritus-Flücht-Lampen zu erreichen. Das Einfüllen des Spiritus

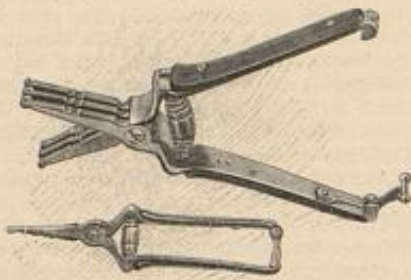
aus welche näher einzugehen hier zu weit führen würde. Hortense de Coupp.

geschicht bei der Phöbus-Lampe ohne Abschrauben des Brenners vermittelt eines beigegebenen Füllpfropfens durch eine am Auslösch-Ventil angebrachte Füllvorrichtung, das Entzünden nach einer beigegebenen Anleitung mit Hilfe eines Anwärme-Fläschchens und das Auslösch der Flamme durch einfache Umlage- drehung einer Schraube, der sogenannten Schlüsselplatte. Ein weiterer Vorzug der Phöbus-Lampe, die deswegen auch besonders als Salon- oder Gartenlampe brauchbar ist, besteht in einer Vorrichtung, vermöge welcher sie, wenn durch Zufall verlöscht, sich alsbald selbstthätig wieder entzündet. Der Preis einer Lampe mit veredeltem Fuß, Reserve-Glästhrumpf und -Cylinder, incl. Füllpfropfen und Anwärme-Fläschchen beträgt 16 Mk. A. S.

Bratrost mit Bratenhalter. — Der aus schmalem, gebogenem Bandeisen hergestellte Bratrost kann in jede Bratpfanne gesetzt werden. Die Drahtbügel, welche in beliebiger Entfernung von einander durch die Löcher des Rostes gesteckt werden, dienen dazu, den darauf gelegten Braten seiner Form entsprechend zu stützen, und ihn auf diese Weise der Oberhitze des Bratofens gleichmäßig auszusetzen, eine Vorrichtung, die besonders beim Braten des Geflügels sich als durchaus zweckent- sprechend erweist. Obwohl auf diesem Bratrost alle Braten ohne jeden Fettsatz, in ihrem eigenen Fettgehalt braten, und nur ein Angießen von etwas Wasser erforderlich ist, werden sie ganz vorzüglich saftig und schmackhaft; sie nehmen, ohne anbrennen zu können, eine schöne gleichmäßige Bräunung an.

Der Bratrost nebst Bratenpinsel ist für 2,50 Mk. bei C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C, Wall- str. 84/85, käuflich. A. S.

Fleisch-Schere. — Diese neue praktische Schere aus polirtem Stahl mit hornbedlegten, federnden Griffen ermöglicht mittelst ihrer dreifachen, scharfen Schneiden ein schnelles und feines Zerkleinern des Fleisches in gleichmäßig schma- len Streifen, und, — durch Querschnitt, — in kleine Würfel. Außer zur leichteren Herstel- lung von Ragout fin und Salat eignet sich die Fleisch-Schere auch für die Tafel selbst, zur eigenhändigen Bereitung von Beefsteaks à la Tartare u. a. m. Magenkranken, welche die Speisen äußerst fein zerkleinert genessen sollen, sei die bei C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C, Wallstr. 84/85, käufliche Fleisch-Schere ganz besonders empfohlen. A. S.



Fleisch-Schere.

Frau August Günther. — Einen vollständigen Löff-Apparat für den Haushalt, mit Lampe, Löffkolben, Löff- säure etc. in einem Kasten geordnet, mit ausführlicher Anleitung, erhalten Sie zum Preise von 6 Mk. bei P. Madday u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 123. A. S.

Küche.

Arrowdin und Victoria-Padmehl. — Das von der vor- jährigen Nahrungsmittel-Ausstellung im Berliner Meßpalast her bekannte neue deutsche Fabrikat Arrowdin der Firma M. Jäbide, Berlin SW, Kochstr. 54a, erweist sich in seinem chemisch reinen, entölten Zustande von besonderer Feinheit, und, mit Milch gekocht, als ein leicht verdauliches, höchst nahr- haftes und Appetit erregendes Nahrungsmittel für Kinder und Kranke; es ist durch seinen Gehalt von Kohle-Hydraten dem menschlichen Organismus als Blut- und Fettbildner außer- ordentlich zuträglich. Auch zur Bereitung von Pudding, Flammern und allerlei Gebäd, sowie zur Verdickung von Suppen, Saucen, Cacao empfiehlt sich das, — überdies sehr billige, — Arrowdin, da es vermöge seiner außerordentlich bindenden Kraft sehr ergiebig ist, nach dem Kochen klar bleibt und leicht jedes Aroma annimmt.

Ein anderes Fabrikat dieser, auch durch ihre beliebten Teig-Croustaden bekannten Firma besteht in dem Victoria- Padmehl, das zu allen feinen Gebäden als Ersatz für Hefe auf kaltem Wege Verwendung findet, ohne den Geschmack des Gebädes zu beeinträchtigen. Vielmehr ergibt das sehr wohl- feile und ergiebige Backpulver einen außerordentlich feinen und lockeren Teig und vereinfacht das Backen im Haushalt wesentlich. A. S.

Suppenkraut-Würze. — Suppenkräuter sind, namentlich im Frühjahr, wo der Vorrath knapp und noch keine Aus- sicht auf neue Ernte ist, ein theurer Artikel, dessen künst- licher Ersatz aber auch in anderen Monaten oft willkommen sein dürfte. Herrn Rudolf Scheller zu Hildburghausen in Thüringen ist die Erfindung eines Pulvers, sowie eines Ex- tractes gelungen, von dem eine kleine Dosis genügt, um den gewünschten Suppengrün-Geschmack zu erzielen. So kann man alle die vorzüglichsten Bouillon-Präparate, wie u. a. Cypils, Liebig etc., die, mit heißem Wasser verdünnt, sofort eine verwendbare Bouillon geben, aber stets der eigentlichen Suppenwürze entbehren, ohne Mühe und langes Kochen damit versehen. Natürlich darf man das Pulver, daß sich schnell löst, erst hinzufügen, wenn die Bouillon fertig ist; sonst verliert sich mit dem aufsteigenden Dampfe das Aroma. Die Würze für 100 Portionen Suppe kostet ungefähr 60 Pfg. A. S.

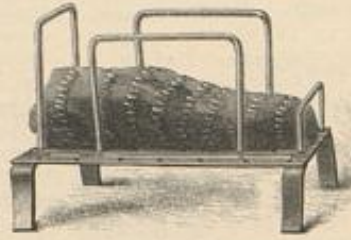
Gärtnerei.

Gewächshäuser für das Zimmer. — Wer an Blumen Freude hat, wird neben dem Besitz blühender, vom Gärtner erstandener Gewächse einen besonderen Reiz darin finden, selbst Pflanzen aus Samen zu ziehen oder das Wachsen und Gedeihen von Stecklingen zu überwachen. Sehr förderlich ist dafür ein „Treibraum“, besonders im Wohnzimmer, wo schneller Tempe- ratur-Wechsel durch Lüften etc. sich nicht vermeiden läßt. Die Firma Adolf Friedrich Haage jr., Kunst- und Handelsgärtnerei in Erfurt, hat vor kurzem ein „Zimmer-Gewächshaus“ in den Handel gebracht, das sich zur Pflege junger und zarter Pflanzen,

zur Aufnahme von Cacteen etc. eignet und in seiner hübschen Ausführung zugleich einen Schmuck fürs Zimmer ergibt. Die geschmackvoll aus Holz gefertigten Gewächshäuschen, 25 bis 50 cm lang, bei entsprechender Breite und Höhe und in der Preisloge von 4,50 Mk. an bis zu 24 Mk., sind weiß ge- strichen; das Glas daran ist sauber in rothen Kitt eingelegt; sie sind so gebaut, daß sie auf der Fensterbank wie auf dem Blumentisch selbst aufgestellt werden können. Die Red.

Cacteen-Freundin. — In „Haage's Cacteen-Kultur“ wird Ihnen Gelegenheit geboten, sich mit den interessanten Ge- wächsen, deren Pflege etc. bekannt zu machen. Das Buch ist brochirt oder fein gebunden, mit Goldschnitt zum Preise von 3, resp. 4 Mk. käuflich. Die Red.

Alte Abonnentin. — Cypergras (Cyperus alternifolius) ist die weitaus beste Zimmer- pflanze aus der Familie der Gräser. Dieses hübsche Gras ist ein Sumpfgewächs, Sie müssen es deshalb sehr feucht halten. Stellen Sie den Topf in einen stets mit Wasser ge- füllten Untersatz. Die Art mit weißbuntem Wedel ist sehr schön, aber nicht ganz constant, d. h. die Pflanze treibt neben den bunten auch immer wieder ein- farbig grüne Wedel. A. S.



Bratrost mit Bratenhalter.

Palmenfreundin in Bar- men. — Die echte Kokos- palme (Cocos nucifera) ist keine Zimmerpflanze, sondern eine der allersensibelsten Palmen; sie läßt sich selbst in warmen Treibhäusern bei sorgfältigster Pflege kaum länger als 10 bis 12 Jahre er- halten. Es befinden sich übrigens zahlreiche andere Arten der Gattung Cocos als Hierpalmen in Kultur: eine dieser Arten ist auch die kleine Kokospalme, die Sie in Blumenhand- lungen gesehen haben. Diese Palme führt den wissenschaft- lichen Namen Cocos Weddelliana, sie ist die zierlichste der in Kultur befindlichen Palmenarten und wird gegenwärtig in vielen Gärtnereien in großen Massen gezogen. Das nied- liche Pflänzchen kommt sehr gut in nicht zu warmer Stube fort. Andere sehr zierliche Palmenarten sind Geonoma imper- rialis und die gegenwärtig seltene Kentia gracilis, zu welcher sich als neue Einführung noch Kentia Sanderiana gesellt. A. S.

Sport.

Der „Spreitsitz“ der Damen beim Reiten. Ein Inter- view beim Leiter der Berliner Tiergarten-Reitbahn. — „Ach, verzeihen Sie, Herr Oberstallmeister, ich störe Sie wohl?“

„Bitte sehr, — womit kann ich dienen?“

„Ihre kompetente Ansicht möchte ich hören über den Spreit- sitz der Damen beim Reiten.“

„Ach, den Spreitsitz! — Wir gestatten denselben nicht mehr in unserem Institut, seit wir Erfahrungen zu verzeichnen haben, daß er für junge Damen nahezu gesundheitschädlich ist. Den beiden 16- und 18-jährigen Töchtern eines bekannten Berliner Professors gestatteten wir den Spreitsitz ausnahmsweise hier in der Bahn, aber nach einigen Wochen sagte uns die Mutter, die jungen Damen wären infolge des Reitens erkrankt. Späterhin nahmen sie die Stunden wieder auf und reiten noch jetzt, aber — im seitlichen Sitz! Anders bei der Frau eines Gutsbesitzers aus Schlesien, welche durchaus die Reform, auch auf diesem Ge- biete, durchgedrückt wissen wollte; seit unserem „non possu- mus“ besucht sie aber einen anderen Tatterfall und ist, meines Wissens, die einzige Dame in Berlin, die dem zweifelhaften Vergnügen des Spreit-Reitens obliegt.“

„Demnach wäre also der „Spreitsitz“ für Damen nicht gerade empfehlenswerth. Entschuldigen Sie aber, Herr Oberstall- meister, wie steht es denn mit den Natur-Völkern? „Natu- ralia non sunt turpia?“

„Nein, gewiß ist es keine Sünde so zu reiten, ritten doch die alten Germaninnen im natürlichen Spreitsitz, und die Nomadenvölker der russischen Steppen, die Beduinen in Afrika, die Sioux-Indianer in den Prärien von Amerika haben heute noch die gleichen Sitten, nur liegt die Sache dort ganz anders. Sehen Sie, bei diesen Naturkindern, welche, nebenbei bemerkt, keine ästhetische Figur im Sattel zeigen, ist schon die Pferde- zucht eine ganz andere. Während wir, in der kultivierten Welt, das Reiten mehr als noth- wendige, zweckdienliche Bewegung betrachten, liegt es den Naturvölkern nur daran, den Raum zu beherrschen. Ihre Pferde haben alle einen so ge- nannten hohlen Rücken (Demonstration mit der Reitpeitsche!) und die Zucht ist darauf gerichtet, einen concaven Rückgrat, also einen natürlichen Sattel bei dem Reithier zu gewinnen. Die Er- schütterung bei schneller Gangart wird dann mini- mal, und auch die schwächsten Frauen können dort tagelang im Sattel bleiben. Ungleich anders bei uns. Wir züchten unser Reitpferd mehr entgegengesetzt, mit concaven, gewölbten Rücken (eine neue Demonstration mit der Reitgerte!), der Reiter „wirft“ mehr, wie wir sagen, wir gewinnen mehr Bewegung, Action; bei uns zeigt, tritt und schreitet das Pferd zu gleicher Zeit, die Erschütterung, — schon beim Trab, — ist ganz bedeutend.“

„Sehr schön, sehr schön, Herr Oberstallmeister, aber Sie können doch eine englische Miß nicht auf ein gleiches Niveau mit einer schlitzäugigen Schönen der Kalmücken stellen! Und die Deutschen, besonders unsere Damen, schwärmen doch, in noch wenig entwickeltem Selbstbewußtsein, für alles Fremd- ländische. Soviel ich weiß, reiten doch in England viele Damen im Herrensitz?“

„Nur Kinder zumeist; sehr jungen Mädchen schadet es auch weniger, schon aus dem einen Grunde, weil der kleine, tripp- pelnde Gang des in England gebräuchlichen Shetland-Ponys mehr einer Schlangenlinie gleicht und wenig Erschütterung verursacht.“

„Ich bin überzeugt, — danke ganz gehoramt für Ihre Belehrung, empfehle mich bestens.“ J. R.

Sollte eine oder die andere unserer Leserinnen trotz dieser Ausführung einen Versuch mit dem Spreitsitz machen wollen, so ist der Schnitt des entsprechenden Reitzanzugs nach dem Modell eines unserer ersten Berliner Damenreiterinnen durch unser Schnittmuster-Kleider zu beziehen. Die Red.

Vom Radfahren der Damen. — In unserer Zeit gilt es glücklicher Weise nicht mehr als unweiblich und tadelnswert, wenn Mädchen und Frauen sich an Sport-Übungen betheiligen, die, in richtiger Weise betrieben, den Körper gesund machen und erhalten. Das Radfahren der Damen, das anfangs Eizwecken der Entlastung entzesselt und als weit unzulässiger betrachtet wurde als einst das Schlittschuhlaufen, ist in die Reihe der vollberechtigten Sport-Übungen getreten. Die Folgen sind nicht allein eine rasch ausblühende Industrie, welche für das Rad selbst und alles dazu Gehörnde sorgt, sondern auch eine Er- weiterung der Schneiderei, die den Anforderungen des hygienischen Sport-Kostümes nachzukommen hat und schließlich eine dem Radfahren gewidmete Literatur, an der sich vor allem die Kerze in hervorragender Weise betheiligen. So erschien vor kurzem unter dem Titel: „Das Radfahren der Damen. Von Dr. med. Fressel, Kur-Arzt in Bad Nau- Verlag von Deuser in Neuwied und Leipzig. Preis 5 Mk.“ eine Schrift von actuellstem Interesse, die alle auf das Rad- fahren der Damen bezüglichen Fragen eingehend erörtert. Das gediegene Werk dürfte wohl geeignet sein, das noch viel- fach bestehende Vorurtheil zu beseitigen und viele Kreise die- ses Geistes und Körper kräftigenden Sport zugänglich zu machen. Vom Standpunkt des Arztes findet das Radfahren bei Dr. Fressel lebhafteste Befürwortung, aber auch der Mann wird der Dame gerecht und billigt einen Sport, der die Städtin hinausführt in Gottes freie Natur, ihr dort frische Luft und mit dieser Gesundheit zu bieten. E. S.

Handarbeit.

Arbeitsstuch. — Seit die weiße „Theeschürze“ als so- modern gilt, selbst wenn im Freundinnenkreise weiße Hand- arbeiten vorgenommen werden, bediene ich mich eines Arbeit- stuches, das, schnell über ein dunkles Kleid gebreitet, eine wünschenswerthe Unterlage und zugleich Schutzhülle für meine Handarbeiten bildet. Ich bestellte dafür ein 60 cm im Quadrat großes Stück feinen, cremefarbenen Canevas in der Mitte ein- großen Sternens, ringsum mit schmaler Bordüre in rothem Doppelgarn und fütterte das Ganze mit gelblichem Satin. Nun legte ich das Tuch zu einem Couvert zusammen und verband bei der Spitze in der Mitte durch Knopf und Knopf-Oesen; den vierten Zipfel verzierete ich mit einer Schleife aus rothem Klett- bande, unter der Bindebänder angebracht waren. Während des Arbeitens bleibt das Tuch natürlich ausgebreitet. Zum Aufbewahren der Arbeit knöpft man die drei Zipfel zur Spitze zusammen und bindet den vierten Zipfel darüber. A. S.

Nähzeug-Behälter. — Als Grundform dieses niedlichen Nähzeug-Behälters dient eine leere Cacao-Büchse, die man mit einer scharfen Schere bis auf 6 cm Höhe abschneidet. Die Büchse wird innen und außen mit blauem Flanell bezogen. Damit derselbe innen festhält, schiebt man ein auf folgende Weise angefertigtes Kissen hinein bis auf den Boden. Man schneidet ein kreisrundes Stück Carton so groß, daß es selbe gerade in die Oeffnung hinein paßt. Diese Form mit, nachdem man etwas Watte daraufgelegt hat, mit dunkelrothem Sammet überzogen. Strahlen von hellblauer Seide ziehen sich vom Rande bis in die Mitte des Kissens, die ein den den Carton angenehmer Knopf markirt. Den oberen Rand des Behälters er- giebt man mit einer aus blauem Flanell gefertigten Rüsche. Als weitere Be- kleidung wird ein 25 cm großes Stück graubraunen Java-Stoffes mit ein- schmalen Vorte aus blauer Seide be- zogen und dessen Rückseite mit farbigem Klett gefüttert, der gleichfalls ein schmales Randbörtchen erhält. Nun stellt man den Behälter in die Mitte dieses Tuches, das an allen vier Ecken je ein be- dener Pompon schmückt, und befestigt es so mit einzelnen Stichen an den vier Ecken des Büchschens, daß die vier Ecken hin- förmig zurückfallen. Die Sti- chen dienen zur Aufnahme von Garnrollen etc., die man mit blauweißem schmalen Band zieht; dies wird dann mit ein paar Stichen an jeder Seite festgenäht. Auch Fingerring und Nadelbüchlein finden ihren Platz. Letzteres bezieht aus drei ausgezackten, kleinen Flanellstücken, die am Rande der Büchse angenäht werden. Der Fingerring wird befestigt, indem man blauweißes Band um den Fingerring legt und es zu beiden Seiten desselben und an dem Büchschens seitlich sodas er sich bequem herausnehmen läßt. Die Tüten nehmen schwarzes und weißes Band auf; in die Büchse selbst kann man Knöpfe, Haken und Oesen legen. Vier Enden aus blauem und braunem schmalen Seidenband, die oben zur Schließe vereinigt werden, dienen zum Aufhängen. E. Schmitz in Köln.



Nähzeug-Behälter.

Allgemeines.

Elise B. in Erfurt. — Wenn Sie es vorziehen, Privat- Unterricht im Zuschneiden und Schneidern zu nehmen, so nennen wir Ihnen die Adresse des Fräulein Anna Scholz, Berlin, An der Stadtbahn 50, 11, bei der Sie gleichzeitig Schul- nung und volle Pension finden. Die Red.

Verlagsquellen: Walter's Universal-Leigrolle, Preis 2 Mk. Jacob Ravens Söhne, C. Stealauerstr. 28/29 Sappentant-Str. 3. C. F. Schwarze, W. Leipzigerstr. 112.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verzeichnisse“ Herr A. Herrmann, Charlottenburg, Knechtstr. 76.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(10. Fortsetzung.)

Er dachte wohl, sie würde nun gehen, nachdem sie vielleicht die Flasche mit dem kölnischen Wasser auf den Tisch gestellt. Aber es wunderte ihn auch nicht sonderlich, daß sie neben ihm stehen blieb, ein Weilschen ganz stumm. Dann fragte sie wieder, und es klang wirklich echte Teilnahme durch die Worte: „Ist Ihnen denn so sehr, sehr schlecht, Herr von Plaine?“

Wieder wollte er sich höflich aufrichten, und wieder legte sie ganz leicht ihre Rechte auf seine Schulter. Sie streifte dabei einen einzigen flüchtigen Augenblick seine Wange. Er fühlte deutlich die weiche, kühle Hand.

Anstatt jeder Antwort nickte er und schloß die Augen wieder. Nun würde sie wohl doch gehen.

Aber nein! Sie blieb stehen und fragte zaghaft: „Papa ließ sich manchmal eine Comresse mit Eau de Cologne auf die Stirn legen.“

Er öffnete die Augen nicht, aber er sagte doch, immer noch ganz ohne jedes Interesse, müd' und matt wie er war: „Ja, das ist manchmal gut.“

Da zog sie ihr kleines Spitzen-Taschentuch heraus, faltete es ganz kunstgerecht zusammen, trankte es herzhast mit kölnischem Wasser, und dann, nach einem kleinen Jögern, legte sie es ihm entschlossen auf die Stirn.

„Ah!“ machte er. „Ah, — das thut gut, — wirklich gut.“ Er blinzelte ein wenig, schen vor dem Licht, und fügte hinzu: „Nüddige Comresse, — wirklich das thut gut.“

„Wie mich das freut,“ sagte sie. Jetzt war es bei ihr keine anbefohlene Rolle mehr, die sie spielte; sie freute sich wirklich, daß sie dem leidenden Manne ein wenig wohl thun konnte. Und zudem: er gefiel ihr immer mehr. Gerade jetzt ganz besonders, wie sie den feingehackten, blauen Kopf vom dunklen Blüsch sich abheben sah. Er war auch immer so artig und nett gegen sie gewesen, nie war ein spöttelndes Wort über seine Lippen gekommen, wie es sich manchmal sogar Zungen, — dieser alberne Zungen, — erlaubte.

So blieb sie denn immer noch stehen, und nach einer Weile wollte sie die kleine Comresse abnehmen, um sie neu anzusehen. Aber bei der Berührung schlug er die Augen auf und bat: „Ach, liebe Comtesse, bitte, bitte, lassen Sie einen Moment Ihre Hand auf meiner Stirn liegen. Verzeihen Sie, — es ist sehr unbescheiden, — aber ich weiß, — es hilft mir.“

Sie erröthete zwar, aber sie sagte doch leise: „Ich thue es ganz gern, wenn es Ihnen hilft.“ Und geduldig hielt sie wohl eine Minute lang, ohne sich zu rühren, ihre kühle Hand auf der heißen Stirn.

Er hatte wieder die Augen geschlossen. „Ich bin ein rechter Egoist,“ hauchte er einmal.

„O nein, nicht doch!“ wehrte sie ab.

Und da lächelten sie beide.

„Das thut Wunder.“ — Er öffnete endlich wieder die Augen auf. Erschrocken zog sie die Hand fort.

„Ach, wie grausam! — Bitte, bitte, liebe Comtesse, noch eine Minute, ich fühle, dann bin ich für heut' diesen rasenden Schmerz los.“

„Wern!“ sagte sie wieder und legte die Hand noch einmal auf seine Stirn. Sie war ordentlich stolz darauf, daß diese Hand Wunder thun sollte.

Diesmal schloß er die Augen nur halb. Ihm war ja wirklich so viel, viel freier und besser. Das gute Mädchen, — und er meinte, oft genug nicht recht artig gegen sie gewesen zu sein. Sie geduldig sie Samariter-Dienste an ihm that!

„Ich weiß noch ein Mittel — von Papa her,“ meinte sie zaghaft.

„So seien Sie weiter gnädig, liebe Comtesse. Ich bin Ihnen ja so dankbar.“

Ohne die Hand loszulassen, griff sie nach dem Flacon und trauerte ihm einige Tropfen auf die Schläfen. Und dann beugte sie sich über ihn und hauchte über die schnell verdunstenden heißen Stellen. Wahrhaftig, es war, als habe sie ihm den letzten Rest der Schmerzen fortgeblasen.

Er schlug die Augen vollends auf. Wie erlöst kam er sich vor von unsäglicher Pein. Und so frisch plüschlich, so jugendlich. Er war so dankbar. Und wie er sie nun so dicht an seine Seite geschnitten sah, unmittelbar vor seinen Augen die wunderbaren weichen Arme und den schneigen Hals, den kräftig modellierten Anzügen der Büste und darüber das feine Kinn, da überfiel ihn plötzlich ein wahrhaftiges Verlangen. Er griff mit beiden Händen nach ihren Armen, und dann küßte er sie, wieder und wieder.

Mit einem leisen Aufschrei wollte sie zurücktreten. Er hielt sie fest. „Liebe, liebe Comtesse,“ stammelte er verwirrt, selbst über sein Thun überrascht.

Aber da erschien auch schon, am Arm die Mutter, die Prinzessin in der Thür und eilte mit einem lauten Jubelruf auf das Paar zu: „Nein, aber so etwas! Ihr Heimlichthuer! Aber wie mich das freut!“ Und im nächsten Augenblick hatte Ilse einen durchaus unceremoniellen Kuß auf jeder Wange, und viel später, dann hätte der Baron den dritten Kuß der prinzipalen Lippen geerntet.

Einen Augenblick biß er sich auf die Lippen. Nein, das hatte er ja eigentlich gar nicht gewollt! Teufel auch, wie war denn das zugegangen?! Aber dann sagte er sich sofort und wandte sich an die Prinzessin: „Verzeihung, Durchlaucht, ich bitte um die Hand von Comtesse Ilse. Wir haben uns soeben verlobt.“

„Das hab' ich gesehen! Und gleich ordentlich geküßt. Unerschöpflich, meine Postdame in meinem Salon! Aber da hilft es wohl nichts! Nun, liebe Baronin, nun schmahen Sie erst mal mütterlich das Bräutchen ab! — Du, Ott', so komm doch nur

herein! Sie auch, Herr Oberst! Ott', mach' nicht solch dummes Gesicht! Du konntest die Ilse doch nicht mehr heirathen, Du hast doch auch an mir mehr als genug! Oder ist Dir's nicht etiquettenmäßig genug zugegangen? Na, das läßt sich nachholen. Die Hauptsache ist doch die — die beiderseitige Liebe!“

Während Prinzessin Sidi ihre Worte herausprudelte und mit ihnen absichtlich beide Herren in der Nähe der Thür festhielt, war Ilse ein paar Schritt zurückgetreten. Sie war auf den Tod erschrocken. Ihr langamer Verstand konnte die schnelle Folge der Ereignisse nicht sofort fassen. Sie jubelte aber weder, noch schrie in ihrem Herzen ein: Nein! Nein! Und als jetzt Bruno ihre Hand ergriff und sie der Mutter entgegenführte, folgte sie willig.

Die alte Frau sagte dem Mädchen mit der Rechten leise unter das Kinn, hob das Gesicht in die Höhe und sah mit ihren klaren, Augen tief hinein. Dann sagte sie mit zitternder Stimme, aber doch ruhig: „Comtesse, Sie sind sehr schön. Gott geb', daß Sie so gut sind, wie Sie schön sind. Und Gott geb', daß mein Junge Ihnen glücklich macht, und daß er auch recht glücklich wird. Wenn Sie wollen, ich will Ihnen, so wahr mir Gott helfe, immer eine gute Mutter sein!“ Und dann erst umarmte sie die Braut und küßte sie.

Der Oberst trat hinzu, dem Brautpaar seinen Glückwunsch darzubringen.

An der Balcon-Thür aber lehnte Prinz Ottolar und fragte seine Frau: „Wie, in aller Welt, hast Du denn das gemacht?“

Sie lachte: „Du Thor, einfach nach dem Geheiß der kleinen Ursachen und der großen Wirkungen, — durch eine Flasche Eau de Cologne.“

XII. Kapitel.

Der Wiesbadener Kochbrunnen hatte auch diesmal seine guten Dienste gethan. Wenigstens pilgerte Major von Hellbach ohne sichtbare Beschwerden in der schönen Umgegend von Billau umher. Er schimpfte dabei zwar immer noch weidlich auf seine beiden ungehorsamen Unterthanen, aber wohl mehr aus Gewohnheit, denn aus Nothwendigkeit; sie thaten ganz brav ihre Dienste, ja der alte Herr schlug bei seinen Spaziergängen bisweilen ein Tempo ein, daß manch ein Jüngerer nicht ganz leicht mit kam.

Heute überholte er solch einen Jüngerer sogar, trotzdem derselbe recht lange Beine hatte. Aber Herr Billy Bernhaupt meditierte auf seinen Gesundheitsmärchen, die ihm der Vater verordnet, zu viel, und das vertrat sich nicht recht mit dem kräftigen Ausschreiten. Er schlenderte, sich sorgsam die schattigsten Wege aussuchend, ganz langsam daher, die beiden Hände, mit dem Strohhut dazwischen, auf dem Rücken, den unbedeckten Kopf stets vornüber geneigt. Als ihm der Major lachend auf die Schulter klopfte, suchte er zusammen, wie ein ertrappter Dieb. Und dabei hatte er in seinem stillen Leben doch nichts gestohlen, als ein einziges kleines, armes Herz.

„Tag, Herr Doctor! Gehen Sie nach Hause, so schlief' ich mich an. Ich wollte grad' zum Papa, mich 'mal ordentlich mit ihm auszanken. Hat mir da einen Kerl auf den Hals geschickt, einen sogenannten Masseur, der zerdrückt mir jeden Morgen die Knochen beinahe zu Apfelsäure. Ist das 'mal 'ne Schinderei. Der Papa ist doch zu Haus?“

„Ich denke doch, Herr Major.“

Sie schüttelten sich die Hände und schritten neben einander weiter durch den kühlen, düstigen Wald.

„Wie geht's daheim, Herr Doctor? Was macht das holdselige Schwesterlein?“

„Ich danke, Herr Major. Ella ist wohl.“ Sehr zum Sprechen schien der Gelehrte nicht aufgelegt. Aber sein Begleiter ließ nicht so leicht locker. „Dreht mich herzlich. Dann wird der Papa wohl auch leidlicher Stimmung sein und mich heut' mit seinem selbstgekosteten Siedenmännerwein gnädigst verköchen. Nun — und Sie? Was machen die Studien? Ferien bald zu Ende? Wann geht's nach dem Wassertopf unseres geliebten Reichthums jurist?“

„Das hat noch etwas Zeit, Herr Major. Aber meine Tage hier sind doch gezählt. Ich habe eine Anfrage erhalten, ob ich nicht auf vier Wochen nach Burg Rhoda kommen will.“

Der alte Herr schaute unter seinen buschigen weißen Augenbrauen verwundert auf und pfiß dann durch die Zähne. „Nach Burg Rhoda? Ist sich 'mal. Was sollen Sie denn da?“

„Prinz Ottolar will das dortige Archiv einmal durchsehen lassen. Es sollen sehr interessante Sachen darin liegen, noch ganz ungelesen und unbenutzt.“

„So, so! Na, dann stellen Sie sich nur gut mit Prinzessin Sidonie, Herr Doctor. Die führt da doch das Regiment allein und macht Regen und Sonnenschein.“ Er schritt ein Stückchen Wegs schweigend weiter und septe dann hinzu: „Da werden Sie ja wohl auch die junge, schöne Braut kennen lernen, Comtesse Ilse.“

„Ich glaube nicht.“ Der Doctor schüttelte den Kopf. „Fräulein von Gaddern erzählte vorgestern, die Comtesse sei auf einige Wochen zu Verwandten mütterlicherseits gereist.“

„So, so!“ machte der Major wieder. „Na ja, — das sieht der Prinzessin ähnlich. Eine Braut im Hause ist nie recht bequem. Also die gute Gaddern war unten im Doctorhause? War wohl sehr glücklich über die Verlobung, was?“

„Ich weiß nicht, ich habe das gnädige Fräulein nicht selbst gesprochen. Papa hat mir nur erzählt, ganz beiläufig, daß die Comtesse verreist sei. Und das war mir sehr lieb, will ich nicht verhehlen.“

Wieder schritten sie eine Weile schweigend neben einander her, den Nichtsweg entlang. Dann und wann gab es durch den lichter werdenden Wald schon einen schmalen Durchblick auf die Chaussee, die wie ein graugelber Streifen im Licht der Nachmittagssonne lag.

Dann hob der Major plötzlich die Rechte. „Hören Sie, Doctor?“

Der andere neigte den Kopf horchend vor. Nun drang es auch zu ihm hinauf, das ferne Lönen der Militärmusik.

„Das Regiment rückt zu einer Garnison-Uebung aus mit der Artillerie, und von Lengsfeld kommen die 97er und die Husaren

herüber,“ erklärte der alte Officier. „Sie bivouaquieren draußen bei Eberheim. Wenn wir 'n bißchen ausschreiten, werden wir sie gerade noch an der Chaussee fassen und können das Regiment vor uns vorbeifilzieren lassen.“ Und er setzte seine Siebenmeilenstiefel in Marsch, ohne sonderliche Rücksicht auf den Doctor, dem das Regiment Herzog von Billau so gleichgültig war, wie alle Garnison-Uebungen im ganzen Reich.

Ganz erreichte der Major seine Absicht nicht. Als sie endlich unten am Hang anlangten, war das erste Bataillon schon vorüber. Aber die anderen Compagnien „nahm er ab“. Und sein Soldatenherz pochte ihm dabei in der Brust. Wie prächtig sie ausschritten, die lieben blauen Burtschen! Jamoje Marsch-Disciplin trotz der brennenden Sonnengluth!

Mit jedem Officier wechselte er Grüße und oft genug ein Schlagwort. Dazwischen erklärte er dem Doctor dies und jenes, wie es früher gewesen, und wie es jetzt sei, ohne zu bemerken, daß der Gelehrte recht uninteressirt zuhörte. Dann kam endlich die Compagnie des Sohnes, und er redete sich noch ein wenig mehr empor. Und plötzlich ließ er den Doctor stehen und schob sich zwischen die Marsch-Colonne bis an seinen Jungen heran, reichte ihm die Hand und ging einige hundert Schritte neben dessen Gaul her.

„Hast Du auch genug Cigarren mit? Sie auch, Herr von Sternfeld? Hier, nimm nur noch meine Tasche. Das raucht sich dann im Bivouak doch schnell fort. So, — um aller guter Götter willen, Hasso, was machst Du bloß wieder für ein Gesicht? Hat's wieder was gegeben?“

„Allerhöchste Ungnade für das ganze Bataillon!“ lachte Hauptmann von Sternfeld. „Der Oberst war beim Ausrücken wieder 'mal schlechter Laune. Ich mach' mir schon lange nichts mehr draus, aber der gute Hasso nimmt's ja immer zu schwer.“

„Was gab's denn?“

„Gar nichts eigentlich. Nörgeleien, weiter nichts. Als der Oberst vor dem Thor das Regiment an sich vorüber marschiren ließ, hatte er zwanzigerlei auszusagen. Er nahm uns dann an der Queue zusammen und hielt uns eine seiner superhöflichen Pauken, aus der wir nur entnehmen konnten, daß wir sammt und sonders keinen Schuß Pulver werth seien. Ein paar Kerle hätten ihn nicht ordentlich angesehen, ein Unterofficier von Hellbach's Compagnie hätte keine Handschule angehakt.“

„Sagen Sie's doch nur! Oder dann werd' ich's sagen: Meine Compagnie mache einen unluftigen, verdrossenen Eindruck, er müsse meine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hinlenken, es sei ihm schon wiederholt aufgefallen.“

„Na, was ist denn nun dabei!“ fiel Sternfeld lachend ein. „Heut' waren Sie es, morgen bin ich es, einer muß doch der Sündenbock sein.“

„Nein, so ist es nicht. Er hat mich nun einmal besonders aufs Korn genommen.“

Der Major kaute an seiner Cigarre. Auf sein altes gutes fröhliches Gesicht hatte sich ein dunkler Schatten gelegt. Nun schlenderte er den Tabak ärgerlich in den Chaussee-Graben. „Unjinn, Hasso! Na und wenn schon: Du thust Deine Pflicht, und da kann er Dir — sonst etwas. Laß mir bloß den Kopf nicht hängen, Junge! Und Sie, Sternfeld, thun Sie mir die Liebe und filtriren Sie ihm heut' Abend eine doppelte Portion Bivouak-Punsch ein. Da, gib mir noch 'mal die Patsche, Junge! Adieu, lieber Sternfeld, weiter kann ich nicht mitgehen!“

Damit sprang er seitwärts aus der Marsch-Colonne und blieb dann stehen, bis der letzte Mann der Compagnie vorüber war. Sie kannten ihn alle, den „Alten“ von ihrem „Alten“: „der Alte“ wird ja auch der jüngste Hauptmann unweigerlich von seinen Leuten genannt. Und sie mochten ihn gern, wie sie ihren jungen Alten gern mochten, trotz seiner Strenge. Hatte der Major doch am letzten Weihnachtsabend auch mit unter ihrem Christbaum gestanden in dem großen Speisesaal, neben seinem Sohn, und mit geholfen, die Lefe austheilen, und für jeden ein freundliches Wort und hier und dort solch' ordentlichen Händedruck gehakt, der die Gelenke knacken machte. Auch mit gefungen hatte er. Aber sie lachten heute noch, wenn sie sich davon erzählten: das hatte geflungen, wie wenn man mit 'nem Besen über ein Trommelfell streicht. —

Der Tag war heiß. Bisher hatte die Truppe es weniger empfunden; nun die Chaussee jetzt zu steigen begann, machte sich die Sonne umso fühlbarer. Die Gesichter begannen zu glühen, und der Staub badete sich auf den schweißigen Backen fest. Dann und wann blieben die Hauptleute halten und ließen ihre Compagnien an sich vorübermarschiren. In der langen Colonne war es still und stiller geworden. Nur die Beine griffen noch fast automatenhaft aus, und dann und wann schob der eine oder der andere seinen „Assen“ mit einem leisen, derben Fluch zurecht.

Hauptmann von Hellbach trabte wieder nach vorn und septe sich neben Sternfeld: „Ob der Oberst nicht bald halten läßt?“ meinte er. „Es ist höflich heiß.“

Der andere sah nach der Uhr und suchte dann die Achseln: „Vor Eberburg kaum. Aber, — Donnerwetter! — was ist das denn wieder für eine verfluchte Auslauferei!“ rief er nach vorn.

Der letzte Zug seiner Compagnie hastete plötzlich fast im Lauffschritt, und weiter vorn schien es, soweit der seine braune Staub zu sehen erlaubte, ebenso zu sein. „Ruhig, Kerle! Kennt Euch doch nicht die letzte Kuste aus dem Leibe.“

„Ich merke schon: der Oberst hält da wieder 'mal an der Straß, und ein paar Biererfrige vorn haben Angst, daß sie ja nicht zu viel Abstand haben und angeschrien werden. Daher das wahnsinnige Auslaufen! Uns als letzte heißen dann wieder die Hunde. Kerle, ruhig! Marschirt doch Euren Stiebel weiter!“ Er trabte nach vorn.

Hellbach hielt seine vorderste Section zurück, trotzdem sie auch unwillkürlich nach vorn drängte. Der Lieutenant an der Tete meinte zwar ängstlich: „Herr Hauptmann, wir bekommen zu viel Abstand,“ aber er winkte: „Das gleiche Marsch-Tempo beibehalten!“

Richtig, da hielt der Oberst seitlich der Straß, hinter ihm der Regiments-Adjutant mit dem Notizbuch in der Hand.

„Aber was ist denn das wieder?“ Die Compagnie hat ja

eine reine Weiße Abstand. Das geht doch nicht! Bitte, Herr von Hellbach, bitte! Wie ist denn das nur möglich?"

"Es wurde vorn stark aufgelaufen, Herr Oberst." "Davon habe ich nichts bemerkt. Und ich hätte es bemerken müssen. Ich muß recht sehr bitten, Herr von Hellbach, daß die Abstände nicht zu groß werden. Acht Meter schreibt die Felddienst-Ordnung vor, acht Meter! Ihre Compagnie aber hat sicher zwanzig Meter Abstand, mindestens! Das ist denn doch, gelinde gesagt, etwas viel. Ausweichen die achte Compagnie, mehr ausweichen!" rief er in die Colonne hinein.

Die Leute strengten sich mächtig an. Aber indem die vorderste Section scharfer ausritt, kam doch eine vorübergehende Schwankung in die hinteren. Hier und dort wurden die Gliederabstände ungleich.

"Gut marschirt die Compagnie nicht, Herr von Hellbach! Ich kann Ihnen nicht verhehlen: gut ist der Eindruck nicht. Auch die Haltung der einzelnen Leute ist recht mäßig. Sehen Sie nur einmal, wie der Gefreite dort den Helm im Genick trägt. Denkt der Unterofficier da drüben, sein Gewehr sei eine Jagdflinte? Ich bitte, daß der Mann bestraft wird, Herr von Hellbach! Und wie verdrossen die Kerle schleichen. Was ich schon heut' beim Ausmarsch sagte: verdrossen! Ich finde keinen anderen Ausdruck, Herr von Hellbach. Es ist nicht meine Art, vorzeitig zu urtheilen, aber ich halte es doch für meine Pflicht, Ihnen zu sagen: erziehen Sie sich einen besseren Geist in Ihrer Compagnie! Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann von Hellbach." Damit warf der Oberst seinen Kolb mit Wallach herum und jagte neben der Chaussee wieder nach vorn. Mühsam hastete der Adjutant hinterdrein.

Langsam, mit fest zusammengepreßten Lippen bog Hellbach wieder hinter seine Compagnie ein.

Es war doch kaum noch zu ertragen, — diese unausgesetzte Körperlei! Gewiß, die anderen Kameraden wurden ja auch nicht geschont. Verschont wurde ja überhaupt niemand im Regiment. Aber ihn nahm der Oberst doch bei jeder Gelegenheit besonders aufs Korn, geflissentlich, das war gar keine Frage. Warum nur in aller Welt, warum? That er denn nicht seine Pflicht?

Wie oft hatte er sich diese Frage schon vorgelegt, ohne eine Antwort zu finden. Er war immer ein gut empfohlener Officier gewesen. Wie aber mußte es jetzt um seine Qualification bestellt sein?

Und nun grübelte er wieder. Wußte Pflaume von seinen Beziehungen zu Dr. Bernhaupt, von seinem intimeren Verkehr in dessen Hause? Nun, er lächelte dann doch trübe, das war ja nun auch vorbei. Hatte er einmal irgend eine unvorsichtige Aeußerung gethan, und war diese dem Obersten zu Ohren gekommen? Oder wußte Pflaume am Ende, daß sein Vater einst vom alten Hellbach fette Schweine gekauft hatte. — Nun mußte er wieder lächeln. Es ging ihm doch gegen den Strich, einen Officier für so kleinlich zu halten.

Von vorn klang endlich das Signal „Halt"! Und dann das Commando: „Rechts heran! — Gewehr ab! — Seht die Gewehre zusammen! — Gepäc abhängen! — Rechts austreten!"

Und dann jagte der Oberst wieder die lange Colonne der Gewehr-Pyramiden entlang, und Hellbach's Compagnie mußte noch einmal an die Gewehre treten, denn das Gepäc sollte nicht gut ausgerichtet sein, und einzelne Pyramiden standen schlecht. Diesmal jagte der Oberst nichts zu dem Hauptmann, er wandte sich nur mit einem leisen Achselzucken an den Bataillons-Commandeur.

Als Hellbach endlich auch aus dem Sattel gestiegen war und den Gaul an den Bürcen abgegeben hatte, winkten ihn die schon am Rand des Chaussee-Grabens im dürrigen Schatten liegenden Kameraden heran. Hauptmann von Sternfeld hielt ihm von weitem eine Rothweinflasche entgegen: „Hast Du schon unsere neue Casino-Marke probirt, Hasso? Ist speciell was für Dich."

Er verstand zuerst nicht, worüber die anderen lachten. Nur einen einzigen gewaltigen Schluck nahm er, wie um Staub und Verdruß mit einem Male hinunterzuspülen. Erst dann sah er durch Zufall auf die Etiquette, und nun mußte er doch auch lachen. Da stand, sein lauber gedruckt, anstatt des St. Emilion „Rensch, ärgere Dich nicht!" und darunter: „Casino Regiment Markgraf von Villau."

„Hübisch? Was?" hieß es. „Hat Weltingen ausgeheckt als besonders zeitgemäß." Sternfeld fragte scheinbar ganz ernst: „Trinken der Herr Oberst die Marke auch?" und Graf Weltingen, der älteste Premier, brummte dazwischen, wie zum bald bevorstehenden Abschied von der frohen Lieutenants-Zeit: „Lieutenants, nur verbrockelich, finden alles lächerlich!"

Die Flasche freifte noch einmal in der Runde. Als sie wieder bei Hellbach anlangte, leerte er den Rest und betrachtete sinnend noch einmal die Etiquette und die schwerwiegende Weisheit seines Sprüchleins. Dann schleuderte er die leere Flasche bei Seite. „Ich will's mit merken!" sagte er zu Sternfeld, welcher neben ihm die langen hageren Beine redete, und der meinte: „Ich auch! Wenn man's nur immer in der Gewalt hätte."

Eine halbe Stunde später begann die Gefechtsübung.

Das dritte Bataillon war vorgezogen worden. Die Compagnie Hellbach's gab den Vortrupp. Eine halbe Husaren-Escadron befand sich noch vor ihr im ziemlich überfluthigten Gelände. Die Chaussee stieg sanft gegen Westen an. Rechts und links dehnten sich freie Felder, zum größten Theil schon abgeerntet. Etwa auf 1200 Meter vor der Infanterie-Spitze breitete sich ein kleiner Waldsaum. Die Husaren-Batrouillen waren an ihn herangepreßt, hatten einzelne Schüsse erhalten und waren seitwärts ausgewichen. Auch der Rest der Husaren hatte die Straße verlassen und war seitlich in einer Mulde verschwunden. Eine Meldung war nicht zurückgekommen.

Seeben war General von Krammen, der Brigade-Commandeur, der die Übung leitete, vorübergetraut. Einige Augenblicke hatte der lebenswüthige, alte Herr sein Pferd neben Hellbach Schritt gehen lassen und ein paar freundliche Worte mit ihm gewechselt. „Wiesbaden dem Papa gut bekommen? Ja! Freut mich herzlich. — Compagnie sieht gut aus, lieber Hellbach! Adieu!" Dann hatte er dem Gaul ein Paar Eisen gegeben. Jetzt hielt er drüben mit seinem Adjutanten dicht vor dem Waldchen.

Hellbach hatte den Krimstecker herausgezogen und spähte hinüber. Nun setzte er das Glas ab und meinte zu dem Officier, der die Spitze führte: „Wir bleiben ruhig im Marsch. —"

In diesem Augenblick kam der Oberst nach vorn gejagt, begleitet von seinem Adjutanten, dem Oberstlieutenant und einem Ordonnanz-Officier. Er liebte es, sich immer einen kleinen Stab zu bilden.

Schon von weitem rief er: „Herr von Hellbach! Herr von Hellbach!"

Hellbach warf sein Pferd herum: „Herr Oberst! —"

„Warum erhalte ich keine Meldungen, Herr Hauptmann?"

„Die Husaren haben noch nichts gemeldet, Herr Oberst, — außer vorhin, daß sie auf feindliche Batrouillen gestoßen sind. Diese Meldung habe ich dem Herrn Oberst ja —"

Pflaume war sichtlich nervös heute. Er winkte mit der Hand: „Das weiß ich ja. Aber dort drüben! —"

Im Waldsaum fielen wieder ein paar Schüsse. Gleich darauf war jedoch alles vorn still.

„Aber, Herr von Hellbach, sehen Sie denn nicht, daß die Offiere drüben bleibe ist. Sie können doch nicht in der Marsch-Formation bleiben! Wollen Sie denn Ihre Compagnie nicht entwickeln?"

„Verzeihen, Herr Oberst! —"

„Wie? Was meinen Sie noch —?" Der Oberst ließ seinen Krimstecker sinken und wandte sich mit dem Ausdruck des Erstaunens um. „Bitte! —"

(Fortsetzung folgt.)

Kadbrauch verboten.

Zur Kleidungsfrage auf dem Stahlrad.

Von Dr. Martin Siegfried.



Die Gnädige Frau! In der Ihrer größten Todfeinde unter den Philosophen der Neuzeit, Schopenhauer, kann nicht umhin, den Frauen dem männlichen Geschlecht gegenüber einen höheren Grad der Fähigkeit zuzusprechen, das Richtige und Gesunde in neu auftauchenden Ideen zu erkennen und dasselbe, trotz langathmiger theoretischer Deductionen der „Gelehrten", in praktische Wirklichkeit umzusetzen.

Diese Begabung haben Sie und Ihre Mitschwester für das Radeln in ausgezeichnete Weise bewährt, sobald Ihnen durch Aufhebung der in unserer Zeit und für unsere Zeit unverständlichen Polizeiverbote dazu die Möglichkeit gegeben war. In einer das starke Geschlecht fast beschämenden Zahl sehen wir unsere Damen dem Geist und Körper stählenden Kadsporte huldigen, und die Frage, welche noch vor kurzem viele Köpfe und Perücken in bedenkliche Schwankungen versetzte: „Dürfen Damen radeln?" ist endgültig in kategorischer Weise bejaht worden.

Diese erfreuliche Einigkeit, deren Segen die nachkommenden Geschlechter noch mehr als das jetzige an sich erfahren werden, schwindet jedoch und weicht vielfältigem Meinungsgegenfah, wenn es sich um die Beantwortung der Frage handelt: „Wie, d. h. in welcher Kleidung sollen Damen radeln?"

Hier stehen sich die Gegenläufe noch schroff gegenüber, und ein Blick auf unsere radelnden Damen oder auf die Abbildungen unserer Mode- und Sportblätter zeigt, daß die Bekleidungsfrage eine betriebligende Lösung noch nicht gefunden hat.

Es bedarf einer gewissen Rechtfertigung, wenn ein Vertreter des männlichen Geschlechts in dieser Frage das Wort ergreift. Sie mag in zwei Punkten gefunden werden. Einmal haben mich meine jetzt sechsjährigen, zu allen Tages- und Jahreszeiten und unter den verschiedensten Witterungsverhältnissen fast täglich gemachten Beobachtungen auf dem Rade zu der unumstößlichen Ueberzeugung gebracht, daß, wenn das Radeln seine gesundheitsfördernden Wirkungen entfalten soll, die Wahl einer richtigen Bekleidung von ebenso großer Bedeutung ist, als die Wahl des richtigen Tempos und der richtigen Haltung. Zweitens habe ich das Glück, daß meine Frau eine eifrige Radlerin ist, die die verschiedenen Systeme auf kleineren und größeren Touren geprüft hat, und mir so eine sachverständige Beratherin in der wichtigen Frage gewesen ist, wie die Forderungen der Hygiene mit der herkömmlichen Form der Damenkleidung in möglichst unauffälliger Weise in Einklang gebracht werden können. Nur Reform-Vorschläge, welche letztere Voraussetzung zur Grundlage haben, können meiner Ansicht nach Anspruch auf einen mehr als theoretischen Werth erheben.

Die radicalen Anforderungen mancher Heißsporne, welche unsere radelnden Damen in einem von der Herrenkleidung nur wenig verschiedenen Anzug sehen wollen, dürften zur Zeit sogar eher geeignet sein, das Ansehen unserer guten Sache zu schädigen.

Keine andere Leibesübung stellt eine so hochgradige Summierung einzelner gleichartiger Kräfteleistungen dar, wie das ununterbrochene Auf- und Niederdrücken der kreisenden Pedale beim Radeln. Es erregt meist das Erstaunen der Stahlreiterin über ihre eigene Leistungsfähigkeit, wenn sie aus einer einfachen Berechnung der Pedal-Umdrehungen erfährt, daß sie während einer Stunde bei sehr ruhiger Bewegung ca. 8000 Biegungen und Streckungen der Kniee ausgeführt hat. Es geht hieraus unmittelbar hervor, daß jede, auch die geringste Hemmung dieses ununterbrochenen Hebens und Senkens der Kniegelenke, welche bei höchster und tiefster Pedal-Stellung einen Höhenunterschied von 38 cm aufweisen, durch die ebenso oft stattfindende Multiplikation des erhöhten Widerstandes schnellere Ermüdung und die Gefahr einer Ueberanstrengung nach sich ziehen wird.

Eine solche Erschwerung der Muskelarbeit tritt nun bei dem Tragen eines jeglichen Rockes vom üblichen Schnitt der Straßen-Toilette ein, und zwar gleichzeitig in dreifacher Weise:

Zunächst muß beim Aufsteigen des einen Pedals die Schwere des ganzen Rockes überwunden werden, zweitens tritt durch den Umstand, daß sich die beiden Füße stets auf den entgegengesetzten Punkten des von den Pedalen beschriebenen, 38 cm im Durchmesser haltenden Kreises befinden, eine Spannung des Rockes in schiefer Richtung ein, eine Spannung, welche umso stärker wird und umso schädigender wirkt, je enger der Rock mit Müchigkeit auf das peinliche, aber sonst unvermeidliche Aufklappen gewählt ist. Drittens bildet die breite Vorderbahn des Rockes einen richtigen Windsfang und bietet selbst bei Windstille der zu durchschneidenden Luft einen beträchtlichen Widerstand dar. Nichts ist aber der Gesundheit des Radlers, vor allem der Thätigkeit des Herzens gefährlicher, als Gegenwind oder, was auf dasselbe hinauskommt, eine Erschwerung in der Ueberwindung des Luftwiderstandes. Und zwar ist es ein

schwerer, wenn auch noch häufig anzutreffender Irrthum, zu glauben, daß es einer längeren Tour bedürftig, um seine Gesundheit zu Grunde zu richten: es genügen wenige Minuten einer fortgesetzten Ueberanstrengung, um langdauernde Schädigungen herbeizuführen.

Indirect, aber doch unvermeidlich mit dem Tragen des Rockes verbunden, ist auch die Gefahr der Ueberbügung der Radlerin, da der Rock, falls er seinen Zweck der Decenz nicht gänzlich verfehlen soll, von nicht zu leichtem Stoff genommen werden darf, und weil er, aus demselben Grunde, das gleichzeitige Tragen von Beinleidern desselben Stoffes unter ihm nöthig macht.

Vom ästhetischen Standpunkte endlich ist es eine unthunliche und für alle Theilnehmer einer Kadpartie gleich peinliche Situation, wenn eine Dame fortwährend mit der einen Hand, statt sie ruhig auf der Lenkstange zu haben, an den Knien in ängstlich gebückter Haltung bemüht sein muß, den aufsteigenden Rock hinterzuschleppen. Und dies, gnädige Frau, ist nicht etwa eine theoretisch ausgeklügelte Möglichkeit, sondern eine leider noch oft zu beobachtende Thatsache.

„Aber wir haben ja den getheilten Rock," höre ich Sie einwenden. Allerdings! Aber schon der Umstand, daß es bei ein Duzend verschiedener Systeme giebt, zeigt, daß keine davon im Stande ist, den geringsten Mängeln abzuhelfen. Der vorn und hinten getheilte Rock, dessen Seitenbahnen in der Mitte flügelartig an der Radlerin herabhangen, um sich auf der Fahrt wie zwei rückwärts gekehrte Wegweiser flatternd zu erheben, ist einen weder decenten noch schönen Anblick dar, und er ist im Recht vom Schauplatz verschwunden. Sein Nachfolger ist der nur hinten getheilte Rock geworden, mit fester oder abklappbarer Vorderbahn. Dieser letztere verhindert ebenso wie der ungetheilte die unbehinderte Bewegung der Kniee, er bietet denselben Luftwiderstand wie jener dar und macht ebenfalls die Anbringung einer zweiten Schicht desselben Stoffes als Beinleidern notwendig. Ist letzteres direct eingearbeitet, so bleiben dennoch die beiden ersten Uebelstände bestehen, und auch das für das Gefühl unangenehme Aufklappen des freien Randes des Rockes kann nicht vermieden werden, falls dieser nicht so eng gewählt wird, daß er die freie Einzelbewegung der Kniee ganz bedeutend erschwert und dabei zugleich eine so hohe Spannung von vorn nach hinten erfährt, daß das Profil der Reiterin in scharfer und jedenfalls nicht beabsichtigter Weise hervortritt.

Ist die Vorderbahn abgeknapft, so sind zunächst alle Schädlichkeiten beseitigt, aber was bleibt dann noch vom Rock übrig? Zwei die unteren Extremitäten tütenförmig umgebende Strohfüßen mit freier Oeffnung nach unten, welche letztere so weite sind, daß wiederum die Anbringung eines Stoffbeinleides notwendig wird. Und wann soll denn die Vorderbahn nicht abgeknapft werden? Jedenfalls doch, wenn man unter „Leute" kommt und die Radlerin dann das Gefühl hat, ohne Vorderbahn nicht im richtigen Anzuge zu sein. Nun, ich glaube bestimmt, daß der Erfinder dieses Verwandlungs-Rockes niemals eine Kadtour als Begleiter von Damen gemacht hat. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß man erst nach Beendigung der Tour unter Menschen kommt, in jedem Dorf, in jeder kleinen oder größeren Stadt, welche passiert wird, kann die Bekleidungslosigkeit des Pflästers zum längeren Führen des Rockes nöthigen, abgesehen davon, daß es eine alte Kadlerregel ist, alle zwei Stunden einen kleinen Jubel-Aufenthalt zu nehmen, und bei auch ein Schaden am Rad zu nicht programmäßigem Ausbald nöthigen kann. Soll nun in allen diesen Fällen die Vorderbahn angeknüpft und dann wieder entfernt werden? Oder sollen die Menschen, denen die Radlerin begegnet oder die sie überholt, — was zuweilen, falls die zu überholenden Compagnen-Anfassen mit schnellen Pferden sind, recht lange Zeit dauert, — in zwei Klassen getheilt werden, in solche, vor denen man sich verpflichtet fühlt, in vollkommenem Anzug zu erscheinen, und in solche, bei denen dies nicht nöthig erscheint? Und warum sollen die Herren, welche die Damen zu Rad begleiten, stets zur letzteren Kategorie gehören? Kurz, diese Verbindung ist, wie so viele in der Kad-Branche, überflüssig und unverwerthbar. Der uralte Ausspruch, daß das Einmale des Kennzeichens des Wahren sei, hat auch hier seine uneingeschränkte Gültigkeit.

Daß die Bloomers dieses Kennzeichen tragen, und daß in ihrer Anlegung alle Schwierigkeiten, Schädlichkeiten und Gefahren beseitigt sein würden, ist klar: leider aber ebenso klar, daß ihre Acceptirung seitens unserer Damenwelt zunächst nur zu erwarten ist. Es gilt daher, eine Construction zu erfinden, welche, so lange die Dame im Sattel sitzt, die Annehmlichkeiten und Gefahren des üblichen Rockes vermeidet, dagegen die Vortheile des Bloomers hat, und welche beim Absteigen keinerlei Aenderung bedarf, um präsentabel zu sein.

Allen diesen Anforderungen wird ein Kleidungsstück gerecht, welches genau im Schnitt des Rockes gehalten, im Aussehen vollkommen den Anblick des „Rockes" gewährt, und welches „radgerecht" dadurch wird, daß dieser Rock sich unterhalb der Kniee theilt und in so breiter Umfassung auf beiden Seiten unterhalb der Kniee anschliefte, daß der Rückenweite beim Anblick der stehenden, gehenden oder sitzenden Dame durchaus der Meinung sein muß, einen süßreinen Rock üblicher Art vor sich zu sehen. Dieses Kleidungsstück verdient nicht die Bezeichnung „Hose" oder „Rockhose", sondern vielmehr die des „tief getheilten, geschlossenen Rockes". Denn gewiß werden Sie mir recht geben, gnädige Frau, daß das Wesentliche des Begriffes „Rock" nicht im Oben oder Geschlossensein, sondern im Schnitt und dem dadurch bedingten, von oben nach unten allmählich sich verbreiternden Umfah gegeben ist.

Außer ungehemmter Freiheit der Einzelbewegung der unteren Extremitäten und einem nur wenig größeren Luftwiderstande, wie bei den Bloomers, gewährt dieser geschlossene Rock den großen Vortheil, die gewohnte Wäsche darunter tragen zu können, und giebt seiner Trägerin das behagliche Gefühl ruhiger Sicherheit vor allen den peinlichen Eventualitäten, denen die Radlerin mit fliegendem Rock jeder Zeit ausgesetzt ist.

Dieser seelische Einfluß darf nicht unterschätzt werden, denn wie das Daftingeleiten auf dem Stahlrad in seinem Reize die ruhige Freudigkeit des Gefühls erzeugt, über Raum und Zeit erhaben zu sein, so verwandelt sich diese olympische Ruhe in ein qualvolles Gegentheile, wenn unvermuthet ein böser Element den eifernen Lauf der Pedale hemmt, sei es nun ein böser Kutscher, ein radfeindlicher Stier oder ein ungeberdiger Rock.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

Geistige Interessen.

Etwas über den Klatsch. — Wie wenig maßgebend für die Beurteilung unseres Nächsten das ist, was einer vom anderen sagt, da falsche Auffassung, Gedankenlosigkeit und leider auch Böswilligkeit gar oft die Thatsachen und Geschehnisse als nicht der Wirklichkeit entsprechend darstellen, weiß eigentlich jeder, und dennoch ist durch den Klatsch, das on dit, durch das, was einer vom anderen sagt, schon mancher Frieden zerstört, manche Freundschaft, manches Glück untergraben worden. In jedem Klatsch, sofern er nicht aus absichtlich erfundenen Lügen besteht, ist etwas Wahres, ein Kern vielleicht nur, aber: „ein Körnchen Wahrheit giebt der Lüge Kraft.“ Die Zucht, Neues zu hören und weiterzuerzählen, plaudern und zuhören zu können, ohne sich geistig dabei anzustrengen, veranlaßt jeden Weitererzählenden, aus seiner Phantasie heraus die Thatsachen zu verändern, etwas hinzuzufügen oder wegzulassen, oft halb unbewußt, oft nur, um seine Erzählung und sich selbst interessant zu machen. Er vergißt aber, daß jeder Klatsch ein großes Unrecht ist, sowohl gegen den, von dem, als gegen den, zu dem geklatscht wird, — an jenem durch Entstellung, Uebertreibung, Herabsetzung seiner Person, seiner Erlebnisse, Fähigkeiten oder Eigenschaften, an diesem dadurch, daß das Bild des anderen getrübt, vielleicht der guten Meinung über ihn Abbruch gethan wird.

Es genug hört man: „Ich gebe nichts auf Klatsch,“ und doch, — es muß schon eine sehr innige, erprobte Freundschaft sein, die sich dadurch nicht beeinflussen läßt! Das Gerede der bösen Zungen läßt doch einen Stachel zurück. Wir fangen daraufhin an zu beobachten; zufällig stimmt irgend eine Kleinigkeit mit dem Gehörten überein. — Mißtrauen, Verstimnungen und Mißverständnisse sind die Folgen. Nur eine ehrliche Aussprache kann da helfen; aber da diese den Klatschenden bloßstellt, entsteht dann wieder nach dieser Richtung böser Unfrieden und oft noch weit Schlimmeres. Anderserseits wieder wird der Klatsch bisweilen begründet durch: „Ich erzähle Dir dies und das, damit Du weißt, warum Du mit diesem oder jenem bist.“ Es mag sein, daß jemand solch eine Warnung aus gutem Herzen kommt, meist aber will der Warnende nur aufheben, sich wichtig machen, nicht selten aber auch absichtlich schaden.

Es ist besser, zu gut, als zu schlecht vom Nächsten zu denken. Ich glaube, wenn sich statistisch feststellen ließe, was mehr Unheil gestiftet hat, daß man allzu viel vertraute, oder daß man sich in Unheil und Handlungen von Klatschern einlassen ließ, so hat doch das letztere wohl mehr böse Folgen gehabt als das erstere.

Man sagt, wohl nicht mit Unrecht, dem weiblichen Geschlecht nach, daß es mehr Neigung zum Klatschen habe, als das männliche. Der Mangel an geistiger Beschäftigung, oder der Mangel jeder, den ganzen Menschen ausfüllenden und beschäftigenden Beschäftigung überhaupt, und nicht zum wenigsten das Erbtheil unserer Mutter Eva, die böse Neugier, begünstigen nur allzu sehr den Klatsch. Pflicht jedes einzelnen Menschen ist, diese böswillige Neugier zu bekämpfen, sich nicht so sehr darum zu kümmern, was der Nächste denkt, sagt oder thut; denn wer den Klatsch nicht sucht, dem tragen böse Zungen auch nicht so viel zu. Erzählt aber doch jemand etwas Nachtheiliges über den Nächsten, so mögen wir dazu schweigen, wenn wir nichts Besseres wissen, um gegen die Beschwörung auftreten zu können.

... Sprich von allen, Von Lebenden und Todten stets das Beste, So, wie Du wünschst, daß von Deinen Schwächen, Man immer mög' mit milder Schonung sprechen.“
G. B.

Beschäftigung der Jugend.

Für unsere Anaben. — Ein häusliches Beschäftigungsbuch von Josef W. Bergmeister. Mit 350 Abbildungen. Verlag von Ren & Schmidmayer, München. Preis 3,50 Mk. — Ist es schon nicht leicht, Mädchen im Hause so zu beschäftigen, daß die Arbeit ihnen angenehm wird und sie selbst, so läßt sich noch weit schwerer den Anaben eine häusliche Beschäftigung anweisen, die mit dem Nutzen die Erholung vereinigt. Das vorliegende Buchchen thut dies und dürfte daher willkommen sein, wo es gilt, die freien Stunden heranwachsender Söhne auszufüllen. Je nach der Beschäftigung und dem Alter der Anaben bieten sich Anleitungen zu den verschiedensten Arbeiten, die später zu eigener Verwendung, wie zu kleinen Geschäften oder als Grundlage für spätere kunstgewerbliche Leistungen, dienen können. Die Anleitungen sind klar und klar gehalten, sodas die Mutter leicht die Arbeit beauftragen und helfend einwirken kann. Neben einfachen Malereien und Arbeiten mit dem Brennstift sind es Papier- und Carton-Arbeiten, Papp- und Buchbinder-Arbeiten und solche aus Metall, ferner Thon-, Gips- und Cement-Arbeiten, von denen verschiedene einen Schmuck des Gartens bilden. Dann giebt es Arbeiten für Spiele im



Schmucktruhe mit Bismuth-Malerei.

Freien und im Zimmer, wobei gleichzeitig an die Unterhaltung der Schwestern gedacht ist; auch der Christbaum wurde nicht vergessen. Daß nicht alle Arbeiten für jeden geeignet sind, ist erklärlich, wohl aber wird sich für jeden etwas finden. E. J.

Billard für die Jugend herzustellen. — Meine heranwachsenden Söhne wünschten sehr, ein Billard zu besitzen, welches ich ihnen, der erheblichen Kosten wegen, nicht anschaffen konnte. Da ich ihnen aber die gesunde Bewegung und den Reiz des Spieles wünschte, verfiel ich auf den Ausweg, selbst ein Billard auf folgende Weise herzustellen: Zwei alte, überflüssig gewordene Tische, wie sie sich wohl in jedem größeren Haushalte finden, verband ich an einer Seite mit Tischlerleim, brachte, zu größerer Dauerhaftigkeit, unter den vereinigten Tischplatten eine starke Klammer an und verfracht die Fuge zwischen den beiden Platten mit Mastix; etwaige Verschiedenheit in der Höhe oder Größe der Tische ist leicht durch Absägen auszugleichen. Nun ließ ich vom Tischler in den vier Ecken die Oeffnungen für die Billard-Ballsäcke aussägen, nähte letztere aus grüner Leinwand und leimte sie in den Ecken fest; sodann wurde ein alter Plaid auf die Tischplatte geleimt und diese an den Seiten mit einer 6 cm breit überstehenden Leiste umschlossen; Bälle aus polirtem Eichenholz und Stäbe lieferte mir ein Drechsler. So war das Billard mit einem Kosten-aufwand von einigen Mark fertig gestellt; es erfüllt seinen Zweck vollkommen; meine Söhne erwerben auf dem primitiven Billard eine große Fertigkeit in dem beliebten Spiel. K. J.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Notenschreiben. — In einer Zeit, wo so viele Frauen und Mädchen darauf angewiesen sind, für ihren Unterhalt ganz oder theilweise selbst zu sorgen, halte ich es für meine Pflicht, dieselben auf einen Erwerb durch Notenschreiben, bzw. Transponieren von Musikstücken aufmerksam zu machen, das mit 18 Jahre lang eine Einnahme von 15 bis 25 Mark monatlich einbrachte. Die Arbeit ist nicht anstrengend und leicht zu erlernen. Ich bin durchaus nicht sehr musikalisch, d. h. ich habe als Kind wohl Klavier-Unterricht gehabt, da ich aber sehr jung heirathete, brachte ich es nie weit in dieser Kunst; dennoch lernte ich das Transponieren sehr schnell. Wenn man die verschiedenen Tonarten und ihre Vorzeichnungen, Ganz- und Halbtöne sicher im Kopfe hat und es sich klar macht, um wie viel die zu transponierenden Noten erhöht oder erniedrigt werden sollen, so transponirt man mit der Zeit ebenso schnell, als wenn man nur abschreibt.

Durch Annoncen in Zeitungen oder durch Aushängen einer Anzeige in einer Reich-Bibliothek oder Musikalien-Handlung macht man das Publicum aufmerksam. Laufen ansangs auch nur wenig Aufträge ein, so ist das recht gut, denn die Arbeit geht zuerst nur langsam von statten; später habe ich oft in einer Viertelstunde eine Seite Noten geschrieben. Zum Schluß noch zwei gute Rathschläge: Erstens, man liefere nie eine fehlerhafte oder unsaubere Arbeit ab, und zweitens, man sei pünktlich in der Ablieferung. Nur auf diese Weise wird man bald in musikalischen Kreisen bekannt, gesucht und geschätzt. E. S.

Damenidneiderin gesucht. — In Mertissen, einem Marktflecken Schwabens, würde eine geschickte Damenschneiderin, die auch zu den Familien ins Haus geht, lohnende Beschäftigung und ein gutes Auskommen finden.

Frau Vertha K. in Mertissen.

Handarbeits-Lehrerin. — In welcher Stadt würde eine tüchtige Handarbeits-Lehrerin, die zugleich Unterricht im Zuschneiden von Wäsche, sowie von Damen- und Kinder-Garderobe ertheilt, lohnenden Erwerb finden? Frau S. Z.

Häusliche Kunst.

Schmucktruhe mit Bismuth-Malerei. — Eine alte „Hochzeitstruhe“, wie solche in einzelnen Museen aufbewahrt werden, diene als Vorbild für die Vorlage, die, wie jene, mit Bismuth-Malerei verziert wurde. In dem Werkchen „Häusliche Kunst“, Viegl. 6, ist diese interessante Technik gelehrt, und ihm sind auch theilweise die Muster entnommen. Wer die immerhin etwas mühsame Arbeit scheut, kann die Muster in Aquarell-, Oel- oder Email-Malerei ausführen und auch den Brennstift für Contouren und Gliederung zu Hilfe nehmen; bei jeder dieser Ausführungen kann der Grund gebeizt werden; ebenso läßt sich der Grund brennen, wenn die Contouren gemalt sind. Die Herstellung der Truhe dürfte auf Grund der nachfolgenden Maße dem Tischler keine Schwierigkeit bereiten. Bei 33 cm ganzer Höhe, 29 cm Breite und 18 cm Tiefe ist die Truhe 23 cm hoch bis zum dachartigen Deckel, der in 8 cm Höhe abgeschragt wird; die oben eingefügte Platte mißt 12 zu 16 cm. Das Innere des Kastens füllt vier je 12 1/2 cm tiefe Schubfächer, von denen die drei oberen je 2 1/2 cm, das unterste 5 cm hoch ist; alle vier sind mit hellblauem Sammet ausgelegt. Die beiden Thüren messen je 13 cm Breite zu 19 cm Höhe; die innere Fläche derselben ist ganz roth, die äußere moosgrün mit rother Umrandung. Grünen Grund und rothe Leisten zeigen auch die Schubfächer, sowie der Deckel der Truhe. Die Blumen-Ornamente sind ganz bunt, in den natürlichen Farben

der Wiesenblumen gehalten; die Gewänder der Figuren auf der Außenseite der Thürrahmen verlangen satte Farben, die mit dem moosgrünen Grund harmoniren. Gebeizter Grund muß zuletzt leicht gewacht werden. E. J.

Neue Vorlagen für Holzbrand mit Kerbschnitterei. 6 Tafeln. Verlag von W. Schulz-Engelhard, Berlin. — Interessant an den naturgroßen Vorlagen ist die Verbindung von Holzbrand und Kerbschnitt, wobei letzterem nicht nur die Umrahmung der Blumen-Verzierung zufällt, sondern theilweise das Haupt-Ornament, dem die Blumen als Schmuck dienen. Neben den gebrannten Linien bildet das Ausmalen mit Beize einen Hauptreiz der Arbeiten, die auf den sechs Tafeln für Schreibunterlage, Hocker, Schränkchen, Cabrett und Tischplatte zur Anwendung gelangen. E. J.



Lichtschirm aus Glasperlen.

Fürs Haus.

Lichtschirme für elektrische Lampen. — Seit das elektrische Licht sich auch in der Zimmerbeleuchtung den ersten Platz erobert hat, den einst die Oel- oder Petroleum-Lampe einnahm, versorgt uns die Industrie mit allerlei schmutzen Bekleidungen, die das grelle Licht der elektrischen Birnen dämpfen sollen. Der hübsche, 9 cm hohe Lichtschirm aus dunkel- und hellgrünen Glasperlen, die, auf Draht gereiht, die Form der Birne dicht umschließen, ist unten mit einem verstellbaren Schließring aus schmalen, kreuzweise aufeinander gelenkten Metallstäbchen versehen, der das leichte Ueberstreifen und sichere Befestigen an der Birne ermöglicht. — Ein



Lichtschirm in Blumenform mit federnder Schließvorrichtung; geöffnet und geschlossen.

äußerst angenehmes Licht giebt auch der dargestellte Lichtschirm in Blumenform, der in verschiedenen Farben färblich ist. Die federnde Schließvorrichtung gestattet ein bequemes, sicheres Anbringen an der elektrischen Birne; den Metallrand deckt ein Seidenbörtchen im Farbenton der abschattigten Blumenblätter. (Siehe Bezugsquellen.) E. S.

Schnell-Wasser-Erhitzer. — Auf dem Gebiet der Gas-Heiz-Apparate bildet der Junfer'sche „Schnell-Wasser-Erhitzer“ eine sehr bemerkenswerthe Neuheit, die in keinem Haushalt fehlen sollte. Der bei solidester Ausführung verhältnismäßig billige Apparat von cylindrischer Form und, in seiner kleinsten Nummer, von 34 cm Höhe, liefert fast sofort nach dem Oeffnen des Kalt-Wasserhahnes und Entzündens der Gasflammen heißes Wasser, dessen Temperatur man beliebig reguliren kann, und nur wenige Secunden gehören dazu, um kochendes Wasser (100° Celsius) zu erhalten. Erzielt wird diese außerordentliche Leistungsfähigkeit durch die Construction des inneren Heizkörpers, welcher die Heizkraft des Gases in so hohem Maß auszunutzen läßt. — bis zu 92% — daß der Gasverbrauch äußerst gering ist. So kostet z. B. ein Eimer heißes Wasser = 1/2 Pfennig, ein Kinderbad zu 60 l Wasser gerechnet = 3/4 Pf., ein großes Bad zu 160 l Wasser = 10 Pf.

Der „Schnell-Wasser-Erhitzer“ in den kleineren Nummern 1 bis 3 ist für Waschtische, Toiletten-Zimmer, Kinderzimmer, für Speisezimmer zur Selbstbereitung von Kaffee und Thee, für Küchen und Waschräume anwendbar, in den größeren Nummern 4 und 5 dagegen ausschließlich für Bade-Einrichtungen, sowie zur Speisung von Warmwasser-Leitungen und Warmwasser-Heizungen. Das Befestigen dieser Apparate geschieht durch directes Anschrauben an das vorhandene Gasleitungsrohr; nachdem auch noch mittelst eines kleinen Weirrohrs die Verbindung mit der Wasserleitung hergestellt wurde, ist der Apparat fertig und ergießt das erhitzte Wasser direct durch ein nach allen Seiten hin bewegliches Auslaufrohr in das darunter gehaltene Gefäß. Für Wirtschaftsräume empfehlen sich die aus polirtem Kupfer angefertigten, für Zimmer-Gebrauch die elegant vernickelten Apparate. (Siehe Bezugsquellen.) A. S.

Ueber die Vorzüge des Gaskochens. — So vielseitige Verbreitung und Anwendung das Kochen mit Gas bisher auch gefunden hat, so besitzt dasselbe in den Kreisen der Hausfrauen, und selbst der praktischsten, noch immer viele Gegner, die nicht etwa aus Ueberzeugung, sondern meist nur in dem Bestreben, am Althergebrachten festzuhalten, sich der Neuerung feindselig gegenüberstellen. Und doch handelt es sich, wie unsere conservativen Hausfrauen vielleicht fürchten, nicht um eine Revolution der Küche, sondern um eine Reform, welche neben den Annehmlichkeiten der größeren Sauberkeit und Bequemlichkeit, der Zeit und Kostenersparniß allerdings auch nichts Geringeres bezweckt, als die deutsche Küche in Bezug auf Schmachhaftigkeit und sanitären Nutzen der Speisen auf das höchstmögliche Niveau zu bringen.

Die Vorzüge des Gaskochens, in Bezug auf Sauberkeit, bestehen darin, daß wir weder mit dem Transport noch dem Aufbewahren des Feuerungs-Materials, mit Asche, Rußbildung und Rauch zu kämpfen haben. Der unliebsamste Gast aller Küchen, der Schornsteinfeger, ist verbannt, die Küche bleibt sauber, die Kochgeschirre werden stets blank und appetitlich erhalten. Für die größere Bequemlichkeit der Gas-Koch-Apparate spricht in erster Linie der Wegfall des langwierigen Anzündens des Kohlenfeuers vor dem Gebrauch, das Schüren und Nachlegen während des Gebrauchs und das unnöthige Brennen nach dem Gebrauch. Ferner kann, wichtig für Kinder- und Krankenzimmer, zu jeder Tages- und Nachtzeit durch das einfache Entzünden eines Streichholzes und Drehung des Gas-hahnes der Apparat in Betrieb gesetzt werden. Von ganz bedeutendem Werth aber ist für jede Häuslichkeit die tägliche Ersparniß von 3 bis 4 Stunden Zeit. So genügt z. B. für die Herstellung aller Speisen zu einem bürgerlichen Mittagsmahl, mit Einschluß des Bratens, eine Stunde, vorausgesetzt, daß alles vorher koch- und bratenfertig vorbereitet ist; nur Fleischbrühe erfordert eine längere Kochzeit. Kaffee ist in 5 bis 10 Minuten bereitet. — Diese Zeitersparniß bildet selbstverständlich ein wirtschaftliches Moment von wesentlicher

Tragweite, Beispielsweise wird dadurch in einer Häuslichkeit, in der die Hausfrau sich selbst der Küche annimmt, ein zweites Dienstmädchen entbehrlich, — und wie viel Ersparnis an Lohn und Kost und auch — an Ärger wird hierdurch erzielt! Den wesentlichsten aller Factoren beim Kochen mit Gas bildet aber nach den fast allgemein ermäßigten Gaspreisen, die große Kostenersparnis, im Verhältnis zu jedem anderen Feuerungs-Material. Um 1 l Wasser zum Sieden zu bringen, braucht man für 1/2 Pfennig Gas, um einen Braten (in einer Stunde) herzustellen, für 6 bis 8 Pf. Gas, für ein 6-pfundiges Roastbeef nur 4 1/2 Pf., für ein Mittagmahl zu 10 Personen, bestehend aus Suppe, Gemüse, Kartoffeln, Braten und einer süßen Speise, bei Verbrauch von 1,6 cbm Gas, nur 19 Pf., sogar mit Einschluß des nöthigen Abwaschwassers. In demselben Verhältnis stehen die nicht minder geringen Kosten des gesammten täglichen Kochbedarfs für einen bürgerlichen Haushalt von 4 Personen, bei einem täglichen Gasverbrauch von 1500 l, das heißt für 15 Pfennig, das sich folgendermaßen speicirt:

I. Frühstück: Kaffee oder Theewasser = 30 l Gas, Milch = 30 l Gas.

II. Frühstück: Eier zc. = 60 l Gas.

Mittag: Fleischbrühe = 420 l Gas. Gemüse = 200 l Gas. Kartoffeln = 150 l Gas. Gebratenes, Cotelettes zc. = 100 l Gas. Abwaschwasser = 80 l Gas.

Nachmittag: Kaffee oder Thee = 30 l Gas.

Abend: Gebratenes, Eier oder dergl. = 100 l Gas. Theewasser = 30 l Gas. Abwaschwasser = 50 l Gas. Besondere Zwecke = 220 l Gas; dies zusammen ergibt die Summe von 1500 l Gas = 15 Pfennig täglich, monatlich = Mk. 4,50.

Nicht nur von guten Nahrungsmitteln hängt eine rationelle Ernährung ab, sondern viel mehr von einer richtigen Kochweise, die den Speisen die Nährwerthe erhält.

Welchen unschätzbaren Werth das Kochen der Speisen auf regulirbarem Feuer, im Gegensatz zum Kochen über andauernd starker Hitze besitzt, weiß jede Hausfrau, und sie wird daher auch leicht den Vorzug der Regulirbarkeit eines Gaskochers erkennen und sich kaum noch den Vorzügen des Kochens mit Gas verschließen können.

Blumenbrett mit zerlegbarem Schutgitter. — Das auf der Großen Berliner Gartenbau-Ausstellung 1897 mit der bronzenen Staats-Medaille prämierte Blumenbrett mit Schutgitter (D. R. G. M.), welches, wie ersichtlich, in seinen Einzeltheilen durch Hakenschluss verbunden ist und sich in weniger denn zwei Minuten zu einer Drahtnetz-Weite zusammensetzen läßt, dient äußerst praktischen Zwecken; es dürfte in kinderreichen Familien als wahre Wohlthat begrüßt werden. Das Gitter gestattet das Lüften der Kinderzimmer ohne Gefahr für das Leben der oft allzu neugierigen Kleinen, die ihre Blumenliebhaber gern selbst pflegen und läßt sich im Fall der Feuersgefahr als sichere Leiter verwenden. Kräftige, in die Mauer getriebene Eisenhaken befestigen Blumenbrett und Gitter, die je nach der Größe der Fenster und zu verschiedenen Preisen angefertigt werden und zu beziehen sind durch Th. Voewe, Drahtwaren-Fabrik, SW, Köpenickerstr. 68.

Zerina, Budapest. — Ihren Wunsch, näheres über eine moderne, praktische Küchen-Einrichtung für Ihr neues Schloß zu erfahren, erfüllen wir hiermit gern; wir hoffen, zugleich auch anderen Leserinnen dieses Blattes, künftigen Hausfrauen zc., erwünschte Anregungen damit zu geben.

Den Hauptschmuck jeder Küche bilden zunächst gebiegene, geräumige Möbel entweder im altdeutschen Stil, — eichenlackirt und eisenschlagen, oder im modernen englischen Stil, — grünlackirt, mit großen stülzigen Blumen bemalt oder mit bligendem Kupfer beschlagen; großer Beliebtheit erfreuen sich als Verzierung auch Kachel-Einlagen mit blauen Velfster- oder dem neueren rothen Syra-Arabesken-Decor; immerhin müssen die Möbel mit dem übrigen Küchengerath aus Porzellan, Fayence und Email oder Metall einigermaßen harmoniren. Nächst dem großen, büffetartigen Küchenschrank, meist mit Büchenschränken, sollte ein Servir-Schrank mit einem hohen, von Säulen getragenen Wandbrett vorhanden sein, auf dessen oberem Bord und unteren Etage

die verschiedensten Vorrathstönnehen, Gemüzbüchsen und Dosen, Salz- und Mehlbehälter stehen. Töpfe in sechsacher Abstufung (in der jetzt beliebten viereckigen Form), Trichter, Siebe, Durchschläge, Speiseformen, Maße und Bretchen, alle in einheitlich decorirtem Porzellan ausgeführt, hängen in symmetrischer Anordnung gleichfalls an diesem Wandbrett. Lunte, Kellen und Löffel gleichviel ob sie aus gemustertem Porzellan oder aus Holz hergestellt und dann vielleicht mit Brandmalerei verziert sind, finden in einem besonderen Luntbrett Raum, während die Züll-, Schöpf- und Schaumlöffel neuerdings ein besonderes Löffelbrett aus Email aufnimmt, das in einer quer darunter befindlichen Rinne das Abtropfen auf den Fußboden verhindert. Ein ähnliches Brett dient den verschiedenen Gläser-, Flaschen-, Tassen-, Löff- und Schauerbüchsen zur Aufnahme. Die übrigen Büchsen werden mit den Beinen, den Schrubbern und Abstäubern zusammen in einem Eckschrank untergebracht, der zugleich die Kästen mit Putzzeug für Lampen und Stiefel enthält. Der Eimerschrank nimmt auf seiner Platte die Eimer aus Porzellan oder Email mit Messingbügel auf, den unteren geschlossenen Raum füllen allerlei Reinigungs-Utensilien. Küchentücher aller Art mit farbig eingewirkten Namen, zuweilen auch den Geräthen, zu deren Reinigung sie dienen, finden ebenfalls an einem fach-eingelegten Bordbrett unter einem mit Küchensprüchen gestickten Ueberhandtuch Platz, unter einem Porzellanbild mit dem betreffenden Namen. Eine Küchenuhr darf selbstredend in keiner Küche fehlen, ebenso wenig die Tafelwaage, verschiedene Hackbretter aus weichen, festem Holz und allerlei unentbehrliche

Hülsmaschinen, wie die Mandelmühle, die Reibe-, Schneide-, Zerkleinerungs- und Pug-Maschinen aller Art.

Farbige Porzellane und Fayencen dienen zwar besonders dazu, die Küche hübsch zu decoriren; praktischer und haltbarer aber sind die Nickelblech-Geräthe, mehr noch die nickelplattirten und rein Nickel-Kochgefäße. Neben diesen Neuerungen herrscht in stilvollen Küchen auch das Kupfer noch in althergebrachter Weise. An Stelle der Kochherde und -Ofen treten mehr und mehr die Gas-Kochplatten und -Maschinen, deren neueste Construction in dem Gas-Bratofen mit regulirbarer Oberhitze gipfelt. Eier- und Seifenspindeln, ein Say Vorrathstonne, filtrierte, gehäkelte oder geknüpftete Netze für Zwiebeln und altes Brod, verschiedene Schinken- und Würstbretchen, Ideal-Conserven-Gläser zc. bilden nebst den mit gehäkelten Spitzen verzierten Bordbrettern einen hübschen Schmuck für Küche und Speisekammer.

Zimmer-Einrichtung.

Lampen- oder Vasen-Unterlag und Bilderrahmen. —

Ein beliebig großes Stück Gobelin-Stoff, — das Modell mißt 20 cm im Quadrat, — das über einer dünnen Pappeneinlage mit Satin gefüttert und ringum mit kräftiger Goldschur begrenzt wird, ergibt einen praktischen, hübschen Lampen- oder Vasen-Unterlag; der im modernen englischen Geschmack gemusterte Gobelin-Stoff kann natürlich durch anderen Stoff, — einfarbigen Möbel-Kepp oder Tuch, — ersetzt, die Musterung darauf in leichter Stickerei ausgeführt werden. — Originell ist der 18 cm breite, 19 cm hohe Bilderrahmen unserer Skizze. Die Grundform aus kräftiger Pappe deckt vorn grüner, mit Marguerites bedruckter Liberty Velvet, an der Rückseite einfarbig grüner Satin. Schmale Goldborte bildet den Abschluß ringsum. Unterlag wie Rahmen sind im Hohenzollern-Kaufhaus (H. Hirschwald), Berlin W, Leipzigerstr. 117/118 käuflich. Bei der eventuellen Selbstanfertigung des Rahmens ist darauf zu achten, daß der Oberstoff auch über der Bildöffnung so weit überliegend zugeschnitten wird, daß er sich genügend breit über die Pappe biegen läßt, um rückwärts noch gut nachbreit aufzuliegen. Buchbinderkleister oder Fischleim, der vorsichtig aufgetragen werden muß, erweist sich zum Stoffkleben praktischer als flüssiger Gummi, der leicht Flecke macht. C. S.



Lampen- oder Vasen-Unterlag und Bilderrahmen aus Stoff.

Gärtnerei.

Unser Hausgarten. — Mit dem Herannahen der Zeit für die Gartenarbeit dürften unseren Leserinnen einige Winke mit Bezug auf die beste Ausnutzung eines Gartens willkommen sein.

Bei der Auswahl des Samens ist zu beachten, daß nur gute Qualitäten und solche Sorten ausgesucht werden, die für Klima und Bodenbeschaffenheit passen; außerdem muß, soweit dies möglich ist, gleich für den Bedarf des ganzen Jahres gesorgt werden.

Schon vor dem Graben, das möglichst gründlich, bei genügend trockenem Boden zu geschehen hat, und wobei die Unkrautwurzeln thunlichst zu entfernen sind, muß eine Einteilung der Beete getroffen werden, um berückichtigend zu können, welche Pflanzen frischen Düng und welche ungedüngtes Land brauchen.

Früh gebügten Boden erfordern die meisten Kraut- und Kohlarten, Gurken, Salat, Endivien und Spinat. Im zweiten Jahre nach der Düngung gedeihen Carotten, Unterlohrabi, rothe Rüben, Zwiebel, Sellerie, Porree und Schwarzwurzeln (letztere erfordern im zweiten Frühjahr eine Ueberdüngung mit Kuhmist). Im dritten Jahre nach der Düngung gedeihen Bohnen und Erbsen am besten.

Sobald es im März warme Tage giebt, legt man schon je ein Beet Aern- und Zuckererbsen und sät Spinat, Carotten und Salat; Steckzwiebeln und Zwiebelnsamen können ebenfalls frühzeitig in den Boden gebracht werden. Der letztere ist nach dem Säen tüchtig zu überbrausen. Als „Rupfsalat“ mischt man vorthellhaft etwas Schnittsalat zwischen die nicht zu dicht zu säenden Carotten. Spinat wird bei dem billigen Preis des Samens am besten breitwürfig gesät und immer wieder erneuert, da die Pflanzen nach dem Abschneiden leicht schießen. — Ferner sind auf ein vom Hauptweg aus leicht zu erreichendes Beet folgende Küchenkräuter zu säen: Sauerampfer, Schnittlauch, Petersilie, Dill, Boratsch, Majoran, Bohnenkraut zc.; Schnittlauch muß in jedem Herbst oder Frühjahr in kleine Büschelchen zerkleinert und neu gepflanzt werden; er ist für öfteres Ueberstreuen mit Ruß sehr dankbar. Auch für Zwiebeln ist Ruß die beste Düngung.

Anfang April legt man Frühkartoffeln und Puffbohnen und sät Nabischen, sowie alle Kraut- und Kohlarten, Sommer-Endivien und Schwarzwurzeln.

Anfang Mai folgt nach Bedarf eine weitere Aussaat von Erbsen, Spinat und Carotten, auch kann ein „Land“ Buschbohnen gelegt werden. Nach dem 10. Mai kommen an die

Reihe: Gurken und (als Stangenbohnen) gelbe Flügelschoten, rheinische Speckbohnen oder Korbfrüher (auch Schlachtschwert ist eine empfehlenswerthe Sorte), als verjüngliche Salatbohne dagegen Jüder-Beil-Brechbohnen.

Im Juni können bei Bedarf wiederum die Aussetzer von Erbsen, Spinat, Carotten und Kopsalat erneuert werden.

Sobald im Juni die Pflänzchen der Kraut- und Kohlarten, sowie Sellerie und Porree erstarkt sind und feuchtes Wetter eintritt, hat man dieselben auszupflanzen, am besten frühe und späte Sorten abwechselnd auf ein Beet, damit im Nachsommer durch das Herausschneiden der frühen Arten die späten Sorten mehr Raum zur Entfaltung gewinnen; die Pflanzweite beträgt 40 bis 50 cm.

Ende Juni sät man Winter-Endivien und im September, falls leere Beete vorhanden sind, Feldsalat.

Die sonnigsten Beete erfordern Frühkartoffeln, Gurken, Bohnen, Zwiebeln, Blumenkohl, Kraut, Wirsing, Erbsen und Kopsalat. Weniger Sonne verlangen Carotten, Blattkohl, Kupfsalat, Küchenkräuter und Porree.

Für fleißiges Gießen sind dankbar: alle Salatarten, Spinat, Kohl- und Krautarten, Kresse, Carotten und alle frisch ausgepflanzten Gewächse.

Das Begießen der Bohnen und Erbsen darf nur geschehen, indem man in die Furchen etwa sechs bis zehn Kannen Wasser gießt, sodas die Feuchtigkeit gründlich eindringt. Ueberhaupt ist es besser, anstatt die Sämereien zc. täglich zu überbrausen, nicht zu oft, aber dann gründlich zu gießen.

Durchaus wichtig ist es, alle Beete möglichst unkrautfrei zu halten und sie oft aufzulockern, wobei darauf zu achten ist, daß, falls die Beete gelockert werden, durch nachfolgendes Ueberbrausen die Erde sich wieder um die Wurzeln legen kann. Ist die Erde sehr fest, so wird die Arbeit des Jätens durch vorheriges Auflockern des Bodens sehr erleichtert.

Sobald die Erbsen etwa 15 cm hoch sind, werden sie etwas „behäufelt“; gegen die Spigen schützt man sie am besten, wenn man, sobald die ersten Spigen sich zeigen, beiden Seiten mit der Hand die Erde darum haufelt und dies einige Mal wiederholt, bis die Pflänzchen größer und härter geworden sind.

Auch Gurken und Bohnen, ebenso Kraut, Wirsing, Kohlrabi, Blumenkohl zc. werden bis an die Reimbücher behäufelt, sobald sie etwas herangewachsen sind. Vorher werden die Gurkenpflänzchen auf ca 10 cm Entfernung „verdünn“.

Beim Auspflanzen der Kraut- und Kohlspflanzen ist darauf zu achten, daß die Wurzel derselben gesund ist und keine Verdickungen zeigt. Letztere sind Anzeichen vom Vorhandensein verschiedener Lärchen; jedenfalls sollten diese vor dem Pflanzen zerdrückt werden.

Treten Erdflöhe in lästiger Weise auf, so ist es gut, am sonnigen Morgen die Beete zwei- bis dreimal hinter einander gehörig zu überbrausen, wodurch die Erdflöhe von den Beeten hinweggejagt werden und sich auf trockenes Land ziehen. Das beste Mittel gegen Raupen ist: zur Zeit, wann die Raupen fliegen, die Pflanzen alle zwei bis drei Tage durchsuchen und die an den Rückseiten der Blätter befindlichen gelben Eier zu zerdrücken.

Wenn im September in den Mattwinkeln des Rosenkloßes die Köschchen anfangen, sich zu bilden, dann müssen die Spigen der Pflanzen herausgebrochen werden, damit die Köschchen für besser entwickeln; die Spigen geben ein wohlschmeckendes Gemüse.

Die Rabatten oder einige Beete bepflanzt man gern mit Monats-Erdbeeren, die bescheidener und dankbarer als Ananas-Erdbeeren sind. Auch Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren sollten auf Rabatten oder, besser noch, auf besonderen Beeten angepflanzt sein.

Letztere lassen sich leicht vermehren, wenn im Nachsommer, sobald die neuen Knospen sich gebildet haben, Zweige mit Wurzeltrieben mit ca 6 Augen abgeschritten, zur Hälfte pfeilrecht dicht schräg in den Boden gelegt und gut feucht gehalten werden. Im Frühjahr sind sie dann gut bewurzelt und können in etwa 30 cm Entfernung auf ein Beet gepflanzt werden, wo man sie feucht hält; sie werden im nächsten Herbst oder Frühjahr an Ort und Stelle verpflanzt. Auch einige Rhabarber-Stauden sollten sonnige Plätze im Garten gegönnt werden, denn im Frühjahr, wenn das Obst noch theuer ist, geben die Rhabarber-Stengel ein angenehmes Compost.

Sport.

Frau von Al. Wendisch-W. — Die Beantwortung Ihrer Frage, das Radfahren für Damen und ein passendes Sportkostüm betreffend, finden Sie in einem längeren Artikel des Herrn Dr. med. Martin Siegfried im Unterhaltungsteil dieser Nummer. Zwei sehr empfehlenswerthe Kostüme veröffentlicht wir im technischen Theil.

Allgemeines.

Aufbewahrung der Herrenkleider. — Die Frage, ob Herren, daß das Weinkleid leicht seine guttische Form verliert, damit den Schein der Neuheit verliert, ist bekanntlich immer wiederkehrend, selbst die Strecker und Dehner, welche spezielle Köpfe zur Abhilfe erfanden, gewähren nicht viel Besseres. In Paris beginnt man damit, die Weinkleider nicht mehr hängend, sondern liegend aufzubewahren und ist mit dem Erfolge sehr zufrieden. Man hat zu diesem Behufe Schränke von geringer Tiefe und mit herausziehbaren Fächern eingerichtet, ähnlich denen in den Feinwäsch-Schränken der Damen, auf deren jedem ein Weinkleid und die dazu gehörige Hose Platz findet.

Bezugsquellen: Lichtschirm aus Glasperlen: Müller & Co., Berliner Markt 7. Lichtschirm in Blumenfarben: Müller & Co., Leipzigerstr. 108. Schnell-Wasser-Schleifer: Jankes, SW, Unterstr. 14. Blumenbrett mit zerlegbarem Schutgitter: Th. Voewe, Drahtwaren-Fabrik, SO, Köpenickerstr. 68.

Commissionen nach Abbildungen: Aus dem Lehrstuhl: Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Ankerstr. 76.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).
(11. Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, daß der Saum drüben besetzt ist,“ sagte Hauptmann von Hellbach, „einige abgeessene Cavalleristen mögen drinn stehen, Herr Oberst. Andernfalls hätten die Husaren sicher bereits gemeldet.“

Pflaume hob wiederholt das Fernglas. Er laute an seinem Schnurrbart. „Da hält ja auch der Herr General,“ sagte er halblaut zu dem Adjutanten. „Natürlich, — er wartet!“ Dann ritt er einige Schritte vorwärts. Nur Hellbach war noch an seiner Seite, die anderen waren beobachtend etwas zurückgeblieben. Drüben klangen wieder einige Schüsse. Der Oberst jubelte bei ihrem Schall leicht zusammen. Und dann befahl er scharf zu Hellbach: „Ich bitte, sich zu entwickeln. Sofort!“

„Zu Befehl!“ Hellbach galoppierte zum Vortrupp zurück. Der vorderste Zug schwärmte aus. Die nächsten Züge bogen rechts von der Straße ab und marschirten auf. Auch der Haupttrupp, der aus dem Bataillon, hielt und ging aus der Marsch- in die Gefechts-Formation über. Der Oberst ließ die Batterie vorziehen. Das Gefecht begann. —

Etwa zwei Stunden später, — es dämmerte schon leicht, — versammelte General von Krammen die Officiere beider Parteien zur Kritik.

Der alte Generalstabschef war sonst ein sehr liebenswürdiger Vorgesetzter, aber wenn er eine Gefechtsübung kritisierte, ging das Temperament leicht mit ihm durch, und er konnte recht leicht ja ein wenig böshast werden. Er zog dann seinen goldenen Kneifer immer weiter nach der Nasenspitze zu herab, bis er schließlich nur noch über dessen oberen Rand hin auf die Karte sah, die er seinen Augenblick aus der Hand ließ.

Zuerst besprach er ganz kurz die Aufgaben, dann den Anmarsch.

„Meine Herren,“ hieß es dann, und der Kneifer machte den ersten kleinen Rud bergab, „meine Herren, nun komme ich zu einem höchst merkwürdigen Moment, — merkwürdig und lehrreich. Herr Rittmeister Krause, ich mache Ihnen mein Compliment. Unglaublich, aber wahr: Ihr Avantgarde-Zug hat das ganze Ost-Detachement an der Nase herumgeführt! Ganz ausgezeichnet gemacht, — das! Im Oberfeldchen abgefahren, — ja übrigens, um der Gerechtigkeit willen muß ich einhalten, die Husaren drüben sind nicht auf den Leim getreten, haben auch gleich bemerkt, daß die Besetzung nicht der Rede werth war. Aber nun kommt der Hauptstoß. Also kann haben die paar Männerchen im Waldjaum ihre armenhüligen Karabiner, — Pardon, meine Herrn von der Cavallerie, — ein paar Mal abgeknallt, so beginnt drüben der Trara. Ich Abnungslöser hielt gerade vor dem Waldchen und dachte, ich seh' nicht recht: Der Vortrupp entwickelt sich, — das Bataillon marschirt auf. Die Husaren verknallen noch einige Patronen. Drüben wird die Schützenlinie verstärkt, na, — und, weiß Gott, sogar die Batterie rasselt nach vorn, — der ganze Marsch kam also ins Stoden.“

„Der führte die Compagnie des Vortrupps?“ unterbrach er sich plötzlich.

„Herr Hauptmann von Hellbach!“ und „Ja, Herr General!“ antworteten Oberst Pflaume und der Compagnie-Chef gleichzeitig. Der General schüttelte den Kopf; der Kneifer machte die zweite Station.

„Nun, ich muß sagen: das hätte ich nicht für möglich gehalten. Es lag doch auf der Hand, daß die Husaren eine bessere Besetzung des Waldchens gemeldet haben würden, und um die paar abgeessenen Reiterleute zu vertreiben, hätte wahrhaftig die Spitze genügt. Wo soll das hin, wenn der Marsch eines ganzen Detachements durch solch eine Bagatelle ausgehalten wird? In größeren Verbänden giebt das Besetzung von Stunden, — ja, ohne zu übertreiben, eine Schlacht kann dadurch verloren gehen. Denken Sie sich nur einmal ein Seiten-Detachement, dessen Anmarsch durch solche Schwärze ausgehalten wird, das nicht mehr rechtzeitig eingreifen kann. Glauben Sie denn die Lisière stärker besetzt, Hauptmann von Hellbach?“

„Nein, Herr General!“ Es kam ein wenig gepreßt heraus, aber doch ganz bestimmt. Das Gesicht des Obersten röthete sich, er drängte sein Pferd etwas nach vorn.

„Aber ich bit' Sie, Hellbach, wie kommen Sie denn zu dieser Zell — Pardon! — zu diesem Entschluß?“

„Der Herr Oberst befahlen mir, anzugreifen.“

Der Kneifer rückte bis auf die äußerste Nasenspitze vor.

„Das ist ein Irrthum, Herr General!“ Oberst Pflaume schob sich noch weiter nach vorn und wiederholte scharf: „Hauptmann von Hellbach irr.“

„Über das Kartenblatt hinweg streifte ein Blick des Generals die erregten Gesichter der beiden Herren. „Bitte,“ sagte er dann entschieden. „Irrthümer und Mißverständnisse kommen überall vor. Also, Herr Oberst, wie verhielt sich die Sache?“

Einen Augenblick jögerte der Oberst. Dann berichtete er mit mühsam aufrecht erhaltener Ruhe: „Ich trabte, als die ersten Schüsse fielen, nach vorn.“

„Das ist für den Führer eines größeren Detachements nie empfehlenswerth, mein Herr Oberst. Verzeihen Sie die Einhaltung.“

„Und ich fragte Hauptmann von Hellbach: „Wollen Sie sich entwickeln?“ Darauf ist dann der Angriff von ihm eingeleitet worden, und ich — ich wollte seiner Initiative nicht hemmend in den Weg treten.“

„Nun nahm der General endlich den Kneifer ganz ab. „So, — so! Aber dann kann ich wenigstens die Bemerkung nicht unterdrücken, mein Herr Oberst, daß Sie, — wenn Sie nun einmal an der Tête waren, — der — der Initiative

der Unterführung einen diesmal zu weiten Spielraum gestatteten. Das Verhalten des Führers des Vortrupps zeugt jedoch von keinem richtigen Blick, — wollten Sie noch etwas sagen, Herr Hauptmann?“ wandte er sich an Hellbach.

Das Antlitz des jungen Officiers war wie mit Blut überströmt. Er hatte in den letzten Sekunden einen schweren Kampf durchgerungen. Aber nun hielt er nicht mehr an sich. Auch er hatte sein Pferd etwas vorgeschoben und die Hand zum Helmschild erhoben.

„Zu Befehl, Herr General.“

„Bitte.“

Es kam ihm doch schwer von den Lippen. „Ich muß melden, daß ich dem Herrn Oberst ausdrücklich gesagt, meiner Meinung nach wären im Waldchen nur abgeessene Husaren, sonst hätte unsere Cavallerie unbedingt Meldung zurückgeschickt, — und daß mir der Herr Oberst darauf direct den Angriff befohlen haben —“

„Herr Hauptmann von Hellbach! Wollen Sie mich flügen strafen?“ brauste Pflaume auf.

Hellbach ließ die Rechte vom Helmschild herabsinken. Er war freibleich im Gesicht, — alles Blut, das soeben noch emporkwallte, war zurückgetreten.

„Ich bitte, meine Herren!“ Der General machte nun wirklich ein strenges Dienstgesicht. „Ich bitte, — kein Wort weiter über diese Angelegenheit! Hier wenigstens nicht! Ich fahre in meiner Besprechung fort.“

Er sagte sich kurz. Nach kaum fünf Minuten entließ er die Herren. Dann nahm er Oberst Pflaume noch zur Seite und sprach wenige Worte mit ihm. Unmittelbar darauf stieg dieser aus dem Sattel und schritt zu seinem Officier-Corps hinüber. Er war nun wieder ganz ruhig, ganz der Mann aus Eisen und Stahl.

„Treten Sie etwas näher zusammen, meine Herren! So, — danke! Ich bedauere unendlich die sehr häßliche Scene von vorhin, besonders auch deshalb, weil noch andere Officier-Corps Zeuge derselben waren. Alles weitere wird die Untersuchung ergeben. Hauptmann von Hellbach, Sie sind bis auf weiteres vom Dienst suspendirt. Die Führung der Compagnie übernimmt sofort Premierlieutenant Graf Weltingen. Ich danke Ihnen, meine Herren.“

Und er hob mit einer großartigen Bewegung die Hand zum Helm, verbeugte sich und verließ den Kreis.

Die Mehrzahl der Kameraden drängte sich um Hellbach. Nur wenige blieben flüsternd, unentschlossen abseits stehen. Zum ersten Mal kam es fast zu einer Art von Demonstration gegen den verhassten Mann, der drüben mit langen Schritten, ohne sich umzuschauen, zu seinen Pferden ging. Jeder wollte dem Hauptmann die Hand drücken, ihm ein freundliches Wort sagen. Bei dem einen und dem anderen kam's wohl nicht ganz geschickt heraus; der mischte wider Willen etwas von Bedauern hinein, der sprach von „Wemms und Abers“, und der dritte meinte wohl gar: „Auch war's nicht, Hellbach!“ — Doch da fiel Kneifer laut ein: „Aber ehrlich war's und brav, — Donnerwetter!“

An Hellbach ging das alles vorüber, fast wie ein Traum. Er drückte rechts eine Hand, — er schüttelte links eine andere. Er lächelte sogar. Aber er dachte nur immer das Eine: „Nun ist's geschehen!“

Dann bat er einen der jungen Herren, ihm seinen Gaul zu schiden, und bis dieser kam, besprach er ganz ruhig mit Graf Weltingen das Nothwendigste wegen seiner Compagnie. „Und seien Sie gut zu meinen lieben Burtschen, Graf. Lassen Sie sich nichts weis machen. Ich sage Ihnen, der Geist in der Compagnie ist vortrefflich,“ schloß er, nun doch ein wenig bewegt. Und dann lächelte er wieder: „Es ist ja leicht möglich, daß Sie die Compagnie ganz behalten, Conte! Die schlechteste ist's nicht, wahrhaftig nicht! Und Ihnen gönne ich sie, — Sie sind von guter Art, — Sie werden Herz für die Burtschen haben!“

Der lange Graf drehte und drehte an seinem dünnen, blond-weißen Schnurrbart. Er war ganz gerührt. Aber dann sagte er doch: „Ach was, Unsinn! Liebster Herr Hauptmann, die Compagnie behalten Sie, bis — Sie in den Generalstab kommen. Und Den — Sie wissen schon! — Den wird der Teufel schon noch holen, — früher oder später.“

Nun war auch das erledigt.

Auf der einsamen Straße ritt Hellbach durch die dunkle Nacht heimwärts. Dann und wann wandte er sich anfangs noch um und sah die lodernen Bivoual-Feuer. Dort lagen die Kameraden, — dort lag seine Compagnie.

Ihm war ganz merkwürdig zu Ruche, wie vor einem großen Abschnitt seines Lebens. Es war ihm schwer geworden, fürchterlich schwer, — das alles da draußen, — vorhin. Selbst der Widerspruch gegen den Commandeur hatte sich nur mühsam, mit Widerstreben seiner Brust entrungen, — das zur schweigenden Subordination erzwogene Soldatenblut hatte nicht recht mitthun wollen. Und schwer war ihm auch der Abschied von den Kameraden geworden. Er fühlte doch hindurch, daß so mancher von ihnen im innersten meinte: „Der arme Kerl! Das hätte er nicht thun sollen! Er fällt doch 'rein.“

Aber nun war dies alles überwunden. Ganz erleichtert kam er sich vor, wie von einer drückenden Last befreit.

Und plötzlich gab er seinem Gaul einen Schenkeldruck und trabte scharf an. Und in ihm sumimte und klang der alte Spruch noch: „Recht muß doch Recht bleiben.“

XIII. Kapitel.

Der Doctor hatte Papa Hellbach nicht wieder fortgelassen. „Und wenn ich Sie anbinden muß, ich will endlich auch einmal meinen Willen haben. Sie bleiben zum Abend!“ hatte es geheißen. „Wenn Sie sich weigern, sag' ich's dem Kneifmensch. Der wird Ihnen schon Gehorsam gegen meine ärztlichen und nicht ärztlichen Wünsche beibringen, — so, —“ und der Doctor machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die darauf hindeutete, daß ein Masseur unter Umständen auch wie ein Folterknecht handeln könne.

„Fräulein Ella, ich rufe Sie zur Zeugin auf, daß Ihr Papa mit widerrechtlichen Gewaltmaßregeln droht. „Nöthigung“,

glaub' ich, nennt's das Strafgesetzbuch!“ erklärte Hellbach zwar. Aber im Grunde blieb er doch ganz gern. Mit dem Doctor plauderte es sich ja immer gut, ein trinkbares Köfchen gab's auch, und wenn ihm der „gelehrte“ Sohn des Freundes auch dann und wann etwas „stiefelig“ vorkam, so war ihm die Tochter um so lieber, — auch jetzt noch, wo sie ihm doch die stille Hoffnung verjagt hatte, sie einst Tochter nennen zu dürfen.

Manchmal war es ihm wohl, als müßte er ihr zürnen, daß sie nicht seines Hasso Weib geworden. Aber es lag ein Zauber in dem Mädchen, der es dem Major unmöglich machte, sie anders als mit bewunderndem und zugleich fast zärtlichem, liebevollem Blick zu betrachten.

Der alte Major hatte scharfe Augen und ein feines Empfinden. Trotzdem der Hausherr fast übermüthig lustig war, und trotzdem das Hausstückerchen sich ganz gab, wie immer, in ruhigem, schönem Gleichmaß, fühlte er doch bald heraus, daß etwas in dem kleinen Doctorhaus anders war, als sonst. Bernhaupt forcierte sich ein bißchen in seinem Humor, in den sich dann und wann eine kleine Dosis ihm sonst fremder Ironie mischte, und Ella trug das schöne Haupt so hoch, so stolz, daß Hellbach doch ein wenig Selbstzwang darin zu erkennen meinte.

Und dann kam ein Moment, wo die beiden alten Freunde allein waren, Ella deckte wohl drüben den Abendbrodtisch, und der Bruder hatte behauptet, seine Büchertischen packen zu müssen. Da brach der Doctor plötzlich mitten in einer lustigen Geschichte ab, senkte auf und fuhr sich mit der rechten Hand über die feuchten Augen. Und dann schlug er dem Major derb auf den Schenkel und stieß heraus: „Zum Teufel, ich kann nicht immerzu Komödie spielen!“

„Ja, Doctor, warum thun Sie's denn?“ sagte Hellbach trocken. Aber der andere wußte, daß in den dünnen Worten mehr herzliche Theilnahme lag, als in einer langen theilnahmlosen Phrase, und ein leiser Vorwurf, der noch mehr zum Ausdruck kam in den nächsten zwei Sätzen: „... vor mir!“

„Weil ich ein alter Esel geworden bin, Major! Weil ich mir einbilde, ich könnte mich selbst mit meinen dummen Witzchen betäuben! Weil ich immer denke, ich muß der armen Seele da drin irgendwie irgend ein Brücke bauen. Ah, und dabei ist's zu dumm! Zu dumm!“ Bernhaupt war aufgesprungen und rumorte durchs Zimmer, dann und wann vor dem Freunde stehen bleibend. „Und wie sie's trägt! Es ist zum Staunen, und zum Herzbrechen ist's! Tausend andere würden flennen und heulen. Aber nein, kein Wort des Leids kommt über ihre Lippen, kein Ton des Vorwurfs. Schweigend trägt sie's, und sehen Sie, das schmerzt mich am meisten. Denn ich weiß, solch' ein stiller, stummer Schmerz, der geht am tiefsten. Der frisst sich in der Seele ein.“ Er rannte wieder ein paar Mal auf und ab, um dann plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, hinzuzusetzen: „Na ja, da red' ich, — wissen Sie denn überhaupt wovon?“

„Ich kann's nur vermuthen, Doctor. Aber ich hab' mir schon meinen Keim gemacht,“ er deutete mit dem ausgestreckten Arm in der Richtung auf Schloß Trunberg. „Und, Doctor, nichts für ungut! Gedacht hab' ich mir längst, daß das 'mal so kommen würde.“

„Sagen Sie's doch nur gleich gerad' heraus: und Sie, mein kluger Körpersticker, Sie miserabelster aller Seelenkenner, Sie sind Schuld daran.“ Na ja, da sind Sie denn doch zu ehrlich, auch nur mit dem Kopf zu schütteln. Und, weiß Gott, tagtäglich, allstündlich sag' ich's mir ja auch selber. Aber wenn das ganze Spiel heut' wieder von vorn anginge, Major: wär' ich am Ende auch nicht geworden. Sehen Sie, Major: zuerst hab' ich mir bei dem Verkehr der Beiden rein nichts gedacht. Na ja, das war die erste Dummheit! Und dann, als ich wohl etwas Lunte gerochen hatte, da kam die zweite. Ich hatte den Mann da oben wirklich lieb, ich schätzte ihn über seinen Werth. Und mein Kind kannt ich ja, und ich meinte: wenn Du irgend jemand ruhig seinen eigenen Weg gehen lassen kannt, dann ist sie es. Und dann construirte ich mir einen feinen, superklugen Satz, wie sich gerade diese beiden Menschen besonders glücklich ergänzten! Ah, ich alter Esel ich! Eine Null bleibt immer eine Null, und wenn man eine noch so schöne stolze Zahl hinzu addirt. Daß Sie's aber nur wissen! Zum ersten Male schlug mir das Herz, als mir Ihr lieber, braver Junge hier plötzlich aus dem Hause rannte und unsere schöne Erdbeer-Bowle im Stich ließ. Da hab' ich mir gesagt, daß, — ach was soll ich Ihnen das alles wiederholen, Major! Sie können sich das auf Ihre Art zusammenreimen.“

Schweigend sah der Major vor sich hin. Er nickte nur dann und wann, fast wie mit einem leisen Tropf.

„Das hat mir damals weh gethan, schmerzlich weh, das mit dem Hasso! Und weiß Gott, die Ella nahm's nicht anders; denn gern hatte sie Ihren Prachtjungen auch. Aber zwischen Geruhaben und der vermalede — jogenannten Liebe liegt eben noch eine Welt. Sie aber hat den Schwächling da oben lieb gehabt. Ach Unsinn: nicht gehabt, sie liebt ihn noch. Das ist so langam aus der Freundschaft herausgewachsen, man weiß selbst nicht wie, man weiß ja auch nie, wo bei solchem Verhältniß zweier solcher Menschen die Freundschaft aufhört und die Liebe beginnt. Na gleichviel, nun ist's zu spät, darüber zu sinniren; nur — sie wird's nicht, nie überwinden.“

Nun richtete sich plötzlich Hellbach auf und schüttelte den Kopf: „Nehmen Sie's nicht krumm, Doctor: Was Sie da zuletzt gesagt haben, ist Blech!“

„Cho!“

„Blech ist's, Wellblech, sag' ich Ihnen. Ich begreif' gar nicht, wie solch grundgescheidter Mensch, wie Sie, so etwas im Ernst behaupten mag. Niemand kann Ihre Ella so hoch schätzen wie ich, und ich zweifle wahrhaftig nicht an der Tiefe ihres Empfindens, aber das muß ich Ihnen doch sagen, und ich sag's Ihnen gern, denn es mag schließlich jetzt Ihr bester Trost sein, solch' junges Menschenkind, solch' eine geistig und körperlich ferngesunde Gottespflanze überwinden! Nicht heute, nicht morgen! Eines Tages aber wird Ihre Ella sich frei gerungen haben, darauf können Sie sich verlassen! Gottlob! Und da kommt, mein' ich, noch etwas hinzu, was ihr den Heilprozeß erleichtern muß. Heilprozeß, Sie sehen, ich kann auch in der

Doctor-Sprache reden! Da kommt nämlich hinzu, daß sich die Ella, klug wie sie ist, sehr bald sagen muß, wie armelig eigentlich ihr Verlust war. Von der Sorte Pflaume gehen zwei Dutzend auf das Quentchen, gut gemessen."

Der Doctor hob die Hand. Ella stand in der Thür, um zum Abendbrot zu bitten. Es schien fast, als ob sie die letzten Worte gehört habe. Ihr Antlitz war zwar ruhig, aber zwischen den Brauen hatte sich eine feine Falte eingeschoben, und ihre Stimme klang noch ein wenig dunkler als sonst, während sie sagte: "Wollen wir essen, Papa?"

"Na ja, Du Tyrannin des Hauses! Natürlich wollen wir essen. Aber nicht eine Minute ruhiger Aussprache gönnst Du einem in Deiner hausfraulichen, elenden Selbstsucht, daß nur die Eier nicht kalt werden! Und wir beide plauderten gerade so hübsch. Was, Major, von — vom alten Dunie, und wie der Fritz Reuter sich da 'mal festgekneipt hatte. — Bernhaupt versuchte laut aufzulachen. Aber es blieb ihm im Halse stecken. Und dann lief er plötzlich zu seiner Tochter hin und schloß sie fest an seine Brust. "Du, Du bist doch die Beste, Du liebes, liebes Kind, Du!" Und dabei kullerten ihm die dicken Thränen verrätherisch über die Waden.

Ella küßte ihn zärtlich, aber sie erwiderte kein Wort. Hochaufgerichtet stand sie da, und nur das starke Heben ihrer Brust verrieth ihre Erregung.

Erst nach einer ganzen Weile sagte sie leise: "Darf ich bitten, Herr Major."

Sie gingen hinüber in das kleine Wohnzimmer, und kaum saßen sie um den runden Tisch, so fing der Doctor schon wieder an zu lachen, während ihm das Rah noch in den Wimpern blinkte, und zu erzählen von Fritz Reuter, und wie der Papa Dunie's besten "Herrenwein" für elenden Mist erklärt habe.

Reben Ella sah der Major. Dann und wann, wenn sie ihm eine Schlüssel reichte, schloß er, wie ihre Hand ganz leise bebte. Aber das war auch alles. Sie mußte sich wunderbar in der Gewalt haben. Sogar lächeln konnte sie, weil sie wußte, daß es den Vater freute. Als aber der dann wieder in sein Verließ hinabsitzte, und Willy ihm leuchten mußte, da schaute Ella plötzlich groß auf zu Hellbach und sagte: "Herr Major, ich hörte vorhin wider Willen Ihre letzten Worte. Sie haben es wohl bemerkt. Sie werden es vielleicht sehr wunderbar finden, aber mir ist es, als müßte ich Ihnen danken."

"Fräulein Ella!" Er war nun doch ein wenig befangen. Aber sie schüttelte leicht den schönen Kopf. "Danke, weil Sie meinem lieben, armen Vater sagten, was ich ihm nicht sagen kann. Ich bin ja noch mitten in dem Ringen, von dem Sie sprachen," sie brach ab, und eine jähe Blutwelle übergieß ihr Gesicht. Der alte Mann aber nahm ihre Rechte zwischen seine beiden Hände. Ein paar Augenblicke hielt er sie fest umspannt, dann beugte er sich über sie und drückte seine Lippen auf die Hand, und dann sagte er: "Das war ein gutes Wort, mein Kind; denn wenn ein gesunder Mensch mit sich selbst erst zu ringen beginnt, dann gewinnt er sich auch den Sieg! Und den Sieg, die innere Ruhe, Ihr altes schönes Gleichgewicht, Fräulein Ella, das wünsche ich Ihnen!"

Eine Viertelstunde später verließ Hellbach das Haus. Es war sehr dunkel geworden, aber er kannte ja jeden Schritt Wegs bis Willau, und zudem wählte er für den Abendmarsch stets die gerade Chaussee. Er schritt kräftig aus, nach seiner Art die Einbrüche der letzten Stunden während des Wanderns innerlich verarbeitend. Nur einmal blieb er stehen und hob den Knotenstock in der Richtung auf Trunberg, doch dann ließ er ihn gleich wieder sinken und lachte: "Na, schließlich ist's ein Stück für das liebe Mädel, und der, — der wird's schon noch bitter bereuen."

Etwa fünf Minuten mochte er gegangen sein, die letzten Häuser des Dorfes lagen gerade hinter ihm, als er von rückwärts her galoppierende Pferdehufe hörte. "Schockschwerbreit, solch ein Stundel, auf der harten Chaussee in dieser Dunkelheit zu galoppieren!" dachte er noch, da fauchte der Gaul auch schon unmittelbar an ihm vorüber. Sehen konnte er nicht viel, aber ein loiser Steigbügel schlug ihn unanft gegen den Arm, und er erkannte, daß das Pferd reitlerlos war. Sogleich schoß ihm durch den Sinn, daß die Garnison doch draußen bivouaquierte. Wahrscheinlich war's das Pferd irgend eines Husaren, der eine Meldung nach Willau hatte bringen sollen, vielleicht hatte sich auch ein Officiers-Bursche unterwegs vom Gaul getrennt.

Noch einige hundert Schritt ging der Major weiter. Dann machte er kehrt. Nein, liegen lassen konnte man den Kerl doch nicht, am Ende hatte er Schaden genommen, es war immerhin Menschenpflicht, sich nach ihm umzusehen, wenn er auch aller Wahrscheinlichkeit nach bereits munter und heil hinter dem Gaul herhumpelte.

So ging er zurück, und da er im Vorüberschreiten im Doctor-Stübchen noch Licht sah, so rief er Bernhaupt ans Fenster erzählte und bat um eine Laterne. Gleich darauf kam der Alte selbst heraus und schloß sich dem Freunde an, als ob das etwas ganz Selbstverständliches sei.

Viel sprachen sie unterwegs nicht. Nur einmal sagte der Major: "Hören Sie 'mal, Doctor, wir können aber zwei Stunden so wie die Nachtwächter laufen."

"Dann ist's eben nicht anders!" gab Bernhaupt trocken zurück, und Hellbach meinte wieder: "Sind doch ein guter, braver Kerl."

Die Laterne warf einen schmalen gelben Lichtstreifen längs der Chaussee vor ihnen her. Nur undeutlich sahen sie die langen Reihen der Pappeln und die Telegraphen-Pfosten auf der Seite.

Es war noch immer sehr schwül. Der Major hatte den Strohhut abgenommen, und der Nachtwind spielte in seinen weißen Haaren.

"Achtung, Doctor," schrie er plötzlich. "Beinah wär' ich auf die Nase gefallen. Diese verfluchten Böcke!" Er deutete nach vorn auf die hölzernen Böcke, wie sie die Chaussee-Wärter in gleichmäßigen Abständen von einander auf die eine Hälfte der Straßenbahn legen, wenn sie die Wagenführer zwingen wollen, die andere Seite zu benutzen. "Donnerwetter, mich soll's nicht wundern, wenn das Malheur hier geschehen ist."

Der Doctor hob die Laterne höher. Sie schritten weiter, wohl noch einen halben Kilometer, bis Bernhaupt rief: "Dort drüben, wahrhaftig! Der arme Kerl." Beide eilten schräg über die Chaussee auf die andere Seite. Und dann schrie der Major auf, wie ein Verzweifelter, und warf sich neben dem Verunglückten nieder.

Er hatte seinen Sohn erkannt. — — (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Rosenzeit.

In unsres Pfarrers Garten
Steh'n ungezählte Röslein,
Steh'n Blumen aller Arten,
Levkojn, Vergiftmichmein.

Die Abendsonne schreiet
Und blinzelt goldig durch den Saun;
Ein Kästchen heimlich gleitet,
Was werd' ich doch erschan'n?

Es naht die schönste Rose
Aus ihres Vaters Blumenbeet;
Leicht wie der Wind und lose
Hüpft Pfarrers Margareth'.

Sie sieht mich bei den Hecken;
Da nickt sie leis und wirft im Au
Mit Lachen und mit Necken
Mir eine Rose zu.

Die Rose, Kind, veracht' ich:
Sie blüht und welkt, der Dorn der sticht,
Nach Dir, Margrethe, tracht' ich,
Du süßes Angeischt!

Die Sonne wirft ihr rothes
Lichtgold auf Margarethens Haar,
Im ganzen Garten lobt es
So fremd und wunderbar.

Da schlossen uns're Hände
In heißem Drucke festen Bund,
Da küßt' ich ohne Ende
Den schönsten Rosenmund!

Richard Hoosmann.

Nachdruck verboten.

Kinder und geistige Getränke.

Von Dr. Fr. Dornblüth.



n gewissen schweren Krankheiten werden von den Ärzten geistige Getränke, vorzüglich edle Weine, Cognac und andere süßere Branntweine, in der Absicht und mit dem Erfolge gegeben, daß hohes Fieber gemäßigt und die Herzkraft erhalten bleibt, bis die Krankheit von den Widerstandskräften des Organismus überwunden ist. Und da das nicht gerade selten auch bei Kindern mit schweren Durchfällen und anderen erschöpfenden Krankheiten geschieht, so hat allmählich die Vorstellung sich gebildet und verbreitet, daß die geistigen Getränke vermöge des in ihnen enthaltenen Weingeistes oder Alkohols etwas außerordentlich Stärkendes seien und besonders zarten Kindern zur Kräftigung gereicht werden können und müssen. Die Anpreisung "stärkender" Weine und "Kinderweine" in Schaufenstern und ruhmredigen Reclame-Anzeigen aller Art haben denn das Jhrige dazu beigetragen, diese Stärkungsmittel in alle Kinderstuben zu bringen, und nicht allein bei Eltern, die ihren Lieblingen keinen Genuß vorenthalten zu dürfen, sondern auch ganz vorzugsweise bei Leuten, die gute Milch nicht erwidgen zu können glauben. Je weniger aber diese Leute im Stande sind, die Güte des "Medicinal-Weins" zu prüfen, desto unverkümter werden sie mit Kunstzeugnissen aus Koffinen, Spiritus und Essenzen überfordert und betrogen. Dank der energischen Einsprache hervorragender Aerzte, und vielleicht mehr noch der deutschen Reichsgelege gegen verälschte Nahrungsmittel, hat dieser Unfug sich in neuester Zeit einigermaßen vermindert, aber der Aberglaube an die Unschädlichkeit oder gar Stärkungskraft geistiger Getränke für Kinder und Schwache herrscht noch immer in den weitesten Kreisen.

Ein Aberglaube ist es, denn er fußt weder auf wirklicher Erfahrung, noch auf wissenschaftlicher Begründung. Allerdings werden in der Arbeit erlahmende Muskeln, z. B. bei Bergbesteigungen und anderen großen Anstrengungen, nach einem Schluck feurigen Weines oder guten Branntweins zu neuen Leistungen befähigt, und das Gefühl eines belebenden Feuerstroms, der durch alle Adern zu gehen scheint, unterstützt diese Meinung. In Wirklichkeit erzeugt der Alkohol aber keine Bewegungskraft: denn trotz seines Reichthums an Kohlenstoff und Wasserstoff, die bei seiner Verbrennung mit Sauerstoff beträchtliche Wärmemengen erzeugen, dient er kaum oder gar nicht, wie kohlenstoffreiche Nahrungsmittel (Fett, Zucker und dergleichen mehr), zur Erzeugung von Kraft und Wärme im Organismus. Der größte Theil des doch immer nur in kleinen Mengen genossenen Alkohols wird unverändert in Luftform ausgeathmet; größere Mengen aber, die etwa mehr Kraft erzeugen könnten, wirken nicht weniger als kräftigend, sondern lähmend und betäubend, wie man ja nur allzuoft Gelegenheit hat, zu sehen. Alle Erscheinungen der Trunkenheit zeigen deutlich, daß die geistigen Getränke in kleinen Mengen und zunächst eine gewisse Erregung der Nerven-Centren hervorrufen, die aber nach etwas größeren Mengen oder nach zu häufig wiederholtem Genuße in Herabsetzung, Schwächung, Lähmung aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten übergehen. Das widerspricht aber vollkommen der Natur eines wirklichen Kräfteerzeugers.

Kleine Alkohol-Mengen wirken, wie gesagt, erregend auf die Nerven-Centren und ganz besonders auf die Bewegungs-Apparate des Herzens und der Gliedmaßen. Das Herz wird zu häufigeren und ausgiebigeren Zusammenziehungen angeregt, die das Blut in rascherem Strome durch die Adern treiben, wodurch in der Haut das trügerische Gefühl gesteigerter Wärme erzeugt wird, während in der That nur mehr Wärme von der Haut nach außen entweicht und den Körper abkühlt. Das erfahren wir unter geeigneten Umständen im Fieber, das sehen wir nicht selten bei Trunkenen, deren Temperatur in kühler Umgebung ganz ungewöhnlich zu sinken pflegt.

Wärme wird also durch den genossenen Alkohol nicht erzeugt, und auch keine Kraft. Das rascher strömende Blut schwemmt Kohlenäure und andere Ermüdungstoffe, Erzeug-

nisse der geleisteten Arbeit, aus den Muskeln und Nerven fort und bringt ihnen dafür Sauerstoff und Brennstoffe, die von den Organen angezogen und in Kraft umgesetzt werden können. Der Alkohol fügt nichts hinzu, die noch verfügbaren Kraftstoffe werden schnell verbraucht, und tiefe Erschöpfung folgt der durch seinen Reiz möglich gewordenen Ueberanstrengung. Nerv und Muskeln werden schnell unfähig zu weiteren Leistungen, die Erschöpfung wird nur langsam durch Ruhe und Nährstoffzufuhr überwunden, und zwar dauert die Wiederherstellung um so länger, je mehr von dem "Kraftspender" Alkohol genossen ist.

Die erregende Wirkung auf Nerven und Muskeln theilt der Alkohol mit vielen anderen Einflüssen, denen niemand eine wirkliche Kräfteerzeugung zuschreiben wird. Ein müde sich fort-schleppender Zug Soldaten oder Fußwanderer schreitet plötzlich mit strammem Tritt einher, wenn die Musik ihre munteren Weisen erschallen läßt; schwache Frauen entwickeln ungewohnt Riesenkraft, um ihren gefährdeten Kindern beizuspringen; begeisterte Ansprachen, Jörn und Muth befähigen kämpfende Krieger zu Kraftleistungen, deren sie unter anderen Umständen auch entfernt nicht fähig wären. Jedermann kennt solche Erfahrungen, aber niemand zweifelt, daß durch die Nebenwirkung nicht Kräfte erzeugt, sondern nur vorhandene wachgerufen und in Bewegung gesetzt werden.

Bei regelmäßigem oder häufig wiederholtem Genuß geistiger Getränke ist von diesen erregenden Wirkungen wenig oder nichts mehr zu spüren, wenn nicht immer größere Mengen getrunken werden. Durch die häufige Reizung werden die nervösen Central-Organen mehr und mehr abgestumpft, sodah sie auch durch die normalen Lebensreize schwerer erregt und in Thätigkeit versetzt werden; um so mehr macht sich dann ihre Schwächung und lähmende Wirkung geltend.

Das kindliche Nerven-System ist überhaupt viel erregbar als das völlig ausgebildete: die Erregung tritt leichter, nach schwächeren Reizen, ein, äußert sich viel heftiger und zieht tiefer und anhaltendere Schwächung nach sich. Das sehen wir alle Tage bei freudigen und traurigen Erregungen, bei Schreck und Angst, wie nach dem Genuß von geistigen Getränken: Trunkenheit zieht sogar nicht selten heftige Nervenankfälle, Epilepsie und andere Krankheiten, vorübergehende und bleibende Geisteskrankheiten nach sich. Umso mehr ist begreiflich, daß auch kleine, aber häufig wiederholte Reizungen das Nerven-System, vorzüglich das in fortschreitender Entwicklung begriffene Gehirn der Kinder schädigen. Reichlicher Schnapsgenuß, den wir in manchen Gegenden Deutschlands zur Würze dürftiger Kost auch bei Kindern finden, scheint gerade so wie bei den Thieren das Bocksthum zu hindern; jedenfalls führt er körperliche, geistige und sittliche Entartung noch schneller herbei, als bei Erwachsenen.

Vor solchem Kräftegeber sollte man Angst haben, und Eltern sollten ihr Gewissen schärfen gegen die Gefahren, denen sie ihre Kinder durch die Gewöhnung an geistige Getränke aussetzen. Mit Wenig fängt man an, mit Viel hört man auf!

Daß übrigens selbst sehr kleine Mengen Alkohol die Leistungsfähigkeit von Schulkindern nicht erhöhen, sondern erniedrigen, beweist eine Erfahrung des berühmten Kinderarztes und Professors Dr. Demme in Bern: einige Schüler zwischen zehn und fünfzehn Jahren erhielten zur Mittags- und Abendmahlzeit 70 bis 100 Gramm eines leichten Tischweins mit Wasser vermischt, und zwar erhielten sie anderthalb Jahre hindurch mehrmals einige Monate lang diese kleinen Weinmengen, und im Wechsel damit überhaupt keinen Wein. Die Eltern, die auf diese Art genau erfahren wollten, ob ihren Kindern der Weingenuß nützlich oder schädlich sei, welches letztere wegen seiner Beschränkung auf die Mahlzeiten am wenigsten zu befürchten war, fanden, daß die Knaben während der Perioden des Weingenusses matter, schläfriger, weniger zur geistigen Arbeit angeleitet erschienen, und daß namentlich der Schlaf unruhiger, häufiger unterbrochen und deshalb weniger ausruhend und erquickend war. Zweien dieser Knaben waren diese Erscheinungen so auffällig und lästlich, daß sie ganz aus freien Stücken den Eltern haten, mit Wein verschont zu werden.

Erwachsene und vollkräftige Männer, die dem mäßigen Genuß geistiger Getränke durchaus nicht abgeneigt sind und sonst auch keinen Schaden davon spüren, werden, sobald sie sich einigermaßen selbst beobachten, unschwer finden, daß ein Glas Wein oder Bier unter Tags, vorzüglich in den Stunden zwischen den Mahlzeiten, ihre Lust und ihre Fähigkeit zu körperlichen, z. B. auf Fußwanderungen, und geistigen Arbeiten erheblich und merklich vermindern. Sollte das bei Kindern und Unverwachsenen weniger oder vielmehr nicht in weit höherem Grade zutreffen? Der Frühscoppen ist schon manchen verheißungsvollen Jünglinge verderblich geworden!

Ein günstiger Einfluß geistiger Getränke auf die Verdauung, auch wenn den Kindern nur kleine Mengen gegeben werden, ist durchaus zu verneinen; etwas anderes ist es natürlich, wenn sie zu ganz bestimmten Zwecken in gewissen Krankheitsfällen ärztlich verordnet werden. Die Aufzähmung und Anreicherung der Nahrung wird durch geistige Getränke nicht gefördert; die unvermeidliche Reizung der Magenschleimhaut und der Leber kann sogar sehr merkliche nachtheilige Folgen unmittelbar nach sich ziehen. Noch viel sicherer ist, daß der Geschmack und auch die Magen-Nerven ihre Lust an einjahren und milden Speisen und Getränken einbüßen. Darunter leidet besonders die Milch, die Hauptnahrung und Kraftquelle des ganzen Kindesalters schwer zu leiden. Wenn dann die größeren Anforderungen der Schule und der Jahre stärkeren Wachstums und rascher Entwicklung kommen, so fehlt ein angekommener Kräftevorrath, der diesen Anforderungen genügen könnte. Als geistigen Getränke reizen die Nieren und die mit den Harnwerkzeugen in enger Beziehung stehenden Geschlechts-Organen, was nur angedeutet zu werden braucht, um zur größten Besorgnis oder richtiger zur gänzlichen Enthaltensamkeit dringend anzufordern.

Blutarmuth, Bleichsucht und die dadurch gegebene Verminderung der Widerstandskraft gegen Krankheitsursachen sind sehr notwendige Folgen des vorzeitigen Genußes geistiger Getränke, und die Nerven-Aerzte erkennen darin eine der häufigsten und mächtigsten Ursachen der Nerven-Schwäche, der Nervosität und Neurasthenie, ein Urtheil, dem ich, auf eine beinahe fünfjährige Erfahrung als praktischer Arzt, mich aus voller Ueberzeugung durchaus anschließen muß.

Darum, wer es gut meint mit seinen Kindern, der bewahre sie wenigstens bis zum fünfzehnten Lebensjahre vor allen geistigen Getränken, und wenn solche einmal wegen schwerer Krankheit ärztlich verordnet sein sollten, so nehme er Rücksicht, daß daraus sich nicht eine Gewöhnheit entwicke!

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Unterleibung aus „Torfwohle“. — Der Torf ist den meisten Völkern wohl nur als Brenn-Material bekannt, daß ihm aber auch Heilkräfte ersten Ranges innewohnen, ist längst bewiesen. Die Bevölkerung von Moorengebieten gebraucht seit alter Zeit Torfmüll als Conservations-Mittel für Fleisch, Fische, Eier etc. und weiß, daß Wunden rasch heilen, wenn man sie in Torf einhüllt. Solch eine an das Wunderbare grenzende Heilung lenkte denn auch im Jahre 1881 die Aufmerksamkeit der wissenschaftlich gebildeten Welt auf dieses unscheinbare Material, und seitdem verwerthet man den Torf in der Heilkunde auch als Verbandstoff. 1893 gelang der erste Versuch, ihn zu einem brauchbaren Gewebe zu verarbeiten, das als Gesundheits-Gewebe vorzügliche Dienste leistet. Die aus der Torffaser hergestellte Torfwohle nämlich ist antiseptisch, säurewidrig, — ein Vorzug, dessen sich kein anderer Webstoff rühmen kann, — überaus porös, auffaugungsfähig und elastisch, endlich aber ein vorzüglicher Wärmeleiter. Gerade diese Eigenschaften sind es nun, die der moderne Hygieniker von einer idealen Unterleibung verlangt, und die den Torfgeweben den Vorrang vor anderen Stoffen sichern. Vermöge dieser Eigenschaften macht die Torfwohle die Unreinlichkeiten der Haut, die Gährungsstoffe und Mikroben unschädlich, sorgt für rasche Verdunstung der Feuchtigkeit und verhindert jede Ueberhitzung des Körpers, sie beugt also Haut- und Erkältungs-Krankheiten vor. Namhafte medizinische Autoritäten empfehlen die Unterleibung aus Torfwohle besonders den Bewohnern der Tropen, den Rheumatikern, den Sportsfreunden etc. Zuhaus angezeigt ist die Verwendung dieses eigenartigen Gesundheitsgewebes auch in der Kinderstube. Diegen- und Bettunterlagen aus reiner Torffaser halten den Körper genügend warm und gestatten doch der Haut, ihre Functionen so ausgiebig zu verrichten, als wäre sie der Luft selber ausgesetzt. Fettige Unterleibung aus Torfwohle führt: C. Goddard, Berlin W., Schinkelplatz 5 (Miebertage der Luzemburger Tuchfabriken). D. Volchert.

C. D. — Zur Reinigung und Entfettung der erweiterten Hautdrüsen, die der Haut das großporige Ansehen geben, dienen abendliche kräftige Abreibungen mit einer Lösung von 10 g Kohlen-saurem Kali in 100 g Wasser mittelst eines Flanell-Lappens; dann mit lauwarmem Wasser nachspülen und, wenn die Haut stark gereizt und geröthet ist, kalte Umschläge machen, bis die Reizung nachgelassen hat. Am anderen Morgen wird das Gesicht mit lauwarmem Wasser ohne Seife gereinigt und mit einer Mischung von 8 Theilen Rosenwasser, 1 Theil Myrrhin und 1 Theil Alkohol oder Eau de Cologne nachgewaschen. Sollte die Haut dabei zu stark gereizt werden, so ist die Kali-Lösung entsprechend zu verdünnen und seltener anzuwenden. Sind die Fetttröpfe völlig entfernt, so nimmt man zum Waschen einen Theelöffel voll Borax auf 1 l Wasser, setzt aber die Nachwaschungen mit der Rosenwasser-Mischung tropfen fort.

B. A., Berlin. — Bei sehr fettigem Haar und Neigung zur Schindbildung genügen schwache Borax-Lösungen nicht, sind vielmehr alkalische Seifen oder Lösungen nöthig. 1 l kohlensaures Kali 2 Theile, destillirtes Wasser 100 Theile oder 10 Theile Seife, 100 Theile Franzbranntwein, 50 Theile Eau de Cologne oder 1 Theil Salicyl-Säure. (Mit einem kleinen Schwamm das vermittelst eines weiten Kammes in Streifen getheilte Haar, — bei Schinn auch die Haut, — gut anfeuchten und mit einem weichen Tuche trocknen). Bei starker Absonderung kann das Haar mit entfetteter Weizenkleie (eine Handvoll mit einem Eßlöffel voll Spiritus erwärmt und getrocknet) durchgeschlämmt werden, Buder ist dagegen zu vermeiden. Das Haar muß lose völlig getrocknet und in loser Faser getragen werden! Bei solcher Behandlung, die nach Bedarf zu wiederholen ist, aber auch nicht bis zur Ausdürrung fortgesetzt werden darf, wird wahrscheinlich das blonde Haar seine Farbe behalten oder wieder erlangen. — Hühneraugen können durch Aufstreuen einer Schicht Salicyl-Säure, die durch etwas Verbandwatte und Guttapercha-Papier mit einer Vinde festgehalten wird und etwa vier Tage liegen bleibt, erweicht und dann leicht entfernt werden; aber nicht zu viel aufstreuen, damit die gesunde Haut nicht geschädigt wird! Bestreichen mit Salicyl-Äther ist bequemer, aber weniger sicher. Dr. D.

A. B. — Mittel, um auf unschädliche Art die Haare ledig zu machen, sind uns nicht bekannt. Ein Haarwasser sollends, das durch Waschen der Stirnhaare mit einigen Tropfen in Wasser nicht bloß die Stirnhaare, sondern das ganze Kopfhaar kräftigt und obendrein stärker werden läßt, übersteigt alles, was wir bis dahin gehört und gesehen haben! Schade um das verlorene Recept, es wäre viel Geld damit zu verdienen! Dr. D.

Magarin in Klauenburg. — Vorschriften gegen unerwünschte Magerkeit lauten auf: reichlich zucker- und stärkehaltige Nahrung neben fettreicher Fleischkost, Milch, Chocolate, Bier; nicht mehr Bewegung, als gerade zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist; Warmhalten und viel Schlaf (natürlich in guter Luft). Manche setzen dabei rasch und mehr Fett an, als ihnen lieb ist; andere bleiben mager. Lebhafter Geist, leichte Erregbarkeit, auch grübelndes Sinnen vertragen sich nicht oder nur ausnahmsweise mit Fettsatz. In der Landwirthschaft nimmt man phlegmatische und ruhige Thiere zum Fettsatz, jedoch auch bei diesen kommt man nicht immer zum Ziel! Viel hängt dabei von der Rasse ab; beim Menschen spielt auch die Erbligkeit eine große Rolle. Ob trotz ungünstiger Anlagen im Einzelfalle etwas zu erreichen ist, entzieht sich der

allgemeinen Beantwortung und erfordert persönliche Untersuchung. Die Verheißungen gewisser Annoncen sind trügerisch; ihre Mittel sind die allbekanntesten, aber sehr vertheuert; ihre Wirkungen sind deshalb ebensoviele Unsicherheiten.

Dr. D.
Brünn, 120. — Blutandrang nach dem Kopf bei kalten Händen und Füßen rührt wahrscheinlich von Blut-armuth her. Die kann aber nicht durch „ein Mittel“, sondern durch Regelung der Lebensweise, vielleicht auch der Kleidung u. a. m., gehoben werden, aber es ist ein Arzt nöthig, der zu prüfen und anzuordnen hat.

Dr. D.
Josephine 3. — Warzen werden am schnellsten mit dem Messer entfernt, natürlich durch einen in der modernen Technik bewanderten Operateur. Die kleine Wunde heilt unter richtigem Verbands sehr schnell. Salicyl-Säure unter wasserreichem Verbands soll die Warze in vier bis fünf Tagen erweichen und zum Abfallen bringen, thut es aber nicht immer. Von den zerstreuten Legmitteln dürfte Chrom-Säure am schnellsten wirken.

Dr. D.
C. A. — Ein sicheres und schnell wirkendes Mittel zur Entfernung des braunen Flecks unter dem Kinn ist das Messer des Chirurgen, das bei so oberflächlicher Operation leicht schmerzlos anzuwenden ist. Von örtlichen Mitteln, deren unzählige empfohlen werden, wirken am sichersten Lösungen mit spirituöser Sublimat-Lösung, die aber wegen der starken Wirkung und der großen Giftigkeit des Mittels nur unter ärztlicher Leitung vorgenommen werden sollen. Bei nicht ge-

sich anschaffen könnte. Durch solche Einrichtung wird dem Kinde auch Unabhängigkeit und Selbständigkeit eingeplant, denn in gewisser Beziehung müssen wir auch das Kind der freien Aeußerung seines Denkens und Willens überlassen. Dabei bedarf es von elterlicher Seite nur einer unbemerkten Ober-Controle, die das Kind zur Sparsamkeit anleitet, dabei aber vom Geize ablenkt und zur rechten Zeit aufmerksam macht, auf das, was nöthig oder unnöthig, praktisch oder unpraktisch ist.

Das Kind früh Einkäufe machen und nachrechnen zu lassen, ob die Rechnung auch stimmt, ist gleichfalls geeignet, ihm eine gewisse Sicherheit zu geben; dabei muß betont werden, daß nie etwas gekauft werden darf, was man nicht gleich bezahlen kann, weil man glücklicher lebt im einfachen Kleide, welches bezahlt ist, als in Seide mit Schulden. Einfachheit und Sparsamkeit, als Grundlage aller Erziehung, werden zwei feste Bausteine zum zukünftigen Glücke unserer Kinder sein. S.

Französisches Pensionat gesucht. — Wäre eine Lecterin so freundlich, mir ein gutes Pensionat am Genfer See zu nennen, wo ein junges Mädchen aus den besseren Ständen Gelegenheit fände, sich in Sprachen, schönen Künsten und feinen gesellschaftlichen Formen weiter auszubilden? Empfehlungen von früheren Schülerinnen wären mir sehr erwünscht.
Mad. S. in V., Belgien.

Häusliche Kunst.

Dreitheiliger Wandschirm mit Relief-Malerei. — Die Technik, in der die Verzierung des Wandschirmes ausgeführt wurde, erinnert in der Wirkung an farbig bemalte, getriebene Leder-Arbeiten, verlangt aber als Material nur gewöhnliche Lederpappe, auf der das Muster aufgezeichnet und dann mit dem Platina-Stift sorgfältig gebrannt wird. Die Schattentheile, sowie die auf der Schattenseite liegenden Contouren werden so tief gebrannt, als die Lederpappe es irgend gestattet. Das Bild muß jetzt schon einen reliefartigen Eindruck machen. Den Grund schattirt man in der bei Blei- und Kreidezeichnungen üblichen Manier, von rechts nach links oder von oben nach unten abschattirend. Nun läßt man die Arbeit vom Buchbinder auf die allerstärkste graue Pappe ziehen, worauf das Uebermalen beginnt; dies geschieht derart, daß man die Zeichnung überall, wo sie vom Brennstift verschont geblieben, mit Kremsweiß, dem man des schnelleren Trocknens wegen Siccativ beimischt, bedeckt, wobei die Stärke des Farbauftrages sich nach der beabsichtigten plastischen Wirkung zu richten hat. An Stellen, die besonders hervortreten sollen, kann die Farbe bis zur Höhe eines Reistorns aufgelegt werden; dies muß schichtweise geschehen, da sonst die Zartheit der Modellirung, welche den Hauptreiz dieser Technik ausmacht, verloren gehen würde. Ebenso darf der Pinsel nicht direct vor den gebrannten Partien Halt machen, sondern muß, die Farbe dünner und dünner aufragend, auch noch die Anfänge der Brandlinien mit einem zarten weißen Schleier bedecken. Daß zu diesem Zweck die zähe Oelfarbe stark mit Terpentin, oder noch besser Petroleum, vermischt wird, versteht sich von selbst. Schließlich ist das Bild mit Oelfarben zu coloriren. Diese werden so überreichlich mit Petroleum und Siccativ verdünnt, daß sie lediglich lastend wirken und nichts von der darunter befindlichen Malerei verdecken. Von einem nachträglichen Schattiren mit Farben ist unbedingt abzusehen. Uebrigens erscheint die Plastik, die sich aus der Vertiefung durch den Brandstift und dem starken Farbauftrag ergibt, keineswegs unbedeutend. Ein wesentlich anderer Effect entsteht, wenn man den Grund durchweg moiré-artig schraffirt und dann dünn mit Goldbronze übermalte. Nur empfiehlt es sich in diesem Fall, die Zeichnung im Rococo-Stil zu halten und für die Vastrung lebhaftere Nuancen in Anwendung zu bringen. R. Koffal.

Farbige bemalte Porzellanplatten als Wand-Decoration. — Zu den verschiedenen Platten und Tellern aus Holz oder Metall, in mancherlei Techniken verziert, treten neuerdings Porzellan-teller mit Goldrand und mattem Grunde, die recht hübsch und zum Bemalen geeignet sind. Die zarte Tönung, die entweder einfarbig rosa, blaugrün, braun und gelb gehalten oder fein abschattirt ist, und in kaum merklichen Uebergängen aus einer Farbe in die andere spielt, giebt einen ansprechenden, wirkungsvollen Hintergrund, von dem sich die Malerei in Aquarell- oder Oelfarben effectvoll abhebt. Da die Fläche nicht blank glazirt, sondern ein wenig rauh ist, haften die Farben gut. Besonders gefällig und elegant nehmen sich die abschattirten Teller mit verziertem Rand aus, die bei einer Größe von 26 cm 3 Mk., von 31 cm 4 Mk. kosten. C. A.

Fürs Haus.

Vellini's Kistenschoner. — Viele Mühe verursacht oft das Öffnen vernagelter Kisten, deren Deckel man meist nur in einzelnen Stücken und ganz zersplittert loslösen kann. Ich möchte daher alle Hausfrauen auf eine Erfindung aufmerksam machen, wodurch wenigstens diese Ursache zu häuslichem Verdruß aus der Welt geschafft wird. Durch Zufall bekam ich „Vellini's Kistenschoner“ in die Hand, und seitdem darf aus meiner Häuslichkeit keine Kiste ohne diese höchst einfache Deckelschütz-Vorrichtung verschickt werden. Ebenso füge ich jeder größeren Bestellung an auswärtige Firmen die Bitte bei, die Warenliste mit Vellini's Kistenschoner versehen zu wollen. Die Kistenschoner (Preis für 1000 Stück: 2,50 Mk., 4000 Stück als Postpaket. Fabrication: C. A. Kapferer & Schlemming, Freihung, bayr. Oberpfalz. Filiale: Frankfurt a. M.) sind kleine runde, mit einem Loch versehene Metallhülsen. Der Nagel, ob schwach oder stark, wird, wie die Abbildung zeigt, in dem kleinen Loch des Schütz Körpers angelegt und dann mäßig angetrieben; der untere Rand der Hülse soll nur wenig in das Holz eindringen, damit Hülse und Nagel beim Öffnen der Kiste vermittelst einer Aneisfange leicht entfernt werden können. Die Vorzüge der Kistenschoner sind: Man hat stets unversehrte Kisten, Stemmheben und Hammer zum Öffnen der Kisten sind überflüssig, jede Verlegung verpackter Waren ist ausgeschlossen. J. Treßies.

Nachtlampe mit Porzellan-Ranne. — Besonders geeignet für Kinder- oder Krankenzimmer erscheint eine Nachtlampe mit



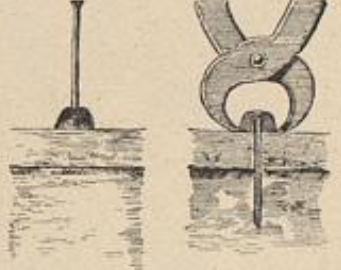
Dreitheiliger Wandschirm mit Relief-Malerei.

nügender Zerstörung durch dies und andere Mittel bilden die Flecken sich leicht wieder.
Dr. D.
B. A. — Die schwarzen Ränder des Zahnfleisches Ihrer Kleinen, verbunden mit üblem Geruch, erwecken den Verdacht einer schleichenden Bleivergiftung, vielleicht von bleihaltigem Spielzeug oder von bleihaltigem Wasser aus Leitungsröhren. Dies ist jedenfalls zu untersuchen! Weiter dürften Pinselungen mit Ratanhia-Tinctur längs des Zahnfleischsaumes sich nützlich erweisen, als bloße Mundspülungen. Die etwa vorhandene Bleivergiftung würde ärztliche Behandlung erfordern. Dr. D.

Unsere Kinder.

Ein Beitrag zur Kindererziehung. — Leider ist es eine Krankheit unserer Zeit, daß man vielfach über die Verhältnisse hinaus lebt, daß auch in Kindern aus dem Mittelstande schon Ansprüche großgezogen werden, die ihnen in späteren Jahren manche Enttäuschungen bringen, eine Quelle zur Unzufriedenheit werden müssen.

Wollen wir unsere Kinder zu glücklichen Menschen erziehen, so müssen wir sie an möglichst wenige Bedürfnisse gewöhnen, sie die Freude an kleinen Dingen lehren, ihnen den Luxus in Kleidung und Speisen, das Uebermaß im Genuß aller Art als schädlich zeigen. Das Kind muß bei Zeiten darauf hingewiesen werden, daß eine Mark 100 Pfennig werth ist, und daß nur derjenige spart, der weniger ausgiebt, als er einnimmt. Jedes Kind sollte neben der Sparbüchse oder dem Sparbuch schon frühzeitig ein kleines Taschengeld bekommen, mit dem es haushalten lernen muß. Den Erfolg davon habe ich an meinem eigenen Sohn mit Vergnügen erlebt. Dadurch, daß er nicht sparsam mit seinen Schreib-Instrumenten umging, auch oft diese oder jene Wünsche hatte, kam ich darauf, ihm jeden Monat eine Mark zu geben, wovon er Hefte, Gummi, Federn, Bleistifte, kurz alle kleinen Bedürfnisse für die Schule selbst bestreiten mußte. Zugleich bekam er ein Büchlein, um darin Einnahmen und Ausgaben notiren zu können. Von dieser Zeit ab wurden die Blätter nicht mehr aus den Heften gerissen, sie selbst wurden fein säuberlich gehalten; auch mit dem übrigen wurde nicht mehr so verschwenderisch umgegangen wie sonst. Denn was von dieser Mark im Monat übrig blieb, gehörte meinem Jungen als eigenes Taschengeld zur freien Verfügung. Auf diese Weise wurde er früh Herr über ein „kleines Vermögen“, das allerdings nur nach Pfennigen zählte, aber er lernte zugleich mit diesem Besitze sich und anderen Freude bereiten und weise berechnen, wie er dieses oder jenes



Vellini's Kistenschoner.

dreifußartigem Untersatz aus Weißblech, der auf breitem, durchlöcherigem Rand eine Porzellan-Kanne mit Ausguß und Deckel trägt. Die in einem Glase brennende Flamme des Nachtlichtes beleuchtet auf diese Weise das Zimmer mit gedämpftem Licht und übernimmt zugleich das Erwärmen von Milch, Suppe oder auch von Wasser, dessen man so häufig des Nachts für Kinder oder Kranke bedarf. (Preis 3,50 Mk.) A. S.

Holländische und vlämische Fayencen aus dem Hohenzollern-Kaufhaus. — Ich suchte kürzlich Ersatz für zerbrochene Deister Fayencen im Hohenzollern-Kaufhaus, S. Hirschwald, Leipzigerstr. 117/118, Berlin. Delfter Gut wollten mein Mann und ich nicht wieder haben. Als ich dies äußerte, zeigte man mir das, was jetzt in Holland an seiner Stelle gemacht wird, und siehe da, ich fand die alten Formen alle wieder, aber nicht blau auf weiß gemalt, sondern auf dunkeln Grunde, bedeckt mit hellfarbigen, symmetrisch gestellten und recht gut stilisirten Blumen. Eine Vase zu 18 Mk. mit Nelken und eine zu 16 Mk. mit Kornblumen mußten mein eigen werden. Dann aber blieb mein Auge haften an ganz urwüchsigen und doch malerischen Formen. Ich erfuhr, daß dies vlämische Bauernöpfereien seien, — alle von einfachster Gestalt, wie sie der Töpfer aus gewöhnlichem Thon auf der Drehscheibe erzeugt, aber von ganz eigenartiger, wohl Jahrhunderte alter Linienführung, alle bedeckt mit eingeritzten, naiven Zeichnungen, die sicher auch uralter Ueberlieferung entstammen, aber alle endlich überzogen mit durchsichtiger gelber, blauer, grüner und rother Glasur. Als ich ein schlankes Männchen zu 4 Mk., einen geschwänzten, rundlichen Krug zu 6,50 Mk. und eine dickbauchige, ganz altväterliche Kaffeekanne zu 9 Mk. mit nach Haus brachte, haben wir uns nicht satt sehen können an den fast kindlichen und doch so verständlichen Darstellungen von Sonne und Mond, Blättern und Blüten, Vögeln und Schmetterlingen auf den vlämischen Bauernkrügen. Um aber auch der wissenschaftlichen Seite Genüge zu thun, erwarb ich noch einen Blumentopf mit Untersatz zu 2 Mk., der in England unter dem Einflusse der japanischen Schule entstanden ist und auf tiefbraunem Grunde einen hellblauen, breiten Randstreifen mit spielenden Karpfen zwischen Wasserpflanzen zeigt.

Reinigung des Waschtisches. — Der Seifenrand vom Waschwasser, der sich leicht in der Schüssel markiert, wird schnell entfernt, indem man ein leinernes Lappchen in gewöhnlichen Spiritus taucht und den Rand damit abreibt. — Dasselbe Mittel ist auch zum Reinigen von Marmorplatten anzuwenden.

Theetuch und Damast-Gedec. — Als Ergänzung der im technischen Theil dieser Nummer dargestellten Tischwäsche führen wir unseren Leserinnen nebenstehend noch zwei sehr reizvolle Neuheiten vor. Das 170 zu 220 cm große Damastgedec zeigt in Rosa auf weißem Grunde eine zierliche Rococo-Musterung, grazios umschlungen mit den jetzt so beliebten Cyclamen-Blüthen und -Blättern, dazu neben einfachem Hohlraum am Tischuch einen 7 cm breiten, an den Servietten, — die das Muster entsprechend kleiner aufweisen, — nur gut 3 cm breiten Saum aus glattem rosa Damaststeinen. — 175 cm im Quadrat mißt das Theetuch aus weißem Damast, dessen großgemusterten Fond ein 2 cm breiter Durchbruch von der Bordüre trennt. Letztere, ein fortlaufendes Rankenmuster, wird am Außenrand von schmaler Hohlnaht und einem 5 cm breiten Saum mit Kugelmuster begrenzt.

Frau Kammerdirector Th. — Wirklich empfehlenswert ist die mit Zint ausgeschlagene Victoria Waschmaschine, in viererlei Kastenform. Sie wird durch Pendelbewegung eines Hebels in Betrieb gesetzt und reinigt die Wäsche gründlich und schonend. (Siehe Bezugsquellen.) A. S.

Elisabeth II. — Dunkelrothe, von der Sonne gebleichte Möbelbezüge lassen sich mit Phönix-Farben auf dem Polster auffärben. Es muß eine ganz dunkle Schattirung derselben oder eine andere tief dunkle Farbe verwendet werden, um gleichmäßige Färbung zu erzielen. Phönix-Farben sind in jedem besseren Droguen-Geschäft mit genauer Anleitung käuflich. 2 Pulver genügen für 1 Sopha und 2 Lehnstühle. A. S.

M. D., Wien. — Kaffeeflecke in waschbaren Stoffen reibt man zunächst mit Glycerin ab und wäscht sie dann

den Knochen. Alles Zurückbleibende wird fein gestoßen, mit mehreren Eßlöffeln brauner Coulis verrührt, nebst einigen Gläsern Rothwein, gut durchgeseigt und durch ein Haarsieb gestrichen. Die Eingeweide, — ohne den Magen, — mit feinen Kräutern gewiegt, schmeißt man mit Butter auf schwachem Feuer, giebt etwas Rothwein und ein Eidotter hinzu und streicht die dicke Masse auf gelblich in Butter geröstete Semmelrösten. Beim Anrichten schichtet man in der Mitte der Schüssel die Fleischstücke auf, gießt die Sauce, in der man zuvor die Schnepfenköpfe steif werden ließ, darüber, steckt die Köpfe mit hochstehendem Schnabel hinein und garnirt den äußeren Rand mit den Semmel-Croutons.

Sauce zu Artischofen. — In Butter braun geschwitzt Mehl wird mit Artischofen-Wasser glatt gekocht. Nach Geschmack thut man gestoßenen Pfeffer, Citronen-Säure oder Essig daran, schärft mit Salz nach, läßt alles gut durchkochen und giebt zuletzt etwas Viebig's Fleisch-Extract dazu. v. V.

Russische Crème (vorzüglich). — Man rührt 125 g gestoßenen Zucker mit 7 Eigelben $\frac{1}{2}$ Stunde, giebt dann eine



Holländische und vlämische Fayencen aus dem Hohenzollern-Kaufhaus.

Tasse Arrac dazu, rührt noch eine Weile, und mischt $\frac{1}{4}$ l mit zwei Eiweißen zu Schnee geschlagene süße Sahne unter diese Masse, die man in einer Glaschüssel anrichtet und mit Schaumköpfchen verzirt. Ein kleiner Zusatz von Vanille erhöht die Schmachhaftigkeit der Crème. Ph. Fr.

Hlensburger Puffer. — Das sehr lockere, wohl-schmeckende Gebäck wird meist zu Chocolade gegeben. Erforderlich sind: 750 g Butter, 750 g feines, gesiebtes Weizenmehl, 15 Eßlöffel Zucker, das Gelbe von 15 Eiern, der Saft einer halben Citrone, Schnee von den 15 Eiweißen. Butter und Mehl werden zuerst tüchtig mit einander durchgeknetet, nicht gerührt. Dann schlägt man den Zucker mit den Eigelb schaumig, fügt zuerst den Citronensaft und nach und nach löffelweise die Butter-Mehlmasse hinzu; zuletzt ist der feste Schnee bei langsamem Schlagen des Teiges hindurchzugießen. In gebutterter Form in mäßig heißem Ofen zu backen. A. S.

Verwendung von Apfelsinen-Schalen. — Das Mahl in mancher Kinder-Volkstümche oder Armenanstalt ließe sich angenehm würzen, manches erfrischende Getränk für Kranke wäre zu bereiten, wenn die Apfelsinen-Schalen, die in den meisten Haushaltungen weggeworfen werden, aufgehoben und in der richtigen Weise behandelt würden. Je nach der Conservirungs-Art wird aus der Apfelsinen-Schale etwas ganz Verschiedenes. Wird sie dünn geschält, sodas nichts von den inneren, weißen Bestandtheilen daran bleibt, und schichtweise mit feinstesiebtem Zucker in ein Einmacheglas gedrückt, so ergiebt sie eine Würze für Milch, Apfel-, Kürbis-, Bier-, Brod-, Wasser- und Weinsuppen oder süße Speisen. Mit der Zeit wird diese Conserve ganz durchsichtig und läßt sich dann statt Citronat oder Orangen-Schale zu Gebäcken brauchen. Gewiegt und ebenfalls mit gesiebtem Zucker schichtweise in Gläser gefüllt, ist es ein schnell zu verwendendes Gewürz für kalteschalen, Frucht- und Nus-Saucen. In ein Glas mit 1 l Branntwein und $\frac{1}{2}$ kg Zucker gethan, giebt Apfelsinen-Schale mit der Zeit einen feinen Likör. Um ihn zu destilliren, stellt man ihn in die Sonne oder an einen warmen Platz. Man verwendet ihn als Würze für kalte Speisen, vermischt ihn mit Wasser als Getränk oder gebraucht ihn als Sanitas-Likör. (Ein Extract aus den gestoßenen Kernen der sauren Kirschchen, in gleicher Weise bereitet, giebt eine Art Maraschino, der in der besseren Küche sehr verwendbar ist.) Die dritte Art ist das Extrahiren in Essig mit Kandiszucker. Dieser Extract ist äußerst erfrischend und wird zur Bereitung von Limonade benutzt. Mandarinen-Schalen sind wegen ihres feinen Aroma noch besser. Hat man die Schalen mit Essig angefeuchtet, so schmeckt man, ob das gewünschte Aroma erreicht ist, filtrirt dann die Flüssigkeit durch ein feines Sieb, füllt sie in Flaschen und korkt sie gut zu. S. Heyl.

Else. — Die gewünschte Auskunft finden Sie in „Sophia“, Tausend Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege. (Berl. v. Franz Vipperheide, Berlin.) Die Red.

Thierwelt.

Frau Gr., Schweidnitz. — Hans und andere stöhnige Sämereien, die sehr fettbildend sind, sollte man den Papageien, denen es im Käfig an ausreichender Bewegung fehlt, nicht zu reichlich bieten. Ihre blaustirne Amazone ist durch die zu reiche Hanffütterung fettleibig geworden. Sie müssen dem Vogel alle stöhnigen Sämereien und auch alle menschlichen Nahrungsmittel ganz entziehen und an deren Stelle mehthaltige Sämereien geben, vorzugsweise geschälten Weizen und Perlmais, auch größere Maiskörner. Den Mais brühen Sie stets vor der Verfütterung in kochendem Wasser ab, wodurch er ein wenig aufquillt. Neben diesem Hauptfutter bieten Sie dem Papagei ab und zu etwas frisches Obst und zum Vergnügen im Garten geschnittene Zweige von Hasel, Ahorn, Birke, Buche, Ulme oder ähnlichen unschädlichen Gehölzen. A. S.

Gärtnerei.

Elisabeth II., Schlawa i/B. — Die beste, raschwüchsige und ausdauernde Schlingpflanze für Balcons ist der wilde Wein, der auch im Schatten gedeiht, aber ganz anscheinbare Blüten hat. Unter den schönblühenden Schlinggewächsen giebt es gar keine ausdauernden, die in Balkonkästen sehr rasch wachsen und dankbar blühen. Unter einjährigen, bezw. einjährig zu kultivirenden Schlingpflanzen, die Sie sich schon während des Februar oder März im Zimmer aus Samen heranziehen können, giebt es eine größere Auswahl. Wir nennen Ihnen: wöhrliehende Widen, Trichterweiden, Kammsamen, rantende Kobäe und Maurandie. Diese Gewächse verlangen zu üppigem Gedeihen tiefe Kästen mit sehr fruchtbarer Erde. Die Samen sind in jeder Samenhandlung käuflich. A. S.

Freifrau v. A., Berlin. — Die eingeschickte Blattläuse gehörte einer Phönix-Palme an und war reichlich mit dem denkbar bösaartigsten Ungeziefer, dem Thrips, auch Mehltau und schwarze Fliege (Thrips haemorrhoidalis) genannt, besetzt. Die winzigen Thierchen lebten noch auf dem Blattstiel.

Derartige Ungezieher tritt immer als Folge fehlerhafter Behandlung, zu trockener Luft, zu sonnigem Standort, zu hoher Temperatur, unregelmäßiger Bewässerung u. s. f., namentlich bei schon kränklichen Pflanzen auf. Die Schädlinge schaden mit ihren borstenartigen Fortsätzen die Oberhaut der Blätter ab, um ihre Nahrung saugend aufzunehmen, sie breiten sich rasch auf die anderen Zimmerpflanzen aus und können den ganzen Bestand der selben ruiniren. Sebeugungsmittel: Selbstverständige Pflege der

Blumen nach den Anweisungen eines guten Buches über Zimmergärtnerei. Vertilgungsmittel: Denkbar sorgfältige Waschungen mit Tabak-Extract (Schmidt's Nicotina), handsach in warmem Wasser verdünnt. Nach zwei Tagen soll die Pflanzen so mit reinem Wasser abzuspritzen, daß dieselbe nicht in die Erde des Topfes läuft, und danach nochmals mit Wasser zu waschen, das durch Beigabe grüner Seife fast milchweiß gefärbt ist.

Rheinländerin. — 1. Namentlich die blaue und rote Farbe der Blumen verliert sich beim Pressen meist vollständig. Nur durch sehr sorgfältiges Pressen und tägliches Umliegen der zu pressenden Blumen kann man ihnen die Farbe einigermaßen erhalten. Die besten Erfolge werden Sie mit dem Pressen in imprägnirtem Filterpapier erzielen. Hier das Recept zur Imprägnirungs-Flüssigkeit: 35 g Salpetersäure werden in 1 l Alkohol gelöst, in einem zweiten Gefäß 75 g Kampher in 1 l Alkohol, in einem dritten Gefäß $\frac{1}{2}$ l gereinigtes Glycerin mit 1 l Alkohol vermischt. Diese drei Mischungen schütten Sie in ein flaches Gefäß und verrühren dieselben gut. Die zum Pressen bestimmten Bogen werden mit dieser Flüssigkeit getränkt und dann getrocknet. In freischen Blumen pressen Sie zuerst sanft zwischen gewöhnlichen Filterpapier, am nächsten Tage bringen Sie dieselben dann beim Umliegen auf imprägnirte Bogen, über welchen ein mit imprägnirter gelegt wird. Vorher bestreichen Sie aber noch sämtliche Pflanzentheile mittelst Pinsels mit der Imprägnirungs-Flüssigkeit, von welcher zu diesem Zweck etwas in verschlossener Glase aufzubewahren ist. Genaue Anleitungen geben Fachwerke, z. B. „Das Herbarium“ von Hempel und „Das Trocknen und Färben natürlicher Blumen und Beis“ von S. Hein.

Plauderecke für Backfischchen.

Ansichts-Postkarten. — Ein Backfischlein bietet die Schwestern, ihr durch Ueberfendung einer Ansichts-Postkarte zum Gewinn einer Wette zu verhehlen. Grete Freyn, Karolinenthal bei Prag, Witeggasse.

An Sammlerinnen von Ansichts-Postkarten. — Um Austausch von Ansichts-Postkarten bitten In- und Ausländerinnen Käthe R. in B. und Elise v. Carina, Via St. Francesco Nr. 10, Triest.

Bezugsquellen.

Porzellan-Teller zum Bemalen: Horn u. Franz, SW. Hauptstadt, 40. Nachdruck: J. Ravensöhne, C. Stralauer, 208 Theetuch und Damast-Gedec: J. S. Grünfeld, W. Leipzigerstr. 117/118. Victoria-Waschmaschine (drei Größen): zu 65, 80 und 85 Mk.: J. Radday & Co., W. Leipzigerstr. 123.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verkeire“ überreicht Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knechtelstr. 76.



Theetuch und Damast-Gedec.

in lauem Seifenwasser oder auch in lauem Wasser mit Zusatz von etwas Spiritus nach. A. S.

Küche.

Schnepfen-Salmi. — Hierzu werden die zuvor ausgenommenen Schnepfen, etwa 3 bis 4 Stück, saftig gebraten, dann zerlegt man sie in zierliche Stücke und löst die Keulen aus

Rachdruck verboten.

Streber.*)

Roman von Hanns von Zobeltitz (S. von Spielberg).

(12. Fortsetzung.)

XIV. Kapitel.

Frau Margit Menger hatte ihre Abreise nach Marienbad verschieben müssen. Zwar waren sie und ihr Mann nicht lange in Unruhe und Angst wegen der Flucht der Tochter geblieben, denn schon am Nachmittag traf aus Stettin eine Depesche ein, in der die Baronin Pflaume kurz und bündig meldete: „Lotti ist hier und bleibt bei mir.“ Aber zum ersten Male in ihrem Leben fühlte Frau Margit sich wegen ihres Mannes beunruhigt. Er hatte den ersten Schreck über das Verschwinden seines Lieblings nicht mehr überwunden. Die nervösen Aufregungen der letzten Geschäftszeit mochten auch nachwirken, kurz, Bernhard Menger schlich umher, wie ein gebrochener Mann. Der Arzt kam und suchte die Achseln: „Herrn halten von jedem Geschäft, ein völliges Ausspannen, Gebirgsluft!“ rief er. Aber der Bankier war bei aller Schwäche eigenständig; er weigerte sich entschieden, Berlin zu verlassen.

Nach einigen Tagen hob sich sein Befinden auch anscheinend, und Frau Margit reiste ab, nachdem sie noch einen langen Brief voll „mütterlicher Liebe“ und „mütterlicher Ermahnungen“ an die Tochter geschrieben hatte. Seitdem ging Menger wieder auf das Contor und auch zur Börse. Aber der alte Procurist schüttelte über den Chef das Haupt, und auf der Börse wurden auch die verschiedensten Köpfe geschüttelt. Es war fast, als sah Menger es darauf ab, den großen Gewinn, den er am Schluss eingekauft hatte, möglichst schnell wieder an den Mann zu bringen. Er war von einer merkwürdigen Unruhe, gab die widersprechendsten Ordres und streift sich mit jedem Mann. Am Abend sah er allein in seinem Privatcontor, rechnete und rechnete wieder und schrieb dazwischen seitenlange, zärtliche Briefe an sein Kind. Mitten in der Nacht ging er dann meist noch in den Klub, dem er seit vielen Jahren angehörte, aber sonst nie besuchte; hier setzte er sich in einen stillen Winkel und trank ruhig, er, der sonst über alle Maßen Enthaltensame, trank eine Flasche Sekt. Kam ein Bekannter heran, so fuhr er wie aus einem Traum auf und beantwortete alle Fragen nur mit Ja und Nein.

Eines Morgens fehlte er auf dem Contor. Als der Procurist in der Villa telephonisch anfragte, erhielt er zur Antwort, der Herr sei ganz früh verreist; wohin und auf wie lange, wußte niemand von der Dienerschaft. Aber voraussichtlich kam der Herr doch bald zurück, denn er habe nur eine kleine Handtasche mitgenommen.

Gegen die Mittagsstunde desselben Tages sah Lotti Menger in der Veranda des Gutshauses, vor sich eine riesige Schüssel, und schnipfelte grüne Bohnen. Die Großmutter hielt darauf, daß die Entlein sich praktisch beschäftigten, denn sie meinte, das wäre das Beste gegen alle „dummerischen Gedanken“. Aber über die mächtige irdene Schüssel fort wanderten diese Gedanken doch ohne Unterlaß, bald nach Berlin zum Vater, bald hinüber nach Burg Rhoda, wo seit einigen Tagen Willy Bernhaupt sich zum höchsten Gaudium der Prinzessin in alten Papieren und Documenten vergrub, mit seiner ganzen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit unermüdet thätig und dabei auch er mit seinen Gedanken doch meist bedenklich abseits vom 14. Jahrhundert und den Dynastien auf Rhoda. Nur einmal erst war er in Stettin gewesen, mit Prinzessin Sidonie, und diese und die Baronin Pflaume hatten, jede auf ihre Art und jede mit anderen Hintergedanken, über das seltsame Liebespaar gelächelt und sich verwundert. Ueber alle Maßen ernsthaft, befangen, als habe jeder von ihnen eine kleine Centner-Last auf dem Herzen, saßen die beiden sich gegenüber, saßen gesessenlich nur aneinander vorbei, und als sie endlich mit einander sprachen, war's über eine alte Melusine-Ausgabe, „gedruckt anno domini 1495 von Stephan Arndes zu Lübeck!“

„An sich ist die Melusine ja gar kein übler Gesprächsstoff für Liebende“, hatte nachher Prinzessin Sidonie gemeint, und es hatte dabei ganz wunderbar um ihr feines Näschen gezuckt. Aber die alte Pflaume schüttelte den Kopf und sagte nur: „Daß dich das Näsche beißt!“

Und nun sah Lotti Menger plötzlich die breite Ahorn-Allée hinunter ihren Vater auf sich zukommen. Und sie sah zugleich, daß es ein gebrochener, kranker Mann war, der sich dort nur noch mühsam vorwärts schleppte, schwerathmend, mit ganz kurzen Schritten. Den Hut hatte er in der Linken, eine kleine Tasche in der rechten Hand, von der Stirn perlte ihm der Schweiß.

Während er die irdene Schüssel auf die Steinfliesen. Mit einem lauten Aufschrei, halb des Jubels, halb des Schreckens, stürzte die Tochter dem Vater entgegen. Einen Augenblick hielten sie sich fest umschlossen. Dann führte sie ihn, beide immer noch wortlos, mit Thränen in den Wimpern, bis zur Veranda und die Stufen hinauf. Erst als er hier, wie ein Todtweider, auf den nächsten Stuhl niedersank, brach es von ihren Lippen: „Papa, mein lieber, lieber Papa!“ und sie kniete neben ihm nieder und preßte ihr Köpfchen auf seine zitternden Kniee.

*) Allen neu hinzugesetzten Abonnentinnen liefern wir den schon erschienenen Theil des Romans

Streber

von

Hanns von Zobeltitz

gratis und franco nach und bitten um Angabe der Adresse.

Die Expedition

der „Modenwelt“ und „Illustr. Frauen-Zeitung“.

So fand sie die Hausfrau.

Frau von Pflaume war nicht leicht zu erschrecken. Aber als sie in die verfallenen Züge des unglücklichen Mannes sah, erschraf sie doch bestig. Er schaute sie zuerst mit blöden, starren Augen an; es war fast, als könne er sich im Moment nicht gleich erinnern, wo er war, weshalb er hier war. „Aber, Menger, wie konnten Sie nur, zu Fuß, bei die Höhe!“ sagte sie. Doch dann unterbrach sie sich sofort: „Lotti, schnell! Vatern ist krank, lauf! Der Friedrich soll fix herkommen, und die Louise soll im grünen Fremdenzimmer 's Bett abdecken. Und Du bringst gleich 'ne Flasche Selter mit raus und die Cognac-Flasche aus der Speisekammer, rechts unten im Schrank.“ Nun sie etwas anordnen, thätig eingreifen konnte, war der Schreck überwunden. Und während Lotti fortzog, mit bebenden Gliedern, hatte sie den elenden Mann schon mit ihren kräftigen Matronen-Armen aufgerichtet. Wie einem Kinde griff sie ihn um den Leib und hob ihn empor, und dabei sagte sie mit einer merkwürdigen Weichheit im Ton: „Na, Mengerchen, nu man fix ins Bett, lieber Sohn!“

Er stützte sich schwer auf sie, sie mußte ihn mehr tragen, als leiten. Aber noch in der Bordiele kam ihm ein Schimmer der Erinnerung zurück. Er blieb stehen und stammelte: „Ja — ich mußte zu Ihnen, Mama. Sie müssen — mir — helfen.“

„Später, später, Mengerchen! Kommt Zeit, kommt Rath. Erst zu Bett und 'ne Stunde Ruhe und 'nen Cognac und dann 'ne Tasse Brüh.“ So, kommen Sie man, lieber Menger! Sie liebes, kleines Mädden Sie, — so — so —“

Ganz ruhig, fast im scherzenden Tone sprach sie. Aber im gleichen Augenblick überlegte sie auch schon, was ihn nach Stettin geführt habe, und mit ihrem praktischen Verstande ersah sie sofort die Gründe und wog ab, was sie thun könne, und was sie nicht thun dürfe.

„So, Friedrich, hier zieh den Herrn aus. Biß'n schnell, Friedrich, und leicht zudecken nachher! Hier, Menger, erst noch einen kleinen Schluck Cognac mit Selter, — so, — nicht so vil auf 'n Mal! Und nu stille gelegen und nich gemurt, lieber Menger! Die Rouleaux runter, Frihe! Du bleibst im Zimmer, und wenn was is, klingelst Du!“

Noch einmal richtete sich Menger in den Kissen ein wenig auf: „Mama, ich muß —“ hauchte er.

„Nachher, Mengerchen! Erst wird stille gelegen und geruht. So, ganz ruhig.“

Er war schon wieder zurückgesunken und hatte die Augen geschlossen. Einen Moment ließ sie noch ihre kühle Hand auf seiner Stirn ruhen, mit einem sorgenvollen Ausdruck im Gesicht, dann ging sie auf leisen Sohlen hinaus.

Draußen lehnte Lotti an der Thürschwelle. Sie sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und aus ihren großen, dunkeln Augen rollte Thräne auf Thräne über die schmalen Wangen.

„Großmutter, liebe Großmutter, ich bin schuld! Um meinetwillen hat Papa, — ach, ich bin schuld!“ jammerte sie, sich an die alte Frau klammernd. Aber diesmal kam sie an die Unrechte. „Unsinn!“ sagte Frau von Pflaume fast hart. „Red' Dir bloß nich noch so 'was ein, und stenne nich, Lotte! Im Romang kannst Du hier auch gar nichts nützen. Vater muß ruh'n.“

„Großmutter, was ist — Papa? Sag's mir doch nur, bitte!“

„Geschäftliche Sorgen hat er. So, und nun marsch auf die Veranda und die Bohnen auflesen! Läßt mich die Gähre die neue schöne Schüssel entzwei fallen! Hörst Du, Lotti, auflesen die Bohnen, und die Scherben zusammenkehren, und dann gleich runter in die Küche! Mamell wartet.“

Sie kannte den Segen der sich rührenden Hände. Sie wußte, wie Thätigkeit die Gedanken ablenkt. Aber während sie dann selbst zur Waschkammer hinüberschritt und ein paar Bettbezüge persönlich herauslangte, und als sie dann in der Küche stand und selbst ein Ei für die Tasse Brüh zerquirte, da dachte ihr das Herz doch zum Zerbrechen. Und während sie die Hände rührte, dachte sie immer nur das Eine: „Der arme Mann! Steine werden die Menschen auf ihn werfen, und sie, die eigentlich an allem Schuld ist, werden sie eine unglückliche Frau nennen. Und das ist meine Tochter!“

Erst am Spätnachmittag hatte Menger sich körperlich so weit erholt, daß ihm die Schwiegermutter eine Aussprache nicht gut verweigern konnte. Aber sie erkannte schon nach den ersten Sätzen, daß er wenigstens zur Zeit, — und wahrscheinlich noch auf längere Zeit, — nicht im Stande war, ihr einen klaren Ueberblick über seine Lage zu geben. Er sprach verworren, er warf die geschäftlichen Ereignisse der letzten Wochen lunterbunt durcheinander, und er bat nur ohne Unterlaß mit immer noch schwer fallender Stimme: „Sie müssen — mir — mir helfen, sonst — sonst — bankrott.“

Schließlich drückte sie ihn wieder sanft in die Kissen zurück. „Na ja, Menger, was geschehen muß, soll geschehen. Auf meine Art! Jetzt aber wird nich mehr geredt. So, hier is Lotti. Setz' Dich neben Vatern, Kind! Aber Du bist stille, verstehst Du, — mußtmauschenstille bist Du.“ Und dann packte sie ihren Koffer, wartete noch den Arzt ab und die Diakonistin, um die sie gleich telegraphirt hatte, fuhr mit dem Nachtzuge nach Berlin und trommelte dort schon in aller Morgenfrühe ihren vieljährigen Freund und geschäftlichen Berater, den Geheimen Commerzienrath C. W. Krönig, heraus.

Man sah dem alten Herrn den vielsachen Millionär nicht an. Er sah ganz aus wie ein preußischer Subaltern-Beamter von edstem Schrot und Korn. Lang und hager, mit einem glatt rasirten Gesicht, straff anliegendem, noch leidlich dunklem Haar, an jeder Schläfe eine wie mit Wasser nach vorn festgelegte Locke; immer im langen schwarzen Gehrock, immer ein helles Beinkleid, immer einen hohen Waterröcher und eine weite schwarze Cravate.

So kam er auch heute auf die Baronin zu, und so gute Freunde sie waren, er sagte nur: „Bitte Platz zu nehmen. Womit kann ich dienen?“

Sie kannten sich. Unnötige Worte wurden nicht gemacht. „Ueber wieviel kann ich bis heute Mittag, wenn's noth thut, verfügen?“ fragte sie ganz ruhig zurück.

Einen Moment sah er ihr fest in die Augen. „Ich dachte

mir's: Sie kommen wegen Menger, Frau Baronin! Ueber wieviel Sie verfügen können? Ueber mich!“

Sie nickte nur. Und dann erzählte sie knapp und kurz, und er gab ebenso knapp und kurz Auskunft, was er von der Lage ihres Schwiegerjohnes wußte.

Eine halbe Stunde später waren beide im Geschäftshause von Menger & Söhne, und der Procurist stand vor ihnen. Er kannte sie beide, die Baronin und den Geheimen Commerzienrath, und wie Centner-Lasten glitt es ihm von der Seele; er wußte, sie brachten Hilfe. Aber trotzdem zögerte er, ihnen Auskunft zu geben, denn er war ein zu gewissenhafter Beamter, fremden Augen ohne Wissen seines Chefs Einbild in die Verhältnisse des Hauses zu gestatten. Schon das aber, was sie allmählich erfuhren, genügte ihnen. Menger selbst hatte ohne Zweifel einen großen Baareinschuss seiner Schwiegermutter erbitten wollen, um das Geschäft fortzusetzen. Davon war für sie keine Rede; für sie gab es nur eine Möglichkeit, — die Liquidation! Nur unter der Voraussetzung, daß Menger zur Auflösung des Geschäfts seine Zustimmung gab, wollte sie helfen. Und sie meinte, er werde diese Zustimmung nicht verweigern; sie fühlte, auch für ihn bedeutete sie eine Erlösung.

In dieser Voraussetzung stellte sie schon jetzt dem Procuristen eine große Summe zur ehrenvollen Abwidlung aller Engagements zur Verfügung. Der Geheime Commerzienrath und er sollten, so bat sie, die Liquidation in die Hand nehmen; für das rechtzeitige Eingehen der Vollmachten für beide werde sie Sorge tragen.

Nun standen Krönig und sie endlich wieder draußen vor der Thür, nach vier Stunden angestrengter Arbeit. Sinnend sah der Millionär zu den mächtigen Granitplatten mit der goldenen Firma hinauf. „Wieder Einer!“ mochte auch er denken, — wieder Einer, der nicht Maß noch Ziel zu halten wußte, — wieder Einer, der dem großen Moloch zum Opfer gefallen war.

Pflichtlich erinnerte er sich der Baronin, die neben ihm stand. Und er fragte: „Gnädige Frau, ich bin Strohwiner und esse nicht zu Hause. Ist es Ihnen genehm, wenn wir zusammen im Hotel Bristol speisen?“

Da sah sie lächelnd zu ihm hinüber, und es war das erste Lächeln, das seit vierundzwanzig Stunden über ihre Züge glitt. „Lieber Freund!“ sagte sie. „Wollen Sie mir 'nen Gefallen thun? Komm'n Sie mit zu Haasen rüber und spendiren Sie mir 'ne Weiße. Ich verdürste.“

Er lachte. Aber er bot ihr sogleich den Arm, und sie gingen wirklich hinüber nach der altberühmten Weißbierstube, und er bestellte zwei große Märzgen.

— und zwei Schmorbraten, Krönig! Was?“

Schweigend saßen sie sich dann gegenüber. Sie aß mit gutem Appetit, und dann blies sie kunstgerecht den Schaum etwas zurück, trank einen langen Schluck und sagte: „Ach sohne Weiße, — da geht doch nicht drüber.“ Und sie lachten beide.

Nun setzte sie das Bierglas wieder vor sich hin. Einen Augenblick hielt sie es noch mit beiden Händen umfaßt. „Krönig, alter Freund,“ — sagte sie dann, — „wie lang ist's wohl her, daß wir zwei beide uns kennen?“

Er rechnete ein wenig: „Dreißundfünfzig.“

Sie nickte: „Wird schon stimmen! Dummehals war ich sieben und Sie, — was? — zehne. Und Ihr Vater sah hinter die Heringsstompe, und meiner an die Habelbank. Die Leute werden sagen, uns sei's gut geworden. Na ja —! Aber so das rechte Glück, — du mein Gott, — das war doch alle, als mein guter Pflaume keine Weißen mehr mochte und Champagner trank. Ich will ja nich klagen, ich bin ja auch nich vors Stillestehn und, sehn Se, Krönig, ich freue mich ja, daß meine Zungens was bedeuten. Aber ob's das rechte ist, Krönig, das, was wirklich glücklich macht, das weiß ich doch nicht!“

Er hatte den Kopf tief geneigt. Und wissen Sie noch, wie ich Ihnen zu Ihrer Hochzeit gratulirte? Weiß Gott, liebe Freundin, die paar Rosen, die ich armer Kaufmannslehrling damals Ihnen brachte, hatten auch ihre Dornen für mich. Dann ging's aufwärts, — jawohl! Die Leute sagen, ich habe viel Glück gehabt, und ich kann ohne Ueberhebung hinzufügen, ich habe redlich gearbeitet. Aber daß ich je froher oder zufriedener gewesen wäre, wie damals, als mir eine solche Weiße noch ein Ausnahmegenuß war, das kann ich doch nicht sagen.“

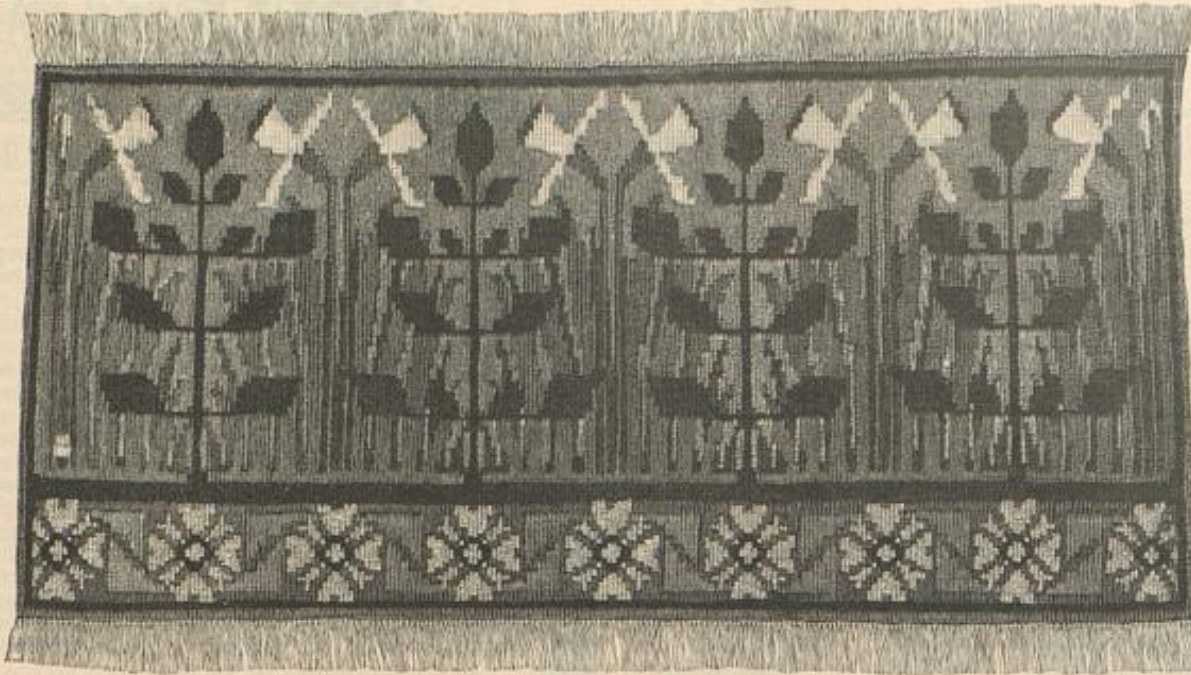
Sie nickte, trank wieder ein Schälchen und sagte, als er dasselbe that: „Proßt!“ Aber dann fuhr sie fort: „Und was andres is's doch gewesen, — Sie und wir! Sie immer ruhig weiter und nicht oben hinaus! Und mein Seliger, — Gott verzeih's mir, aber die eine große Dummheit häßt' er nicht machen sollen!“ Sie glitt ganz langsam mit dem Zeigefinger auf der Tischplatte hin und her: „Denn, Krönig, es ist doch bei uns man immer was Halbes geblieben. Sehn Sie, wenn einer so von dem König im Kriege das von kriegt, oder wenn einer wegen seiner Verdienste geadelt wird, — na, warum denn nich?! Aber so bloß um Geld kaufen? Ne, ne, Krönig, — das bleibt Talm!“

Er antwortete nicht. Aber nach einer kleinen Weile streckte er ihr plötzlich über den breiten Tisch seine Hand hinüber und sagte schlicht und warmherzig: „Ihnen aber hat unser Herrgott doch ein adeliges Herz gegeben!“

Da erröthete die Matrone wie ein junges Mädchen. Sie drückte nur die Hand, ernst und kräftig; dann stand sie auf. „'s is Zeit für mich von wegen die Bahn. Und ich dank Ihnen recht schön, Krönig, — für allens, aber auch für die Weiße da.“ Um ihren Mund zuckte es verrätherisch, und ihre sonst so feste Stimme zitterte ein wenig. Und ihm ging's nicht viel anders.

„Grüßen Sie Menger von mir, Char — Charlotte!“ Da war der Vorname heraus, — zum ersten Male vielleicht seit vierzig Jahren, und es kam ihm doch vor, als könne es gar nicht anders sein. „Grüßen Sie Menger. Und — und sagen Sie ihm, Charlotte, ich, der alte Krönig, schähe ihn heute, wie immer! Er ist nicht, — er ist nicht allein Schuld!“

Sie standen schon auf dem Flu. Da blieb sie noch einmal stehen und entgegnete mit einem schmerzlichen Seufzen: „Ne, Otto, — er ist nicht allein Schuld. Sehn Sie, das überwind ich nicht. Ach, — Grethe, — mein Kind, mein Fleisch und Blut —!“



Narcissen, von Otto Edmann.

Aus dem Hohenzollern-Kaufhause, S. Hirschwald, Leipzigerstr. 117/118, Berlin. Narcissen weiß, Stengel und Blätter grün, Zwischenblumen roth auf braunem Stengel, Füllung blau. 150 zu 70 cm, Preis 125 Mk.

Langsam, mit kleinen, vorsichtigen Schritten, führte er sie die paar Stufen hinab und über die Straße zum nächsten Drochsenstand. Er öffnete den Schlag und half ihr hinein. Und dann sagte er: „Adieu, Charlotte!“ Und sie: „Adies, Otto!“

Und er stand mit abgezogenem Hut, als die Drochse anfuhr, und winkte der alten Baronin noch einmal zu. Und dann richtete er sich langsam auf und flüsterete vor sich hin: „Die ist fein Talmi, — sie war immer gutes, klares Gold!“

(Fortsetzung folgt.)

Raddruck verboten.

Scherrebefer Wandteppiche.

Von Arthur Fels.

Die Bildgewebe, welche man in Deutschland allgemein aber fälschlich Gobelins, und selten aber richtig Wandteppiche zu nennen pflegt, stehen ihrem Herstellungs-Prinzip nach auf der untersten Stufe der Webe-Technik, sind aber nichtsdestoweniger das Höchste, was die Kunst in der Weberei hervorbringen kann. Denn sie lassen sich nicht, wie andere gemusterte Stoffe, nach einer einmal vorhandenen Vorlage durch Maschinen binnen kurzer Zeit in beliebig großer Anzahl erzeugen, sondern müssen in zeitraubender, oft jahrelanger Thätigkeit einzeln mit der Hand gefertigt werden. Gerade darin liegt aber auch die Möglichkeit der künstlerischen Leistung, denn nicht nur der Entwurf, — den wir Deutschen wiederum so schön „Carton“ nennen, — muß von einem Künstler herrühren, sondern auch die Uebertragung in das farbige Wollengewebe erfordert eine kunstverständige Hand.

Die Technik ist sehr einfach. Jedermann kennt unser gewöhnliches Korbgeflecht: senkrecht stehende Ruten, zwischen welche die querlaufenden durch Vor- und Hinterbiegen eingeflochten sind. Genau so diese Bildweberei. An einem schlichten, viereckigen Holzgestell sind die Kettenfäden, welche den senkrechten Korbstruthen vergleichbar sind, ebenfalls senkrecht aufgespannt, und wie der Korbflechter die Querruthen, so führt der Bildweber den aufgespulten Schußfaden mit der Hand im Wechsel vor und hinter den Kettenfäden weg. Aber nicht über die ganze Breite läuft der Schußfaden, sondern nur innerhalb des Bereichs der einzelnen Farbe. Jede auch noch so geringfügige Farben-Nuance bedingt, daß der von ihr eingenommene Theil der Bildfläche für sich gewebt werden muß. Ein Wandteppich setzt sich also aus einer ganzen Menge kleiner Farbenflecke zusammen, welche sämmtlich einzeln gewebt, aber durch die allen gemeinsame Kette mit einander

verbunden sind. Je größer daher die Zahl der Farben in einem Entwurfe, desto schwieriger auch seine Uebertragung durch die Bildweberei. Desto größer muß dann aber auch das Verständniß des Kunstwebers selbst sein.

Was man im gewöhnlichen Leben, — zum Unterschiede von den maschinemäßig erzeugten, schlechtthin Gobelins genannten Imitationen (Kostenpreis 20—60 Mk. per Quadratmeter), — unter „echten“ Gobelins versteht, das ist auf die eben geschilderte Weise in oft mehr als zweitausend Farben hergestellt. Solche Webereien gleichen vollständig Bildern und wollen das auch, ja sie suchen gerade hierin den höchsten Ausdruck ihrer Kunst, und nur solche Kunstwerke verdienen überhaupt Gobelins zu heißen. In diesem Sinne arbeiten die staatliche Manufacture des Gobelins zu Paris und die Werkstätten von W. Biesch & Co. in Berlin. Beide Anstalten sind einander ebenbürtig; ihre Arbeiten sehen natürlich, ihrem Werthe entsprechend, hoch im Preise und, wenn man einmal den Mißgriff thun will, solche Erzeugnisse nach dem Inhalte zu beurtheilen, dann kann man sagen, daß ein Quadratmeter echten Gobelins in mittelfeiner Ausführung, mit figürlichen Darstellungen etwa 2000 Mk. kostet und die Arbeit eines geschickten Mannes für ein volles Jahr in Anspruch nimmt.

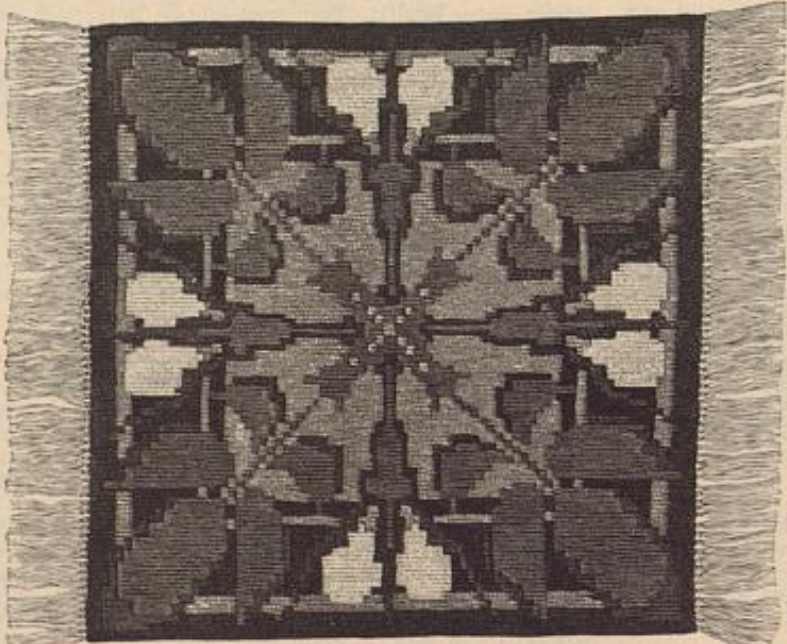
Daneben aber giebt es eine Hausweberei von Wandteppichen in dem schleswigschen Kirchdorfe Scherrebel, nördlich von Londern. Ihre Erzeugnisse sind technisch genau so hergestellt, wie die echten Gobelins, im übrigen aber ganz von ihnen verschieden. Sie sind bedeutend einfacher und gröber, kosten aber auch, wiederum auf den Quadratmeter bezogen, bei etwa zweimonatlicher Arbeit nur 170 bis 180 Mk.

Die Technik war schon früher an der schleswigschen Westküste zu Hause, ist aber zu Beginn unseres Jahrhunderts verloren gegangen und mußte erst durch norwegische Lehrkräfte, welche der Scherrebefer Pastor Jacobsen berief, wieder eingeführt werden. In ganz Scandinavien, namentlich aber in Norwegen, fertigt man ja die den Lesefinnen bekannten Kissen und Möbelbezüge, Decken und Wandbehänge, welche zu meist geometrische Muster in einfacher Gobelin-Technik zeigen. Diese Kunst, welche durch den nordischen Verein zur Beförderung des Hausfleißes (Den Norske Husflidsforening, — eine Vereinigung, die auch uns recht noth thäte!) ganz besondere Förderung erfahren hat, wurde nun nach Scherrebel verpflanzt, aber nicht auch die nordischen Muster, sondern in Hamburg und anderwärts fanden sich Künstler (Otto Edmann, Alfred Mohrbutter, Momme Nissen u. a.), welche den fleißigen Hausfrauen Scherrebeles geeignete Entwürfe im Sinne der neueren Kunstbestrebungen lieferten. Diese neue Kunstrichtung läuft, soweit es Wand- und Möbel-Decoration angeht, im wesentlichen darauf hinaus, die Wand-, Stuhl- und Tischflächen durch rein flächenhafte Darstellungen zu schmücken. Sie verwirft daher alles, was irgendwie einen körperlichen Eindruck hervorrufen könnte, und möchte das, was sie darstellen will, in möglichst einfachen Linien wiedergeben. Sie sucht daher auch nicht ihr Heil in der getreuen Abbildung der Einzeltheile, sondern faßt das Wesen des Ganzen ins Auge; sie setzt die Farben in möglichst breiten Flächen neben einander und bemüht sich, durch Hervorheben des Kennzeichnenden und Weglassen des Unwesentlichen im Beschauer den gewollten Eindruck mit denkbar größter Klarheit und Farbenwirkung zu erzielen. In diesem Sinne sind auch nur die genialen Entwürfe zu verstehen, welche namentlich Edmann (jetzt in Berlin) für Scherrebel geliefert hat; unsere Darstellungen gelten zwei Wanddecken und einer Tischdecke. Auf dem langen Wandteppich, dem

Tulpenbeet, heben sich von dunkelblauem Grunde kupfer- und holzfarbene Blumen ab, umgaulert von weißen Schmetterlingen; auf der breiten Wanddecke erscheinen die Narcissen weiß mit gelb geränderten Kelchen auf mattblauem Grunde, dazwischen steigen dunkelrothe Bäumchen auf; eine gelb-braun-roth gemusterte Vorte schließt die Decke unten ab. An dem Decken sind die Blüthen weiß und roth, die Blätter hellblau und grün und die Füllung braun. Die wichtigsten anderen sind: Stille Fahrt: langsam vor blühender Wiese vorüberziehende Segelschiffe; Mövenscharen: gaukelnde Möven über den Meereshorizont; Fünf Schwäne: einen von herbstlichen Bäumen umstandenen Bach schwimmen fünf Schwäne hinab, im stillen Wasser sich wiederpiegelnd; ferner Apfelsweige, Kastanien u.

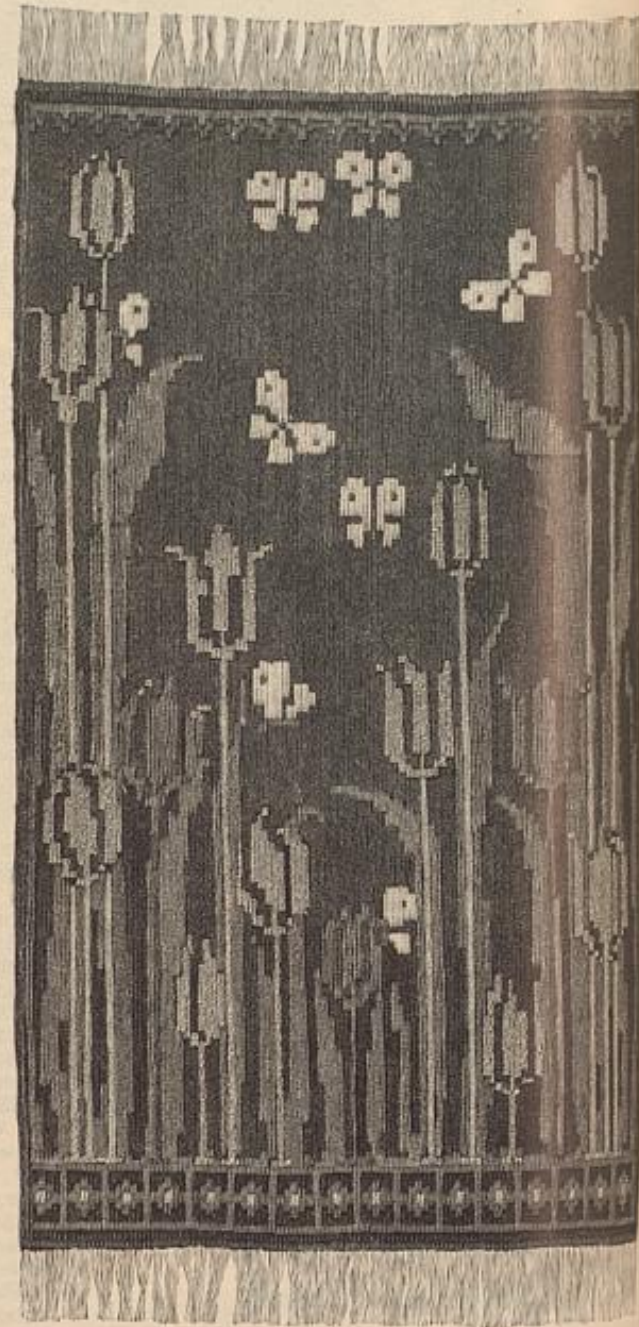
Daß einer solchen Kunstbewegung im Anfange etwas Herbes anhaften muß, ist begreiflich, und die Uebertragung der Entwürfe durch eine Technik, die nur geradlinige Umrisse zuläßt, mildert die Herbe nicht, erhöht sie eher. Immerhin liegt in diesen Bestrebungen ein bedeutsamer Fortschritt. Es schadet gar nichts, wenn unsere Augen, die allerdings durch die in unseren Stuben angehäuften fast- und kraftlosen, sächlichen Stickereien und Malereien arg verdorben sind, endlich einmal an kräftige, wenn auch herbe Linien, an ausgesprochen klare Farben und an Darstellungen sich gewöhnen, welche zum Nachdenken auffordern. Vielleicht erblickt man dann doch noch einmal ein richtiges deutsches Kunstgefühl.

Das thut uns aber auch herzlich noth, namentlich für das Kunstgewerbe. Lebte doch in uns allen seit langer Zeit das dumpfe Bewußtsein, daß unser deutsches Kunstgewerbe und die Unterstüfung, welche es durch die Familie, durch das Haus, finden soll, nicht auf den Bahnen gesunder Empfindung sich bewegen. Wir waren schon einmal auf der richtigen Bahn, nämlich in den siebziger Jahren, als mit der Wieder-aufrichtung des deutschen Reiches eine neue deutsche Kunst-fiance erblickte. Aber anstatt diesen Weg folgerichtig weiter-zuführen, haben wir uns auf Seitenpfaden verloren. Erst die englische Bewegung hat uns wieder soweit aufgerüttelt, daß wir jetzt einfache, ihrem Zwecke entsprechende Formen und klare, kräftige Farben verstehen und würdigen lernen. Hierauf wird und muß die neue Bewegung in unserem Kunstgewerbe weiter-bauen. Vor allen Dingen gilt es, sich immer gegenwärtig zu halten, daß in erster Linie der Zweck bestimmend bleibt für das kunstgewerbliche Erzeugniß, möge es in der Werkstatt oder in häuslichen Kreise entstehen. Zum zweiten aber bestimmt der Stoff, welcher verarbeitet werden soll, das Wesen des Erzeugnisses. Beide, Zweck und Stoff, müssen klar und augenfällig zu Tage treten. Diesen Forderungen genügen die Scherrebefer Arbeiten in tadelloser Weise: sie sollen als Decke, Wand-behang oder Thürfries dienen und müssen daher ruhig, wohlthuend, harmonisch wirken; sie sind aus Wolle in Gobelin-Technik gewebt und schließen sich daher in ihrer Zeichnung und Farbengebung mustergültig an die Eigenart dieses Gewebes an.



Deckstern, von Otto Edmann.

Aus dem Hohenzollern-Kaufhause, S. Hirschwald, Leipzigerstr. 117/118, Berlin. Blüthen weiß und roth, Blätter hellblau und grün, Füllung dunkelbraun. 88 cm im Quadrat. Preis 20 Mk.



Tulpenbeet, von Otto Edmann.

Aus dem Hohenzollern-Kaufhause, S. Hirschwald, Leipzigerstr. 117/118, Berlin. Tulpen gelb und roth, Blätter grün, Schmetterlinge weiß und roth, Füllung blau. 150 zu 70 cm. Preis 180 Mk.

Aus dem Leserkreise

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knappen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat erfordern sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Thematia zurückzukommen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer“ keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinander zu setzen. — Bezugsquellen der im „Leserkreise“ beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise“ angegeben. Die Red.

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Die schwedische Schul-Gymnastik. — Den Zeitungen entnehme ich, daß vielfach Meinungs-Verschiedenheiten über die Vorzüge dieses oder jenes Turn-Systems bestehen. Ich möchte hier ein paar Worte zu Gunsten der schwedischen Schul-Gymnastik sagen, die, im Hinblick auf die Forderungen der Hygiene, wohl besondere Beachtung unserer Frauen und Mütter verdient. Das deutsche Turnen schließt eine Gymnastik im eigentlichen Sinne des Wortes von vornherein aus. Der deutsche Turner verbindet mit dem Begriff Turnen eine gewisse Ungebundenheit; für ihn handelt es sich hauptsächlich um Bewegung, Beweglichkeit, Leibesübung, Entsehtungs-Verfahren (dem freilich oft genug durch gleichzeitigen, mit dem Turnen in engsten Zusammenhang gebrachten Biergenuß wieder wirksam entgegengeartet wird).

Diese Auffassung hat sich naturgemäß auch auf das deutsche Mädchenturnen übertragen. Es hieße, unseren Turnverständigen ein Unrecht zufügen, wollte man voraussetzen, daß ihnen das eigentliche Verständnis für eine „Turn-Methode“ abgeht; dafür aber, daß die deutsche weibliche Turnerei noch im Argen liegt, zeugen so charakteristische Belege, daß sie jedem, der nur mit einigem Verständnis an eine Prüfung unserer Turnverhältnisse herangeht, in die Augen fallen müssen. Schon die Thatsache, daß unsere Mädchen mit Corset turnen, — turnen dürfen! — genügt, um unser ganzes weibliches Turnen zu entwerthen! Trotz dieses stählernen Geradhaltens, oder eigentlich gerade als Folge desselben, ist die Haltung unserer meisten turnenden jungen Mädchen schlecht, ist ihr Gang schwerfällig, sind ihre Bewegungen ungraziös; die natürliche Anmuth kann sich beim deutschen Turnen nicht entwickeln.

Ganz im Gegensatz hierzu steht die Turn-Methode, die man in Schweden eingeschlagen hat, um gesunde Mädchen und gesunde Mütter zu erziehen. In der schwedischen Gymnastik werden die Muskeln wirklich ausgebildet, durchgebildet; da werden Muth, Energie, Selbstüberwindung und ein gesundes Kraftbewußtsein entwickelt und gefördert; dort erzielt man nicht gelenke oder ungelente „Ungebundenheit“, sondern Harmonie, bei gleichmäßiger Inanspruchnahme aller Kräfte.

Tafel sich in Berlin jetzt Gelegenheit bietet, diese gesundheitsfördernde Art Gymnastik zu betreiben, begrüße ich als eine neue Errungenschaft unserer Reichshauptstadt. Nicht nur, daß ich jedem Mädchen, die an diesen Kursen theilnimmt, den großen Vortheil, den es davon haben wird, von Herzen gönne, ich wünsche vor allem, daß unsere Turnlehrerinnen recht viel dort hospitiren möchten. Sie würden selbst davon profitieren; der ästhetische Genuß, den der Anblick einer nach schwedischem System übenden Abtheilung junger Mädchen oder Kinder in ihren zweckmäßigen und kleidsamen Kostümen bietet, lohnt in der That einen Besuch der Kurse. Wenn aber auch unsere leitenden Kreise der Frage einer Reform unseres Mädchen-

Turnwesens näher treten wollten, so würden wir vielleicht einst dahin gelangen, auch unsere weibliche Jugend gesünder, leistungsfähiger als bisher und in freier, elastischer Haltung zu sehen. Die Schul-Gymnastik-Curse stehen unter Leitung von Fräulein Luise von Egiby, die ihre Ausbildung als Schwedischer Gymnastik-Director und Heil-Gymnastin am Königlich Central-Institut für Gymnastik zu Stockholm erhalten hat. Sie finden mehrmals wöchentlich im Turnsaale der Charlottenschule, W. Steglitzerstr. 29 statt. N. v. G.

Die Zähne und ihre Behandlung. Populäre Mittheilungen von Dr. Ludwig Brandt. 3. Aufl. Göttingen, Fr. Wunder. (75 Pf.) — Das Büchlein schildert klar und kurz, was zur Erhaltung gesunder und zur Behandlung kranker Zähne allgemein wissenswerth ist. Dr. D.

Krl. von D. — Ein bewährtes innerliches, schnellwirkendes Mittel gegen Gesichtspickel vermögen wir nicht zu empfehlen. Es ist möglich, daß ein solches zur Unterfützung äußerer Mittel nöthig ist, das richtet sich aber, ebenso wie die Auswahl der letzteren, nach den besonderen, nur durch persönliche ärztliche Untersuchung festzustellenden Umständen. Durch Probiren aller möglichen Mittel werden Sie schon aus Mangel an Geduld sehr wahrscheinlich niemals die richtige Behandlungsart herausfinden. — Das „Unna'sche“ Haar-Entfernungsmittel wirkt auf alle Haare. Seine Zusammensetzung ist bekannt; die Anfertigung erfordert Sorgfalt, kann aber in jeder guten Apotheke geschehen. — Rother Hände weiß machen, kann man nur, wenn man die Ursachen kennt und zu beseitigen weiß, dazu ist auch wieder ein Arzt nöthig, der Ihnen dann zugleich sagen kann, was gegen die betreffenden Hühneraugen zu thun ist; gäbe es ein einfaches Hausmittel gegen rothe Hände, so würden nicht so viele Geheimmittel angepriesen werden! Dr. D.

Unsere Kinder.

Sollen Eltern ihre Kinder für kleine Dienstleistungen belohnen? — Welche meiner verehrten Leserinnen hätte nicht schon Gelegenheit gehabt, folgende und ähnliche Scenen zu beobachten:

Es ist um die Mittagzeit. Die Mutter, eine vielgeplagte Hausfrau, ist noch emsig mit dem Herrichten des Essens in der Küche beschäftigt.

„Karlehen,“ ruft sie hochrothen Antlitzes in die Stube hinein, wo ihr unlängst aus der Schule zurückgekehrter Junge mit einem Buche in der Hand sitzt. „Karlehen, spring doch einmal zum Kaufmann hinüber, hole mir schnell einen halben Liter Essig!“

„Ach, schon wieder laufen,“ mault dieser, „bin eben erst gekommen.“

„Aber Du liest ja doch nur, ich selbst kann nicht vom Essen fort, mach schnell, bitte!“ mahnt sie eindringlich.

„Immer laufen, gestern mußte ich auch gehen und heute schon wieder.“

„Geh nur, geh, sollst auch 5 Pfennige haben, nur schnell!“ ruft entschlossen sich Karlehen und geht.

Emma ist aus der Stadt zurückgekehrt und packt ihren Einkauf auf dem Tische aus. Hier ist das übrige Geld, es sind nur 3 Pfennige, die darf ich doch behalten, nicht, Mutterle? Und die Mutter nickt bestätigend und bedenkt nicht, daß ihr Töchterchen vielleicht dadurch veranlaßt wird, in Zukunft jede kleine zurück erhaltene Summe als ihm gehörig zu betrachten, die es mit oder ohne Wissen der Mutter für sich zu Näschereien behält.

Bei Müller's ist Besuch. Die Kinder sind herbeigeholt worden und sollen mit ihren besonderen Fähigkeiten und Kennt-



Osterhäuschen im Waldesheim. Wald-Mosaik.

nissen glänzen, wozu sie jedoch, wie es zuweilen der Fall ist, gar keine Lust zeigen.

„Na, Walter,“ wendet sich der Vater an seinen Ältesten, „sag' einmal das Gedicht auf, das Du neulich in der Schule gelernt hast, weißt Du: Jung Siegfried war ein stolzer Knab!“

Walter schüttelt statt der Antwort nur energisch den Kopf und bleibt still und stumm.

„Aber so sag' es doch, Du kannst es ja so schön!“ schmeichelt der Vater.

Erneuertes, noch entschiedeneres Kopfschütteln. „Ich mag nicht!“ läßt er sich endlich vernehmen.

„Wenn Du es recht hübsch und deutlich aussagst, so kriegst Du auch von mir einen Groschen!“ erklärt der Vater, damit sein letztes, stets wirkendes Zugmittel anwendend.

„Gieb mir zwei Groschen, dann will ich's herfagen!“ läßt sich endlich der Junge herbei.

„Du bist ja ein unverschämter kleiner Peter! — Na, — also die zwei Groschen sollst Du haben, nun aber auch schön und laut anfangen!“

„Erst leg' sie hin, — eher fang' ich nicht an,“ erklärt der schlaue kleine Handelsmann, der einem schnell gegebenen Versprechen nicht immer trauen mochte; erst als das Geld auf dem Tische liegt, versteht er sich endlich dazu, seinem Vater zu gehorchen. —

Ich gebe zu, daß es im Sinne einer vernünftigen Erziehung durchaus nicht verwerflich ist, den Kindern ab und zu ein anerkennendes Wort, eine kleine Freude und Belohnung für einen gern erwiesenen Dienst, eine wohlgeleitete Leistung angedeihen zu lassen. Es dient ihnen zum Sporn und macht sie schaffensfreudiger. Aber wie oft haben schwache und nicht denkende Mütter oder Väter ihre Kinder an den Empfang kleiner Gaben so gewöhnt, daß sie nur dann gehorchen, wenn ihnen ein Lohn dafür in Aussicht steht! Aus solchen Kindern werden dann egoistische, engherzige Menschen, die nichts um der guten Sache selbst willen thun, die ihre Hände von allem lassen, wo ihnen kein Gewinn winkt, und welche die reine Freude an einer edeln, uneigennütigen That kaum dem Namen nach kennen! R. W.

Zum Osterfest.



Osterei mit Photographien.

Osterei mit Photographien. — Aus weißem Carton schnitt ich fünf, je 7 zu 5 cm große, eiförmige Theile, die ich, nachdem sie unten durchlocht waren, mit einem Schnürchen, — es darf auch schmales Band sein, — vereinigte. Das oberste als Deckel für die anderen Blätter dienende Blatt wurde mit der Aufschrift „Fröhliche Ostern“ und einigen Weidenzweigen farbig bemalt. Auf dem rückseitigen Deckblatt des Büchleins steht die Jahreszahl 1898. Die drei freien Blätter innen beklebte ich mittelst Stärke-Kleisters mit je einem auf rothes Pigment-Papier übertragenen Kinderbildchen und beschnitt dies erst danach. Auch Platin- oder mattes Celloidin-Papier eignet sich dazu, während jedes glänzende Papier weniger geschmackvoll ist. Das Schnürchen oder Bändchen wird am besten in der Pigment-Farbe gewählt, ebenso die Verzierung des Deckels. R. W.

Osterehäuschen im Waldesheim. Wald-Mosaik. — Alljährlich zu Weihnachten und Ostern erfreue ich meine dann zum Besuch bei mir weilenden Großkinder mit einem Aufbau in Wald-Mosaik in der Art, wie diese Arbeit bereits in „Aus dem Leserkreise“ vom 1. Nov. 96 beschrieben wurde. Den Osterbau möchte ich in Bild und Wort meinen Mitleserinnen vorführen. Ist das Moos- und Rindenhäuschen fertig, so umgibt man dasselbe mit Buschwerk aus Flechten, Moos und Farren und mit Fellen aus trockener Baumrinde und Candis-Zucker. Die Treppe läßt sich ebenfalls aus Rinde, das Treppengeländer aus entnadelten Tannenzweigen herstellen; zuletzt werden die Wege und der Rasen, auch wohl das Häuschen, leicht gummirt und reichlich mit Diamantine bestreut. Dann erst folgt das Aufstellen der Hasen und das Festkleben der Eier etc., die auf dem 80 zu 76 cm großen Unterbau in hübscher Anordnung vertheilt werden. Die Hasenfamilie lebt auf gutem Fuß mit einem kleinen weißen Pudel und den Täubchen, die ungenirt zwischen ihnen hin und herfliegen. Auch Vater Storch hat sein Nest bei ihnen gebaut und macht sich von Zeit zu Zeit höchst nützlich, indem er kleine niedliche Häuschen ins Waldesheim bringt. Im Wagen sitzt wohlgenuth der Nestquack, von der Hasenmama sorglich gefahren; sein Vriberdchen „macht Männchen“ im Rahn, Vater Hase schiebt neuen Eiervorrath herbei, den sein Kletterer neugierig mustert. Die anderen amüsiren sich nach Herzenslust, Großvater mit dem zerbrochenen Arm stärkt sich gerade an einem Gläschen Hasenwein, und Großmütterlein guckt, um das Wohl der Familie besorgt, aus der Thür, ob's Wetter auch gut bleibt zum Osterfest. Frau W.

Wendische Spiele am Osterfeste. — Wohl nirgends wird so viel Werth auf das Färben der Ostereier, auf das Spiel mit bunten Eiern gelegt, als in dem von Wenden bewohnten Theil der Niederlausitz. Während der erste Ostertag nur der kirchlichen Feier gewidmet ist, gleicht der zweite ganz einem Volksfeste, besonders wenn der Himmel günstig ist und das Spiel mit den Ostereiern gestattet, das nur im Freien vor sich geht. Lacht die Sonne, ist der Boden nicht zu sehr durchweicht, so sammeln sich Burschen und Mädchen im schönsten Buze auf der Dorfstraße um die „Walfauer“. Dieses sind Gruben von etwa zwei Fuß Breite, vier Fuß Länge und einhalb Fuß Tiefe mit allmählich abfallender Senkung. An die tiefste Stelle legt jeder Mitspieler ein buntgefärbtes gefochtes Ei, es versteht sich, daß es nur um so schöner gefurden wird, je greller und bunter es ist. Nach der Reihe wird dann von jedem Beteiligtem ein Ei hinabgerollt. Trifft dieses eins

der unten liegenden Eier, so muß der Besizer derselben es mit einer Stecknadel von dem Spieler auslösen, der weiter spielen darf; trifft es nicht, so bleibt das Ei unten liegen, und ein anderer kommt an die Reihe. Stundenlang geht das Spiel in dieser Weise fort, bis keine Eier mehr da sind, die natürlich nur so lange benutzt werden, als die Schale hält. Ist sie zerbrochen, so wird das Ei verzehrt, die Schalenstücke werden umhergestreut. So kommt's, daß nach dem Feste die ganze Dorfstraße mit bunten Eierschalen-Stückchen bestreut ist. Daß das Auslösepfand eine Stecknadel ist, muß wunderbar erscheinen; da die große Haube der Wendin aber nicht genügt, sondern nur gesteckt wird, so ist die Stecknadel ein begehrter Gegenstand, und die Mädchen lassen es sich gern gefallen, wenn der Herzliebste sie ihnen schenkt, — eine Wiederholung des alten Sprichwortes: Eine Nadel zerstückt die Freundschaft. Hell!

Ostermännchen aus Hefenteig. — Aus 250 g Mehl, 10 g Hefen und $\frac{1}{2}$ l lauwarmen Milch wird ein Hefestück angefertigt; während dasselbe aufgeht, rührt man 50 g Butter zu Schaum, mischt 1 ganzes Ei, 1 Löffel feinen Zucker und etwas Salz hinzu, verarbeitet dies mit dem Hefestück zu einem ziemlich festen Teig und läßt diesen nochmals aufgehen. Dann legt man ihn auf ein mehلبestreutes Kuchenblech, formt kleine Männchen nach Art unserer Abbildung daraus, giebt ihnen ein bunt gekochtes Hühnerlei in die Arme, drückt diese fest aneinander, läßt die Männchen nochmals etwas aufgehen, bestreicht sie mit Eigelb, ohne das gefärbte Ei damit zu berühren, und bäckt sie in mäßiger Ofenhitze goldbraun. Erst nach vollständigem Erkalten nimmt man sie von dem Kuchenblech. A. H.



Osterei mit Schmetterling. Osterei als Clown.

Allerlei

Osterscherze.

— Meine diesjährige Collection Osterkerzen, für die Kleinsten in unserer großen Familie bestimmt, setzt sich aus lauter scherzhaften Kleinigkeiten zusammen. — Die beiden Stehauf-Eierlein, die neben allerlei Süßigkeiten und Leberpasten als norvus rorum einen großen Bleckklumpen bergen, halten es für ihre Pflicht, stets und stündig auf einer Spitze zu stehen! Sollen sie besonders haltbar sein, so verwendet man statt der Hühner- oder Enteneier hohle hölzerne Eier mit Deckel. Erwachsene und Kinder haben dann lange ihren Spaß an den lustigen kleinen Dingen; erst wenn die Eierschalen ganz unansehnlich geworden, öffnet man die „Schalen“, um den darin verborgenen Leberpasten aus Tageslicht zu verhelfen.

Direct aus China stammt das Ei mit dem Auserstehungs-Symbol. Es ist roth bronziert und trägt oben einen aus Papier geschnittenen, leicht angemalten Schmetterling. Der Clown lacht vergnügt über seine eigene drollige Gestalt. Der Kopf mit der Mütze aus Schreibpapier ist auf den Mundtheil eines Eies geklebt; Kränze und Arme bestehen aus Seidenpapier. Gesicht und Knöpfe sind mit Wasserfarben aufgemalt.

Luftig schauen auch der Josef und 's Eier-Nesele aus. Wer's noch nicht glauben will, daß sie direct aus dem Schwarzwald kommen, der frage nur das Eier-Nesele drum. Die steht ganz stramm da in ihrem Rock aus gestreiftem Fließpapier und trägt auf dem zierlichen Hasenhäupte eine zartblaue Seidenpapier-Schleife. Ihr ist ein wenig bange, denn der Stock mit Mütze und sauberer Schürze aus Schreibpapier schaut gar kritisch auf die „frischen“ Eier in ihrem Henkelkorbe. Ob er wohl entdeckt, daß dieselben ehemals Bohnen waren? L. D.

Ei als Bonbonniere. — Vom Drechsler läßt man aus Birnbaum- oder Ahornholz eine Bonbonniere in Eiform drehen, verziert sie mit Brennstift oder Schnitzmesser und füllt sie mit verschiedenem Confect.

Behälter für gekochte Eier. — Runde oder längliche Spannförbe, mit und ohne Henkel, werden außen durch den Brennstift oder mit Farben verziert, innen mit weißem Flanell bezogen und erhalten als wärmende Hülle ein Deckchen aus Flanell, auf dem mit leichten Stichen ein Blumenzweig oder ein Hühnerköpfchen gearbeitet wurde. Bandschleifen befestigen das Deckchen auf dem Eierkorb. C. F.

F. S. in W. — Wenn Sie selbst Osterscherze zusammenstellen oder vorbereitete Eierschalen mit Malerei verzieren wollen, so wenden Sie sich an Frau von Bod, Berlin SO, Holzmarktstr. 37a; dort finden Sie außerdem eine große Auswahl fertiger Osterscherze. Die präparierten Eierschalen sind fest und widerstandsfähig. Die Red.

Musikalisches.

Frau v. M. — Natürlich können wir Ihnen nur raten, den musikalischen Sinn Ihrer Kinder von früh an zu pflegen, u. a. auch mit ihnen zu singen oder sie zur Klavierbegleitung singen zu lassen. Es giebt ja so reizende Volkslieder, die dem kindlichen Verständnis durchaus angepaßt sind! Außerdem nennen wir Ihnen die „Kinderlieder“ von Wilh. Taubert und „Sechs Kinderlieder“ von Ad. Luczel (Verlag von Georg Plothow, Berlin W, Potsdamerstr. 113), unter denen Sie sicher viel Brauchbares finden werden. — Die „Fünf Gefänge“, op. 31, von Hans Hermann, und „Geistliche Lieder“ (mit Harmonium-Begleitung), von G. Raphael, sind im gleichen Verlage erschienen. Die Red.

Santa Cecilia. — Ein größeres Werk dürfte sich kaum für die Hand des Schülers eignen, außerdem finden Sie den Lehrstoff in jeder Klavierschule. Wir empfehlen Ihnen das „Hülfsbuch für den Klavierschüler“ von V. Kotschhoff. 2. Aufl. 1898. (Georg Plothow, Berlin W, Potsdamerstr. 113), das die wichtigsten Regeln und theoretischen Erklärungen in gedrängter Kürze enthält. Die Red.

Abonnetin in Ragua. — Die von Ihnen genannte Pianoforte-Fabrik von F. Stecher in Hamburg ist uns unbekannt. Die Red.

Off. — Als Verleger für Mandolin-Musik nennen wir Ihnen Schmidl u. Co. in Triest. Soviel uns bekannt ist, verlegt Emil Grube, Leipzig, auch Zither-Musik. Erbitten Sie einen Katalog. Die Red.

Fürs Haus.

Ungarin in Mohacs. — Zum Bronzieren von Bilderrahmen und Korbwaren verwendet man am besten gutes Bronzepulver, das mit französischem Terpentin und englischem Lack, je zu gleichen Theilen, zu einem dicken Brei angerührt wird. Man bepinselt diese Gegenstände damit und betupft die Vergoldung, solange sie noch feucht ist, mit trockenem Bronzepulver mittelst eines Häuschens Matte. Die angerührte Bronze trocknet leicht ein, deshalb mischt man nur wenig auf einmal. A. H.



Ostermännchen aus Hefenteig.

Rüchle.

Kastenspeisen. — Ein Gründonnerstag-Gericht. — Man rührt abends einen Teig von 250 g Mehl, einem halben Glas voll süßen Rahm und reichlich so viel Weißwein, einem ganzen



Das Eier-Nesele und der Josef.

Ei und etwas Salz. Am folgenden Morgen wirft man 125 g Butter ein, indem man den Teig immer zusammenschlägt und ausrollt, aber nicht knetet, bis die Butter nicht mehr sichtbar ist. Mit diesem Pasteten-Teig, dünn ausgerollt, belegt man eine Kuchenform mit Rand und bäckt den Teig in heißem Ofen goldgelb. Unterdeffen wäscht man eine Portion Spinat ungezählte Male in frischem Wasser, damit kein Sandkörnchen hängen bleibt, kocht ihn gar, hackt ihn ganz fein, dämpft ihn mit Butter, süßer Sahne, Salz und ganz wenig Muskatnuß, rührt, nachdem man den Spinat vom Feuer genommen, zwei Eigelbe dazwischen und füllt die dickflüssige Spinatmasse auf die Pastete. In die Mitte, wie um den Rand, legt man einen Kranz von sauber in Viertel geschnittenen gekochten Eiern. Will man Fleisch dazu reichen, so giebt man gekochten Schinken, Rauhfleisch oder gedane Kalbsmilch dazu. Ph. Fr.

Griechische Pastete. — Einen ungefühten Blätterteig bereitet man aus 1 kg Mehl, 500 g Butter, 3 Eidottern, 20 g Salz und ein wenig kaltem Wasser, läßt ihn an kühlem Orte ruhen, rollt ihn $\frac{1}{2}$ cm stark aus und schneidet 9 Platten nach der Größe einer Tortenform und eine zehnte, viereckige große Platte heraus. Diese breitet man über eine gebutterte und mehلبestäubte runde Blechform, streicht dann eine feine Fisch-Farce darüber, legt eine runde Teigplatte darauf und wechselt so schichtenweise mit Farce und Buttermehl-Platten ab, bis beides aufgebraucht ist, schlägt die vier Enden der untersten Platte darüber zusammen, bestreicht sie mit Eigelb und läßt die Pastete bei mäßiger Hitze 1 Stunde baden.

Fricandellen von Fischresten. — Man läßt ein Stück frische Butter zergehen, giebt dazu, je nach der Menge des zu verwendenden Fisches, ein oder mehrere Eier, Muskatnuß, Ingwer, Salz und Pfeffer, vermischt dies gut und fügt dann den von den Gräten befreiten, fein gehackten Fisch nebst so viel geriebenem Weißbrod hinzu, daß die Farce eine zum Formen-geeignete Festigkeit erhält. Davon macht man Fricandellen in beliebiger Größe, wälzt sie in Ei und gestoßenem Zwieback, worunter man geriebenen Kräuterkäse mischt, und bäckt sie in Butter hellbraun. — Auch kalt zu serviren.

Langjährige Abonnetin A. K. — Hier das Recept zu ungarischer Lorte: 250 g geklärte Butter rührt man zu Schaum und giebt nach und nach 8 Eigelbe und 4 ganze Eier, 375 g feinen Zucker und die abgeriebene Schale einer Citrone hinzu. Hat man diese Masse $\frac{1}{2}$ Stunden nach einer Seite hin gerührt, so mischt man allmählich 250 g feines Weizenmehl und 250 g Kartoffelmehl hinein, zieht den festen Schnee von 8 Eiweißen darunter, füllt den Teig in eine Tortenform, bäckt die Lorte in $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Stunde bei gelinder Ofenhitze. Nachdem sie gestürzt und ausgekühlt ist, besprengt man sie mit gutem Rum und überzieht sie mit einer Himbeer-Glasur. A. H.

M. A. — Nachdem die frische Rindszunge sauber gewaschen wurde, reibt man sie gehörig mit Salz und etwas pulverisirtem Salspeter von allen Seiten ein, legt sie in einen Steintopf und streut noch 2 Hände voll Salz darüber. Mit einem Brett und Stein beschwert, an einem kühlen Ort aufbewahrt, ist sie bei täglichem Umwenden bereits nach 8 Tagen genügend durchgepöfelt. A. H.

Zimmer-Einrichtung.

Bereinigung der Kunstfreunde. — Lange schon hegte ich den Wunsch, unser Heim mit guten Bildern zu schmücken; doch allen auf dem Lande Wohnenden bietet sich seltener Gelegenheit zum guten Kauf, als den Großstädtern. Da wurde ich vor einiger Zeit auf die „Bereinigung der Kunstfreunde“ zu Berlin W, Potsdamerstr. 23, aufmerksam gemacht; dieselbe hat die Ehre, J. M. den Kaiser und die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich, sowie viele Fürstlichkeiten zu ihren Mitgliedern zu zählen. Sie bezweckt, hervorragende Werke der Malerei, insbesondere die der königlichen National-Galerie, in farbiger Lichtdruck-Manier allgemein zugänglich zu machen. Die hergestellten Copien wollen nicht mit den Originalen selbst in Concurrenz treten, allein sie bieten die Erinnerung an das Original mit der vollsten Treue des photographischen Nachbildes. Die Mitgliedschaft der Vereinigung wird durch Jahresbeitrag von 20 Mk. erworben, für welchen dem Mitglied ein Bild nach Wahl, sowie stets im dritten Jahre eine Prämie geliefert werden. Seit kurzer Zeit bin ich nun im Besitz einer Wiedergabe der Sixtinischen Madonna und meine Erwartungen sind weit übertroffen. Die wunderbare Schönheit des Bildes kommt so zur Geltung, daß es uns allen ein steter Hochgenuss ist, das Bild zu sehen. C. F.

Gärtnerei.

Montbretia crocosmiaeflora. — Alljährlich erfreut uns und andere Besucher unseres Gartens die Befestigung des einen Blumenbeetes, die ich sonst in dieser Weise noch nirgends antraf. Es ist mit Montbretia crocosmiaeflora und Reseda odorata in abwechselnden Kreisen bepflanzt. Die Montbretia kauft man am vortheilhaftesten im Frühjahr, das Knöllchen zu 3 bis 5 Pfennigen. Wer das veräußert, bekommt für auch später noch ziemlich wohlfeil beim Handelsgärtner in Töpfen und kann Reseda dazwischen pflanzen. Gerade die Eigenthümlichkeiten dieser beiden Gewächse vereinigen sich zum schönsten Effect, besonders wenn man dabei die spätere Füllung von Blumenschalen oder hochschalenigen Basen im Auge hat. Die graziosen, meist glühend rothen Rippen der Montbretia stehen in prächtigem Contrast zu dem Grün der Reseda und vor allem zu gelben Theerosen. Beide erwähnten Pflanzen gehören außerdem zu den wenigen, die uns in unserem Klima bis in den October hinein mit ihrem Blüthenreichtum erfreuen; die Knöllchen der Montbretia sind ausdauernd. In geschützter Lage überwintern sie sogar ohne Bedeckung. Fr. G. H.

Emma A., Darmstadt. — Den lang aufgeschoffenen Gummibaum, der die meisten Blätter abgeworfen hat und sich nicht verzweigen will, schneiden Sie stark zurück, nöthigenfalls bis auf die Hälfte seiner Länge, dann halten Sie ihn so lange mehr trocken als feucht, bis er am Stamm auszutreiben beginnt, wonach er in alte, sandige Mistbeeteerde verpflanzt werden muß. Stark zurückgeschnittene Gummibäume bilden schon im ersten Sommer danach dicht belaubte Kronen. A. H.

Handarbeit.

Methodik der Handarbeit. — Beitrag zur Reform der Handarbeits-Unterrichtes von Emilie Erdmann, Lehrerin an der Mädchenschule zu Mainz. Heft 1. Das Erstick. Nr. 57 in den Text gedruckten Abbildungen, Mainz, Verlag von C. Kern. Preis 1,25 Mk. — Die Verfasserin hat mit der hier erklärten Methode die besten Erfolge zu verzeichnen gehabt; dieselbe eignet sich ebenso wohl für die Schule, wie für das Haus. Die auf drei Schuljahre verteilte Arbeit ist in feiner Weise vorschreitende Übungen zerlegt und wird in knapper, klarer Art durch Wort und Bild dem Kinde so verständlich gemacht, daß die Technik ihm weder Schwierigkeiten bereitet, noch von ihm wieder vergiffen werden kann. C. F.

Allgemeines.

Blüthenzweig in Silber-Filigran.

Unter den künstlichen Nachbildungen von Blumen kommen die in Silber- oder Gold-Filigran ausgeführten oft stattlich und reichlicher Goldschmiede-Arbeiten zur Verwendung auf die man sie auch zurückzuführen hat. Das dargestellte Myrtens Zweiglein ist einem für eine Silberarbeit bestimmten Kranz entnommen und zeigt zu mehreren Blätterstelen eine Anzahl geschlossener Knospen und voll erblühter Blumen, — die Blätter aus feinstem Draht, die Knospen und Blüthen aus Cantille, die mehr oder weniger ausgebeugt ist; seiner glatter Silberdraht dient als Halt für die einzelnen



Blüthenzweig in Silber-Filigran.

Stiele und zur Befestigung derselben an einander. Durch die Verbindung von Silberdraht und Cantille, matten und glänzendem Silber, wird die Eintönigkeit der Farbe gehoben und eine reiche Wirkung erzielt. — Außer Sträußen und Kranzen für die Silberhochzeit widmet man gern aus Silberblumen geordnete Rahmen bei gleicher Gelegenheit oder anderen Jubiläen; auch beschlagartige Ornamente für die Vorderseite von Albums und Adressen sind empfehlenswerth, wie ähnliche Verzierungen in entsprechender Form für Gebet- oder Gesangbücher zur Communion oder Confirmation einen vornehmten Schmuck bilden. Allerlei kleine Phantasie-Gegenstände in Silber-Filigran dürften überall willkommen sein, zumal sie in den modernen Etagären-Schränken durch Glasgehäusen vor Staub geschützt werden. Eine reiche Auswahl an Filigran-Arbeiten, neben dem dazu erforderlichen Material bietet Marie Hahn, Filigran-Fabrik, Dresden-A., Serrestr. 2. C. F.

Verlagsstellen: Oherhausen im Waldesheim, Arbeiten in Wald-Rosalt: Frau Hermine Wargall, Frankenthal, Biala — Chemnitzer: Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Anselmstr. 76. **Commissionen** nach Abbildungen „Aus dem Reservat“ überlassen Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Anselmstr. 76. Anfragen nach Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Streber.⁹⁾

Roman von Hanns von Zobeltitz (S. von Spelberg).

(13. Fortsetzung.)

XV. Kapitel

Es acht Tagen lag Hauptmann von Hellbach im Doctorhause.

Schon an der Stätte des Unfalls hatte Bernhaupt festgestellt können, daß die äußerlichen Verwundungen, ein Loch am Hinterkopf, einige tiefe Schrammen im Gesicht, verhältnismäßig leicht waren. Sicher rührte von ihnen auch nicht die schwere Betäubung her, die Hellbach umfassen hielt. Er mußte von dem unglücklichen Sturz eine starke Gehirnerschütterung davongetragen haben.

Während der Vater bei dem Sohne blieb, eilte der Doctor zurück. Er traf Ella noch auf; sie hatte seine Unterredung mit dem Major von ihrem Fenster aus angehört und erwartete seine Rückkehr im Vorzimmer. Als sie aber nun, beim Schein der kleinen Lampe, des Vaters verstörtes Gesicht sah, erschraf sie doch bestig.

„Nach ein Bett zurecht, Kind, — wir bekommen einen schwerer Verletzten ins Haus, — einen lieben Freund.“

Einen Augenblick griff sie nach dem Herzen. Vielleicht dachte sie an Pflaume.

„Hauptmann Hellbach, Ella, — er ist gestürzt, — Kind, ich hab' keine Zeit! Ich muß eine Tragbahre besorgen.“

Sie hatte die Schulter des Vaters mit beiden Händen umklammert. „Hellbach —“, hauchte sie. „Geht's? Und hierher — zu uns!“ Der letzte Tropfen Blut schien aus ihren Wangen zu weichen. Aber es war nur ein Augenblick der Schwäche. Dann nickte sie hastig: „Sofort, Vater! O der Kram! Und schwer, sagst Du?“ Sie ließ die Schulter des Vaters frei und preßte eine Secunde lang beide Hände gegen die Stirn. „Willy muß sein Zimmer räumen. Er reist ja doch morgen.“ Das war schon wieder ganz ihre alte, sichere, in sich gereifte Art.

Er nickte nur noch: „Keine Federbetten, Ella!“ Damit schante er hinaus.

Als sie eine halbe Stunde später den immer noch bewußtlosen Verunglückten ins Haus brachten, war alles zu seiner Aufnahme bereit. Und Ella selbst leistete ihm Samariter-Dienste. Es war ihr, es war auch dem Arzt, als könne es gar nicht anders sein. Der alte Major küßte ihr unter Thränen die Rechte, — und leise hauchte er einen Kuß auf ihre Stirn. „Er ist mein Einziger, Ella, — all meine Hoffnung, mein Stolz und mein Glück, Ella!“

Dann aber zog sie sich zurück, und als der Vater sie ermahnt ansah, sagte sie bestimmt: „Er darf mich nicht gleich sehen, wenn er zum Bewußtsein kommt.“

Der Doctor schlug sich vor die Stirn: „Recht hast Du! Wie konnte ich das auch vergessen.“

„Ich lasse anspannen und fahre sofort nach Billau, Papa, um eine Diakonissin zu holen. Hast Du noch Beforgungen in der Apotheke? Eis schicke ich Dir vom Gastwirth, wo ich halten lassen werde.“ Alles sagte sie ganz ruhig, und doch mit dem Ausdruck einer warmen und starken, tief innerlichen Anteilnahme.

Ella wurde in der Stadt länger aufgehalten, als sie gedacht hatte. Erst gegen acht Uhr morgens fuhr sie heim, neben sich die schwarzgekleidete Krankenschwester, vor sich einen Korb mit Beforgungen aller Art; sie war auch in der Wohnung von Vater und Sohn gewesen, um sich von des ersteren Haushälterin Wäsche und verschiedene Kleinigkeiten geben zu lassen.

So lange sie zu thun gehabt hatte, war sie völlig gefaßt und ganz frisch geblieben. Erst jetzt kamen, während der Gaul in seinem langsamem Trabe die Chaussee entlang trottete, eine grenzenlose körperliche Abspannung und zugleich ein Gefühl verzweiflungsvoller Lede und Angst über sie. So deutlich mußte sich das alles in ihrem Antlitz abspiegeln, daß die Schwester, die sie eine ganze Weile schweigend betrachtet hatte, plötzlich sagte: „Fräulein Bernhaupt, — nehmen Sie einen Seidel Wein dort aus der Flasche, — bitte!“

Da schüttelte sie doch wieder den Kopf, wortlos, — mit geschlossenen Augen. Sie hatte in diesem Moment nur die eine Empfindung: „Wenn sie nur nicht weiter in mich dringt! Nur jetzt nicht sprechen müssen!“

Aber während sie sich tief in den Storbüß zurücklehnte, zog es wie ein Traum an ihrem geistigen Auge vorüber, — alles Weh und alles Leid, das ihr die letzten Wochen gebracht hatten. Und sie wunderte sich selbst darüber, daß ihr das alles nun doch klein und nichtig erschien, gegenüber dem Gedanken an den Todwunden daheim. Und noch über etwas anderes wunderte sie sich, immer in dem verschwommenen Ideen-Gang des Halbschlafes: eigentlich galt ja wohl ihr tiefstes Mitempfinden dem Schmerz des Vaters, — und es galt — ja! — es galt einem lieben, werthen Freunde! Aber, nein, nein! — Es war doch auch wieder anders, ganz anders. Es regte sich da etwas in ihrer tiefsten Seele. —

„So, liebes Fräulein! Lehnen Sie sich nur ordentlich an mich an,“ hörte sie dann die sanfte Stimme der Schwester neben sich, und sie fühlte, wie diese ihren Arm um sie geschlungen hatte.

„Danke,“ gab sie noch leise zurück. Und dann schlief sie fest ein.

Vielleicht war es nur auf wenige Minuten gewesen. Aber als sie, unter dem Eindruck, der Wagen halte, erwachte, fühlte sie sich doch merklich erschreckt.

Der Wagen hielt wirklich. Es mußte eine kleine Carabollage unter dem langen Zug der ihm entgegenkommenden Marktswagen eingetreten sein.

Ella rieb sich unwillkürlich die Augen. Und erst im nächsten Moment hatte sie sich orientirt. Sie hielten auf dem Sommerwege, dicht unterhalb Trunberg. Auf der Chaussee aber kam gerade das Regiment Markgraf von Billau von der Nachtlung zurück, und die Musik an der Spitze stimmte soeben den alten Dessauer an.

Dicht hinter der Regiments-Musik ritt der Oberst. Deutlich bemerkte trotz allem Ella, daß er sie erkannte, aber mit Absichtlichkeit nach der anderen Seite sah. Dasselbe that, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, der Adjutant. Und da mußte sie bei all ihrem Schmerz lächeln.

Aber dann kam, an der Spitze des Regiments, das dritte Bataillon, und als Sternfeld und Graf Weltingen, die nebeneinander ritten, Ella mit der Diakonissin neben sich sahen, grüßten sie nicht nur die Tochter des allbeliebten Arztes, sondern Sternfeld sprengte auch auf den Wagen zu: „Gnädiges Fräulein, der Herr Papa ist doch nicht krank?“

Da richtete sie sich auf, und es brach mit dem Ausdruck namenlosen Schmerzes von ihren Lippen: „Herr Hauptmann von Hellbach ist gestürzt, — er liegt seit Mitternacht bei uns, — schwer verletzt!“

„Um Gotteswillen —“, Sternfeld's Klappe bäumte auf, unter der unwillkürlichen Bewegung seines Reiters. „Fräulein Bernhaupt, ich komme sofort zu Ihnen.“

Und während sich der Doctor-Wagen wieder langsam in Bewegung setzte, jagte Sternfeld in Carriere an die Tete, unmittelbar an die Seite des Commandeurs.

„Herr Oberst, ich bitte gefälligst, mich vom Rüdmarisch zu dispensiren und meine Compagnie Herrn Premier-Lieutenant Alfing übertragen zu dürfen.“

Herr von Pflaume sah mit Erstaunen in die erregten Züge des Officiers. „Bitte, Herr von Sternfeld, — aber — was ist denn die Veranlassung?“

„Hauptmann von Hellbach ist gestern Abend beim Nachhauerritt gestürzt und hat sich lebensgefährlich verletzt!“

Einen Augenblick preßte der Oberst die Lippen fest aufeinander. Ein seltsamer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. Dann sagte er endlich: „Ach, — ich bedaure unendlich. Aber leider war Herr von Hellbach eben ein mähiger Reiter.“

Das war Sternfeld denn doch zu viel. Hestig und scharf entgegnete er: „Er galt uns allen als der beste Reiter im Regiment. — Der Herr Oberst gestatten wohl auch, daß ich den Oberstabsarzt benachrichtige.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, warf er seinen Gaul herum und jagte davon. —

Schon von weitem sah Ella den Vater. Er lehnte in der Gartenpforte und spähte wohl nach ihr aus. Und da überkam sie wieder die Angst von vorhin. Noch ehe der Wagen völlig hielt, sprang sie herab und dem Vater in die Arme: „Wie geht es? So sprich doch nur, — ist es schlimmer geworden?“

Er zog sie sanft in den Garten hinein und schüttelte den Kopf. „Nein, Kind, — Gottlob nicht! Hellbach hat sogar die Besinnung auf Augenblicke zurückerlangt, und — Ella — er nannte Deinen Namen. Nun schläft er. Und das ist das Beste.“

Die Diakonissin war inzwischen auch ausgeflogen. Der Arzt kannte sie schon und drückte ihr die Hand. „Ich wartete sehr eifrig,“ sagte er dann, „denn ich habe einige notwendige Befehle zu machen, und allein mit dem Major konnte ich den Patienten nicht lassen. Meine Tochter mag Sie zu ihm führen, liebe Schwester. Zu sagen habe ich Ihnen nichts, — nur Ruhe, absolute Ruhe!“

Auf leisen Sohlen schritten sie ins Haus. Aber ehe Ella die Schwester in das Krankenzimmer ließ, trat sie allein ein. Hellbach lag ganz ruhig. Die kleinen Wunden entstellten sein männlich schönes Gesicht nicht, das nur noch leicht geröthet war.

Einen Augenblick stand Ella schweigend an seinem Lager, beide Hände gegen die Brust gepreßt, tief in Gedanken. Und da regte sich wieder dasselbe seltsame Empfinden in ihr, wie vorhin im Wagen, ein Empfinden, das mehr war als Freundschaft und weit mehr als Mitgefühl — und doch nicht Liebe, — noch nicht Liebe vielleicht!

Nun schüttelte sie die Starrheit, die ihre Glieder lähmte, gewaltsam ab. Sie beugte sich über ihn, um den Eisbeutel zu wechseln. Einmal wenigstens noch wollte sie ihm den Dienst persönlich erweisen. Es war ja so wenig, was sie thun konnte.

Dann trat sie zurück zur Thür und winkte der Schwester. Der Tag forderte sein Recht von Ella Bernhaupt. Der Bruder reiste ab; der immer noch halb verzweifelte, fassungslose Major mußte untergebracht, wollte beschäftigt und getröstet werden. Hauptmann von Sternfeld kam, sich zu erkundigen, ebenfalls der Regimentsarzt, um nach dem Verunglückten zu sehen. Die kleine Händlichkeit wollte besorgt sein. Und es war gut, daß dem so war. Gerade die Thätigkeit half dem jungen Mädchen die bleierne Müde überwinden, die sie am Frühmorgen gepackt hatte. Als der Vater von seinen Krankenbesuchen heimkam, trat sie ihm ganz frisch entgegen. Nur ein wenig blaß sah sie noch aus, aber ihre Augen blühten klar und ruhig. Und sie sah seine Hand und jagte ohne alle Umschweife: „Du erlaubst, daß ich mit der Schwester abwechselnd den Kranken pflege.“

Er schüttelte doch den Kopf. „Ella, — ich weiß nicht recht.“ — Da fiel sie ihm schon ins Wort mit einem einzigen, vorwurfsvollen „Vater!“ Er schämte sich fast des kleinsten Empfindens und nickte hastig Gewährung. Und sie zog seine Hand an ihre Lippen und bat, wie ein Kind: „Mach' ihn bald gesund, Väterchen!“

Es war etwas wie stetig wachsende Kraft über sie gekommen nach der Dumpsheit der letzten Wochen. Die schöne Kraft ihres jungen Körpers, die lebendige Frische ihres Geistes erstarkten an den neuen Aufgaben, und als sie sah, daß die schlimmste Gefahr für den Kranken vorüber war, erwachten auch wieder die sonnige Anmuth und die ruhige, in sich selbst sichere Heiterkeit ihres Wesens. Niemand empfand das vielleicht mehr, als der alte Major. Wenn er sie kommen und gehen sah, schaltete und walfen, sich stets auch um seine kleinen Bequemlichkeiten bemühend, an alles denkend, lächelte er still vor sich hin. Und einmal ertappte er sich darauf, daß er sie plötzlich „mein liebes Töchterchen“ nannte. Sie erröthete wohl leicht, aber als er darauf ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nahm und sie auf die Stirn küßte, ließ sie es ruhig geschehen. —

Erst nach einigen Tagen drang die Kunde von dem Vorfall während der Garnison-Übung, von dem heftigen Wortwechsel zwischen dem Regiments-Commandeur und Hauptmann von Hellbach, in das Doctorhaus. Der Kranke selbst schien sich in den seltenen Augenblicken, in denen er wach und bei klarem Bewußtsein war, des Geschehenen nicht deutlich zu erinnern; er sprach dann wohl siebzig hastig von einem Streit, von seiner Compagnie, von seiner vernichteten Carriere, aber er ließ sich immer wieder schnell beruhigen. Und wenn ihm Ella die Hand sanft auf die Stirn legte, dann lächelte er leise, als versinke alles Unangenehme plötzlich vor ihm in Vergessenheit.

Auch die Kameraden, die fleißig kamen und sich erkundigten, — es war bisweilen fast wie ein ostentatives Wallfahrten nach dem kleinen Doctorhaus, — verniederten jede Andeutung, bis dann endlich Graf Weltingen sich eines Tages vergaß: „Uebrigens, mein verehrter Herr Major, unser jamaucher Oberst hat sich doch da eigentlich eine nette Suppe mit der Geschichte eingebrockt!“

„Mit welcher Geschichte, Herr Graf?“

„Ach so, — ich meine nur —.“ Aber nun strich sich der lange Graf umsonst mit einer Geberde stiller Verzeiwung den blonden Prachtschnurrbart. Er mußte Farbe bekennen. Und der alte Hellbach war wie ein Majender. Er tobte den Garten entlang, wieder und wieder. „Meinen Jungen Lügen zeihen! Vor die Pistole muß mir der Mensch! Ich fahre zum Kaiser! Ehrengerichtliche Untersuchung muß Hasso über sich beantragen. — Und das erfahre ich erst heute? Deute erst, wo der Junge seit fast acht Tagen schwer krank liegt, sich nicht selbst verteidigen kann! Ist das Kameradschaft, Weltingen? Ah, — ah!“

Zum Glück war der Graf ein sehr ruhiger Mann. Nun er sich einmal „verschnappt“ hatte, gab er es auf, dem Vater gegenüber die Angelegenheit als eine interne Sache des Officier-Corps zu behandeln. Auch die tiefe, innere Abneigung gegen Pflaume mochte vielleicht das ihre thun, ihn zu einer ganz offenen Aussprache zu veranlassen. Und ihr Anhalt beruhigte den aufgeregten alten Herrn doch wesentlich. Der Oberst hatte auf Befehl des Brigade-Generals kriegsgerichtliche Untersuchung bei dem Divisions-Commandeur, als dem zuständigen Gerichts-herrn, beantragt. Das Vorverfahren war eingeleitet, flokte zwar jetzt durch die Vernehmungsunfähigkeit Hellbach's, aber auf jenen geheimnißvollen Wegen, die gerade bei derartigen Untersuchungen stets ihre Rolle spielen, war im Kameradenkreise doch allerlei durchgedröhert, daß die Angelegenheit „oben“ sehr übel vermerkt worden sei. Der Oberst war plötzlich nach Berlin gereist, wahrscheinlich dorthin befohlen worden. Andererseits hatte Weltingen's Vater dort, — „zwischen Dessert und Kaffee“, — „in einer discreten Fensternische“, — allerlei munkeln hören. Dann hatte der gute Herzog den Obersten neulich „mit unverkennbarer Absichtlichkeit“ geschnitten, und bei einer Gardenparty, zu der Prinzessin Sidonie von Burg Rhoda herübergekommen war, wollten einige Kameraden gehört haben, daß sie in ihrer brüskten Offenherzigkeit zum Herzog gesagt habe: „Nun, lieber Onkel, Ihr geistiger Heerführer will anderer Leute Hälse brechen und bricht ihn selbst? Die alte Geschichte von der Grube!“

Jetzt ging der Major nur noch mit langen Schritten neben dem Grafen die Gartenwege entlang.

„Na ja, — Recht muß doch Recht bleiben!“ brummte er. „So einer kann's eine ganze Weile treiben, ehe er erkannt wird. Aber erkannt wird er schließlich, — das ist, Gottlob, noch immer so in der Armee gewesen. Nur, daß mein Junge dabei angerempelt wird, das ist böse, — mein friedfertiger, gerader, dienstfertiger Junge! Aber sie sollen mir da oben nichts zu verulken suchen. Die Untersuchung muß rito bis zum Spruch durchgeführt werden, und dann kommt unter Umständen das ehrengerichtliche Verfahren noch als Trumpf hinterdrein! Dafür will ich schon sorgen.“

Und dann stellte er sich plötzlich breitbeinig vor den langen Grafen hin und schüttelte ihm die Rechte, daß die Gelenke trachten: „Sie sind ein guter Kerl, Weltingen. Ich danke Ihnen. Selbstverständlich bleibt unter uns, was wir gesprochen. Ich tratsche es nicht in die Welt hinaus.“

Mit Hellbach ging es endlich sichtlich aufwärts. Die Stunden klaren Bewußtseins wuchsen, er erkannte längst all die lieben Gesichter um sich her, und wenn er auch nur noch wenig sprach, wenig sprechen durfte, so waren es doch stets Worte rührender Dankbarkeit. Aber noch mehr als seine Worte sprachen seine Augen, und wenn Ella einmal an seinem Lager stand, zog er jedesmal ihre Hand an seine Lippen. Und sie duldete es unter tiefem Erröthen.

Dann kam die Stunde eines sonnigen Vormittags, wo er zum ersten Male in den Garten getragen wurde, unter den Lindenbaum an der Thür. Der Vater und Bernhaupt hatten selbst mit Hand angelegt. Nun sahen sie neben ihm; ihm zu Füßen stand Ella. Er ließ kein Auge von ihrer schlanken, hohen Gestalt, und dabei lächelte er mit dem Ausdruck höchsten Wohlbefindens, wie es Genesenden eigen, und sprach leise vor sich hin: „Mir ist so gut, — ich bin so glücklich!“

Da fügte es ein unglückliches Ungefahr, dessen Möglichkeit niemand in Berechnung gezogen hatte, daß eine oder einige Compagnien des Regiments, von einer Übung heimkehrend, die Dorfstraße entlang kamen. Bernhaupt und der Major hörten zugleich den nahenden Gleichtritt der Truppe und

⁹⁾ Allen neu hinzugetretenen Abonnentinnen liefern wir den schon erschienenen Theil des Romans

Streber

von

Hanns von Zobeltitz

gratis und franco nach und bitten um Angabe der Adresse.

Die Expedition

der „Modenwelt“ und „Illustr. Frauen-Zeitung“.

schaute sich fast erschrocken an; Hellbach erhob sich schnell und schritt zum Gartenthor. Er wollte versuchen, der Tete zu winken, daß sie Halt machen oder in eine Nebenstraße abbiegen sollte. Er wußte ja, die Kameraden thaten es gern.

Aber es war zu spät. Gerade als er am Thor ankam, marschierte die erste Section vorüber. Dasso, der schon nach dem Gleichklang der Schritte hin aufgehört hatte, wendete den Kopf und sah seine Leute. Er stützte sich, Bernhaupt abwehrend, auf den Ellbogen und richtete sich mühsam auf. Auf seinen Jüngen prägte sich plötzlich der Ausdruck peinvollster Spannung ab. Es war, als suchte er nach einer Erinnerung.

Ella war an seine Seite geeilt. Sie legte unwillkürlich wieder ihre Hand auf seine Stirn, sie hat schließlich: „Lieber Herr von Hellbach, — sehen Sie hierher! —“ Er schüttelte die Hand ab, unwillig fast. Und er beugte sich noch mehr vornüber.

Draußen schlugen die Trommler an.

„Berst! — Federvieh!“ brüllte der Major und riß die Pforte auf. Da rief ihn ein lauter Aufschrei Dasso's zurück.

Er hatte sich vollends ausgerichtet, vergebens suchte Bernhaupt ihn zu halten. Mit weit offenen Augen stierte er zur Straße hinüber. Und dann schrie er, die geballten Fäuste nach vorn ausstreckend: „Oberst Baron Pflaume, — Herr Oberst von Pflaume, — ich bin kein Lügner, — meine Ehre, — ich will meine Ehre zurückhaben!“

Aber dem Augenblick der höchsten Kräftenspannung, der plötzlich wiederkehrenden Erinnerung folgte sofort die tiefste seelische und körperliche Abspannung.

Dhnmächtigt glitt Dasso in den Arm des Arztes zurück.

Und Ella kniete neben ihm und barg aufschluchzend ihr Antlitz in dasselbe Kissen, auf das ihr Vater das Haupt des Kranken niederlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Zaunfönig.

Novelle von W. Lamms.

Das heißt, ihr eigentlicher Name war Josepha, abgekürzt: Kesschen. Und wenn man es einmal besonders gut mit ihr meinte, nannte man sie im Elternhause, — ihrer ranken, schlanken Behendigkeit eingedenk, die zur Zeit der Obsterte vor keinem Birnbaum, und zur Frühlingewende vor keinem noch so hoch verpflanzten Vogelneß zurückschreckte, — das Kletterrädchen. Erst als sie, in ihrem neunten Lebensjahre, eines Nachmittags mit überraschender Pflanzlichkeit in das Dasein der neuen Nachbarnfamilie trat, erhielt sie von dieser, mit Bezug auf Weg und Art ihres Antrittsbesuches, den klangvolleren Titel: Zaunfönig.

Und das ging so zu.

Seit vier Wochen war der Präsident von Deutsche an die Regierung der Stadt Johannisthal veretzt. Seit vierzehn Tagen hatten, mit Sad und Pad, Gattin und Tochter sich dazu gefunden. Seit dem Pfingstsonnabend weilte in dem mittlerweile wohlrichtig eingerichteten Präsidenten-Gebäude auch der Sohn-Mejerendar mit einem Freunde-Lieutenant. Seit vorgestern war endlich schönes Wetter eingeleitet, und seit einer halben Stunde genoß die ganze, nicht gerade umfangreiche, dafür aber in sich so inniger verbundene Familie nach allen Wochen saurer Arbeit, voll Gehämmers und Geklopfes, die man mit dem summarischen Namen: „Umzug“ zusammenfaßt, im Garten das erste gemüthliche Lustkegelspiel.

Welch ein köstlicher Garten!

Breit dehnte sich die Mittelrasenfläche vor der Hinterfront des Hauses. Die Freitrepppe einer Clematis-umrankten Veranda zog sich zu ihr hinab. Und dahinter, Hügel-an, Hügel-ab, verstreut und verschleiert, lauerten Schattengänge und hochwipfelige Linden-Alleen. Flieder, Goldregen und Azaleen warfen ihre blühenden Zweige dazwischen, und aus dem Nachbargarten schob sich der Rothdorn über den trennenden Zaun. Wie purpurne Blutstropfen quollen seine Dolden zwischen den grün gestrichenen Latten hindurch neugierig zum Präsidial-Garten herein. Hier, dicht am Zaun, stand der, seiner einseitigen, unheimlichen Bedeutung beraubte „Galgen“ mit dem Kegelebreit darunter, und plaudernde Menschen saßen daneben.

Zur Seite, in der Birken-geflochtenen Gartenbank, machte sich der Präsident, Strohhut im Nacken, Cigarre im Munde, Hände in den Taschen seiner grauen Percal-Joppe, behaglich. Vor ihm am Tische saß seine Frau, eine wohlgerundete Matrone mit einig schönen, nun schwammigen Jügen und Augen, in welche sich der letzte Rest verflungenen Jugendreizes hinein gerettet hatte, die Kaffeetassen. Maria, das Hausstüchlein, schnitt das Gebäck, und Lieutenant von Lehnert, der Freund des Bruders, sah dabei, indem er, auf der Tischplatte sitzend die Krümel naschte und ihr mit einer Angelegenlichkeit in das Antlitz starrte, daß sie tief erröthete. Er suchte sich in Beschaulichkeit über den Mißerfolg seines letzten Wurfes zu trösten. Augenblicklich war Joachim von Deutsche, der Sohn des Hauses, am Spiel. Seine gepflegten Finger wiegten die Kugel. Seine scharfen Augen maßen die Entfernung. Kühl zielte er. Ein wenig schwankte der Galgen, — ein bißchen zitterte der Strich, und —

„Hurrah, alle Reun!“ schrie urplötzlich über ihm ein gelles Stimmchen, das direct aus den Wolken zu kommen schien. Alles blickte auf.

Mittlings auf dem grünen Zaun, in rothem Leinentittel, mit verwirrem, schwarzem Haar, heißen Backen und großen Augen, sah ein Kind. Ein zierliches Mädchen. Mit einem Wort: das Kletterrädchen. Als es sich ertappt sah, flatterte es auf. Ueber tanzende Wälderbüschel, knackende Zweige, durch brechendes Geäst, — auf und davon, mit einem Niesensprung in den Nachbargarten hinab. Hurtig eilten die Tritte auf dem knirschenden Kies dahin.

„Schade!“ rief Fritz Lehnert, das Monocle im Auge, „solch' ein allerliebster kleiner Zaunfönig!“

Und, als vermöchte er ihn zurückzuloden, warf er eine Hand voll Auchenkrümel über den Zaun, hinter dem entweichenden Vöglein her.

Joachim zuckte die Achseln.

„Strahlenkind!“ meinte er lässig. Seinen Falkenaugen war der dreieckige Riß im Mittel und die fragwürdige Sauberkeit desselben nicht entgangen. Er liebte nur geordnete Verhältnisse.

„Da hätten wir also die erste Verührung mit drüben!“ jagte die Präsidentin, „und ich bin nur gespannt, wann die nächste folgen wird. Weiß übrigens Einer von Euch, wie unsere Nachbarn heißen und was sie sind?“

Der Präsident und Joachim schüttelten den Kopf. Fritz Lehnert nahm mit spitzen Fingern den letzten Auchenkrümel vom Tischtuch und meinte, ganz vertieft in seine Beschäftigung, gelassen:

„Na, Fräulein Maria, keine Müdigkeit vorgeführt. Bitte, schießen Sie los!“

„Ja?“ fuhr die Angeredete auf. „Warum denn ich? Soll das schon wieder eine Bösheit sein, mit der Sie andeuten wollen, daß ich mich etwa aus Neugierde in anderer Leute Angelegenheiten mische?“

„Alles lachte. Nur der Lieutenant verzog keine Miene.“

„Wie könnte ich?“ rief er gekränkt. „Ein so abgeschlossenes, einfederlich beanlagtes Gemüth, wie Sie, und — neugierig! Einfach unglaubliche Behauptung!“

Maria mußte wider Willen lachen.

„Nun,“ meinte sie zögernd, „ich weiß auch wirklich so gut wie nichts von den Nachbarnleuten. Nur, daß sie sehr reich sein sollen, daß er Wohlbrüd heißt und Commerzienrath ist, und sie eine geborene Schwedin von außergewöhnlicher Schönheit, die er auf seinen Reisen kennen gelernt, und um die er geworben haben soll, wie Jakob um die Nabel, — daß sie nur dieses eine Kind haben, und beide augenblicklich seit Wochen in Italien sind, — ich glaube, auf Capri, — sowie, daß ihr Haus hier nebenan mit lauter Kunstschätzen angefüllt ist. Der Mann soll sehr eifersüchtig sein, und die Frau, die noch immer wie ein halbes Kind aussehen soll, trotz der neunjährigen eigenen Tochter, sehr verwöhnt und unpraktisch. Und das ist wirklich alles, was ich weiß.“

Fritz Lehnert blidte auf.

„Wirklich — alles?“ wiederholte er mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt. „Nicht einmal Rufnamen, Geburtsregister und Vorstrafen?“

Berachtungsvoll drehte das junge Mädchen ihm den Rücken.

„Sie können meine Worte getrost als nicht gesprochen ansehen,“ meinte sie plaurt. „Um Ihre unmännliche Witzbegierde zu befriedigen, hätte ich mich wahrlich nicht mit einer Silbe angestrengt. Nur, daß es mir doch notwendig erschien, einigermassen in Erfahrung zu bringen, weß Geistes Kind die Leute sind, neben denen man hier jahrelang leben soll. Es ist aber immerhin fraglich, ob sich alles so verhält, wie's mir erzählt wurde. Diensthoten übertreiben immer.“

„O, — also aus der lauterer Quelle schöpfen junge Damen!“ murmelte Fritz mit einem hörbaren Ausrufungszeichen des Ermahnens.

Joachim fiel ihm in's Wort.

„Ich glaube,“ jagte er ungeduldig, „wir haben diesen Reuten vor der Hand Ehre genug angethan. Vernachlässigen wir doch Kaffee und Spiel nicht so unverantwortlich! Mia, bitte, Du bist am Wurf. Solltest Du, aus Furcht vor feindlichen Ueberfällen, Deinen Beobachtungsposten am Auchensteller nicht aufgeben wollen, so hat vielleicht Mama die Güte, für Dich einzuspringen. Aufgepaßt, Herrschaften — — —“

Frau von Deutsche brauchte auf weitere Lebenszeichen vom Nachbargrundstück nicht lange zu warten.

Etliche Tage später, als die Familie des Präsidenten zum Souper auf der Veranda saß, — es war ein herrlicher Juni-Abend, der Mond stand voll am Himmel, Blüthendüfte zogen durch die Luft, und aus nahem, aber unsichtbarem Weiher quakten die Frosche dem frühlich plaudernden Quintett eine Serenade, — erscholl plötzlich, abermals aus den Regionen zu ihren Häupten, eine eigenthümliche Musik. Mit dem Quarren und Rasseln einer hölzernen Klarne wurde begonnen. Dann folgte in den getragenem Tönen einer nur aus fünf Noten bestehenden Melodie, welche sich unermüthlich durch sechzehn Strophen wiederholte, eine Art schwermüthiger Indianer-Gesang zu dem Texte:

Vor achtunddreißig Jahren
Erbtönt Kanonenschall.

Prinz Wilhelm war geboren,
Und Freude überall —

welche zum Schluß bei den effectvollen Worten:

„Und ungewaschen sah man
Den Prinzen nimmermehr.“

unvermittelt in die postende Weise von „Deutschland, Deutschland über alles“ überging. Zu gleicher Zeit stammte aus einer Bodenkluft dicht unter dem Dach des Nachbarhauses ein helles Licht, und als sich die Blicke der fünf Zuhörer emporwandten, sahen sie dort oben den Zaunfönig auf der schmalen Lufteinbrüstung thronen und eine Papierlaterne am Stode schwenken, deren rothgelbe Lichter wie feurige Spinnen über das feine Geästchen und den rothen Mittel trocken. Sie schienen berauscht zu sein von der Klangwirkung der eigenen Wieder. Mit dem linken mageren Arm hielt das Kind sich am Fenstereck; die Beinchen baumelten in freier Luft, und übermüthig nickte es dem Vollmond zu, als wollte es sagen: „Alter Burche, so schön, wie Du, illuminiere ich hier unten noch alle Tage!“

Der Anblick ließ die kleine Tafelrunde auf der Veranda vor Schreck zusammensfahren. Eine unvorsichtige Bewegung, — und der verwegene wippende Waghals verlor das Gleichgewicht.

Joachim von Deutsche war der Erste, der einschritt. Er trat an das Balcon-Geländer und rief der Kleinen ein gebieterisches „Halt!“ zu.

Erschrocken über den strengen Ton drehte sie das Hälschen. Als sie seinem tabelnden Blick begegnete, schlug ihr ein brennendes Roth aus den Wangen. Vor Verlegenheit entfiel ihr die Laterne. Anstehend rutschte diese in das Laubbüschel unter den Fenstern, wo sie gleich darauf zischend verlosch. In der Dämmerung, welche folgte, verschwand die kleine Gestalt am Dachsim wie ein Spuk.

„Bühmung der Widerspenstigen!“ lachte der Lieutenant.

„O weh, Joachim, Du hast den niedlichen Zaunfönig erschreckt mit Deinen strengen Richteräugen!“ meinte Maria mit-leidlich. „Nun wird die kleine Seele für immer verschüchtert sein.“

Fritz Lehnert seufzte.

„Glauben Sie doch das nicht, Fräulein Mia! Joachim's Augen sind für junge Damen, was das Licht für die Wotten ist. Unglaublich, aber wahr: er senkt, wohin er blickt, — und sie kommen doch alle wieder! Immer wieder! Unfasslicher Duffel!“

Er seufzte noch einmal vernehmlich.

Ueberhaupt schien er heute Abend arg lyrisch gestimmt. Der Mond mußte das zu verantworten haben, von dem man ja gemeinhin munkelt, daß er im Lauf der Neunen schon recht viele gereimte und ungereimte Stoffseuger aus thörichtester Menschenbrust auf dem Gewissen hat. Als nun aber noch einer Weile noch im nahen Fliederstrauch eine Nachtigall ihr schmelzendes: „Mü-zü-quivit“ ihm faust und zart „wie Quatermilch“ in die Seele goß, da war's um ihn geschehen. Den Teller mit den Resten seiner Fisch-Rayonnais schob er von sich, das Beinglas stellte er, — leer natürlich, — auf den Tisch, und dann zog er mit ungewöhnlicher Behutjamkeit Mia's heruntergeglittenes Tuch wieder um ihre Schultern. Sein Arm blieb dabei der Vereinfachung halber gleich auf ihrer Stuhllehne ruhen, und sie war menschenfreundlich genug, es stillschweigend zu dulden.

Im übrigen schien sie wirklich Recht zu behalten. Joachim hatte den Zaunfönig augenblicklich verschreckt. Er blieb eine volle Woche hindurch unsichtbar. Kaum, daß man sein schrilles Stimmchen gelegentlich über das Staket schallen hörte, oder daß sein leuchtender Rodzipfel unterweilen zwischen den aneinandergrenzenden Stallgebäuden des gemeinsamen Hofes auftauchte und gleich wieder verschwand, sobald einer von Deutsche's sich blicken ließ.

Da war's an einem Spätnachmittag. Die Jugend aus der Präsidentsur schied sich gerade an, ihre letzte Croquet-Partie vor der Abendmahlzeit zu beendigen. Fritz von Lehnert trieb, unter stolzen Triumphbilden auf die beiden Besiegten, seine Kugel gegen den Endpfahl, und Maria hatte just ihr zierliches Büschel auf die zwei nebeneinander ruhenden anderen Büsche gelegt, um denjenigen Joachim's zuguterletzt noch mittelst Fortsetzungs-tirens aus seiner Bahn zu schleudern, — als, wie ein kleiner rother Fliegenpilz, das Kletterrädchen vom Hofe her durch den Präsidial-Garten auf sie zustrebte. Diesmal mit Vermeidung lustiger Wege zu ebener Erde. Als sie näher kam, sah man, daß die Kleine ein verdientes Etwas sorglich zwischen den zusammengedrückten zehn Fingern trug. Ihre langen, dünnen, weißen Beine schlugen den Boden vor Eifer, und die warmen Hüpfe tanzten auf dem Rücken. Sie lief an Fritz und Maria vorüber, bis sie Joachim erreichte.

„Können Sie mir sagen, ob dies ein Raubvogel ist?“ feuchte sie, die Finger vorsichtig spreizend. Der Athem ging ihr wie ein Stasebalg. „Der Otto vom Kutscher meint, es wäre einer.“

Kühl blidte der junge Mann auf die dargestreckten Händchen herab.

„Seife ist Dir wohl ein unbekannter Begriff?“ meinte er statt aller Antwort.

Josepha wurde purpurroth.

„Ich mußte so klattern und kriechen, um ihn zu fangen, und unter den Büschen ist's schmutzig,“ murmelte sie beschämt.

„So, und der Riß im Kleide?“

In ihren Augen sammelte es sich feucht. Sie schludte und schludte.

„Die Bäume haben so eklige Nester —“

„Nun wohl, aber mir scheint, man ist alt genug dazu, um den Schaden sofort wieder auszubessern, statt acht Tage lang damit herumzugehen,“ jagte Joachim streng. „Unordentliche Kinder sind mir ein Grauel! Na, nun komm' und zeig' mir Du hast.“

Zitternd gehorchte sie, die Händchen vollends aus einander klappend. Ihre feuchten Augen blidten zu ihm auf. Eine schüchterne Abbitte stand in den blauen Sternen. Joachim lächelte und ließ seine gepflegte Aristokratenhand lässig über ihren Schettel gleiten. Dann beugte er sich zu ihrem Beistand herab.

Ein kleines, schwarzes, zuckendes Klümpchen zeigte sich ihm, zur Hälfte vor Todesangst, zur Hälfte durch Josepha's drückende Finger gelähmt, mit brechenden Augen und nur noch rudelndem podendem Herzen. Aber ein junger Raubvogel war's, trotz seiner augenblicklich nichts weniger, als eroberungslustigen Befassung, das sah man an den Krallen, dem breiten Schwanz und dem graumal lechzenden Zug um die scheuen Augen.

„Wenn's keiner ist, will ich ihn in ein Bauer stecken, damit ich Maagi morgen damit überfallen kann. Maagi kommt morgen Mittag, — Pappi auch!“ rief die Kleine aufgeregt.

Joachim gab ihr den Nestling zurück.

„Es ist einer,“ meinte er bestimmt.

„Dann bring' ich ihn sofort der Rage,“ entschied sie, wieder kehrt und schied sich an, dem Entschluß die That folgen zu lassen. Maria schrie auf.

„Kind, wie kannst Du! Augenblicklich bleib hier! Joachim, Fritz, Ihr dürft die Grausamkeit nicht zulassen!“

Aber Josepha blieb fest.

„Nicht wahr, damit er später Ihre Nachtigall auffrisht, und meinen Hänfling, und all' die Buchfinken, die Maagi immer füttert. Nein, das leide ich nicht. Besser, Einer stirbt, als so Viele!“ Ihre blauen Augen stammten vor dem heiligen Ernst ihres Entschlusses.

Auf Joachim machte das Benehmen der Kleinen den entgegengesetzten Eindruck. Er fühlte sich in diesem Augenblick fast glücklich zu ihr hingezogen. Jemand etwas in ihr hatte bei ihm eine verwandte Seite berührt. Schließlich legte sich Fritz ins Mittel, und die Angelegenheit wurde dahin geregelt, daß man den Nestling an einer Gartenstelle aufsetzte, von der man wußte, daß sie zu nächsten Vocalkonzerten von den Klagen der Nachbarstadt befreit wurde, das weitere Schicksal des häufig davonpurzelnden Vögels jedochergestalt einer, vielleicht gütigen, Fügung überlassend.

Der Diener hatte inzwischen die Abendmahlzeit gemeldet, und Maria, schnell veröhnt, führte das Kind, den Arm um dessen mageres Hälschen schlingend, zur Veranda heraus. Ein Stuhl ward herangezogen, und die Präsidentin, als sie die langgig sehnüchlichen Blicke des Kleinen Gastes sah, fühlte ein mildes Erbarmen und schob ihm Teller und leckere Bissen zu.

„Du magst doch?“ fragte sie zum Ueberflus.

Zaunfönig nicht.

„Marie und Bertha sind in der Stadt, Herrmann auch schon so lange, und es ist niemand zu Hause, und ich habe seit Morgens nichts gegessen,“ sagte sie zur Erklärung, während ihre Hand eifertig das Brod zum Munde führte.

Die Uebrigen sahen sich an.

„Unglaubliche Vernachlässigung!“ murmelte Joachim. Er war es von jezt ab, der dem Kinde sorglich die besten Bissen auf den Teller legte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Kochdruck auch im einzelnen unterlagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Richte P. V. — Zu einer rothen Nase gehört eine ganze Person, und um jene heilen zu können, muß man eigentlich diese wenigstens kennen. Das ist um so wünschenswerther, wenn auch noch an anderen Hautstellen ihres Gesichtes unangenehme Erscheinungen, z. B. harte Wimpern, zu Tage treten. Daran kann mangelhafte oder fehlerhafte Hautpflege im ganzen, besonders an den Füßen, da kann enges und dünnes Schuhzeug, da können ein enges Corset, ungeordnete Verdauung, ungesunde Nahrung, erregende Genussmittel, wie Kaffee und geistige Getränke, Schuld sein; die Nase kann auch durch einen darüber gespannten, vom Athemhauch naß und kalt gewordenen Schleier geschädigt worden sein. Wenn dergleichen bei der jungen Schönheit der Fall sein sollte, so muß selbstverständlich die betreffende Schädlichkeit sofort und strengstens vermieden werden. Außerdem dürfte die mit überempfindlichen Blutgefäßen ausgestattete Nase vorläufig Schutz durch zartes Einreiben mit einer milden Salbe, wie Cold-Cream oder Lanolin-Salbe, und Waschungen mit warmem Wasser, oder mit reinem Spiritus oder gutem Toiletten-Essig, die aber nur schnell und vorsichtig gemacht werden dürfen, dankbar entgegennehmen. — Die harten Wimpern werden starkes Abreiben mit überfetteter Seife verlangen, deren Schaum man zwecks stärkerer Wirkung antrocknen und eine Nacht hindurch, mit einer leinenen Binde, weichem Handschuhleder oder gar mit Guttapercha-Papier bedeckt, darauf läßt und dann mit warmem Wasser abwäscht. Alle diese Dinge sind aber mit Vorsicht und mit den mildesten beginnend anzuwenden. Auch hier heißt es: Nicht zu viel! Denn die Schönheit der Haut ist eine empfindliche Pflanze, von der es oft heißen sollte: Noli me tangere, d. h. Rühre mich nicht an!

Der angerufene Redactions-Onkel.
K. P. — Hühneraugen oder Leichbörrer können durch verschiedene Mittel beseitigt werden, welche die Verbindung der verhornten Helle mit der andern Haut erweichen oder auflösen. Geheimmittel braucht man dazu nicht. Die Wiederentstehung verhüten kann nur die Befestigung der Ursachen, welche das lästige Uebel überhaupt erzeugen, also besonders des engen und ungesunden Schuhzeugs und der Wasserfüße, welche das Waschen und Baden der Füße verhindert. Zur Erweichung und Ablösung von Hühneraugen dient u. a. eine Auflösung von Salicyl-Säure in Colloidium, die in den Apotheken vorrätig zu sein pflegt. Sicherer wirkt das Auslegen eines Häufchens Salicyl-Säure auf das befeuchtete Hühnerauge; darüber kommt etwas Verbandwatte und eine überstehende Lage Guttapercha-Papier; die Befestigung geschieht mittelst Mullbinde. Nach einigen Tagen pflegt die verhärtete Haut erweicht und so lose zu sein, daß sie mit Leichtigkeit herausgenommen werden kann. Nöthigenfalls ist das Verfahren, das sich auch gegen Warzen hilfreich erweist, zu wiederholen. Dr. D.

G. in C. — Spezial-Anstalten für Magen- und Darmkrankheiten giebt es in Deutschland, wie in Oesterreich sehr viele, besonders in Bade-Orten. Einzelne zu empfehlen, halten wir nicht für angemessen, um so weniger, als wir nicht wissen, um was für eine Art Leiden es sich handelt. Jeder erfahrene Arzt wird darüber Auskunft geben können. Dr. D.

M. Ch. — Der berühmte, auch uns wohlbekannte Professor der Chirurgie würde sich vermuthlich wenig geschmeichelt fühlen, wenn man ihn als Special-Arzt für Kropfkrankheiten beschämte. Jeder wissenschaftlich fortstrebende Arzt muß den heutigen Stand der Kropfbehandlung kennen und in der Lage sein, wenn er nicht selbst die Behandlung übernehmen will, einen darin erfahrenen Arzt in nicht allzu großer Entfernung anzugeben. Dr. D.

Stella. — Der weiße Haarstreifen muß vor der Färbung entfettet, rasch getrocknet und dann mit dem Farbstoff nicht bloß benetzt, sondern ordentlich durchgebürstet und geklämmt werden. Wer das nicht will, tröste sich mit den Färbemitteln, die den weißen Haarbüschel als Familien-Auszeichnung tragen! Dr. D.

Münchenin. — Einen größeren Leberfleck kann man nur durch starke Abmittle wegbringen, die theils nicht ohne ärztliche Verordnung zu haben, theils so stark sind, daß unklugende damit großen Schaden, Verärgungen, häßliche Narben u. dergl. m. erzeugen können. Also vertraue man sich doch lieber einem Kundigen, d. h. einem Arzte an. Dr. D.

M. R. in G.-Z. — Gurkenmilch ist der Name für eine aus Gurkenfäst, Mandeln, Wachs und Baltham bereite Emulsion, die vielfach als äußerst mildes Waschmittel statt Seife gebraucht wird und bei trockenem empfindlichen, zur Rötze neigenden Teint eine außerordentlich wohlthuende und conservirende Wirkung hat. Leider besitzt die Gurkenmilch nur geringe Haltbarkeit, weswegen namentlich englische und amerikanische Fabriken derselben Sublimat oder andere scharfe Stoffe zusetzen; dadurch erlangt die Milch zwar unbegrenzte Haltbarkeit, büßt aber auch ihren Hauptvorzug, die milde, wohlthuende Wirkung zum großen Theil ein. Ob dies auch bei der Gurkenmilch der angefragten Firma der Fall ist, vermögen wir nicht zu sagen, da dies Fabrikat uns unbekannt ist. H. de G.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Neuroder Lehr-Curse zur Aus- und Fortbildung von Haushaltungs- und Handarbeits-Lehrerinnen. — Vom Vorstand des Verbandes der Vaterländischen Frauen-Vereine der Provinz Schlesien, unter dem Protectorate der Frau Erbprin-

zessin Charlotte von Sachsen-Meinungen wird auf die zu Neurode i/Schl., unter Leitung des Herrn Kreis-Schul-Inspectors Dr. Springer veranstalteten Lehr-Curse zur Aus- und Fortbildung von Haushaltungs- und Handarbeits-Lehrerinnen hingewiesen. Unter Zustimmung des Regierungs-Präsidenten ist auch fürs laufende Jahr ein Curfus zur Ausbildung von Haushaltungs-Lehrerinnen in Aussicht genommen, ebenso soll im Auftrage der Königl. Regierung zu Breslau wieder ein Curfus zur Ausbildung von Handarbeits-Lehrerinnen stattfinden.

Der Haushaltungs-Cursus wird acht Wochen währen und am 18. April seinen Anfang nehmen. Lehrerinnen und Handarbeits-Lehrerinnen, sowie andere Damen, die in erforderlicher Weise mit allgemeiner Bildung wie hauswirthschaftlicher Vorbildung ausgestattet sind, werden sich durch den Curfus die Lehrbefähigung für den Haushaltungs-Unterricht aneignen können.

Der aus Staatsmitteln eingerichtete Lehr-Cursus zur Aus- und Fortbildung von Handarbeits-Lehrerinnen soll gleichfalls acht Wochen dauern und am 13. Juni beginnen. Auch er hat eine befriedigende Durchbildung der einzelnen Teilnehmerin in den Handfertigkeiten zur Voraussetzung und nur die Aufgabe, das zur Ablegung der staatlichen Prüfung erforderliche methodisch-unterrichtliche Wissen wie die erforderliche Sicherheit im Unterricht selbst zu vermitteln oder Handarbeits-Lehrerinnen ohne besondere schultechnische Vorbildung in der Unterrichtsleitung fortzubilden.

Da beide Curse in der Hauptsache aus Vereins- oder Staatsmitteln unterhalten werden, wird ein besonderes Schulgeld nicht erhoben, doch ist zur Deckung des nicht unbeträchtlichen Verbrauchs von Materialien aller Art ein Material-Geld von wöchentlich zwei Mark zu entrichten. Die Pension in guten Bürgerfamilien kostet für die ganze Dauer des einzelnen Curfus 110 Mark. Einigen Teilnehmerinnen der Curse können voraussichtlich wieder Stipendien bis zur halben Höhe der Pensionskosten gewährt werden. Ebenso wahrscheinlich wird der Minister der Landwirtschaft, Domänen und Forsten an hinterbliebene Töchter von Beamten seines Ressorts Unterthütungen zur Theilnahme an den Curfen zu gewähren wieder bereit sein. Meldungen sind an den Kreis-Schul-Inspector Dr. Springer zu Neurode i/Schl. zu richten, der auch jede weitere Auskunft ertheilt. Die Red.



Die Anfertigung von Smyrna-Arbeit auf der Singer-Ringschiffchen-Nähmaschine.

wir bereits mehrmals auf diesen Erwerbszweig für Frauen hingewiesen haben und auch in zwei auf einander folgenden Nummern dieses Blattes, (siehe „Aus dem Leserkreis“ vom 15/4 und 1/5 98), einen längeren Aufsatz veröffentlichten, der neben erläuternden Illustrationen Anleitung zur Ausführung der verschiedenen Techniken der Maschinen-Stickerei enthielt. Seit einiger Zeit hat nun die Singer Co. Akt. Ges. (frühere Firma: G. Neidlinger, Hauptniederlage: Berlin W, Kronenstr. 11) in dem ersten Detail-Geschäft der Stickerei und damit verbundenen Arbeitsnachweis eingerichtet, deren Erfolge so hervorragend sind, daß wir uns veranlaßt sehen, unsere Leserinnen im besonderen auf das Unternehmen aufmerksam zu machen. Unsere Abbildungen veranschaulichen die Art der Anfertigung von Smyrna-Arbeiten auf der Singer-Nähmaschine und ein aus dem Atelier der Singer Co. hervorgegangenes, 50 cm im Quadrat großes Kissen, das auf der ständigen Ausstellung fertiger Arbeiten neben wundervollen Spitzen, Plattstich, Durchbruch- und Metallstickereien auf feinstem wie stärkstem Material für Bekleidungs-Gegenstände, Möbelbezüge etc. etc. die höchste Bewunderung des besuchenden Publicums erregte. Der Blüthenzweig, — Goldregen, — ist auf tief präncfarbenem Atlas in Plattstich ausgeführt und wirkt in der künstlerischen Wiedergabe der natürlichen Farbentöne wie lebend. Der 8 cm breite, gezogene Volant aus doppelt gelegtem grünen Atlas stimmt in der Farbe mit der rückseitigen Bekleidung des Kissens überein. Die Red.



Kissen mit Maschinen-Stickerei (Plattstich).

Erwerb als Klavier-Lehrerin. — Könnte mir jemand eine Stadt nennen, in welcher eine nach guter Methode ausgebildete Klavier-Lehrerin ausreichenden Erwerb durch Ertheilung von Unterricht fände, vielleicht auch Zeichen- und Mal-Unterricht gewünscht würde? Für gleichzeitige nähere Angaben der Lebensverhältnisse in der betr. Stadt wäre dankbar. S. R. in W.

Musikalisches.

M. R. in Wien. — Auf Ihre Anfrage, in „Aus dem Leserkreis“ vom 15/1 98, die Ausbildung einer Waise in Musik betreffend, ist außer der Ihnen bereits übermittelten Antwort noch folgendes Anerbieten erfolgt: Falls es sich um Ausbildung im Gesang handelt, wäre eine junge Konzert-Sängerin und Gesang-Lehrerin, die von einem ersten Meister ausgebildet wurde, gern bereit, den Unterricht unentgeltlich zu ertheilen. H. C., postlagernd Wien IV, Neumanngasse.

Wir bebauern, in der betreffenden Angelegenheit weitere Schritte nicht thun zu können. Die Red.

Thierwelt.

Hühnerzucht. — Zu den in „Aus dem Leserkreis“ vom 15/2 d. J. veröffentlichten Mittheilungen über Langshahn-Hühner haben noch zwei unserer Leserinnen ihre Ansichten geäußert, die wir untenstehend gern zum Abdruck bringen, da durch derartige Meinungsäußerungen manche wichtige Beobachtung und Erfahrung weiten Kreisen zugänglich gemacht wird.

Die Einwendungen der Redaction gegen oben genannte „Kasse“ so schreibt uns Frau Ida Krumenader-Jüger, Neupest, „sind durchaus gerechtfertigt, doch darf nicht übersehen werden, daß diese Hühner gute Winterleger sind, was bei den speciell als Legehühner berühmten Rassen, den Italienern u. a. meinen Erfahrungen nach nur ausnahmsweise, oder in viel geringerem Maße der Fall ist. Auch das frühzeitige und gute Brüten der Langshahns kann einer Hausfrau, welche sich Hühner nicht nur behufs Eier-Production hält, sondern auch Küden ziehen will, nur gelegen kommen. Dem Uebelstande der allzukleinen Eier und des weniger feinen Fleisches dieser Thiere habe ich durch Kreuzung mit Houdans erfolgreich gesteuert, indem ich zu 6 bis 8 Langshahn-Hennen einen Houdan-Hahn gesellte. Die letztgenannte Rasse hat vorzügliches, feines Fleisch, mäktet sich gut und liefert jährlich 150 bis 170 schöne, große Eier. In Ungarn und in südlichen Gegenden Deutschlands kann man die Houdans auch rein züchten. In nördlicheren Klimaten ist die Kreuzung mit Langshahns vorzuziehen, hauptsächlich auch dann, wenn man auf gute Winterleger reflectirt. Naturgemäß fangen die Hennen dann im März zu brüten an, wodurch man schon frühzeitig junge Küden erzieht.“

Frau Koßl geb. von Happpard, Villa Westerkotten de Witt bei Utrecht schreibt uns, daß sie bereits seit etwa 12 Jahren die Zucht der Langshahn-Hühner mit Vorliebe betreibt; sie erklärt sich gleichfalls mit der oben erwähnten Veröffentlichung einverstanden und stimmt auch der in unserer Annemerkung zum Ausdruck gebrachten Ansicht bei, daß die Verfasserin des betreffenden Artikels sehr bald enttäuscht sein dürfte. „Auch ich war anfangs sehr enttäuscht,“ so etwa schreibt die Einsenderin, „aber in den letzten Jahren habe ich die fragliche Rasse von besserer Seite kennen gelernt. Es giebt bei uns die echten Langshahns mit rauhen Beinen und glattbeinige, die wir Apingtons nennen. Ich halte die rauhebeinigen Hühner, welche am besten, hauptsächlich auch im Winter gut legen. Die Eier übertreffen diejenigen der Cochins an Größe, haben dickes Eiweiß und sind sehr schwer. Die jungen Hühnen lassen sich nicht leicht groß ziehen, besiedern sich nur langsam und müssen sehr gegen Kälte geschützt werden. Man soll diese Hühner sehr früh, möglichst schon im März, brüten lassen und die Küden kräftig füttern mit Körnern, Spratt's Küdenfutter, hart gekochten Eiern und Milch. Sobald die Hennen zu legen beginnen, gebe ich nur noch Körner und Spratt's Geflügelfutter. Die jungen Hühne, die ich mit 6 Monaten absondere, füttere ich tüchtig mit Mais und Weizen. Ich habe die Langshahns auch als Tafelhühner gern, trotz ihrer starken Knochen, da sie bei guter Fütterung recht zartfleischig sind. Es ist wahr, daß diese Hühner häufig brüten, doch sind sie auch sehr gute Mütter. Meine 20 Hennen liefern mir jetzt täglich 10 bis 14 Eier. Auf der im December v. J. in Utrecht stattgefundenen Internationalen Geflügel-Ausstellung erhielt ich für Langshahns alle Preise.“ Die Red.

E. L. Stensburg. — In Ermangelung jeder anderen Nahrung fressen die Mäuse sehr oft die junge Rinde der Formobstbäume ab. Schneiden Sie die Rinde an den beschädigten Stellen mit scharfem Messer vorsichtig glatt nach und befreieren Sie dann die Wunden sorgfältig mit kaltschüssigem Baumwachs. In freiliegenden Obstdärten rühren die Schäden an der Rinde meist von Hasen und Rehen her, in geschlossenen Gärten sehr oft von wilden Kaninchen, denen schwer beizukommen ist, da sie Gift nur selten annehmen und sich am Tage meist verborgen halten. M. H.

Gärtnerei.

Zimmerblühende Begonien. — Zu der jetzt wieder beginnenden Pflanzung der Blumenbette und Palconlasten können die immerblühenden Begonien nicht warm genug empfohlen werden. Diese Begonien haben keine Knollen und sind von krautartigem Wuchs, sie werden in den Gärtnereien theils aus Samen, theils aus Stecklingen in großen Massen herangezogen und stehen deshalb nicht hoch im Preise. Was diese Begonien in erster Linie empfiehlt, ist ihr unermüliches Blühen. Vom Frühling bis zum Winter schmücken sich diese dankbaren Pflanzen unausgesetzt mit Blüten. Wohl sind diese nicht groß, weit kleiner als diejenigen der Knollen-Begonien, aber sie erscheinen zu Hunderten an einer Pflanze und erfreuen durch ihre Eleganz, sowie durch ihre theils zarten, theils weithin leuchtenden Farben. Einen hübschen Contrast zu den schönen Blüten bilden bei vielen Sorten die schmuckvollen, auffallend gefärbten Blätter, die oft schon allein die Anpflanzung dieser Begonien empfehlenswerth machen würden.

Die Begonien gehören zu den wenigen Blütenpflanzen, die keine volle Sonne erfordern, ja dieselbe nicht einmal lieben. Auf etwas beschatteten gelegenen Blumenbeeten, auf Balcons, die nur einige Stunden des Morgens oder des Nachmittags von der Sonne getroffen werden, entfalten sich diese Gewächse am üppigsten, und ihre Blätter zeigen dann oft einen eigenartig schönen silberigen Glanz.

Infolge ihres üppigen Wachstums wünschen diese Begonien eine recht nahrhafte Erde, reichliche Bewässerung und später auch ab und zu flüssige Düngung. Die Blätter sollten gar nicht, jedenfalls nicht im Sonnenschein besprengt werden.

Von diesen immerblühenden Begonien sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe hervorragend schöner Sorten gezüchtet worden. Eine gute, reinweiß blühende Form, die bisher fehlte, ist jetzt in der Sorte „Helene Hofinger“ vorhanden, die in der karminrosa blühenden Sorte „Bertha Hofinger“ ein hübsches Gegenstück hat. Die neuesten Züchtungen sind eigenartig belaubte Sorten, Gegenstücke zu der so rasch beliebt gewordenen Sorte „Vernon“. Ganz hervorragend ist die Neuheit „Zulufönig“, die jetzt in den Handel kommt, aber schon auf der vorjährigen großen Gartenbau-Ausstellung in Hamburg unsere Bewunderung erregte. Diese sehr gedrungen wachsende Züchtung hat metallisch glänzende, tief schwarzrothe Blätter, von welchen sich die leuchtendrothen Blüten mit ihren gelben Staubfäden wirkungsvoll abheben. Sehr hübsch ist auch eine neue Sorte mit goldgelben, dunkelroth eingefassten Blättern (atropurpurea fol. aureis variegatis). Eine sehr schöne Einfassungs- und Teppichbeet-Pflanze ist die Sorte „Teppichkönigin“, eine niedliche Zwerg-Begonie, die nur wenige cm hoch wird. **Max Hessdörffer.**

Leopoldine G., Wien. — Bunte Hirsegras können Sie nicht aus Samen ziehen, da es ebensowenig wie die meisten anderen buntblättrigen Pflanzenformen constant ist, weil die aus Samen gezogenen Pflanzen ausarten und in die grüne Stammform zurückschlagen. Aus diesem Grunde wird das bunte Hirsegras (*Panicum variegatum*) nur durch Stecklinge vermehrt. 2. In einem Badeschwamm läßt sich für die Dauer keine Pflanze erhalten. Am besten wächst noch die Kreise einige Zeit, deren Samen, auf den feuchten Schwamm gestreut, rasch keimen. Auch das elegante Frauenhaar-Gras (*Isolopis gracilis*), kann auf einen Badeschwamm gesetzt werden. 3. Verstehen Sie unter Marguerite das gewöhnliche indische Chrysanthomum, so müssen Sie den Stod dicht über dem Topf abschneiden, worauf er wieder austreibt; handelt es sich aber um die echte strauchartige Marguerite (*Chrysanthomum frutescens*), so ist Ihr Stod verloren, da diese Pflanze im Winter voll belaubt bleiben muß; sie ist nur sehr schwer im Zimmer durchzubringen. **M. S.**

Frau Hauptmann Gr., Stralsburg. — Eine nach der Nordseite belegene Veranda, die nur bis 10 Uhr früh etwas Sonne hat, eignet sich sehr wenig zur Blumenzucht. Auf solcher Veranda sollten die Kästen eigentlich nur mit Epheu oder wildem Wein bepflanzt werden. Starke Epheu-Pflanzen erfüllen sofort ihren Zweck, starker wilder Wein bildet auch schon im Mai eine dichte grüne Wand. Blütenpflanzen verlangen so ziemlich ohne Ausnahme wenigstens volle Morgensonne. Auf Ihrer Veranda würden jedenfalls nur Fuchsin, höchstens noch Anollen- und strauchartige Begonien gedeihen. Die Blumenkästen müssen Wasserabzug haben, geräumig sein und mit guter Erde gefüllt werden. **M. S.**

Fr. Franziska L., Hamburg. — Vor genügender Bewurzelung warm gestellte Hyazinthen bleiben immer stecken, d. h. die Blüthe kommt nicht aus der Zwiebel heraus, während die Blätter unmäßig wachsen, mitunter tritt aber auch ein vollständiger Stillstand im Wachstum der Blätter ein. Im letzteren Fall haben die Zwiebeln keinerlei Werth mehr, im ersteren Fall ist es rathsam, sämtliche Blätter über dem Zwiebelhals abzuschneiden, wonach der Blütenstiel doch noch hervorzudrückt und zur Ausbildung gelangt. Die Zwiebeln steckengebliebener Hyazinthen haben nicht den geringsten Werth mehr, sie würden, aufbewahrt und im October wieder eingepflanzt, nur Krüger bereiten. Nur mit Zwiebeln erster Qualität läßt sich in der Treiberei Erfolg erzielen. **M. S.**

Sport.

Frau von V. Tölz. (Zur Kleidungsfrage auf dem Stahlrad). — Sie bitten uns, sehr geehrte Frau, als angehende Radlerin, um Darstellung und Schnitt des von Herrn Dr. Martin Siegfried*) in der Nr. vom 1/3 d. J. empfohlenen Radrockes, den er den „tief getheilten, geschlossenen Rock“ nennt, und zugleich um unsere Ansicht über denselben, wie um einige weitere praktische Winke über die Kleidung auf dem Rad. Hier das Gewünschte. Die Vorlage war aus dunkelblauem Alpaca gefertigt und durchweg mit Gloria-Stoff gefüttert. a und b unserer Schnittmethode ergeben zusammen die Rockhälfte. Man hat den Vordertheil a von Stern bis Doppelpunkt abwärts mit der Hinterbahn b zu verbinden, dann jede Rockhälfte von Punkt bis Hafenkreuz zur Rundung zu schließen und endlich beide Hälften je vom vorderen oberen Rand über Punkt bis zum hinteren oberen Rand zu verbinden. Die in üblicher Weise geschickten Seitenschlitze erhalten rechts die Tasche, links den unsichtbaren Knopfschluß; den oberen und unteren Rand hat man nach Kreuz und Punkt einzufalten, den ersteren in den seitwärts schließenden Rund zu fassen und den letzteren mit einem Stoffstreifen zur Aufnahme eines Gummi-Zugbandes zu versehen.

*) Siehe auch von dem gleichen Verfasser: „Wie ist Radfahren gesund?“ Verlag von Bergmann, Wiesbaden (1895), und Kapitel 9 in dem Buchwerk: „Der Radfahrersport in Bild und Wort.“ München, Akademischer Verlag (1897).

Und nun unsere persönliche Ansicht und Erfahrung. Die Gewissensfrage, ob das Kleidungsstück beim Gehen nicht doch seine wahre Natur als Beinleid verräth, können wir nicht unbedingt verneinen; Auge und Geschmack müssen sich entschieden erst an diese Form gewöhnen. Andererseits erfüllt dasselbe aber wiederum all die von ärztlicher Seite an die Kleidung der Radfahrerin gestellten Anforderungen, sodas auch wir sie für größere Touren nur empfehlen können. Anders, wenn man einen Ausflug in ein belebtes Resta-



Radfahr-Anzug mit tief getheiltem geschlossenen Rock. Siehe den Artikel: „Zur Kleidungsfrage auf dem Stahlrad“ in der Nr. vom 1/3 98.

rant, einen Besuch bei Bekannten beabsichtigt, oder mit der Spazierfahrt Besorgungen verbinden will. Da muß selbst der unten offene, getheilte Rock schon sehr gut gearbeitet sein, soll er nicht gentren. Nach dem Beispiel der Engländerin wählt man für diese Zwecke auch bei uns jetzt mehr und mehr den bis zum Knöchel reichenden ungetheilten Rock mit Seitenschluß. Da zu große Weite auf dem Rad fast noch gefährlicher ist, als zu große Länge, so muß erstere beim getheilten Rock durch untergeknöpfte Spangen, welche beim Gehen leicht entfernt werden können, zusammen gehalten werden (siehe Abb. 22 der technischen Nr. vom 1/3 98). Beim ungetheilten Rock darf der untere Umfang 280—300 cm nicht überschreiten. Um hier das Aufschlagen im Winde zu verhindern, werden die gleichfalls bereits in der genannten Nummer beschriebenen Gummisteg eingeseht. Beliebig kann man die vordere Hälfte des unteren Randes auch noch durch 10—12 Bleiplomben beschweren. In einem solchen Rock kann man sich ungenirt bewegen, denselben zusammen



Praktische Neuheiten für den Radfahr-Sport.

mit der passenden Jacke, welche, ob angezogen oder auf der Lenkstange mitgeführt, jeden Radfahr-Anzug vervollständigen muß, auch als Reifekleid benutzen. Nicht oft und nachdrücklich genug kann die Nothwendigkeit der richtigen Vertheilung des Stoffes beim Aufstich betont werden, — was darin gesündigt wird, könnte einem die Freude an der Sache verleiden. Kein Radfahr-Rock darf Stoßschnur oder Vorte erhalten; das Stofffutter muß aus dem Oberstoff bestehen und fest und sicher mit der Maschine ausgenäht sein, um jedes Abtrennen und das gefährliche Hineinkommen in das Rad zu vermeiden. Am besten bewähren sich für den dauernden Gebrauch Luche, Lodenstoffe oder Alpaca. Das schließt nicht aus, daß man sich für die heißen, windstillen Sommertage noch einen zweiten Anzug aus grauem oder blauem Leinen, weißem Piqué oder gestreiftem Tennis-Stoff anschafft. Für die Blusen und Oberhemden hat die Textil-Industrie einen derartigen Reichthum an einfarbigen, gestreiften, quer

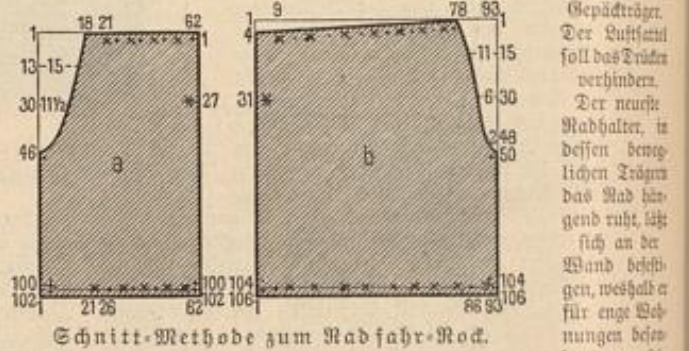
gemusterten und carrirten Geweben geliefert, daß jeder Geschmack Befriedigung findet.

Das Beinleid, — nur Seitenschluß ist brauchbar, — muß mit dem Stoff des Rockes, mindestens aber mit dessen Farben übereinstimmen. Für den Sommer ist Taffet sehr angenehm. Eine gefährliche Klippe für die Radlerin bleibt immer der feste Lederbügel, der gar zu leicht dazu verleitet, den Seitenschluß enger zu gestalten, als bei der anstrengenden Bewegung zuträglich ist. Man versuchte daher den 4—5 cm breiten Rockbund durch Steppstich-Linien und saubere Knopfvorrichtung zum Gürtel auszugestalten, und die gefällige Mode kommt diesem Bestreben besonders entgegen durch die allerneuesten gerundeten Gürtel aus durchweg in schmalen Linien abgestepptem Seidenstoff, für welche die leinene Grundform und der Oberstoff entweder rund zu schneiden oder aus einem schrägen Streifen zu dehnen sind.

Zum Schluß noch einige kleine Hinweise auf das, was die Mode sonst noch für den beliebten Sport geschaffen hat. Für die kühleren Tage sind klein und groß carrirte Röcke und einfarbige Jacken nebst weißen Seidenwesten oder Leinen-Terrueteure vorbereitet. Neben dem zierlichen halbanschießenden Paletot wird die kurze Bolero-Jacke, welche sich durch Doppel-Revers zum beliebigen Schließen einrichten läßt, viel getragen werden, ja man spricht auch von ärmellosen Jacken. Einen Ersatz für die bald zu warm werdenden Gamaschen bieten die Knopfstiefelchen aus farbigem Leder, welche gleich dem Strumpf stets mit dem Kleide übereinstimmen sollen, und die Knopfstiefel mit hoher angelegter Stoffstulpe. Wir möchten hier noch davor besonders warnen, den farbigen, besonders den grünen Stiefel, wie bisher den braunen, zu jedem beliebigen Kleide zu tragen; der Chic liegt eben nur in der Uebereinstimmung des ganzen Anzuges. Halbschuhe und auch schnittene Schuhe dürfen nur zur Gamasche getragen werden.

Als Kopfbedeckung wendet man sich neben dem Matrosen- und Amazonen-Hut neuerdings der Rügenform zu, für welche das weiße Stroh, in der Farbe oft vom Hand abstechend, reich wirkende „gesteckte“ Köpfe ergibt, die nur eines Bandes, höchstens einer bescheidenen Schleife als Garnitur bedürfen (siehe Abb. 1-2 im technischen Theil). Eine Sturmschur, wie sie die Herrenhüte haben, erweist sich von praktischer Bedeutung. Radfahr-Embleme, als Knöpfe und Agraffen und weiße wasserdichte Handschuhe dürften viel getragen werden. Großen Luxus und reiche Formen-Verschiedenheit entwickeln die Casvaten, unter denen die lange und halbblange Schifferform besonders beliebt sind.

Um auch auf dem Damenrad für Ausflüge, vor Staub geschützt, wärmende Umhüllungen und kleine Toiletten-Gegenstände mitführen zu können, giebt es theils an der Lenkstange, theils am Sattelträger zu befestigende Plaid-Hüllen, Taschen, Tornister und Gepäckträger.



Schnitt-Methode zum Radfahr-Rock.

lenstwerth ist. Ein radelndes Redactions-Mitglied.

Allgemeines.

Ueber schriftlichen Verkehr mit Geschäften u. — Im allgemeinen geht das kaufende Publicum von der Annahme aus, daß es in Geschäften auf den Inhaber wie auf die Verkäufer keinerlei Rücksicht zu nehmen habe, da die Geschäft auf den Verkauf ihrer Waren angewiesen sind. Jeder gebildete Mensch sollte nun freilich selbst einsehen, daß dieser Standpunkt ein durchaus falscher ist, denn bei jedem Kauf sind Verkäufer und Käufer gegenseitig und gleich beteiligt. Verlorene Zeit und Mühe darf der Kaufmann freilich nicht rechnen, selbst wenn ein Kauf nicht zu Stande kommt, dagegen sollte auch niemand ihm außerdem noch Verlust an barm Gelde zumuthen. Dies Verlangen wird aber täglich an den Geschäftsmann gestellt, weniger aus bösem Willen, als aus Gedankenlosigkeit. Wie oft wird von einer Dame in einem Geschäft, oder in einem Atelier oder dergleichen, auch bei Privatpersonen angefragt, ob dieser oder jener Gegenstand vorhanden und zu welchem Preis er veräußert sei; die Antwort soll wenn möglich, postwendend erfolgen und sehr ausführlich sein. — daß diese Antwort außer Zeit und Mühe noch eine Ausgabe, und wären es nur 5 Pfennig für eine Postkarte, beansprucht, daran denkt die Fragestellerin nicht! Man mag nicht ein, daß der Geschäftsmann viele Prospective und Kunden oft mit beiliegenden, vielleicht nie verwendeten Postkarten verschiebt, also doch Ausgaben macht, die ihm häufig nicht einbringen, — das ist Geschäftsbrauch, und diese Ausgaben rechnen unter die nothwendigen Geschäftsumkosten. Anders verhält es sich, wenn man den Betreffenden durch eine Anfrage, die er nicht unbeantwortet lassen kann noch will, zu einer Geldausgabe zwingt, die ihm erspart werden konnte. Wozu giebt es denn Doppelfarten für Frage und Antwort, — wenn nicht vor allem für derartige Zwecke? Jedenfalls erfordert schon das einfache Willigkeitsgefühl, daß man bei einer schriftlichen Anfrage auch für die Francatur der Antwort sorgt, — also künftig die Doppelparte bei Anfragen wählen, die ausschließlich dann rascher und williger erledigt werden, abgelesen davon, daß bei selbst geschriebener eigener Adresse jeder Irrthum ausgeschlossen bleibt! **E. F.**

Bezugsquellen.

Neuheiten für den Radfahr-Sport: Herrmann Berlin, W. Berdericher Markt 56. Maschinen-Stickerel: Fr. G. Krollen, Charlottenburg, Kantstr. 149, I. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verkehr“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Erdmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen in das Porto beizufügen.

Raddruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(14. Fortsetzung.)

XVI. Kapitel.

„Eine große Braut,“ pflegte Prinzessin Sidonie zu sagen, wenn sie von Comtesse Ise sprach, und das ironische Lächeln, mit dem sie die Worte begleitete, passte eigentlich nicht recht zu dem Koseworte. Prinzessin Sidi war weder mit der großen Braut, die seit einigen Tagen wieder auf Burg Rhoda weilte, zufrieden, noch mit dem Bräutigam, der pflichtschuldigst einer Einladung dorthin gefolgt war.

So tadellos correct der Baron sich benahm, ihr scharfes Auge blickte doch bald durch die Maske hindurch. Die große Braut langweilte ihn schon jetzt. „Dass sich Gott erbarm!“ predigte ihr die Prinzessin, wenn sie einmal allein waren. „Ne, Du mußt Dich ein bißchen posieren. Die Männer wollen doch nun einmal alle, daß wir ihnen etwas vorschaukeln. Lass die Sorte, zu der Dein Bruno gehört, verlangt's am allermeisten. Kannst Du denn rein gar nichts, Du große Puppe?“ Ise's Helsenblatt sah bei solchen Ermahnungen, wie ein besonders artiges Kind, das gescholten wird und sich wirklich im Unrecht fühlt, beide Hände im Schoß, den schönen Kopf etwas geneigt, in den langen Wimpern eine Thräne.

„Mit der alten Baronin kommst Du auch nicht auf den rechten Fuß.“ Bitte, — sag' mir nicht, sie sei Dir zu unsein. Sie ist nicht unsein, — im Gegentheil. Aber das verstehtst Du nun natürlich wieder nicht, Du Lämmlein auf der Weide. Dabei wir's für Dich so leicht, Dich gut mit ihr zu stellen: sei herzlich zu ihr; denk einmal an Deine eigene Mutter, wenn Du sie küßest. Ja, — und der Baron, — es ist ja zum Verzweifeln, wenn man Euch so neben einander sitzen sieht. Er immer die Verbindlichkeit selbst, Du wie ein gut ausgekosteter Delgöge.“

„Aber Sidi, — wirklich, — ich hab' ihn gern.“ „So, — na, das wollt' ich Dir auch gerathen haben! Uebrigens das „Gernhaben“ mögen die Männer nicht, sie wollen geliebt sein, — oder es wenigstens glauben. Also Du liebst ihn?“ „Ja doch, Sidi, — wirklich!“

Dann zeig ihm wenigstens das. Nimm ihn 'mal in eine Fingerspitze, — es giebt ja genug solche dunkle Dinger hier, — und lausch' ihn ordentlich ab, heiß ihn ins Ohrkläppel, haue ihm den Kopf. Menschenkind, ich kann Dir doch unmöglich Unterricht in der ars amandi geben! Ach so, — das verheißt Du ja wieder nicht. Und zeig Dich ihm wieder einmal von der Samariter-Seite. Wenn ihm doch der Himmel einen ordentlichen tie doloureux bescheren möchte, ich würde Dir ja gerne meinen ganzen Borrath von Eau de Cologne zur Verfügung stellen.“

„Nun war's aber keine einzelne Thräne mehr in den seidenen Wimpern. Ein ganzer Thränenstrom war's, und Ise schluchzte: „Nein, Sidi, wie Du nur so etwas sagen kannst! —“ Worauf die Prinzessin ihren Habaneseer vom Schoß warf: „Heul' mir doch nichts vor und komm' ihm nicht mit rothen Augen zu Gesicht.“ — aufsprang, zum Zimmer hinaus, draußen mit Madame Leonie jankte, den Prinzen, der ihr auf dem Flur begegnete, malitios fragte, „ob seine geistige Indigestion ihm auch erlaube würde, heute Mittag Lachs vom Kopf zu essen,“ und endlich, hochaufathmend, im Archiv ankam, um Herrn Dr. Bernhaupt gegenüber auf einen Stoß staubiger Altenbündel niederzusinken: „Sie sind doch eigentlich der einzige vernünftige Mensch in der ganzen Burg!“

Der junge Gelehrte empfand der Prinzessin gegenüber stets ein Gefühl, merkwürdig gemischt aus Verlegenheit, Stolz, Wohlgefallen an ihrer frischen Art und Abneigung gegen ihre Spottsucht. Neugierlich aber herrschte meist die Verlegenheit vor. Und so erhob er sich auch jetzt etwas befangen, ohne gleich eine Entgegnung zur Hand zu haben. Aber das erwartete die Prinzessin ja auch gar nicht. Sie lachte vielmehr laut auf: „Cum grano salis zu verstehen, mein Herr Doctor, — selbstverständlich. Denn ich gestehe grundsätzlich den Männern überhaupt nur einen Bruchtheil Vernunft zu: Sie kommen nämlich meist vor lauter Vernunft nicht dazu, vernünftig zu sein. Aber Sie, lieber Herr Doctor, Sie haben einen großen Vorzug für sich. Wenn sich bei Ihnen 'mal solch ein unvernünftig-vernünftiger Gedanke, aus der lieben Gegenwart geboren, regen will, dann flüchten Sie in ihr papierne Reich, in die Vergangenheit!“

„Nun regte sich bei ihm doch der Stolz. „Durchlaucht machen sich über mich lustig!“ wehrte er ab.

„Ich denke gar nicht daran. Aber, bitte, nehmen Sie doch wieder Platz. So, — und nun beichten Sie mir einmal: was liegt eigentlich zwischen Ihnen und Baron Bruno Pflaume?“

„Das war wieder einmal einer der sprunghaften Uebergänge, mit denen sie zu überrumpeln liebte. Diesmal gelang es ihr aber doch nicht ganz nach Wunsch. Bernhaupt rühte zwar ein wenig an seiner Brille, aber er entgegnete sofort ganz ruhig: „Durchlaucht, ich kenne ja den Herrn Baron fast gar nicht. Sie sollte also —“

„Sie sah ihn scharf an. „Es giebt Abneigungen, die nicht auf persönlichem Bekanntheit beruhen. Und solche mag hier vorliegen. Als ich Sie gestern beobachtete, sah ich sofort, daß Sie im Geiste einen Chimborasso von solchen alten Archivalien zwischen sich und den Baron schoben. Und er, — nun er wurde trotz aller seiner weltmännischen Gewandtheit einen Moment verlegen. — Aber ich will nicht in Sie dringen. Sagen Sie mir lieber, was haben Sie für Nachrichten von zu Hause, von Ihrem Fräulein Schwester?“

„Ich danke unterthänigst, Durchlaucht. Gute Nachrichten!“ Da war wieder der scharfe durchdringende Blick. Und dann fragte sie plötzlich: „Lieber Herr Doctor, seien wir ehrlich zu einander: hätten Sie gewünscht, daß Ihre Schwester Frau von Pflaume würde?“

„Nein, Durchlaucht!“ gab er ganz kurz und knapp zurück. Aber das Blut wollte ihm dabei doch ins Gesicht.

„Und warum nicht?“

Diesmal zögerte er mit der Antwort. Dies brüste Ausfragen verdroß ihn. Sie fühlte sofort den Widerstand und fügte in der warmherzigen Art, über die sie verfügen konnte, wenn sie wollte, hinzu: „Glauben Sie mir, Herr Doctor, ich frage diesmal nicht aus oberflächlicher Neugier. Ihre schöne, liebenswürdige, kluge Schwester hat mir, obwohl ich sie nur einmal sah, ein starkes Interesse eingefloßt. Man deutete mir damals allerlei an, — und nun hat sich der Baron hier mit meiner Cousine verlobt. Sehen Sie, ich empfinde so etwas, wie ein selbes Schuldgefühl, — und darum frage ich noch einmal: warum würden Sie es nicht für ein Glück gehalten haben, wenn Ihre Schwester Schloßherrin von Trunberg geworden wäre?“

„Durchlaucht,“ sagte er jetzt, „Durchlaucht fragen so direct, daß ich wohl Rede stehen muß, auf die Gefahr hin, den Herrn Bräutigam der Comtesse zu beleidigen.“

„Ruh!“ machte sie. „Sprechen Sie nur weiter!“

„Meine Schwester ist mir zu schade für den Baron.“ Er stieß es heraus, und sie sah ihn doch einen Augenblick etwas verlegen an. Aber dann lachte sie wieder: „Und nun noch einmal: worum?“

„Weil er keinen Charakter hat. Weil er ein ganz verwaschener Mensch ist, ein echtes Kind unserer Zeit. Er kann alles, — aber alles nur halb. Er will das Beste, — und er kommt nie über den Anlauf hinaus. Meine Schwester aber ist ein ganzer Mensch, — eine Kernnatur.“ Und nun lächelte er trübe und fügte mit herber Selbstironie hinzu: „Durchlaucht, wenn Männlichkeit gleichbedeutend mit Energie und Stäblichkeit ist, dann ist meine Schwester bei all ihrer holden Weiblichkeit eigentlich der Mann von uns Geistes.“

Die Prinzessin war ganz ernst geworden. Erst nach einer Weile fragte sie leise: „Sie hat sehr gelitten?“

„Gewiß, Durchlaucht. Wenn ein Mädchen, wie sie, liebt und entlassen muß, mag das wohl das schwerste sein. Aber sie wird überwinden, — denn sie ist stark.“

Wieder herrschte einige Minuten Schweigen zwischen ihnen. Sidonie mochte sich sagen, daß sie den Mann ihr gegenüber unterschätzt habe. Er kam ihr gewachsen vor in diesen Augenblicken. Plötzlich stand sie auf und streckte ihm die Hand hin: „Ich danke Ihnen, Herr Doctor! Und nun will ich's Ihnen auch gestehen: ich habe mir schwere Selbstvorwürfe gemacht. Ihre Worte nehmen mir eine Last von der Seele. Ich kam zu Ihnen, um zu hören, ob ich etwas gut zu machen hätte. Aber ich sehe, nach dieser Seite hin nicht. Sie haben recht!“

Sie wandte sich zum Gehen. Doch als sie die Thürschwelle schon in der Hand hielt, — ein klein wenig erstaunt, daß er ihr nicht vorangeeilt war, zu öffnen, — blieb sie stehen. Und es bligte schon wieder unternehmungslustig in ihren grauen Augen: „Das Brautpaar fährt heute nach Stellhausen, ich auch. Der Prinz will aber mit Insingen zur Pürsche. Wollen Sie so freundlich sein, mich zu begleiten?“

„Durchlaucht sind zu gnädig!“ Er erröthete wie ein Kind. „Uebrigens,“ sie wandte sich wieder voll zurück, — „noch eins, damit Sie nicht etwa durch eine unbeabsichtigte Bemerkung anstoßen, lieber Herr Doctor. Das Bankhaus Menger & Söhne muß liquidiren. Ich hörte, daß die beiden Brüder Pflaume, die große Capitalisten im Geschäft des Schwagers haben sollen, bedeutende Verluste haben werden. Und die liebe kleine Lotti! Ja, — die wird nun auch nicht mehr als die millionenschwere Erbin gelten können, — recht schade.“ — Hinaus war sie.

Der Doctor aber stand und stand dicht hinter der Thür. Und sein Herz füllte sich mit Seligkeit.

Es wurde kein sonderlich erbaulicher Nachmittag in Stellhausen. Eine gedrückte Stimmung lag über dem ganzen Hause.

In einem der Hinterzimmer lag Menger noch immer schwerkrank, geistig noch elender, denn körperlich. Mit Mühe hatte ihm die Schwiegermutter die Zustimmung zur Liquidation abgerungen. Seit er seine Unterschrift unter die Vollmacht gesetzt, war eine völlige Apathie über ihn gekommen. Er sprach fast gar nicht. Nur noch einmal hatte er sich emporgerafft, als ihm die Schwiegermutter mittheilte, daß Margit käme. „Ich will sie nicht sehen, — laßt sie nicht zu mir! Ich kann sie nicht sehen!“ hatte er gerufen. Man erfüllte seinen Wunsch. Lotti allein sah er zeitweise gern bei sich. Aber er sprach auch mit ihr wenig. Nur Domino mußte sie mit ihm spielen, und wenn er dann die Steine auf dem Brett ziemlich willkürlich aneinanderreichte, sah er dem Töchterchen mit einem wehmüthigen Lächeln ins schmale Antlitz und wiederholte immer wieder leise, mit müder, gebrochener Stimme: „Armes Kind, — armes Kind!“

Frau Margit fand sich am leichtesten mit allem ab. Sie hatte es kommen sehen, daß „der Schwachkopf sich nicht würde halten können.“ Sie war „eine unglückliche Frau“, aber „auch das Unglück sollte sie nicht beugen.“ Mit der Mutter hatte sie eine einzige sehr heftige Auseinandersetzung gehabt; seitdem ging sie ihr aus dem Wege. Dafür hielt sie sich an Lotti schadlos, und das arme Kind, das in den letzten Wochen ordentlich aufgeblüht war, wurde wieder blaß und immer blässer.

Heute war Frau Margit die einzige im Hause, die sich angethan in amarantfarbener Seide, ganz im richtigen Fahrwasser fühlte. Es hatte nur einen Augenblick gegeben, in dem sie stupte: als ihr Doctor Bernhaupt gegenüber trat. Aber sie fertigte ihn mit gänzlicher Uebersehen ab. Dafür hing sie sich wie eine Klette an den Bruder und die „liebe, himmlisch schöne“ Braut. Und als Baron Bruno sich ihrer endlich entledigt hatte, klammerte sie sich an die Prinzessin. Eine Prinzessin, — eine wirkliche Prinzessin, — das war doch noch etwas! Man hatte in seinen Salons wohl einige Male eine Gräfin gehabt, auch einmal eine Durchlaucht mit einem ganz unaussprechlichen Namen, der auf n oder o endete, von „da unten“, aus der Ballade; aber eine deutsche Prinzessin, — das war ganz etwas anderes. Und es imponirte Frau Margit doch, daß ihre Mutter mit dieser echt in der Wolke gefärbten Durchlaucht, bei aller Egrerbietung, eigentlich recht wenig Umstände machte.

Wunderlich genug. — Prinzessin Sidi schien sich ganz gern mit Frau Margit zu unterhalten. Es war der Prinzessin auch zur Abwechslung einmal sehr bequem, daß sich vor ihr ein Uhrwerk abspaltete, ohne durch irgend ein anderes Mittel neu aufgezoogen zu werden, als vielleicht anfangs ein „So, gnädige Frau?“ — „Wie, gnädige Frau?“ — „Dann „Sehr richtig, Frau Menger!“ und endlich: „Interessirt mich sehr, Madame Menger!“ Und die sonst so empfindliche Frau Margit überhörte die kleine Stufenleiter im Ton ganz, denn es war ja eine Prinzessin, welche die Stufen zimmerte.

Sie schwelgte. Den mächtigen Imperatoren-Kopf grazios zur Seite geneigt, den Oberkörper aufgerichtet plauderte sie aus dem Hundertsten ins Tausendste und kam sich ungeheuer unterhaltend vor. Es wirbelte nur so durcheinander von all den Themen, die sie in den Salons aufgesaugt hatte: von Mau-passant bis zu Nipische, von der alten Queen bis zur Königin Natalie, vom Grafen Münster bis zum Monsieur Trompette, dem Ruchengewaltigen Gambetta's und des Pariser Reichthum. Und da sie nicht dumm war, plauderte sie wirklich ganz amü-sant ihre bunte Blütenlese herunter. Es waren die Reflex-Ercheinungen einer anderen Welt, in die sie, ohne es recht zu wissen, die Prinzessin einen Blick thun ließ. Und diese hörte willig zu, bis Frau Margit auf ihre persönlichen Angelegenheiten zu sprechen kam. Da wurde sie plötzlich wie Eis und sagte schließliche: „Ich glaube, Madame Menger, Sie werden sich doch einmal nach Ihrem Herrn Gemahl umsehen müssen. Ich möchte Sie nicht von dieser Pflicht abhalten.“ Damit war sie auch schon aufgestanden, nicht etwas herablassend und schlenderte langsam in den Garten, den Weg entlang, auf dem sie Ise und den Baron zu finden meinte.

Einen Augenblick stand Frau Margit doch etwas versteinert. Aber sie war so überzeugt von der Unterhaltungs-gabe, die sie entfaltet hatte, und sie stand noch so ganz unter dem Eindruck der Lebenswürdigkeit der hohen Frau, daß sie die plötzliche Verabschiedung schnell überwand. Und als jetzt gerade die Mutter auf die Veranda heraustrat, eilte sie auf diese zu, umfachte sie mit ungewohnter Herzlichkeit und rief enthusiastisch: „Nein, Mama, ist das aber eine entzückende Prinzessin!“

Die alte Baronin sah sie einen Augenblick etwas verwundert an. Echte Gefühlsausbrüche bei der Tochter waren ihr immer verwunderlich. Dann aber entgegnete sie ruhig: „Na ja, Gretle, — entzückend ist 'n bißchen viel. Schledt ist sie nicht, — manchmal thut sie bloß so. Und klug ist die Prinzessin, — sehr helle. Aber nu bitt' ich Dich, sieh 'mal nach die Abendbrodtasfel. Davon wirste doch 'was verstehen, wie gedeckt werden muß.“

Der Garten von Stellhausen war durchaus kein künstlich gepflegter Park. Vor dem Herrenhause breitete sich eine große Rasenfläche, die im Sommer sogar leicht ein wenig ausdorrte, da die Gutsherrin nicht gern übermäßig viel Leute zum Gehen hergab. In der Mitte lief vom Thor eine schnurgerade Allee auf die Veranda zu; rechts und links schlossen sich Partien mit dichten hohen Nliederbüschen an, von ziemlich schmalen Wegen durchschnitten. Auf der einen Seite lag dann der mächtige Wirtschaftshof, auf der anderen dehnte der Garten sich um das Herrenhaus herum und ging hinter diesem allmählich in einen hochstämmigen Buchenwald über.

Prinzessin Sidonie glaubte, in den breiten Nstlederpartien gut Bescheid zu wissen, und meinte, das Brautpaar schnell zu finden. Anstatt dessen hörte sie aber, in ziemlich Nähe, plötzlich andere Stimmen und blieb lächelnd stehen.

Es mußten Bernhaupt und Lotti Menger sein, die dort, von den dichten Sträuchern verdeckt, plauderten.

Das junge Mädchen sprach mit seiner leisen, sympathischen Stimme. Im kindlichen Vertrauen schüttete Lotti dem Freunde ihr Herz aus. Sie klagte nicht, sie weinte nicht. Aber es lag etwas Mührendes und Ergreifendes darin, wie sie von dem leidenden Vater sprach und von seiner hoffnungslosen Zukunft. Kein Wort von sich selbst; nur immer von dem lieben kranken Mann. Kein böses Wort auch über die Mutter, immer nur das schmerzzerfüllte: „Papa ist so gut, — zu gut!“

Leise schritt die Prinzessin etwas weiter. Nun konnte sie das Pärchen auch sehen. Lotti sah auf einer niedrigen Holzbank und schaute, wie hülfesehend, mit ihren großen, dunkeln Augen, die das schmale Gesichtchen so selten mal belebten, zu dem schlanken, hochgewachsenen Manne empor, der neben ihr stand.

Und Sidonie sah auch, wie es in dem Antlitz des jungen Gelehrten arbeitete. Sein Kopf war leicht vornüber geneigt, sein Blick haftete unverwandt auf der glatten Stirn des Mädchens vor ihm. Und als sie jetzt schwieg, sagte er mit ziemlich seifer Stimme: „Meine liebe, liebe Freundin! Nur die Hoffnung nicht verlieren! Es wird schon noch alles gut werden, besser wenigstens, als Sie es heute voraussehen. Ihr verehrter Herr Vater hat im Grunde doch eine gute Constitution, und sein Befinden wird sich schnell heben, wenn er nur erst die geschäftlichen Erschütterungen überwunden hat. Und das wird geschehen. Ich hoffe immer noch, Ihr lieber Herr Vater wird seine reichen Kenntnisse auf einem anderen Gebiet, als bisher, zu verwerthen Gelegenheit finden, Fräulein Charlotte.“

Wenn man nur die Worte hörte, in ihrem theoretisirenden Klang und der etwas schwerfälligen Fügung, konnte man meinen, Bernhaupt spreche als oberflächlicher Bekannter-einen gut gemeinten Trost aus. Aber die Prinzessin sah, wie ihm diese Worte doch aus tiefstem Herzen quollen. Sein Kopf neigte sich tiefer und tiefer, und die rechte Hand fasste leicht die Lehne der Bank, ganz dicht an der Schulter des jungen Mädchens.

„Wie gut Sie sind, — ach, wenn ich armes Kind Sie nicht hätte, mein lieber, lieber Herr Doctor, —“ sagte jetzt Charlotte. Und er erwiderte mit einem vibrirenden Klang: „Ich wollte nur, ich dürfte, ich könnte Ihnen mehr sein, liebe Freundin!“

Dann waren sie beide einige Minuten still. Aber seine Hand glitt langsam an der Banklehne entlang bis zur Schulter des Mädchens. Sie zuckte im ersten Augenblick bei der leichten Berührung. Aber dann rühte sie plötzlich hastig zur Seite, fast wie erschrocken, und meinte in ihrer naiven Weise: „Aber ich bin so unartig gegen Sie. Warum stehen Sie nur, — es ist ja doch Platz hier für uns beide.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlag.

Gesundheits- und Körperpflege.

Amerikanische Reform-Kleider. — Auch hier in Amerika bezeugt man lebhaftes Interesse für das Thema: Verbesserung der Frauenkleidung, nur daß man es hier mit der den Amerikanerinnen eigenen Energie sofort in die That umsetzt. Das beweist der Troussseau einer der „stars“ unserer Gesellschaft, einer bildschönen Millionärin. Unter wie Oberkleidung waren genau den Grundrissen der verbesserten Kleidung gemäß hergestellt, nur fehlte ganz der Corset-Ersatz, da die schlanke, biegsame Gestalt der betreffenden Dame jede, auch die geringste Beengung entbehren kann. Der Wäsche von märchenhafter Feinheit, über und über mit Einfügen und Volants aus echten Valenciennes ausgestattet, entsprachen an Eleganz die Toiletten, die meist im Empire-Geschmack gehalten waren. So zeigte ein Hauskleid aus dunkelfarbigen Wollstoff die geschweifte, unter der Brust abschließende Taille passformartig und am Rande mit gestickten Vorten besetzt; schmaler Volant als Rockbesatz; den hohen Stehfragen übertragene Stoffpatten. Ganz lange quergebaltete Kermel. Zur Besuch-Toilette war ein helles Tuchkleid bestimmt, mit Goldfäden und Türkisfen bestickt und mit Sammetstreifen garnirt. Die halblange Jade erschien eingefaltet einer bestickten Passe angehängt und schloß seitlich unsichtbar an Schulter und Armloch. Ueber dem Sammetrande schmückte den Rock etwa 15 cm breite, zu beiden Seiten der Vorderbahn etwas aufsteigende Stickerei. Der Hut zeigte breite goldgestickte Krempe zu faltigem Tuchkopf und schwarze Feder-Garnitur. Ganz besonders reizvoll ist die Gesellschafts-Toilette aus écarfarbigem, in Fächerfalten gebranntem Organdy mit blauer kurzer Sammettaillie, deren viereckiger Ausschnitt den Hals frei läßt. An den Gretchenärmeln bestehen die Puffen aus gebranntem Organdy, die glatten Theile aus Sammet. Rückenschluß. In ähnlicher und doch stets ganz verschiedener Weise besaß jede der vielen, den mannigfaltigen Zwecken dienenden Toiletten ihren ganz besonderen, originellen Stil, und es war damit der Beweis erbracht, daß eine mit Geschmack begabte Frau ganz unabhängig von der Mode des Tages ihren eigenen Reigungen folgen darf. Freilich tragen in dem vorliegenden Falle der Reichtum und die Schönheit der fähigen Neuverin nicht wenig zu dem Erfolge bei.

Hinger- und Fußnägel. — Ehe man dieselben schneidet, soll man sie in warmem Wasser erweichen.

A. Damburg. — Gegen Schuppenbildung der Kopfhaut gebraucht man Waschungen mit 5-procentiger Borax- oder Natron-Lösung. Ricinus-Öl mit Franzbranntwein wirkt in mäßigem Grade reizend auf die Kopfhaut und kann daher, wenn solche Reizung angezeigt, den Haarwuchs befördern. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

Billard für die Jugend herzustellen. — Unter Hinweis auf den Artikel in der Nummer vom 1/3 98 geht uns folgende Mittheilung zu: „Hoffentlich werden recht viele Mütter Ihrer Anregung Folge leisten; sie würden ihren heranwachsenden Söhnen damit viele Freude und angenehme Zerstreuung bereiten, da fast kein Spiel bei unserer Männerwelt einer solchen Beliebtheit sich erfreut, wie das Billard-Spiel. Die wichtigsten Erfordernisse für ein Billard sind die Bänder, die Bälle und die Stäbe (queues). Die Bänder haben den Zweck, die durch die Stäbe in Bewegung gesetzten Bälle entsprechend abzustößen, um ihnen eine erhöhte Fortbewegung zu verleihen; um dies zu ermöglichen, müssen sie elastisch sein. Es ist ein Leichtes, dem die Billard-Platte umschließenden, etwa 4 1/2 cm hohen Holzrahmen diese Eigenschaft zu verleihen, und zwar durch Aufnageln eines ebenso breiten Gummi-Bandes. Gleichfalls elastisch müssen die Bälle sein, eine Eigenschaft, die in hohem Grade das Eisenbein besitzt. Da Eisenbein-Bälle aber sehr theuer sind, so empfiehlt es sich, statt dieser solche aus Holz zu wählen, und zwar aus dem auch zu Kegelfugeln verwendeten lignum sanctum, das auch das erforderliche spezifische Gewicht hat. Die Stäbe endlich versteht man an ihrer Spitze mit einer Lederkappe, die nach einer gewissen Anzahl von Stößen mit Kreide abgerieben wird, damit sie beim Stoße von den Bällen nicht abgleiten. Ein auf diese Weise mit billigsten Mitteln in Stand gesetztes Billard entspricht am meisten den Anforderungen, die an ein richtiges Billard gestellt werden. Schließlich kauft man noch ein kleines Lehrbuch des Billard-Spiels, das die Jünger dieses schönen und edeln Spiels bald in alle Geheimnisse desselben einweihen wird.“ Die Red.

Theater-Aufführungen für Kinder. — Die Erfüllung des Wunsches unserer Kinder, etwas „aufzuführen“, ist für Eltern und Lehrer oft keine leichte Sache, da es schwer ist, für ein bestimmtes Alter Geeignetes herauszufinden. Zum ersten Mal veröffentlicht der Theater-Verlag Eduard Bloch, Berlin W, Leipzigerstr. 34, ein Verzeichniß von Jugend-Aufführungen, das einen genauen Einblick gewährt, welche Aufführungen sich für die verschiedenen Altersstufen (von den Aller-

jüngsten bis zur badfischfrohen Jugend) eignen. Der Katalog erscheint als Nr. 123 unter dem Titel: „Kinder-Theater und Jugend-Aufführungen aller Arten“ und wird von der Firma auf Verlangen unberechnet und postfrei zugesandt. Die Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ein Hinweis für Lehrerinnen. — In Olaz fehlt eine Anaben-Vorschule. Die Eltern sind gezwungen, ihre kleinen Söhne entweder in eine Mädchen- oder in die Volksschule zu schicken, da das Gymnasium erst mit Sexta beginnt (ohne Vorschullassen). Olaz ist ein reizend gelegenes Gebirgsstädtchen Schlesiens in der Nähe von Landeck und Reinerz; es hat Garnison und ist der Sitz eines Landgerichts. D. R.

Häusliche Kunst.

Praktisches Ausbessern des Gebläses am Brenn-Apparat. — Von verschiedenen Seiten hörte ich, daß ein Gummi-Ball am Brenn-Apparat garnicht oder höchstens in einer auswärtigen Fabrik zu repariren sei. Das ist umständlich und macht die Sache kostspielig; ein neuer Ball ist aber auch nicht billig. Als ich nun vor längerer Zeit meinem Bruder beim



Amerikanische Reform-Kleider.

Repariren seines Fahrrades half, kam mir ein guter Gedanke, wie ich den geborstenen Gummi-Ball an meinem Brenn-Apparat flicken könnte. In einer Fahrrad-Bandlung kaufte ich eine kleine Tube Kautschuk-Masse und für etwa 25 Pf. Gummi. (Diesen nehme man so fein als möglich.) Zuerst drückte ich etwas von der Kautschuk-Masse auf das Loch im Ball und ließ es leicht trocknen, dann schnitt ich ein viereckiges Stückchen Gummi, — etwas größer als die verletzte Stelle, doch nicht zu groß, da sonst der Ball im Ausdehnen gehemmt wird, — bestreich dies Stückchen Gummi mit Kautschuk-Masse und drückte es, indem ich den Ball anschwellen ließ, fest auf die richtige Stelle. Ich habe seither meinen Ball auf diese Weise oft geflickt, ohne daß er an Druckkraft eingebüßt hätte. Da der Kautschuk schnell trocknet, ist die Unterbrechung der Arbeit sehr kurz. Emmy Schmidt.

Fürs Haus.

Bett- und Kissenbezüge mit gesticktem Buchstaben. — Unsere auswärtigen Leserinnen möchten wir auf die äußerst preiswerthen Wäsche-Gegenstände der Firma Herrmann Serion, Berlin W, Werderscher Markt 5/6, aufmerksam machen, die in stets neuen Mustern und guter Stofflage zum Verkauf ausgestellt sind. Unsere Darstellung veranschaulicht je einen zum Knöpfen eingerichteten Bett- und Kissenbezug aus feiner Elsfässer Cretonne, mit 15 cm hohem, gesticktem Buchstaben. Die Preise stellen sich das Stück auf 5,50 Mk. für Bettbezüge, auf 1,60 Mk. für Kissenbezüge. Die Red.

Allgemeines.

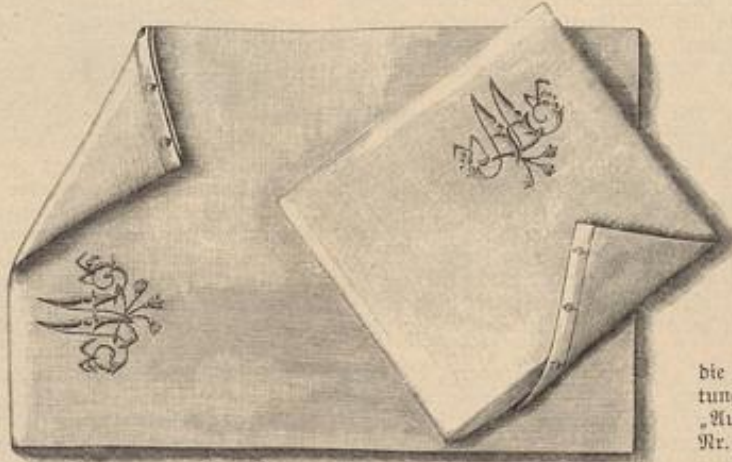
Eingewebte Namensfläche in Wirt-Waren. — Gewiß schon jede Dame hat erfahren, wie schwer es ist, in rechts und links gestrickte Strümpfe oder Wirt-Waren gleichmäßige Buchstaben zu sticken. Diesem lästigen Uebelstand ist durch eine Erfindung abgeholfen, welche die Firma Erfurter Garnfabrik Georg Koch in Erfurt, die auch die Strümpfwaren-Fabrikation an gros betreibt und im letzten Jahr auf der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und

Gewerbe-Ausstellung in Leipzig für hervorragende Leistungen preisgekrönt wurde, durch das Patentamt vor Nachahmung beschützen lassen. Die Erfindung besteht darin, daß in Wirt- oder patent-gestrickten oder gewirkten Waren eine glatte Fläche eingewebt wird, die für das Einzeichnen der Namens-Fläche bestimmt ist. Strümpfe u., mit dieser Namensfläche versehen, sind vorrätzig in allen größeren Strümpfwaren-Handlungen, sowie direct zu beziehen von der oben genannten Fabrik, welche das alleinige Recht zur Herstellung von Strick- und Wirtwaren dieser Art in Deutschland besitzt. R. E.

Provinzlerin, Frau U. A., Ehe u. a. (Trauer-Gedichten.) — Ihre Anfragen beantworten wir an dieser Stelle gern, soweit es der Raum gestattet. Wir bemerken dazu aber gleich, daß Abweichungen von den conventionellen Regeln nachsichtswürdig sind, denn so verlegend einerseits ein Umgehen der hergebrachten Form ist, so unwürdig ist es andererseits, das schwarze Trauergewand auch dann länger Zeit zu tragen, wenn der Verlust uns innerlich kaum berührt hat, oder wenn er längst überwunden ist und, — was leider oft der Fall, — wenn das Benehmen der „aus Wirt“-Trauernden doch verräth, wie wenig das düstere Gewand ihre Gemüthsstimmung entspricht. Das Anlegen der Trauer muß entweder einem innersten Bedürfniß entspringen, oder es ist eine Pflicht der Pietät oder auch nur der Höflichkeit, die nach jeder Richtung in würdiger Weise Genüge gethan werden sollte.

Das Versenden der Traueranzeigen an Verwandte, Freunde und Bekannte obliegt den nächsten Angehörigen der Verstorbenen. Beileidsbesuche und Beileidsbriefe sollen so kurz wie möglich gehalten werden; bei Fernstehenden genügt schon die Uebersendung der einfachen Visitenkarte, auf der ein paar Worte, wie „mit dem kühnsten herzlichster Theilnahme“ wohlthuender beruhigen, als das geschäftsmäßige p. e. (pour condoler); neuerdings erfordern Beileids-Bezeugungen ebenso, wie für die Trauerfeier übersandter Blumensträuße, eine gestohene oder gedruckte Trauerdanksagung. Die Trauerzeit richtet sich nach dem Verwandtschaftsgraden. Für den Gatten oder die Wittwe trauert man zwei Jahre, von denen ein Jahr oder länger „tiefe Trauer“ getragen wird; für Eltern, Schwiegereltern und größere Kinder ein Jahr; für Großeltern meistens sechs bis neun Monate, selten ein Jahr; für Geschwister, Schwägerin und kleine Kinder sechs Monate; für Tante, Nefen, Nichten drei Monate; für angeheiratete Verwandte und Freunde drei bis sechs Wochen. In der Trauerkleidung pflegt man folgende Regeln zu beobachten: für die Zeit der ersten tiefen Trauer, — jedenfalls während des Begräbnisses, — werden Kleider aus stumpfen Stoffen, meist mit Kreppbesatz, Capote-Hut (auch von jungen Mädchen) von den zur Familie gehörigen Damen der lang Kreppschleier (von der Witwe auch die Schnebe) getragen; dazu stumpfe schwarze Lederhandschuhe und Taschentücher mit schwarzem Rand; matter Jettschmuck. Nach der tiefen Trauerzeit, oder bei weniger nahen Trauerfällen von weitherin, ersetzt man den Kreppbesatz durch Band und Spitze und trägt glänzenden Jettschmuck. Nach und nach geht man dann zur Halbtrauer über, für die alle modernen schwarzen Kleiderstoffe (Wolle, Seide u.), oder Schwarz-Weiß, Dunkelgrau, Weiß, Vio, sowie Silber- und Amethyst-Schmuck zur Anwendung kommen, — auch weiße Taschentücher, — immer aber noch der schwarze Lederhandschuh, glatt oder mit weißer Nähn. Kinder und ganz junge Mädchen sind von der Beobachtung dieser strengen Form der Trauer ausgeschlossen, ebenso ist für den Condolenz-Besuch nicht mehr, wie früher, der ganz schwarze Traueranzug geboten, sondern auch andere, jedoch möglichst dunkelfarbige Toilette erlaubt. In Dienerschaft wird gleichfalls mit passender Trauerkleidung versorgt, die ihr nach Ablauf der Trauerzeit als eigene verbleibt. Die Theilnahme an Familienfesten ist auch während der Trauer gestattet, wo eben nicht wirklicher Schmerz es selbst verbietet, — selbstverständlich wird für den Festtag die Trauerkleidung abgelegt, — andere Besuche aber und Theilnahme an Unterhaltungen, außer im Kreise der engheren Familie und an öffentlichen Unterhaltungen ernstlichen Charakters, sind ausgeschlossen. Jede Art Sport, der aus Gesundheitsrückichten betrieben wird, — natürlich in angemessener Kleidung und in eng gezogenen Grenzen, — ist im spätem Verlauf der Trauerzeit auszuüben gestattet. Bestimmte, allgemein gültige Regeln lassen sich hier nur in großen Umfassen aufstellen; die eigene Empfindung und, wo diese versagt, der gesellschaftliche Takt müssen im Besonderen maßgebend sein. Die Red.

v. D., in Weiningen. — Wir müssen Sie ersuchen, sich selbst an die Firma August-Teichmann, Wingenborn bei Frankfurt a. M., mit der Frage zu wenden, ob und zu welchem Preise selbe genügt ist. Ihnen ebenfalls zu danken, wenn Sie andere Firmen konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Für meine Auskunft verweisen wir Sie auf die Notiz „Zur Bestätigung“ am Anfange von „Aus dem Leserkreise“ Nr. v. 1/4 d. J. A. A. Ludwiga. — Die Fertigstellung von Wappzeichnungen, Adressen, Urkunden u. dgl. nimmt das „Berliner Graphische Kunst-Institut“ von Geh. SW, Monbijou-Platz Nr. 10.



Bett- und Kissenbezüge mit gesticktem Buchstaben.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ Herrmann Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 36. Aufträge und Bestellungen ist das Porto beizufügen.



Ueber Anfertigung von Leibwäsche.

Hierzu die Abb. 15-18.

Da die Trennung der Rubriken Mode, Handarbeiten und Kinder-Garderobe so großen Beifall bei unseren Leserinnen gefunden hat, gedenken wir von nun an auch der Wäsche aller Art in jedem Quartal zwei besondere Seiten zu widmen. Die heutige Nummer macht den Anfang mit einer reichen Auswahl von einfacherer Leibwäsche für Damen; mit der Nummer vom 15. Juli d. J. werden wir Bettwäsche und Leibwäsche für Herren folgen lassen.

Während man nun in früheren Jahren die Leibwäsche nur aus Leinen herstellte und für Schnitt, wie Ausarbeitung das Hauptgewicht auf möglichste Dauerhaftigkeit legte, fertigt man dagegen jetzt mit Vorliebe selbst Hemden aus leichteren baumwollenen Geweben und wählt meist die feillich geschweiften Formen ohne, oder mit angeschnittenen Kermeln, die wohl nicht so dauerhaft sein dürften, dafür aber eleganter und bequemer sitzen. In erster Linie hat man beim Zuschneiden und Nähen der Wäschestücke mit äußerster Sorgfalt den Fadentlauf zu beachten, damit sich der Gegenstand beim Rollen und Plätten nicht verzieht. Alle Nähte sind derartig auszuführen, daß nie der Schnitttrand des Stoffes sichtbar bleibt; wo Knappnaht und französische Doppelnäht nicht ausreichen, müssen Blenden und Befestigungsstreifen die Schnittländer decken. Mit Ausnahme der Wirbel- und überwendlichen Naht können sämtliche Nähte mit der Maschine gesteppt werden. Meterweise käufliche, winzig schmale gemusterte Bändchen (Zierbörtchen),

von Durchbruch verwendet; die an ihren beiden Seiten überstehenden glatten Stoffränder werden entweder zwischen zwei Stofflagen geschoben oder zu einer französischen Naht verwendet; — steppt man dicht am Rande der Stickerie, so schiebt sich die Nahtlinie beinahe unsichtbar unter dieselbe. Sehr

57-57a. — Das 40 cm große Tuch, Abb. 1, zeigt eine Verzierung aus blauen, mit bunten Blümchen bedruckten Batiststreifen mit Hohl-naht angelegt; 3 cm darüber ist eine Blümchenkante dem weichen Fond des Tuches aufgedruckt. — Naturgroß bietet Abb. 28 den mit weißer zweitheiliger Filoselle-Seide ausgeführten Stickerie-Abschluß von Abb. 5. Sehr hübsch wirkt die Durchbruch-Verzierung des Tuches, Abb. 4, die Abb. 37 naturgroß zeigt. Für den mittleren Streifen sind die Luer-fäden 7 mm breit auszuziehen und die Längsfäden in der bekannten Art gruppenweise zusammenzu-schürzen. Für die beiden Hohlnähte hat man je vier Fäden auszuziehen, an den Ecken werden einfache Spinnen eingenaht. Fig. 37 zeichnet die Lanquetten-Bogen mit dem in einer Ecke gestickten Aleeblättchen



6. Nachthemd mit Seitenschluß, Veroddb. 7. Nachthemd mit Paffe, Schnitt u. Beschreibung: Nr. XXIV.

— siehe Abb. 15-16, — sind zur Deckung von Naht-rändern besonders beliebt, da sie gleichzeitig einen hübschen Schmuck bilden. Um z. B. den oberen Rand eines Hemdes recht sauber zu gestalten, näht man die zur Aus-stattung desselben bestimmte Stickerie nach rechts ver-längert mit schmalsten Naht-rändern an, wie es Abb. 17 erkennen läßt; ein zweiter, nach unten fallender Stickerie-Streifen kann dann eingereicht dicht daneben obenauf ge-heckt werden. Beide Theile befestigt zuletzt das auf-gesteppte Zierbörtchen oder auch eine schmale schräge Blende. Wie aus Abb. 18 ersichtlich, gestaltet sich auf diese Weise die Rückseite des Hemdbrandes ganz sauber. Sehr viel finden sich die schmalsten Spachtelbörtchen zum Amittren



15. Verschiedene Taschentücher. Gestickter Abschluß zum Taschentuch, Abb. 5, naturgroß; Abb. 28; Durchbruch zum Taschentuch, Abb. 4, naturgroß; Abb. 37. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 57-57a.

beliebt sind Säumchen-Verzierungen, die aber besonders sauber und gleichmäßig ausgeführt werden müssen; jeder Saum ist fadengerade mit einer Nadel zu streichen, zum Steppen auf der Nähmaschine hat man das Lineal anzuschrauben. Werden die Säume in ganzer Länge des betreffenden Schnitttheiles gesteppt, so thut man gut, sie vor dem eigentlichen Zuschneiden her-zustellen; wir geben deshalb den Schnitt ohne Stoffangabe für die Säume und markiren nur durch feine Linien Lage und Breite derselben. Springen dagegen die Säume in bestimmten Ent-fernungen aus, wie dies z. B. bei Passen- oder Manschetten-Garni-turen vor-kommt, so giebt eine feine Linie den unteren Abschluß der Saum-Partie

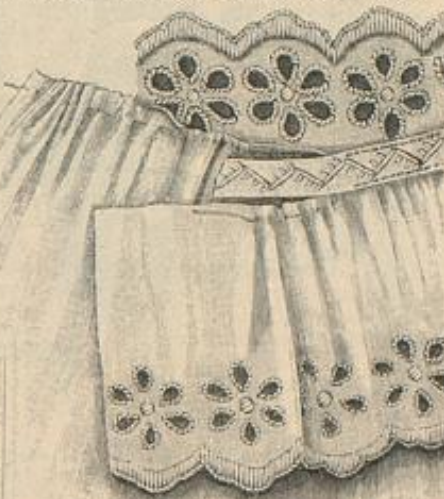


8. Nachtsack mit Volant, Schnitt u. Beschreibung: Nr. V.

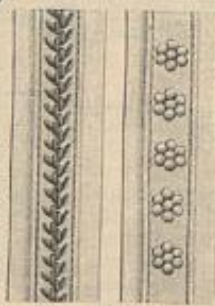
9. Nachtsack mit geschweiften Paffe, Veroddb. Schnitt: siehe Beschreibung.

an und der Schnitt ist dann mit der dafür nöthigen Zugabe vor-geschnitten. Die vorderen Ränder von Nacht- und Neglige-Jaden sichert man meist durch einen 4-5 cm breiten, nach außen gesteppten Saum. Bei Nachthemden werden die vorderen Ränder durch Einschnitten in den Vorderrumpf gebildet, die dann Stoffstreifen sichern; die linke Seite erhält einen doppelten, etwa 4 cm breiten Saum angesteppt; der rechten Seite wird ein 8 cm breiter Streifen nach außen ver-längert angelegt, der dann als Saum so nach außen zu steppen ist, daß die Naht genau auf die Mitte der Unterseite trifft. Ungelübte in der Kunst des Wäschenähens möchten wir auf die Lehr-bücher der Mo-dentwelt. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche verweisen.

G. B. 1-5, 28 u. 37. Verschiedene Taschentücher. — Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig.



17. Ausführung einer Volant-Garnitur für Leibwäsche, Untere Seite: Abb. 18.



15-16. Gewebte Zierbörtchen zur Auskattung von Leibwäsche.



18. Untere Seite der Volant-Garnitur, Abb. 17.

für das Taschentuch, Abb. 3, vor; Fig. 57a bietet den winzigen Lanquetten-Bogen des Tuches, Abb. 2, mit der gestickten Überverzierung.

6. Nachthemd mit Seitenschluß. — Veroddb. Schnitt: Nr. V. Der 50 cm lange Einschnitt für den seitlichen Schluß ist 12 cm von der vorderen Mitte vorzusehen; die Länge und Weite sind nach Maß zu ergänzen. Das 4 cm breite Bündchen nimmt auch den mit Spitze abschließenden, fein gefalteten Stoff-Volant auf. Der oben 60, unten 45 cm weite Ärmel tritt in ein 4 cm breites Bündchen; 10 cm breites Plisse als Abschluß. Gleiches Plisse längs des seitlichen Schlusses. 5 cm breites Repsband bildet die Schleifen.

9. Nachtsack mit geschweiften Paffe. — Veroddb. Schnitt: Nr. V. — Abgestufte, in den Stoff gearbeitete Lanquetten-sta-ten

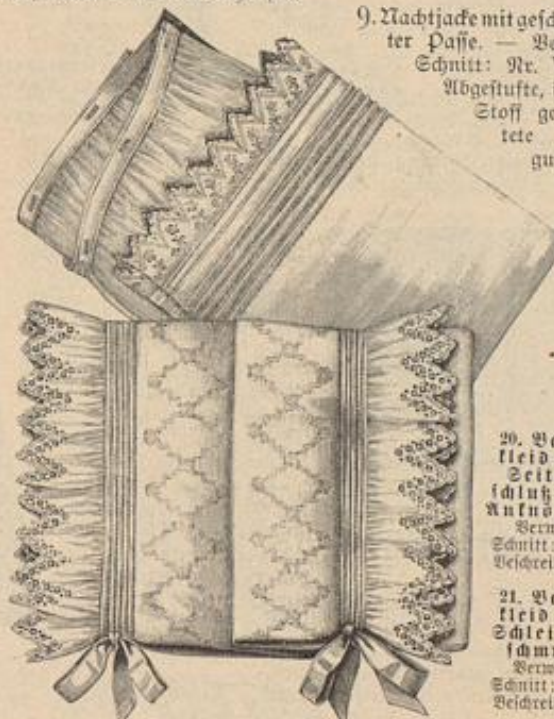


10. Taghemd mit edigem Ausschnitt, Schnitt u. Beschreibung: Nr. XXVIII.

13. Taghemd mit rundem Ausschnitt, Schnitt u. Beschreibung: Nr. XXIII.

11. Taghemd mit Paffe, Schnitt u. Beschreibung: Nr. XXVI.

14. Taghemd mit runder Paffe, Veroddb. Schnitt: Nr. XXIII.



20. Bein-Heid mit Seitenschluß zum Anknöpfen, Veroddb. Schnitt: siehe Beschreibung.

21. Bein-Heid mit Schleifen-Saum, Veroddb. Schnitt: siehe Beschreibung.



22. Frisirjacke mit weitem Aermel. Schnitt und Beschreibung: Nr. XXV.

23. Frisirmantel mit Passe. Schnitt und Beschreibung: Nr. XXX.

Die Nachtjacke aus feinem Neps-Piqué aus. Der laut punktirter Linie auf Fig. 21 zu schneidenden Passe fügen sich die 50 cm langen, oben entsprechend geschweiften Borterteile leicht eingereicht an; eine 1/2 cm breite aufgestepte Blende aus feinem Shirting deckt den Aufsatz. Ein 2 cm breiter Stoffstreifen ist dem linken Borterteile unterzusehen; dem rechten wird ein 5 cm breiter, an beiden Seiten von Lanquetten begrenzter Streifen einmal aufgestept. 4 cm hohes Halsbündchen aus doppeltem Stoff. Der Paletot-Aermel tritt leicht eingereicht in das 26 cm weite, 4 cm breite Bündchen. Knopfschluss.

12. Taghemd mit Säumchen-Passe. — Den hinteren Kumpstheil ergänzt eine aus doppeltem Stoff hergestellte, 5 cm breite runde Passe, während der vordere in eine 7 cm breite, vorn spitz an einander tretende Passe aus 1 cm breiten Säumchen und 1 1/2 cm breiter Batiststickerie gefast ist. Hierbörtchen deckt den Aufsatz der Passe und die Verbindung mit dem oberen, 4 cm breiten gestickten Handabschluss; im Zusammenhang säumt gleiche, 1 cm breite Batiststickerie den 5 1/2 cm breiten Aermelrand.

14. Taghemd mit runder Passe. — Verwdb. Schnitt: Nr. XXIII. — Die Kumpstheile des mit 1 1/2 cm breiten Stickerie-Einsätzen ausgestatteten Hemdes sind nach Fig. 101 zu schneiden. Eingereicht, tritt der vordere in eine aus doppeltem Stoff zu fertigende Passe, deren Aufsatz Spachtelbörtchen deckt; gleiches Börtchen sichert den oberen Stickerieabschluss, der im Zusammenhang auch die Rückenpasse umgibt. Dem Aermelrand ist die Stickerie an- und das Börtchen aufgesetzt.



27. Durchbruch-Verzierung zum Taschentuch. Abb. 4.

Länge 71 cm, die Weite jedes Weinstückes oben 80, unten 52 cm. Die Einrichtung des seitlichen Schlusses schreibt der verwendbare Schnitt vor. Säumchen und Stickerie garniren den unteren Weinstückrand.

21. Weinstück mit Schleifenschmuck. — Verwdb. Schnitt: Nr. VIII. — 10 cm breite Stickerie-Volants, schmale

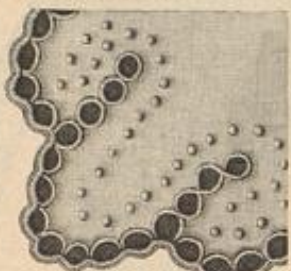
Säumchen und über diesen einen mit weißer feinsten Stachbaumwolle direct in den Stoff gearbeitete Jacken-Verzierung aus Fischgräten- und Blättchenstichen, sowie Schleifen aus farbigen Seidenbänden statten das Weinstück aus.

26. Spitze. Häfelarbeit an Vorte. — Für die Spitze, Abb. 26, schließt sich die Häfelarbeit in vier Touren einer ziemlich breiten, durchbrochenen Vorte an. 1. Tour: * 1 dreifache St. in die Vorte, 2 L., 1 St. nach Abb. 26 in den unteren Theil der dreifachen St., 2 L., 1 zweifache St. wieder in den unteren Theil der dreifachen St. und wiederholen vom *. — 2. Tour: * 3 f. M. um die ersten 2 L., 1 Picot aus 4 L. und 1 f. M. in die 1. L. zurück, 3 f. M. um die folgenden 2 L., und wiederholen vom *. — 3. Tour: * 1 f. M. nach Abb. 26 in die Mitte der 6 f. M., 9 L. und wiederholen vom *. — 4. Tour: Um jeden Bogen 3 f. M., 1 Picot (4 L.), 2 f. M., 1 Picot, 2 f. M., 1 Picot und 3 f. M. — Den Fuß der Spitze bilden St.

27. Niedergürtel aus Band. — Die Vorlage setzt sich nur aus 6 cm breitem Atlasband zusammen. Für die unten abgeschragten, 17, resp. 15 cm hohen Seitentheile wird doppelt genommenes Band fünfmal abgestept und in die Abnäher je ein Fischbeinstäbchen geschoben; in gleicher Weise erhalten die 4 1/2 cm breiten Rückentheile drei Stäbchen und zwischen zwei derselben Schnür-Defen eingeschlagen. Die 29 cm hohen Schlusstangen werden mit Atlasband bezogen und später auf der Rückseite noch mit Seidenplüsch überlegt. Schlusstangen, Seiten- und Rückentheile verbinden kurze Band-Enden, die durch



27. Niedergürtel aus Band.



28. Gestickte Handverzierungen zum Taschentuch. Abb. 5.



31. Gewebtes Corset-Leibchen. Vorderansicht: Abb. 25.



32. Corset-Leibchen mit eingereichtem Brustlag. Rückansicht: Abb. 24.



29. Untertaille ohne Aermel. Rückansicht: Abb. 33.

30. Untertaille mit eingestrichenen Shawl-Enden. Rückansicht: Abb. 34. Schnitt u. Beschreibung: Nr. XXIX.



35. Gewebtes Corset-Schoner mit Knopfschluss.



33. Rückansicht zur Untertaille. Abb. 29.

34. Rückansicht zur Untertaille. Abb. 30.

36. Corset-Schoner mit gehäkelter Spitze. Rattargroße Spitze: Abb. 40.



39. Unterrock mit rundem Bund. Schnitt und Beschreibung: Nr. IX.

38. Unterrock mit schmalen Volants. Verwdb. Schnitt: siehe Beschreibung.

Abstragen des einen Querrandes die geschweifte Form des Nieders ergeben; das mittlere Band ist fast gerade. Die Querränder treten zwischen die doppelten Bandtheile und werden durch Steppnaht gefestigt.

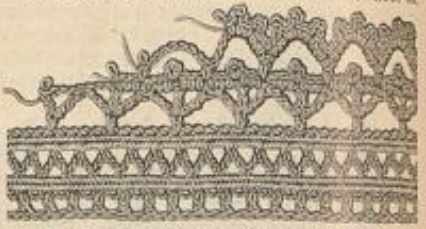
29 u. 33. Untertaille ohne Aermel. — Dem vorderen Bande ist je ein 8 cm breiter Streifen für Knöpfe und Knopflöcher untergestept. Ausschnitt und Aermel umgibt 2 cm breite Stickerie, die 1/2 cm breite, aufgestepte Blende sichert.

31 u. 25. Gewebtes Corset-Leibchen. — Die Rückenansicht zeigt, wie die das gewebte Corset ersetzende Untertaille durch eingefügte, mit Fischbeinstangen versehene Stofftheile festen Halt bekommt. Neben den vorderen Knopfschluss-Streifen sind je ein 7 cm breiter, 25 cm hoher Lasting-Theil mit drei Fischbeinstäben, und in je 2 cm Entfernung zwei gleich große Stofftheile mit je einem Stab aufgestept; der Stoffstreifen in der hinteren Mitte ist 32 cm lang. Halsausschnitt wie Aermeloch-ränder ziert Klöppelspitze.

32 u. 24. Corset-Leibchen mit eingereichtem Brustlag. — Das Leibchen fand auf der Dresdener Ausstellung für verbesserte Kleidung besondere Anerkennung. Porphyres gewebtes Leinen bildet das Nieder mit angechnittenen Käheln, Grasleinen den Brustlag. Alle Käheldecken 1 cm breite aufgestepte Vleenden, denen Fischbeinstäbe eingeschoben werden können. Rückenschluß mit Schnur-Leder und Knöpfen. Allen Nähten sind über den Hüften in 4 cm Zwischenraum zwei Reihen Knöpfe aufgesetzt, an denen Weinstück und Rock Befestigung finden; y dem Bund eingenahte Borten mit angewebten Schlingen sind hierzu besonders praktisch. Passaum am oberen Rand, 4 cm breite Herboräden.



24. Rückansicht 3. Corset-Leibchen. Abb. 32. 25. Vorderansicht 4. Corset. Abb. 24.



26. Spitze. Häfelarbeit an Vorte. Zur Ausstattung von Wäsche.

35. Gewebtes Corset-Schoner mit Knopfschluss. — An Stelle der im Ganzen gewebten, über den Kopf zu ziehenden Schoner tritt mehrfach die bequemere Tailormform mit geschweiften, durch Klöppel verbundenen Vorder- und Rückentheilen und vorderem Knopfschluss.

36 u. 40. Corset-Schoner mit gehäkelter Spitze. — Der obere Theil des gewebten Schoners ist abgeschritten und durch einen gehäkelten Theil ergänzt; dieser zeigt vorne und an den Käheln Mädchen und Rosetten, während den Halsabschnitt hinten einfache Mädchen sichern. Die einfache Häfelarbeit läßt sich nach der Darstellung ausführen.

38. Unterrock mit schmalen Volants. — Verwdb. Schnitt: Fig. 39 d. h. Beilage. — Dem runden gefütterten Bund schließt sich vorn glatt, hinten eingefaltet der 70 cm lange, unten 200 cm weite ungefüllte Rock aus sechs geschragten Bahnen an. Die Gänge ergänzt ein schräger, 26 cm breiter Volant, der 5 cm lang in Fältchen gebrannt, dann 7 cm lang glatt und schließlich mit drei Volants von 4, 4 1/2 und 6 cm Breite besetzt ist; diese sind oben je 2 cm lang gebrannt und mit Vize besetzt.

40. Gehäkelte Spitze zum Corset-Schoner. Abb. 36.

39. Unterrock mit rundem Bund. Schnitt und Beschreibung: Nr. IX.

38. Unterrock mit schmalen Volants. Verwdb. Schnitt: siehe Beschreibung.

Bezugsquellen. H. S. Grunfeld, W. 207, Algestr. 25 (1890, 22, 25, 27, 29, 30, 33, 34); Rudolph Gertog, C. Dreierstr. 12-16 (1890, 13, 14, 28); W. Wolfenstein, W. Leipzigerstr. 124 (1890, 27, 28); G. Reumann, SW, Leipzigerstr. 82 (1890, 25, 27, 31, 32); J. Genel, Breslau, Am Rathhaus 26 (Abb. 9, 12, 20, 21); H. Marignoni, Constanz i. Baden, Kanjelerstr. 16 (Abb. 6, 7); Weinstück- und Durchbruch: Kistl u. Kistl, 24, Leipzigerstr. 57 (Abb. 15-16). Commissionen jeder Art nach Anhaltungen unter Bezug übernimmt J. H. Storch, SW, Wilhelmstr. 126. Anträgen in hies. das Rückporto beizufügen.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).
(15. Fortsetzung.)

Prinzeß Sidi hob sich auf den Fußspitzen. Ihr machte dies „tête à tête“ der beiden feindschen Seelen einen riesigen Spaß. Sie hätte am liebsten aufstöhnen mögen, es kitzelte sie gewaltig in der Kehle. Aber bei all dem empfand sie doch auch eine geheime, fast ehrfürchtige Scheu vor der reinen Liebe der beiden Menschenkinder.

Und es lebte da noch etwas anderes in ihr. Sie war wirklich einem tieferen Drange gefolgt, als sie heut Vormittag zu Willy Bernhaupt kam und ihn fragte: „Wäre Ihre Schwester mit Baron Bruno glücklich geworden?“ Seine verneinende Antwort hatte sie auch nur halb entlastet, — es lag immer noch wie ein leises Schuldempfinden auf ihr. Und ihr war's, als könne sie sich jetzt gleichsam selbst entschuldigen.

Sie wollte nicht zum zweiten Male die *deus ex machina* spielen, — nein, — nein! Ein bitteres, selbstverpöndliches Lächeln freiste ihre Lippen: das nicht! Die Lehre vom ersten Mal war herb genug. Aber wenn die lieben jungen Leute dort drüben sich händeln, dann sollten sie wenigstens ihrer wärmsten Fürsprache sicher sein. Wieder mußte sie lächeln: wie sie Frau Margit nun kannte, war gerade ihr Fürwort vielleicht am wertvollsten.

Die liebe Jugend da drüben!
Der doch auch noch einmal jung sein könnte, — herzensjung! Empfangen und geben zur gleichen Zeit! Doch das war ja vorbei, — vorbei für immer.

Und ihr Lächeln vertiefte sich, um dann leise zu erstarben. „Sentimental werden, — Sidi, — Unsinn!“ raunte sie sich selbst zu. Aber da fühlte sie plötzlich etwas Rasses im Auge.

Hinter den Büschen ging das Liebeswerben doch nur langsam vor sich.

Der Doctor hatte sich freilich geest, aber in so respectvoller Entfernung, daß die Prinzessin, als sie nun wieder hinüber schaute, im plötzlichen Umklug der Stimmung gewaltig gegen den nichtswürdigen Halskittel ankämpfen mußte. Und dann sprach er davon, wie er denke, Bernhard Wenger werde ein Annuariat gründen, und erst einmal in Fluß gekommen, — fing er an, von dem „großen Quartier“ zu erzählen; wie der als künarmer Buchhandlungsgehilfe nach London gekommen und heute vielfacher Millionär sei, und wie in Deutschland eigentlich doch ein ähnliches Geschäft ganz fehle.

Plötzlich unterbrach er sich selbst. Er bemerkte erst jetzt, daß seine kleine Nachbarin den Kopf tief und immer tiefer senkte.

„Aber, liebe Freundin!“
Nun hob sie die Augen wieder: „Ach, — Papa wird ja nie, nie wieder gesund werden!“

Es schimmerte feucht in den großen dunkeln Augen, und die Stimme Lotti's bebte voll Schmerz und Wehmuth. Und wie er jetzt mit einem plötzlichen Impulse ihre beiden Hände faßte, da ließ sie leise aufsteigend ihr Köpfchen gegen seine breite Brust sinken. Und sie schloß die Augen in sehnsuchtsvoller, unbewußter Hingabe.

„Du bölgerner —!“ Prinzeß Sidi hatte an ihrem Luuscherposten ein ebensoviele prinzliches, wie auch nur parlamentarische Wort geflüstert. Da sah sie aber auch schon ein, daß sie ihm denn doch Unrecht gethan. Wie er so plötzlich das liebe Köpfchen an seiner Brust fühlte, beugte er sich herab und küßte erst die geschlossenen Augen und dann die Stirn, — und endlich die Lippen. Und Lotti hielt ganz, ganz still. Sie lächelte nur leise und selig.

Und wieder überkam die Prinzessin das neue, ungewohnte Empfinden einer stillen Nührung. Einige Minuten stand sie nie gebannt. Es war ihr, als dürfe sie in das Heiligthum drüben nicht eintreten.

Aber dann bog sie plötzlich die Büsche auseinander, trat mit einem herzlichen Lachen vor und küßte sich: „Wahrhaftig, Herr Doctor, da hätte ich beinahe Ihre Brille zertrümmert. Na, — zum Küßchen braucht selbst der Kurzsichtigste ja gottlob keine Augengläser!“

XVII. Kapitel.

Auf Schloß Trunberg war ein kleines Heer von Handwerkern. Es gab doch vielerlei zu ändern für den bevorstehenden Einzug der jungen Schloßherrin, und Baron Bruno stand in den Anordnungen für den Architekten, in den Weisungen für die Decorateure eine willkommene Ablenkung.

Seit Mittag war die Prinzessin mit der Braut, geleitet von Baron Inzingen, auf dem Schloß, nur auf einige Stunden; die Herrschaften wollten noch vor Einbruch der Dämmerung nach Villau zurück, um den Nachtzug nach Rhoda zu benutzen.

Ganz wie bei ihrem ersten Besuch hatte Prinzeß Sidi zu erst wieder in der langgestreckten Waffenhalle Station gemacht. Nur daß sie heute nicht mehr, als damals, an ihre Seite zog, sie nicht mehr als ihre Hofdame, sondern ganz als Verwandte behandelte. Ganz wie damals hatte der Baron sie durch all die neu geschaffenen oder doch neu decorirten Räume führen lassen, und überall hatte sie ihr rücksichtslos, scharfes, aber meist treffendes Urtheil abgegeben. Und dazwischen mußerte sie immer wieder verflohen das Brautpaar.

Die Comtesse sah entzückt aus in dem enganschließenden, perlglänzenden Reifelleide; selbst Fräulein von Gaddern mußte sich im Innern zugestehen, daß sie berückend schön sei. Und als sie so neben ihrem Bräutigam durch ihr zukünftiges Heim schritt, als Sidi sie hier und dort auf das eine und das andere Schöne aufmerksam machte, gewann ihr Antlitz auch etwas Farbe und Leben. So, einmal schmiegte sie sich in einem unwillkürlichen Impulse an Bruno Pflaume an und sagte leise erröthend: „Du bist ja viel, viel zu viel für mich gethan.“

Er sah sie ganz erstaunt an. Dann griff er schnell nach

ihrer Hand und führte sie ceremoniös an die Lippen. „Aber ich bitte Dich,“ war alles, was er entgegnete, um sich sofort wieder der Prinzessin zuzuwenden. Der Comtesse stiegen die Thränen in die Augen. Fräulein von Gaddern allein wohl bemerkte es, und die kluge Dame combinirte sofort: „Sie liebt ihn also doch. Nun ja, bei solch passiven Naturen wird eben das Anlehnungsbedürfnis leicht zur Liebe. Sie liebt ihn! Dann läßt sie ihn auch nicht mehr frei, selbst wenn er wollte, — umso schlimmer für beide.“

Zum Diner erschien der Oberst. War die Temperatur schon vorher recht frostig gewesen, so sank sie nun unter den Gefrierpunkt, trotzdem die Prinzessin ein ganzes Sprühfeuer von Wit und Satire losließ. Schließlich sprach sie fast nur noch allein, und dann lehnte sie sich plötzlich weit zurück und meinte: „Ich will nur hoffen, Ilse, daß es immer so amüsant bei Dir ist, wie heute.“

Bald nach Tisch mahnte Sidi zum Aufbruch. Das Brautpaar war auch nicht eine Minute allein gewesen. Die beiden Brüder wollten die Herrschaften zur Bahn begleiten, aber die Prinzessin lehnte lachend ab: „Und auf dem Bahnhof das zärtliche Abschiednehmen des Brautpaares? Nein, — nein, lieber Baron! Aber bitte, — ich setze fort, — jetzt geben Sie einmal schnell Ilse den Abschiedskuß!“

Er that es wirklich. Aber es war, als ob zwei Steinbilder sich berührten. Und dabei sah Fräulein von Gaddern doch wieder, kaum daß Ilse zurückgetreten war, ein leises Zittern über deren Körper gehen, als ob sie aufschreien wolle vor verhaltenem Weh.

Nun standen sie unten auf der Terrasse vor dem Wagen. Baron Inzingen half den Damen beim Einsteigen und schwang sich auf den Rücksitz. Der Schloßherr küßte erst die Prinzessin, dann seiner Braut noch einmal die Hand. Fast mechanisch kam es über seine Lippen: „Auf baldiges Wiedersehen, Ilse!“ Sie sah hochaufgerichtet, mit nun ganz versteinertem Gesicht. Nur um den Mund zuckte es, als sie erwiderte: „Auf Wiedersehen, lieber Bruno!“

Unmittelbar ehe die Pferde anzogen, beugte sich dann die Prinzessin noch einmal vor. Ihr hübsches Spitzbubengesicht hatte den schärfsten Ausdruck angenommen, und mit einer recht malitösen Bedeutung rief sie: „Auf Wiedersehen, mein Herr Oberst! Aber ja wohl sicher nicht — in Villau!“

Eine Viertelstunde später sahen sich die beiden Brüder im Arbeitszimmer Bruno's gegenüber. „Eine impertinente Person, — die Prinzessin!“ stieß der Oberst heftig heraus. „Was müdest Du mich auch heute herauf citiren, Bruno!“

Die müden Augen mit der Rechten beidachend, als blende ihn selbst das milde Dämmerungsgelicht, entgegnete der Bruder dumpf und gedehnt: „Es war doch wohl nur in der Ordnung, daß Du Zeuge meines — meines Glücks wurdst.“

Der Oberst lachte kurz: „Na ja, — es schien ja ein Glück in der höchsten Potenz. Sehr erbaulich — das! Für alle Theile! Verdankst Du auch nur dieser Canaille.“

„Laß das!“ sagte Bruno und hob auf einen Augenblick abweisend die Hand. „Es lag an jemand ganz anderem, wenn ich —. Aber wir wollen das nicht erörtern. Es ist doch zu spät.“

„Ach was — zu spät! Es sind schon mehr Verlobungen zurückgegangen, mein Theuerster!“

Baron Bruno richtete sich auf. „Ich bin nicht der rücksichtslose Egoist, als den man Dich allgemein bezeichnet. Und wo ich mein Wort gegeben habe, löse ich es ein. Ich will nicht ins Gerede der Welt kommen. Zudem: es ist ja doch alles gleich, — mein wahres Glück habe ich einmal verschert.“

„Eine schöne Tirade!“ Der Oberst sprang auf, stieß den kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand, heftig zurück und begann mit großen Schritten das Zimmer zu durchqueren.

Einige Minuten herrschte Schweigen im Raume. Dann bat Bruno: „Bitte, — setz Dich! Ich kann Deinen hastigen Gang nicht ertragen. Der Kopf schmerzt mich schon.“

„Ach so! Verzeih!“ Der Oberst warf sich wieder in den Sessel. „Schade, daß Deine Braut nicht hier ist mit ihrer weichen, kühlen Hand und dem Eau de Cologne-Flöschchen. Das war übrigens sicher auch eine kleine Scene, die Sidi zum Regisseur hatte!“

„Laß das!“ bat der Bruder wieder. „Bitte, Fris!“

Aber der Oberst fuhr bissig fort: „Ueberall hat sie ihre Finger im Spiel. Nun jetzt wieder mit dem Menschen, dem jungen Bernhaupt, und der Lotte Wenger. Margit hat mir einen todunglücklichen Brief geschrieben, und so wenig ich sonst von ihren Schreibselben halte, — jetzt am wenigsten, denn wir verdanken ihr doch mindestens zum Theil unsere Verluste bei dem sehr ehrenwerthen Schwager, — darin muß ich ihr Recht geben: diese Verlobung war ein neuer Unfug!“

Der Schloßherr ließ die Hand fallen. Um seine müden Augen spielte ein ironisches Lächeln: „Einen unglücklichen Brief hat Margit Dir geschrieben? Nun, Du hättest sie nur sehen sollen, als die Prinzessin mit den beiden Leuten kam und für sie bat! Wie küßte sie da: Welche Gnade, Durchlaucht! Durchlaucht höchst selbst als Fürsprecherin?! Ja — wer könnte da widersprechen?! — Und hör, Fris, daß Du's nur weißt: ich stehe, mit unserer Mutter, ganz auf Seite der jungen Leute! Ganz, verstehst Du! Wer das durchgemacht hat, was ich, — Aber genug davon! Es hat keinen Zweck, mit Dir darüber zu sprechen.“

Wieder lachte der Bruder bitter: „Nein, — da hast Du recht! — Das hat keinen Zweck.“ Er hatte sich, mit einer ihm sonst fremden Unständlichkeit, eine Cigarre aus der Kiste herausgeholt, schnitt langsam die Spitze ab und zündete ein Streichholz an. „Ubrigens, mein Theuerster!“ sagte er dann etwas zögernd. „Ich kam heute doch nicht nur herauf, um Eurem ebenso amüsanten, wie zärtlichen Zusammensein beizuwohnen oder mich noch einmal davon zu überzeugen, daß Deine Braut ein wunderschönes Mädchen ist.“

„Laß meine Braut aus dem Spiel!“

„Sei nicht gleich wieder nervös, Fris! Also ich kam, um Dir Adieu zu sagen.“

Nun fuhr Baron Bruno doch empor. Nicht die Worte des

Bruders, — ihre eigenthümliche Betonung ließen ihn erstaunt aufschauen. — „Du — Du gehst?“

„Sag doch lieber: Du wirst gegangen?“ Der Oberst versuchte es mit spöttischer Gleichgültigkeit herauszubringen, aber es gelang ihm nur schlecht. Mit gefalteter Stirn und zusammengekniffenen Lippen starrte er einen Augenblick vor sich hin. Der schöne Mann sah plötzlich um Jahre gealtert aus; erst jetzt bemerkte Bruno, daß der Bruder in den letzten Wochen ganz grau, an den Schläfen fast weiß geworden war. — „Die Affaire Hellbach —?“ fragte er, und der Oberst nickte stumm.

Nun kam wieder das weiche Herz des Jüngeren zum Durchbruch. Er streckte dem Bruder die Hand hinüber und sprach warm: „Oh, — wie mir das weh thut. Ich weiß, es wird Dir sehr schwer werden. Du warst ein so passionirter Soldat.“ Und dann, ein wenig zögernd: „Fris, warum bist Du aber immer so schroff gewesen? Warum hast Du Dich damals so verrannt —?“

„Fang Du nur auch an!“ brauste der Oberst auf. „Wißt Du mir vielleicht auch sagen: Mein Bester, Sie haben nie verstanden, sich das Vertrauen und die Liebe Ihrer Untergebenen zu erwerben. Das geht, — bei aller Anerkennung Ihrer sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, — durch Ihre ganzen Qualifikationen hindurch und machte schon Ihre Befähigung zum Regiments-Commandeur zweifelhaft! Ach, — albernes Gewäsch! Vertrauen, — Liebe!“ Und dann stieß er heftig heraus, in verbissenem Groll: „Zu gut bin ich gewesen! Zittern hätten sie vor mir müssen, — und diesem Herrn von Hellbach hätte ich längst das Genid umdrehen sollen! Oh, — ich ahnte längst, aus allem möglichen passiven Widerstand, man wollte mir ein Süppchen einbrocken. Nicht nur im Regiment. Man bezog von allen Seiten. — Da waren ein paar alte, pensionirte Officiere, Hellbach's Vater an der Spitze, die arbeiteten gegen mich, — und da fehlte denn auch natürlich die jaubere Prinzessin nicht mit ihrem alten Groll. Solch ein verschmähtes Weib ist schlimmer als eine Hyäne. Sie warteten alle nur auf eine Dummheit, die ich machen sollte, — Donnerwetter, wer macht denn in seinem Leben nicht mal eine Dummheit?!“

„War's wirklich nur eine Dummheit, Fris?“

Wieder starrte der Oberst einige Sekunden stumm in die Aschenschale. „Nothwehr war's!“ rief er dann. „Sollte ich mich vor dem General von einem meiner Officiere Lügen strafen lassen?! Es gehörte sich einfach, daß er das Maul hielt —!“ Die Brutalität seiner innersten Natur offenbarte sich immer heftiger. — „Und es wäre ja auch alles anders gekommen, wenn der Mensch nicht den Turkel gehabt hätte, sich ein paar Stunden darauf lebensgefährlich zu verlegen. Da kam dann oben schwachherziges Mitleid — was weiß ich noch! — hinzu, — ach — ach — mir ist, als sollte ich ersticken, — man möchte wohl auch vertuschen, — jeden Clat vermeiden! Und das einfachste ist natürlich der blaue Brief! — Na also, Bruno,“ fuhr der Oberst fort, ein wenig ruhiger, „ich gehe zunächst auf Urlaub, nach Italien, denk' ich, — dann vielleicht nach Aegypten oder Tunis. Ist mir übrigens ganz egal, wohin! — Ich wollte Dich nur bitten, meine Einrichtung heranzunehmen und meine Pferde. Wenn sich Gelegenheit bietet, verkaufe sie. Aber nicht gleich, — nicht verschleudern, — hörst Du!“

„Es soll geschehen, wie Du es wünschst, Fris.“

Die beiden Brüder sahen sich einige Augenblicke ins Gesicht. Und in der Seele des Jüngeren regte sich schon wieder ein weiches Empfinden, das Gefühl der nie erloschenen brüderlichen Zuneigung. Aber wie er in das verbissene, von Leidenschaft, Wuth und Haß zerwühlte Gesicht des Aelteren schaute, da schob sich plötzlich zwischen ihn und jenen ein Fremdes ein. Mit einem Male drängte sich ihm der Gedanke auf: was warst Du für ein glücklicher Mensch, ehe er nach Villau kam! Der hat Dir denn alles genommen, was Dir wirklich lieb und theuer war, — er, — nur er! Weil Du zu schwach warst, beugtest Du Dich seinem stärkeren Willen. Nun trifft ihn der Schlag. Mag er ihn allein tragen, — er ist ja stark!

Und so blieb Baron Bruno stehen, sich mit den beiden Händen auf die Platte des Tischchens stützend. Es sah fast aus, als warte er, daß der Bruder nun ginge. Noch eine Secunde blickte der fragend hinüber. Dann lachte er bitter: „Sehr innig scheinst Du den Abschied zwischen uns ja nicht gestalten zu wollen? Schon gut, — schon gut! Ich lese in Deiner Seele: ich bin ja compromittirt, und für den hochbeden Schloßherrn von Trunberg ist das nicht gerade angenehm.“

„Das nicht, Fris! Auf mein Wort, Fris: das nicht!“

Der Oberst zog die Achseln hoch: „Ereifere Dich nicht, mein Sohn!“ sagte er gallebitter und bissig. „Aber laß Dir zum Abschied von mir noch eins sagen, die Erfahrung meines Lebens gleichsam: sie paßt auf Dich auch, und es ist ganz gut, wenn man wenigstens mal eine bittere Wahrheit hört: Drey! und wende es, wie Du willst, — es bleibt dabei: aus Geschwistern hängt immer ein Stülck Parvenüthum an! Das Ausschneiden aus dem guten, alten Bürgerstande ist eine leichte Sache, — aber dann über die Halbheit hinauskommen, das ist das Schwere! Wir Pflaume's haben's jedenfalls nicht verstanden, — hol's der Geier! — trotz aller Streberei. Ich habe auch Selbsterkenntniß, wenn ich einmal will. Du magst Dich zu Liebe zappeln, und Du wirst immer ein paar Stufen unter der wirklichen Vornehmheit bleiben. Ich bin wohl nie ganz in den Geist anderer Officier-Corps eingedrungen, darum mußte ich scheitern. Bei Margit blieb der sogenannte Veredlungs-Proceß nun gar in der obersten Haut, in den schönen Kleidern, fieden: 's ist eigentlich erbärmlich — diese Erkenntniß. Wir sind nicht Fisch, nicht Vogel, — nichts Ganzes! Oberflächlich vergoldetes Messing, — Pfui Spinne! Ich kann's nicht ausdenken. In einer zweiten Generation mag sich das vielleicht wieder ausgleichen. Bei der kleinen Lotte schlägt ja erfreulicher Weise wohl schon das andere Blut durch, — und —“ nun lachte er wieder sein kurzes Lachen, — „mag meine zukünftige Schwägerin sonst sein, wie sie will, etwas von rassistiger Vornehmheit liegt doch in ihr. Meine Linie' stirbt ja mit mir aus, — das ist vielleicht auch ganz gut so, denn von uns dreien war ich wohl schließlich noch die stärkste Individualität, im guten oder schlechten Sinne, — nimm's, wie Du's willst.“

Und nun streckte er dem jüngeren Bruder die Hand hin:

„Addio, mein Bester! Zu Deiner Hochzeit kann ich ja leider nicht kommen, — man wird mich wohl auch nicht vermissen. Laß Dir drum heute schon Glück wünschen. Vielleicht gehst Du besser, Bruno, als Du denkst. Ueberkluge Frauen sind ja unbenannt, — ich hab' mir das auch einmal gesagt und bin ledig geblieben, — und Ase ist Dir gut. Das hab' ich heut, fast zu meiner eigenen Ueberbahrung bemerkt! Addio, Bruno!“

„Adieu, Fritz!“
 Sie drückten sich die Hände — kurz — ein-, zweimal.
 „Ich bring' Dich hinunter.“
 „Nein, — bitte, — laß nur!“

Baron Bruno begleitete den Bruder bis an die Thür. Noch einmal schüttelten sie sich die Hände. Dann fielen die Portieren zusammen. Und Bruno lehnte sich an die Thürpostle, so elend war ihm plötzlich.

Draußen verklangen die festen Schritte des Obersten. Dann hörte der Baron noch unten seine scharfe Stimme: „Mein Wagen soll vorfahren!“ — und gleich darauf das Rollen der Räder auf dem Kies der Terrasse. Und nun stürzte er doch an das geöffnete Fenster. Einen letzten herzlichen Abschiedsgruß wenigstens wollte er dem Bruder noch hinabrufen.

Aber da sah er über das grüne Laubdach des Parkes unten im Thal einen kleinen Lichtstrahl schimmern. Er wußte, aus welchem Fenster er stammte, — wie oft hatte er nicht in frohem Hoffen dort hinuntergeblüht!

Und die Erinnerung zwang ihn zurück ins Zimmer. Alles, alles konnte er dem Bruder verzeihen, aber die Art, wie er ihn mit kühler Ruhe und überlegenem Spott losgelöst hatte von dem Einzigen, was je sein Herz ganz ausgefüllt hatte: diese rücksichtslose, gehässige Art konnte er nimmer vergessen und vergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Zaunkönig.

Novelle von M. Tamms.

(1. Fortsetzung.)

o sah unser Zaunkönig denn ganz wie eine Alte mitten in der Tafelrunde und sperre hübsch ihre Dehlein und Neuglein auf, bald, als der größte Hunger gestillt war, auch den Mund, den sie ohnehin niemals lange halten konnte. Der Beifall ihrer Zuhörer, die sich über ihre drolligen Einfälle und originellen Bemerkungen vor Lachen ausschütten wollten, stachelte sie sichtlich an. Sie gestikulirte mit Händen und Füßen, — bis schließlich Fritz Vehnert, den Kopf gegen die Stuhllehne werfend und sich die dicken Thränen aus den Augen reibend, um Schonung bat.

„Zaunkönig, um Gotteswillen, mach Punkt und Gedankenstrich, oder es geht über mein Vermögen!“

Sie drehte sich allzugleich zu ihm um.

„Haben Sie auch Vermögen?“ fragte sie bedächtig. „Pappi hat welches. Viel! Die Marie sagt, wenn man nur den zehnten Theil von Pappi's Vermögen hätte, — sagt die Marie, — so könnte man seinen Schatz heirathen und alle Tage Bonbons essen. Denken Sie nur, so etwas!“

Fritz wiegte den Kopf bewundernd hin und her.
 „Nicht möglich!“ entgegnete er. „Wer das so haben könnte, seinen Schatz heirathen und — ja, um den Preis weiß ich nicht, ob ich nicht am Ende auf die Bonbons großmüthig verzichten würde!“

Wie von ungefähr ließ er das Auge zu seinem blonden Gegenüber schweifen, und dieses that ihm den Gefallen, über das ganze Gesichtchen zu erröthen.

„Maasi sagt es auch,“ fuhr Zaunkönig eifrig fort, unbeirrt durch das Intermezzo, „neulich erst noch sagte sie es, als Pappi ihr, ganz so, ohne daß ihr Geburtstag war, einen Ring an den Finger steckte. „Anton,“ sagte sie, — Pappi heißt nämlich Anton, — „das ist ja aber ein Vermögen!“ Und dann drehte sie den Ring immer so, und so, und dann küßte sie ihn. Pappi meine ich. Maasi heißt Inga, weil sie aus Schweden ist. Kennen Sie Maasi?“ sie blickte herausfordernd im Kreise umher. „Ach, sie ist so wunderschön, ist meine Mama, so schön, daß ich es gar nicht sagen kann! Und lieb' haben thu' ich sie, — ganz zu fürchtbar schrecklich!“

Dabei drückte das zärtliche Gesichtchen die Arme leidenschaftlich an die Brust, als wiege sie dort das bewunderte Haupt ihrer „Maasi“ und leuchtete die Gesellschaft mit ihren treuerherzigen Mau-Augen an.

Wer weiß, wie lange sie noch von ihrem Ideal geplaudert haben würde, — wenn nicht in diesem Moment Stimmen im Nachbargarten laut geworden wären. Rufende Stimmen. „Josepha!“ scholl es hinter den Bäumen, und suchende Schritte liefen hin und her.

„Die Mädchen!“ sagte Zaunkönig aufstehend. „Da will ich lieber gehen, sonst pehen sie morgen, daß ich weg gewesen bin, und dann muß der arme Pappi sich gleich den allerersten Tag wieder über mich ärgern.“

Mit diesem Ausspruch überzeugender Selbsterkenntniß rollte sie die Serviette zusammen und machte der Präsidentin einen Knix.

Diese zog sie heran, ihr einen Kuß auf die Stirn zu drücken. „Joachim, bring das Kind nach Hause. Die Gartenthür wird schon verschlossen sein, und auf die Straße dürfen wir sie zu dieser späten Stunde nicht allein gehen lassen.“

Josepha war glücklich. In kindlicher Unbesonnenheit griff sie nach der Hand ihres Begleiters und tänzelte davon in den Abend hinaus. „Sie sind wie der richtige Prinz im Märchen,“ meinte sie stolz, „und ich wie die Prinzessin!“

Joachim blickte in ihr aufwärts gerichtetes Gesicht mit dem verrückelten Haar über der Stirn. Dann glitt sein Auge langsam hinab über den zerdrückten Kittel und die besetzte Schürze. „Aber wie eine verwmischene!“ meinte er sarkastisch.

Gleich darauf hielten sie an der Nachbarsthür, und Josepha zog die Klingel.

Als geöffnet wurde, ergoß sich eine blendende Helligkeit. Joachim kam sich, nach dem Dunkel der nächtlichen Straße draußen, wie verzaubert vor. Seinen Blicken öffnete sich eine weite Halle, durchdränkt von Licht und Rosendust, geschmückt mit persischen Geweben, gestützt von Pfeilern und überwölbt von kunstvoll gemalter, goldprunkender Decke.

Und in diesem Märchenraum trat ihm eine Gestalt ent-

gegen, wie sie der kühlkritisirende, schwer zu befriedigende junge Mann liebreizender niemals gesehen hatte. Eine Frauengestalt.

Mit einem Schrei unennbarbarer Wonne riß sich Josepha von seiner Seite: „Maasi! Du, — heute, — ach! Ma — — Maasi!“ Und schon hing sie zwischen Lachen und Weinen mit beiden Armen jauchzend am Hals der Mutter.

Joachim hätte sich entfernen müssen. Er hatte das Kind sicher abgeliefert, und im gewöhnlichen Leben hätte er nichts so sehr, als unstatthafte Neugier. Und doch, — er kannte sich selber kaum; es war, als wären seine Augen festgeschraubt an dem lieblichen Bilde.

Dort, die Koffer, Kleid-Hüllen und Cartons sprachen von überraschender Heimkehr. Ebenso der lose Mantel der jungen Frau, der sich in seidnen Falten an ihre Glieder schmiegte. Den Hut hatte sie achtlos auf den nächsten Stuhl geworfen. In weisem, stuhthenden Silberglanz flimmerten die aschblonden Zöpfe, nach Deirgger-Stil um den idealgeformten Kopf geschlungen. Dieser Kopf! Diese Züge! Und daneben das scharfgeschnittene Zigeunerengesicht Josepha's, das in seliger Zufriedenheit seine braune Wange an der schwanenartigen der Mutter rieb. Die Kleine war ihm noch nie so allerliebste erschienen, wie heute, mit dem verklärten Zug um den kirchrothen Mund. Ihre Augen brannten förmlich vor Glück, und die feinen Glieder rankten sich anmüthig um die weichen Formen der jungen Frau, die sie fest umschlungen hielt.

Joachim fühlte es heiß am Herzen. Er biß die Lippen zusammen und wandte sich ab.

Aber nun hatte auch der quirlige Zaunkönig mit plötzlichem Einfall seine Umklammerung gelöst, um, wie im Wirbelwind die Halle durchjagend, eine Seitenthür aufzureißen und sich mit jauchzendem Aufschrei nach ihrem „Pappi“ auf die Suche zu machen.

Die Augen der jungen Frau wandten sich mit dem leichtesten Ausdruck der Bewunderung dem fremden Herrn entgegen.

Joachim trat vor. „Bon Deutsche,“ sagte er knapp. Die alte Ruhe war zurückgekehrt. „Ihr Töchterchen weilt nebenan bei meinen Eltern, und ich geleitete es heim.“

„Zu gütig,“ antwortete sie freundlich. „Hoffentlich hat unsere Kleine Ihnen nicht zu viel Mühe gemacht. Ich fürchte, sie wird Ihnen recht unerzogen erscheinen sein. Und,“ hier brach ein leiser Seufzer von ihren Lippen, „leider ist sie es ja auch. Ich bin eben keine Heldin im Erzählen, — vermuthlich, weil ich selbst noch ein unerzogenes Baby war, als ich heirathete.“

Ein kindliches Lächeln begleitete die letzten Worte. Als Joachim sich statt aller Antwort, die bei seiner rücksichtslos aufrichtigen Art jedenfalls besser unterdrückt wurde, schweigend verneigte, streckte sie ihm schüchtern die Hand entgegen.

„War sie sehr ungezogen?“ fragte sie noch einmal.

Dabei trafen ihn ihre klaren Augen.

Wieder fühlte er's warm am Herzen. Sein ernstes Blick milberte sich.

„Wir haben sie alle liebgewonnen,“ sagte er einfach. Und als die Besprochene in diesem Moment wieder in die Halle zurück und auf ihn zusprang, legte er, wie zur Bekräftigung, seine Hand auf ihren Scheitel und bog ihr Gesichtchen zu sich empor.

Ein Herr war ihr gefolgt. Breit, grobknochig, mit groben guten Zügen. Wie ein Blitz schoffen Joachim bei seinem Anblick Zaunkönig's Worte durch den Sinn: „Mein Vater heißt Anton und meine Mutter Inga!“ Beide standen wie die Verkörperung ihrer Namen vor ihm.

Der Eindruck verschärfte sich noch, als Herr Wohlbrück zu sprechen anhub. In gemüthlich rollender Stimmkraft entwickelte sich solldbürgerliche Befinnung. Man mußte dem Manne gut sein, das fühlte selbst Joachim, der Aristokrat vom reinsten Wasser, — aber trotzdem grübelte er, als er nach kurzer, höflicher Unterhaltung sich verabschiedet hatte und nun auf kleinem Umwege durch die Boulevard-Anlagen der Straße dem eigenen Hause wieder zuschritt, vergeblich über dem Räthsel nach, das jene beiden Leute zusammengeführt haben mochte. Nun, schließlich, was ging's ihn an? Wirtin Maria's Neugier etwa ansteckend? Nur jeden nach seiner Façon selig werden lassen!!

Er zuckte die Achseln und nahm eine Cigarette aus dem Etui.

Die letzten Ausläufer Johannisthals, niedere, lehmbevorjene Häuser, verlieren sich im tiefen Sand der Haide. Grau, öde und beinahe unwegsam zipfelt sich dieselbe in den schlechtgepflasterten „Armentheil“ der Stadt ein, um dahinter, wie ein stagnirendes Meer, ihre blendenden, von keinem Baum, noch Grashalm belebten Sandwallen unabsehbar zu dehnen. Doch nein, — hinten, am Horizont, steigt dennoch etwas, wie verkrüppelter Zwergwuchs zum bläuhornischen Himmel auf. Und strebt man Fuß vor Fuß durch den knirschenden Boden vorwärts, so entdeckt man, daß jene armjeligen Bäume, die grauüberkrustet, wie die Mumien ihres eigentlichen Selbst erscheinen, vor dem Andringen des fliegenden Feindes, der ihnen Schritt für Schritt den Boden streitig machen möchte, sogar durch Baum und Dornenhecken geschützt sind. In ihrer Mitte, roh aus Brettern zusammengeschlagen und mit sahler Tünche übermalt, verwittert und unglücklich einsam, ragt ein Kreuz. Ein hohes Kreuz. Windstief blickt es über die Ebene hinaus. Rechts sieht es auf einen Haufen morscher Holzzellen, an denen in verwischener Schrift „Halt, Cholera-Paraden!“ zu lesen steht, und links überblickt es die städtische Abfuhrstraße, wo der Auforderung: „Hier kann Schutt abgeladen werden!“ auf's Bereitwilligste mit verbeulten Confervenbüchsen, zerschlagenen Stiefeln, zerbrochenen Kochtöpfen und alten Strohhüten entsprochen wird.

Weit dahinten dehnt sich die Stadt. Ihre Fabrikschote rauchen. Die Schornsteine qualmen fröhlich in die Luft hinein. Wagengerassel tönt herüber, und vom Winde über die Sandsteppe getragen, die Wasserklänge eines Leierkastens. Hier aber ist Stille. Unbarberzige Todesstille. Weißt Du, wo Du weißt? Die hier ruhen, haben ein Grab gefunden, hastiger gescharrt und ängstlicher gemieden, als dasjenige eines Selbstmörders. Denn das verwischene Kreuz steht auf dem Cholera-friedhof.

Wunderbar, — seit Jahrzehnten findet kaum ein Fuß den Weg hierher (die letzte, schwere Epidemie in Johannisthal liegt, Gott sei Dank, schon Generationen-weit zurück), und heuer in den schwülen, duntverhangenen Junitagen ziehen sich vereinzelte, frische Wagenpuren quer über die Haide bis zum

Friedhofsthor. Auch in den Baracken ist's plötzlich lebendig geworden —

Und drinnen in der Stadt, vor den engen, überstreichenden Gassen des Armentheils trifft man hie und da auf Schreck-verstörte Gesichter. Hinter den Fenstern vereinzelte Häuser zeigen sich verweinte Augen. An etlichen Thüren kleben rote Zettel. Sobald die Menschen auf der Straße sie zu Gesicht bekommen, schlagen sie einen weiten Bogen, wohl gar bis auf das gegenüberliegende Trottoir, und raffen ihre Kleider zusammen und flüchten.

So ging's schon seit einer Woche im Armentheil der Stadt. Hier draußen, am entgegengesetzten Ende, wo die Willen hübsch vornehm hinter ihren Gärten liegen, und die öffentlichen Gebäude ehrenfest auf ihrem Grunde stehen, wußte man von jenen Sachen kaum Genaues zu erzählen. Mein Himmel, — ein paar Todesfälle an Ruhr und Typhus brachte die Saison des unreifen Obstes alle Jahre mit sich, — warum waren die Leute in ihrer Eier auch so schrecklich unvorsichtig? Daß man in diesem Frühling, auf der Durchreise von größeren Städten, sich vereinzelte Cholerafälle dazwischen mengten (wenn's wirklich Cholera war, was immerhin noch zu bezweifeln schien), kann voraussichtlich nicht viel zu sagen; um so weniger, als sich der unglückliche Gast der Statistik nach mit seltenem Anstandsgefühl streng in den Grenzen der ärmeren Bevölkerungsschichten hielt.

Arme Teufel das, — so sah in's Gras beißen zu müssen! Arme Teufel, die, so wie so, wenig genug von ihrem Leben hatten. Natürlich gab es hier draußen noch manche Leute, deren Gedankengänge die Sorge der Gegenwart eine ernste Richtung wies.

Aber als die Sonne heute Morgen so strahlend durch die Wolken brach, und die Vögel ausgelassener lärmten, denn je, schlenderten Joachim von Deutsche und Fritz von Lebner nicht desto weniger im Vollgefühl eigenen, fernigen Wohlseins ziemlich genug durch den Garten, den Ställen zu, welche, — dem Präsidium, sowie den Nachbarhäusern zugehörig, — alle auf einer gemeinsamen, geräumigen Hof mündeten.

Unter dem Thorweg des letzteren schloß sich Josepha den jungen Männern an. Sie war im Laufe der Wochen ungetrennlich von Joachim geworden, zu welchem sie mit abgöttischer Verehrung und blindem Gehorsam emporsah.

Ihrer äußeren Erscheinung hatte diese Freundschaft gute Dienste gethan. Der sonst so widerspenstige Scheitel schmeigte sich mittelst Pomade und Wasser demüthig an die Schläfen, die Zöpfe hingen glatt, wie Rattenschwänze, den Rücken kehrend und krümmten sich fast vor allzu festem Flechten. Knebeln wurden Morgens Gesicht und Hände gerubbelt, damit sie den prüfenden Blick aus zwei gewissen, strengen Männeraugen nicht zu scheuen brauchten, und in Rock und Schürze konnte sich, wenn sie sonst Lust dazu verspürte, die Sonne spiegeln, — so blühblank waren sie. An Wasserischem hatte der kleine Zaunkönig durch all diese „Toiletten-Künste“ wesentlich eingebüßt; aber was fragte Joachim danach! Jetzt zog er sein Hand nicht mehr zurück, wenn Josepha's warme Finger sie drückten; und schwang sie sich neben ihn auf die Bank, so wahr er nicht mehr das Taschentuch hervor, um sich ostentativ den Staub von den Beinkleidern zu klopfen, die ihre Saufe und Strümpfe berührten.

Augenblicklich harrete sie auf die Rückkunft der Eltern von täglichem Morgenritt. Und gerade, als die drei, die Thür des Thorweges schließend, auf den Hof hinaustraten, bogen drüben die Erwarteten von der Straße her durch das entgegengesetzte Gatter.

Unwillkürlich hemmte Joachim seine Schritte. Die Sonne, welche hinter den Heimkehrenden flammend den Himmel übergoß, zeichnete beider Gestalt mit unbeflecklicher Schärfe gegen die helle Morgenluft. Stark und plump, wie das vollblühige Leben, wiegte sich der Kommerzienrath auf seinem Sattel, während die Keiterin in schlichtem Cylinder und schmucklosen Kleide vornehm und, — nun ja, zum zweiten Mal mußte der Referendar es sich gestehen, — berüchelt hold an seiner Seite daherglitt. „Anton und Inga“ — ihm war's, als hätten die Namen lesbar auf ihren Stirnen.

Fritz beobachtete den Freund. Augenscheinlich hatte dieser ihn für den Moment vergessen. Erst, als er, mitten in des Besunkenheit hinein mit vernehmlichem Seitenblick und fragwürdigem musikalischen Gehör das Lied:

„Die Sterne, die begehrt man nicht, Man freut sich ihrer Pracht,“

durch die Zähne blies, wandte Joachim sich geärgert ab.

Zaunkönig's hatte sich mittlerweile die größte Aufregung bemächtigt. Sie klatschte in die Hände, machte einen Bodsprung über den anderen und zerte Joachim mit sich, den Weibern entgegen. So kam's, daß dieser, während Wohlbrück ganz mit der Bergung seiner eigenen Last zu thun hatte, Frau Inga beim Absteigen behülflich war. Für einen Augenblick, während er seine Arme um die Taille legte, und ihre Hände sich dabei auf seine Schultern stützten, drangen beider Blicke in einander. Sie wurde um einen Schein blässer, und er fühlte, daß ein leises Zittern durch ihre Glieder rinne. Behutsam ließ er sie zur Erde gleiten. Ihm selber klopfte das Herz.

Gleich darauf flog ein Lächeln über ihre Züge, und sie entschuldigte die augenblickliche Schwäche.

„Was für ein feiges Gesichtspich doch bin! Da sehe ich nun mitten im gefunden Leben und kann und kann den Tod nicht vergessen, an dem ich soeben vorübergerisire bin. Sie werden mich für kindisch halten, Herr von Deutsche. Nicht, als ein kleiner schmaler Sarg auf holprigem Leiterwagen, — und hat mir jold' einen tiefen Schatten in meinen sonnigen Tag geworfen!“

Wohlbrück klopfte ihr liebevoll die Wange.

„Kopf hoch, Maus! Ich gestehe, es war dummt von mir, gerade den Weg zu reiten, ich hätte voraussehen können, daß ich, — wenn überhaupt, — dort Cholerafahrten begegnen müßte. Na, kleiner Piepmak, denke aber, wir sind weit vom Schick. Bis die Seuche sich in unsere Gegend hinausfindet, da können wir graue Haare und wadelige Köpfe kriegen. Du auch, lei all' Deiner unvermünftigen Jugend, Kindskopf, lieber!“

„Es ist auch nicht für mich, Anton,“ meinte die junge Frau.

„Aber Du, den dein Geschäft so viel mit den Leuten ans jenen inficirten Straßen zusammenbringt.“

„Papperlapapp!“ es war rührend zu sehen, wie der Mann danach trachtete, seine selbe, keine Frau zu beruhigen. „Bange machen gilt nicht! Wird Dir auch Herr von Deutsche verzeihen, daß absolut kein Grund zur Sorge vorliegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterzagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Durch Sandarbeiten ermüdeten Muskeln ist kunstgerechtes Massieren wohlthätig; ob man dazu Opodeldok, flüchtige Salben, Baiseline oder Oel nimmt, ist gleichgültig.

Kleine Verletzungen müssen, ebenso wie ihre Umgebung, sorgfältig gereinigt und luftdicht verbunden werden. Pflaster, — nie englisches Pflaster oder Heftpflaster, — kann nur dienen, wenn die Haut so genau vereinigt werden kann, daß keine Flüssigkeit aus der Wunde austritt. Zinkpflaster wirkt nicht desinficirend und hat keinen Vorzug vor einem anderen gut klebenden und die Haut nicht reizenden Pflaster. Siehe übrigens das im Verlag von Franz Vippert'sche erschienene Büchlein „Sophia, 1000 Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege“ unter „Wunden“.

Wenn Hustenreiz von Reizung, von Ärgern und Brennen im Halse herrührt, ist warmes, mildes Getränk vortheilhaft; ob man in dem Wasser Zucker oder kohlensaures Natron, Emsfer Salz oder etwas Narkotisches aufgelöst, ist gleichgültig, sofern es den Magen nicht belästigt; so kann statt des Wassers auch Milch, Weissthee u. a. m. genommen werden. Wohl zu beachten ist, daß zu heißes Getränk die Zähne schädigt.

Salz zum Gurgelwasser darf nur so schwach genommen werden, daß es kaum salzig ist; ein halber Theelöffel voll auf 1/2 l Wasser ist vollauf genug.

Vertreiben der Warzen. — Welche schwierigen Mittel geben Sie in „Aus dem Leserkreise“ vom 15/3 98 an zur Vertilgung der Warzen! Die Sache geht so einfach! Ich lernte folgendes Verfahren s. B. in der Schule kennen, wo ein Kind es dem anderen sagte (Schulkinder sind ja besonders von Warzen geplagt); vielfach erprobte ich es an mir selbst und nachmals noch bei vielen Erwachsenen, stets mit absolutem Erfolg, ohne jemals einen Nachtheil wahrzunehmen. Unter allen Hecken und Zäunen, in dunkeln, feuchten Mauerspalten, findet man vom ersten Frühling bis zum spätesten Herbst die vierblättrigen, goldgelben Blüthen mit dem Petasiten-ähnlichen Kraut, die gelbe Wolfsmilch, in niedrigen Sträußern wachsend. Aus den feinen Stielen der Blüthen und Blätter quillt der gelbe Saft, den man auf die Warze tropfen läßt. Nach einigen Stunden, längstens bis zum anderen Tage, spaltet sich die Warze in Fasern, die von selbst ausfallen, oder doch schmerzlos sich herausziehen lassen. Nur bei ganz großen Warzen wiederholt man das Bestreichen ein zweites Mal, aber sicher ist das Mittel unbedingt. Für die Bekanntheit erntete ich manche Dankesagung.

E. S. in München.

Hierzu bemerken wir: Gegen Warzen hilft der gelbe Saft vom Schöllkraut (Chelidonium), dessen Aehnlichkeit mit Petasitenkraut von einem einigermaßen pflanzenkundigen Auge nicht anerkannt werden dürfte, wie der weiße Saft der Wolfsmilch, nur, wenn die Warzen, was bei Kindern sehr gewöhnlich ist, so wie so von selber vergehen. Sind sie fester, so dienen starke Reizmittel, namentlich Salpetersäure und Chromsäure, die aber sehr vorsichtig angewendet werden müssen, weil sie auch die gesunde Haut zerstören. Salicyl-Säure in der von uns geschilderten Form wirkt rasch, sicher und ohne unangenehme Nebenwirkungen. Sehr zahlreich vorhandene Warzen fordern innere Behandlung, wobei der Krampf, — natürlich unter ärztlicher Leitung, — sich mit Recht großen Rufes erfreut. Was fern die Verquicklichkeit der von Ihnen empfohlenen Anwendung betrifft, so dürfte der Schöllkraut-Saft in größeren Städten überhaupt nicht, und in kleineren im Winter schwierig zu beschaffen sein, zumal er täglich frisch angewendet werden muß, während Salicyl-Säure für ein paar Pfennige in jeder Apotheke und Droguenhandlung zu haben ist.



„Thiergarten-Tasche“.



Baby's Schutz-Tablet für den Speisetisch.

Zofe aus Brodie. — Magnolia-Seife und Alpenblumen-Pasta sind uns ebenso wenig bekannt wie Kuhne's Rathgeber für Kosmetik. — Glycerin entzieht den Haaren Wasser und macht sie dadurch weniger elastisch und brüchiger. Hält den auf die Haare fallenden Staub in Gestalt eines dichten Lages fest, in welchem allerlei schmutzige und schädliche Dinge sich ansiedeln. — Das Dunklerwerden des kindlichen Blondhaares ist eine Folge der vermehrten Farbstoffbildung in der Haarwurzel, über die wir keine Macht haben; da Einreiben die Haare dunkler macht, wird dies vermieden, dagegen das Haar öfters mit Essig oder Citronensaft gewaschen. Man kämmt aber dabei Gefahr, das Goldblond in Aschblond zu verwandeln. Um das Haar gelockt zu erhalten, wird es am besten mit diesen oder anderen künstlichen verschont, lose getragen, ebenso wie die Kopfhaut rein gehalten und — für Gesundheit und Kräftigung des Kindes in jeder Weise gesorgt. Dr. D.

A. J. R. — Der Haarausfall kann von verschiedenen Ursachen herrühren, die man kennen muß, um das richtige Mittel anzuwenden zu können. Ob Krankheiten der Kopfhaut, der Haare selbst oder auch der Nerven zu Grunde liegen, muß zunächst durch ärztliche Untersuchung festgestellt werden. Dr. D. **Fr. v. D.** — Handschweiß, der durch Erregung sich steigert, beruht auf reizbarer Schwäche der Drüsen-Nerven und verlangt, außer allgemeiner Kräftigung, gewisse Arzneimittel, die nur auf specielle Verordnung und unter Aufsicht eines Arztes anzuwenden sind. Manchmal soll Dr. Eichhoff's Ergotin-Seife (von F. Mühlens, Parfümerie-Fabrik, nicht Apotheker, in Köln a. Rh.) sich nützlich erweisen. Dr. D. **Fr. K.** — Blutunterlaufungen, Deulen und blaue Flecken werden von Alters her durch Kälte und Druck bekämpft, z. B. durch festes Auflegen eines eisernen Geräthes, von Eis oder kalten Umschlägen. Auch Anwendung von Arnica-Tinctur oder Wei-Essig erweist sich wirksam, oder man legt mit Spiritus oder Essig durchtränkte Verbandwatte auf, bedeckt sie mit einer starken Batteschicht und umwickelt sie fest mit einer Binde. Starke und tiefliegende Blutungen unter der Haut werden durch solche Umschläge freilich nicht wesentlich beeinflußt; ihre Auffangung kann aber durch kunstgerechte Massage beschleunigt werden. Dr. D. **M. M.** — Leberthran ist ein leicht verdauliches Fett, aber kein Blutreinigungsmittel und gegen Gesichtspickeln gewiß unwirksam. — Theerseifen sind gegen manche Hautkrankheiten nützlich, aber nicht gegen alle; es kommt eben auf die Art der Krankheit an. — Sehr milde, für Kinder und zarte Haut zu empfehlen, ist Dr. Eichhoff's hygienische Kinderseife, in Stäbchenform oder in Pulver; zu beziehen von Ferd. Mühlens in Köln a/Rh. Dr. D. **Langjährige Abonnentin V. S.** — Der widerspenstige Haarzopf rächt sich wegen der ihm mit heißem Soda- und Seifenwasser widerfahrenen Mißhandlungen, wodurch das Haar seines Fettes beraubt und entfärbt wird. Wenn zur nothwendigen Reinigung nur lauwarmes Wasser angewendet, und nach sorgfältigem Trocknen das Haar mit etwas gutem Haaröl, etwa 2 Theile Lanolin mit 1 Theil Mandel-Öl, eingerieben und durchgelammt wird, dürfte der Zopf seine frühere Schönheit wieder erlangen. Dr. D. **M. W.** — Rußschalen-Extract zum Haarfärben wird bereitet, indem man die zerhackten grünen Wallnußschalen in einer weithalsigen Flasche mit Spiritus übergießt und mehrere Wochen an einem warmen Orte stehen läßt. Nach 24 Stunden ist nur grüner Farbstoff ausgezogen, der natürlich die Haare grün färbt. Besser als der Extract wirkt der frisch ausgepreßte Saft der grünen Wallnüsse. Dr. D.

Unsere Kinder.

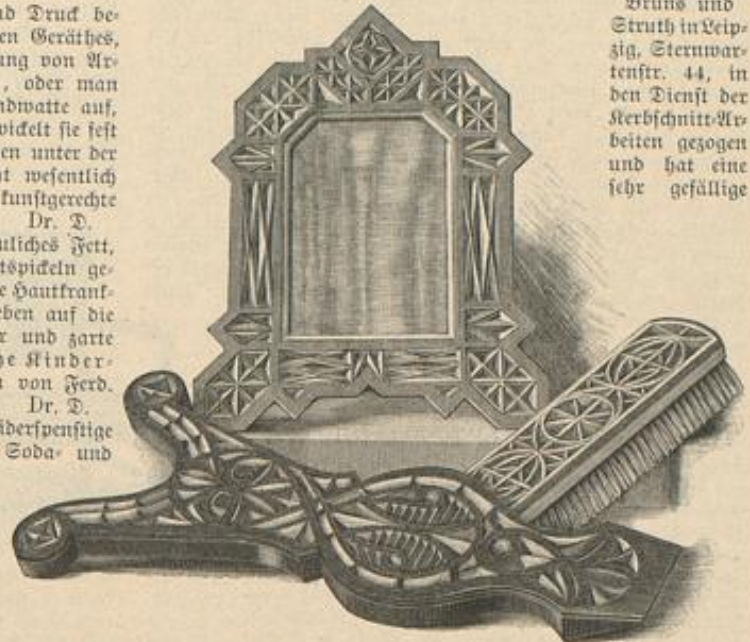
Aus der Kinderstube. Ein Buch für junge Mütter. Von Marie Grimm. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 60 Pfg. — In dem kleinen Büchlein, das von einer Mutter für Mütter geschrieben ist, findet sich eine große Anzahl praktischer Anweisungen, die wohl geeignet sind, Mutter und Kind zum Besten zu dienen. Was Marie Grimm über die Pflege des Kindes während des ersten Jahres sagt, ist durchaus zu beherzigen, nicht minder die Rathschläge, die sich auf die spätere Zeit beziehen. Ihre Fürsorge gilt den gesunden wie den kranken Kindern; sie lehrt die Reconvallescenten beschäftigen, die Gesunden spielen; sie zeigt, wie Kinder den Dienstboten begegnen sollen, wie sie von ihrem Ersparten andere erfreuen können etc. Jede Mutter wird das Büchlein befriedigt aus der Hand legen, so oft sie es auch lesen mag. E. Fr.

„Thiergarten-Tasche“. — Eine handliche, aus weichem, rethfarbenen Tapissierleder angefertigte Handtasche mit weichem Ledertuch-Innenfutter von 24 zu 32 cm Größe und zwei dauerhaft eingenieteten Stoffhaken, ist im Baby-Bazar, W. Wolff, Berlin W, Leipzigerstr. 115, unter dem Namen „Thiergarten-Tasche“ käuflich. Sie zeigt in ihrer praktischen Einrichtung außer den für zwei Säuglingsflaschen bestimmten Seitenabtheilungen, eine besondere größere, längliche Quertasche aus un durchdringlichem Ledertuch zum Zuknöpfen, welche die benutzten Windeln aufzunehmen hat. Den übrigen Raum füllt Baby's Spielzeug und allerlei Toiletten-Einrichtung, die für ein längeres Verweilen im Freien erforderlich ist. Rezhliche Taschen mit der vorgezeichneten Aufschrift „Baby's Tasche“ gestatten eine elegantere äußere Ausstattung. A. S. **Baby's Schutz-Tablet.** — Solange Baby's ungeschickte Händchen den Löffel und die Tasse noch nicht mit der zuverlässigen Sicherheit führen wissen, welche dem Tischtuch Flecken erspart, empfiehlt sich für den Speisetisch der Gebrauch eines eigens zu diesem Zweck hergestellten Schutz-Tablets. Aus weiß lackirtem Blech mit blauen Streifen verziert, greift dieses 48 cm breite und 30 cm lange Tablet, welches an drei Seiten von einem 3 cm hohen Schutzrand umgeben ist, mit dem nach unten gebogenen Rand seiner Vorderseite über die Tischkante, und gewinnt hiermit einen sicheren Halt. Gegen das Ueberfließen verschütteter Flüssigkeiten beugt eine rinnenartige Vertiefung vor, die längs der Vorderseite des Tablets eingebogen ist. Von einem hierzu gehörenden Kinder-Service, das, mit bunten Bildern und farbigen Figuren bemalt, Baby's Auge fesselt und seine Eklust anregt, geben wir das Milchbüchlein nebst Tasse, Teller und Eierbecher wieder, eben von dem übrigen Geschirre aber noch den praktischen Tellerwärmer in gleicher Ausführung hervor, der,

mit heißem Wasser gefüllt, Baby's Suppenteller aufnimmt und auch bei bedächtigstem Genuß das Supphen in der dem Magen zuträglichen Temperatur erhält. A. S.

Häusliche Kunst.

Photographie-Rahmen, Bürste und Stiefelnacht aus Kunstholz mit Kerbschnitt-Arbeit. — Das bereits in der Nummer vom 15/2 98 erwähnte Kunstholz ist von der Firma Bruns und Struth in Leipzig, Sternwartenstr. 44, in den Dienst der Kerbschnitt-Arbeiten gezogen und hat eine sehr gefällige



Photographie-Rahmen, Bürste und Stiefelnacht aus Kunstholz mit Kerbschnitt-Arbeit.

Verwendung für viele nützliche und schmückende Gegenstände gefunden. Durch mancherlei Vorzüge ist das neue Material besonders für Kerbschnitt geeignet; es reißt nicht und verzieht sich nicht; es ermöglicht in jeder Lage einen sauberen, gleichmäßigen Schnitt; die Gefahr, daß kleine Eckstücke abbrechen, ist ausgeschlossen; das Kunstholz braucht auch nicht geölt zu werden, sondern erscheint an sich schon farbig, ja gerade in seiner eigenthümlichen Farbenwirkung liegt der hauptsächlichste Reiz des Holzes. Die einzelnen Lagen, aus dem das Kunstholz besteht, sind nämlich für diesen Zweck theils in einem Ton abgeschattirt, theils in fein gestimmten oder kräftig absteigenden Farben gehalten. Einen ähnlichen farbigen Effect konnte man bisher nur durch das Ausmalen der Kerbschnittflächen erzielen, ein Verfahren, das namentlich in Schweden beliebt, aber doch mühsam und zeitraubend ist. Bei den Kunstholz-Gegenständen kommen die verschiedenen Lagen schon durch den Schnitt zur Geltung. So zeigt der Photographie-Rahmen einen Wechsel von Braun, Grün, Gelb und Rosa, die Bürste eine Reihenfolge der Lagen in Weiß, Rosa, Weiß und Grün. Der Stiefelnacht weist drei bräunliche Töne auf, und nur in den größten Tiefen wird eine rosa Färbung sichtbar, sodaß er trotz des schönen, reichen Musters sehr einfach und ruhig wirkt. Die gefällig geschügte Neuheit wird gewiß lebhaften Beifall finden und der schönen Technik viele neue Freundinnen zuführen, die bisher vielleicht an manchen Schwierigkeiten, welche das Naturholz bietet, Anstoß nahmen. Namentlich liegt wohl in der ansprechenden Farbenwirkung, wie in der reichen Auswahl an hübschen und praktischen Sachen, — Kästen und Kästchen jeder Art, Truhen, Albumdeckel, Notizbücher, Uhrständer, Schlüsselbretter, Untersätze, Tablets etc., — eine Anregung für die heranwachsende Jugend, sich mit dem Kerbschnitt zu beschäftigen. Auch daß die Gegenstände bereits mit einem einfachen, aber wirkungsvollen aufgedruckten Muster versehen sind, dürfte vielen als ein Vorzug erscheinen. Mitunter sind zur Erleichterung der Arbeit die Theile einzeln gegeben, doch lassen sie sich dann ohne Schwierigkeit zusammensetzen. Nach Fertigstellung des Musters hat man nur nöthig, die Arbeit mit Glaspapier leicht abzuschleifen, dann in bekannter Weise zu wachen und zu büsten, um einen milden Glanz zu erzielen. Die Kunstholzsachen, die von echten Holzgegenständen kaum zu unterscheiden sind, werden von vielen Geschäften geführt; auch kann man dieselben durch das kunstgewerbliche Atelier von Frau Käthe Rey, Berlin W, Leipzigerstr. 30, oder durch die bereits genannte Firma Bruns und Struth beziehen. D. W.

Küche.

Am Herd des Hauses. Praktisches Kochbuch mit Notizblättern zum Weiterammeln von Recepten, zusammengestellt von Frieda Amerlan. Verlag von Paul Neumann, Stettin, Preis 6 Mark. — Ein praktisches Kochbuch nennt es die Verfasserin und mit vollem Recht, denn es kann nach jeder Richtung als guter Rathgeber dienen. Neben der praktischen Eintheilung des gesammten Materials verdienen die farbigen Illustrationen unserer Schlachtthiere hervorgehoben zu werden, welche die einzelnen Fleischstücke mit ihren verschiedenen Benennungen veranschaulichen. Der unerfahrenen, wie der geübten Hausfrau wird der Küchen-Kalender manches Nachdenken ersparen, denn er antwortet auf die Fragen: „Wann giebt es das beste Geklügel, Wild und Fleisch“, „wann ist der Fisch am schmackhaftesten?“, ebenso wird das „Wie viel?“ zunächst durch eine kurze Tabelle als Anhalt beim Einkauf berücksichtigt, dann aber, was sehr werthvoll ist, auch bei jedem Gericht angegeben, für wieviel Personen dasselbe ausreicht. Bei der Erklärung der technischen Ausdrücke sind die in Süddeutschland üblichen Benennungen hinzugefügt. Die Recepte sind knapp und klar geschrieben; die Auswahl ist reichlich, für einfache wie feine Küche, aber die vielen Variationen jedes einzelnen Gerichtes sind vermieden. Der Verwendung von Resten wurde ein breiter Raum gewährt, ebenso den kalten Schüsseln, dem Rauch- und Pökelfleisch, der Wurstbereitung etc.; den Schluß

macht die Vereinnung von verschiedenen Getränken, Likören zc. Die jedem Abschnitt beigezeichneten leeren Seiten sollen selbst ausprobierte Recepte aufnehmen.

Rüden à la Vienne. — Rüdenformen aus Blech oder Porzellan werden mit der nachstehend beschriebenen Purée aus Rüdenfleisch gefüllt. Sobald diese fest geworden, löst man die Hülle ab, indem man die Form in heißes Wasser taucht, und garnirt jedes einzelne Rüden mit Aspice-Crème, kleinen Blättchen rothen Aspices oder gekochter Ochsenzunge. Dann stellt man die Rüden aufrecht in eine nicht ganz flache Schüssel, verbindet sie durch einen Gelse-Rand und füllt die Zwischenräume auf der Schüssel mit gehacktem Aspice aus. Man kann auch Salatherzen, die leicht gefalzen und mit Essig und Öl übergossen wurden, hier und da anbringen. Für die Purée wird gekochtes Rüdenfleisch ohne Haut und Knochen sehr fein gehackt, wobei man zwei Eßlöffel einer guten Sauce (siehe unten) hinzusetzt, dann giebt man 1/2 l gute Rüdenbrühe, in welcher man 16 g feinste Gelatine aufgelöst hat, hinzu, siedet das Ganze durch ein Haarsieb und rührt die Purée so lange, bis sie völlig glatt geworden. Zuletzt mischt man zwei gute Eßlöffel dicke Sahne hinzu. Für die Sauce werden 50 g feines Mehl, mit ebenso viel Butter vermischt, in einer Pfanne nicht über helles Feuer, sondern an die Seite des Herdes gebracht, wo es dämpfen soll, bis es hellgelb geworden; dann mischt man etwa 1/2 l angenehm gewürzte und recht gut eingekochte Brühe von Kalb- oder Hühnerfleisch hinzu, rührt es bis zum Kochen, giebt etwas Salz, 1/10 l Sahne und einige Tropfen Zitronensaft hinein, läßt alles ungefähr fünf Minuten tüchtig kochen, dann noch eine Welle ziehen und rührt die Sauce zuletzt durch ein Sieb.

Himbeer-Marmelade. — Allen Hausmüttern, denen das Gedächtnis einer heranwachsenden Kinderschar am Herzen liegt und die, gleich mir, nach guten, unverfälschten Nahrungsmitteln suchen, kann ich für ihre Kinder als Zugabe zum Kaffeebrot nichts Besseres empfehlen als Himbeer-Marmelade aus selbstgebaute Himbeeren. Ich beziehe diese Marmelade direct vom Gelse-Fabrikanten Fr. Wirth in Ehrenbreitstein a. Rh. und bin bei jeder Sendung von neuem erfreut über deren feinen aromatischen Wohlgeschmack und schöne Farbe. Das Pfortstück von 5 kg in hübsch lackirtem Eimer, den man, wenn der Inhalt verbraucht ist, als Flaschenkühler auf dem Esstisch sehr gut wieder benutzen kann, wird mit Mk. 3,20 (Porto extra) berechnet. In der obstarmen Zeit trägt der Genuß von unverfälschten Marmeladen und Gelse ungemein zum Wohlsein bei. Junge Mädchen sollten abends anstatt Bier oder Thee mit Butterbrot und Aufschnitt nur lauwarme Milch oder Cacao mit Marmelade-Weißbrotschnitten genießen. Solche Kost ist von hohem Nährwerth, reinigt das Blut und sichert einen schönen klaren Teint. Auch als feines Tisch-Compot, mit Preiselbeeren vermischt, ist die Marmelade vorzüglich. W. V.

Kaiserschmarrn. — Das Mehl (150 g) wird mit lauwarmen Milch verrührt, bis es flüssig ist; dann giebt man drei Eigelbe hinein und etwas Salz; der fest geschlagene Schnee von den drei Eiern wird leicht untergerührt, die Masse dann in das heiße Schmalz hineingegeben und auf beiden Seiten schön gebräunt. Danach wird der Schmarrn mit zwei Gabeln auseinandergetheilt, daß er locker bleibt. Fr. O. in W.

Hollerschnecken. — Hierzu wird der gleiche Teig, nur etwas flüssiger, verwendet, wie zum Kaiserschmarrn, auch kommt noch ein Löffel voll Rum dazu und ein Löffel voll feines Tafelöl. Dann werden die Hollerschnecken bis zum Stengel hineingetaucht, in das heiße Schmalz gelegt und gelbbraun gebacken. Fr. O. in W.

Krebse zu serviren. — Man thut die Krebse in eine mit heißem Wasser gefüllte Suppen-Terrine und legt den Deckel darauf. Herausgenommen werden die Krebse mit dem Suppenlöffel. Zu jedem Gedek giebt man, wenn nicht eine leinene Krebse-Terriette, eine solche aus Seidenpapier. — Gefotten werden Krebse bekanntlich sechs bis acht Minuten lang, unter Rührung von etwas Kümmel. v. S.

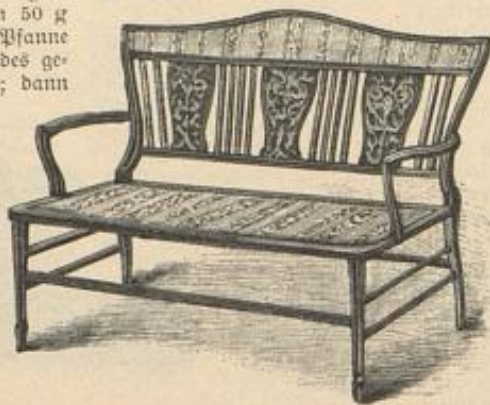
Zimmer-Einrichtung.

Bambus-Tischchen mit Arbeitsbeutel. — allerlei hübsche Bambus-Möbel für die Zimmer junger Mädchen, Gartenräume und Balcons bringt die „Leipziger Bambus- und Luxus-Möbelfabrik Mathesius & Co.“, G. m. b. H., Leipzig, Sidonienstr. 61 und Untere-Friedrichstraße, Kaufhaus, Gewölbe 2, in den Handel. Das dargestellte, 76 cm hohe Bambus-Tischchen vertritt eine ganz eigenartige Herstellungsart. Kein Stab daran ist roh gelassen, sondern mit Glanz- und Metallgarn umschlochten, sodas der Tisch zu verschiedenfarbigen Möbeln passend hergestellt werden kann. Nidellkapseln bilden den Abschluß der Stab-Enden. Die 40 cm im Durchmesser große Tischplatte wie die im Durchmesser 32 cm große Etageren-Platte bestehen aus japanischer Matte. Sehr praktisch erweist sich das Anbringen eines Stoffbeutels zur Aufnahme von Handarbeiten aller Art und sonstiger Kleinigkeiten. Man stellt ihn aus einem 1,50 m langen, 30 bis 35 cm breiten Stück Musselin, Satin oder doppelt gelegter indischer Seide her. Nachdem man an der einen Längsseite des Stoffes einen Zugsaum abgenäht und die Schmalseiten durch Naht verbunden hat, reißt man die dem Zugsaum entgegengesetzte Stoffseite mit 3 cm breitem Kopf ein und formt durch festes Zusammenziehen und sauberes Befestigen das Beutelchen. Durch den Zugsaum desselben ist nun der dem Tischchen beigegebene Rohrbügel zu leiten und danach das Ganze in passender Höhe an den vier Tischbeinen durch Nagel oder Traghaken zu befestigen. Schleifen in harmonischer Farbe bilden den Auspuß. Der Preis des Tischchens allein stellt sich auf 6 Mk.; der Beutel kostet, — je nach dem Stoff, — 2 bis 12 Mk.



Bambus-Tischchen mit Arbeitsbeutel.

Moderne Sigmöbel. Sopha und Armstühle aus Mahagoni. — Unter den neuesten Darbietungen der Industrie findet sich eine fast überreiche Auswahl an hervorragend schönen Möbeln, die, trotzdem sie teilweise alten Formen nachgebildet sind, doch ganz der neuen kunstgewerblichen Richtung angehören und in Material, Form, Farbe und Ausstattung ein außerordentlich harmonisches Ganze bilden. Die dargestellten Mahagoni-Möbel lassen, — was die Stühle anbelangt, — englische Vorbilder nicht verkennen; die Form des 95 cm langen, 47 cm im Sitz tiefen, 90 cm hohen Sophas, mit schönen Intarsien an der Rücklehne dagegen erinnert lebhaft an die Zeit des Empire, des ersten französischen Kaiserreiches. Am Sopha besteht der Bezug aus einem kräftigen, halb wollenen, halb seidnen Stoff, dessen matt reseda-farbenes Grund schmale und breite Guirlanden-Streifen in discreten Farbentönen durchziehen. — Nöthliche Pfauenfedern auf grauem Fond zeigt der Bezug des hochlehnten Armstuhles mit gerundetem Sitz und gleicher Lehne; für den zweiten Armstuhl mit edigem Sitz ist an der Kopflehne und für



Moderne Sigmöbel. Sopha im Empire-Geschmack.

der Stühle wechselt zwischen 1,12 und 1,20 m. (Siehe Bezugsquellen.) G. S.

Gärtnerei.

C. M. in G. — Der Oleander gehört zu denjenigen Blütensträuchern, welche schon im Herbst die Blütenknospen für den nächstjährigen Sommerflor vorgebildet haben. Bei der Ueberwinterung verkommen diese Knospen oft, wenn sie in zu warmer Stube erfolgt, oder wenn die Oleander in feuchten, dumpfen Kellern überwintert werden. Oft ist auch Nahrungsmangel daran Schuld, daß die angelegten Knospen nicht zum Ausblühen gelangen. Der Oleander braucht viel Nahrung; jüngere Pflanzen müssen jährlich in fette Erde verpflanzt, ältere im Sommer oft gedüngt werden. Im Winter hält man die Erde mäßig feucht, im Sommer gießt man sehr reich, da der Oleander ein Sumpfgewächs ist. Ueberwinterung in kühl, aber frostfreier Stube, im Sommer sonniger Standort im Freien. Gegen die sich oft einstellenden weißen Oleander-Schildläuse sind Waschungen mit verdünntem Tabak-Extract anzuwenden. W. H.



Moderne Sigmöbel. Zwei Armstühle im englischen Geschmack.

Thierwelt.

Zahme Vögel. — Wenn ich hier ein paar Worte über gezähmte Vögel rede, so möchte ich um keinen Preis damit den Eindruck erwecken, als ob ich dem Halten der gefiederten Wald- und Feldbewohner in Käfigen überhaupt damit das Wort reden wolle. Im Gegentheil, ich halte es für grausam. Viele Vogelarten jedoch unter unseren einheimischen sind so „kulturfähig“, daß sie, wenn als fast flügge Jungen dem Nest entnommen und in Gefangenschaft gebracht, diese in kurzer Zeit einem freien Leben sogar vorziehen, ganz abgesehen davon, daß sie, später in Freiheit zurückversetzt, fast immer unfehlbar unkommen würden, weil sie ihr „durch Erziehung“ entwöhnt und mit der „eigenen Beschaffung ihres Lebensunterhaltes“ dort nicht recht vertraut sind. Wer Interesse an Vögeln hat, wer ihr Leben und ihre Eigenart näher kennen zu lernen wünscht, möge getrost mit mir Umschau unter ihnen halten und zur Zahmung dann auswählen.

Die weniger anspruchsvollen, aber trotzdem gelehrigen Vögel wie Krähen, Dohlen, Eistern, Drosseln und Häher gehören eigentlich nur in ein großes Vogelhaus, wo sie in Gesellschaft leben und sich genügend Bewegung machen können; kleinere, wie Zeisige, Rothstehchen, Goldammer, Stieglitz, Nachtigallen und Lerchen, hält man meist im Bauer. Solange das junge Thierchen in einen Käfig gebracht wird, der seiner Lebensart und seinem Temperament möglichst entspricht, solange man ihm verdauliches Futter und frisches Wasser in genügender Menge reicht, wird es zweifellos gedeihen und durch seine Stimme, seine fröhliche Beweglichkeit, durch drollige Eigenart und, vor allem, durch zutrauliches Benehmen bald jede Mühe lohnen. Sogar in der Kunst des Sprechens bringen einzelne Vogelarten es erstaunlich weit, und nicht nur dem Papagei allein gebührt die Ehre, an der „Unterhaltung gebildeter Menschen“ mitunter theilnehmen zu dürfen. Auch der Staar, dieser allbekannte und beliebte Zugvogel, dessen melodisches Gezwitscher uns zuerst vom Frühling erzählt, der in seinem stahlblaugrünen, gelbgesprenkelten Röcklein über den Rasen hüpfet und mit seinen immer neugierigen, bligblanken Augen nach Regenwurm und Käfer sucht, die er dann unbarbarisch ausspuckt und zu Neste, zu den hungrigen Jungen trägt oder mit Behagen selbst genießt, ist einer der gelehrigsten Sprechkünstler unter den Vögeln. Wenn er auf den hingestreckten Finger oder die Schulter hüpfet, oder, lustig zwitschernd, das Haupt seines Pflegers zu einem Nubstisch erhebt, wenn er mit Vorliebe ein Wollkäuel zerzaust und sorgfältig verwahrt

Seidenfäden immer und stets aus dem Arbeitskorb seiner Gbicterin verschleppt, hier- und dahin, an verborgene Orte, sorg er für Erweiterung und dem Lebensgenuß ebenso nothwendigen Neger; auch durch seine musikalischen Anlagen, seine Geliebtheit im Nachsprechen einzelner ihm vorgesungener Melodien und vorgesprochener Worte und Sätze weiß er sich zu einem liebenswürdigen Gesellschafter und kurzweiligen Genossen zu machen. Nun glaube man aber nicht, daß alle diese Künste von unsrem Staarnaz ohne weitere Mühe und Sorge erlernt werden können. Gerade zum Abriechen der Vögel bedarf es einiger Geduld; und wenn auch natürliche Anlage beim Staar die Aufgabe erleichtert, so ist immerhin einige Zeit erforderlich, um das junge Thier vorerst zutraulich zu machen. Man gewöhne sich, den Pflegling selbst und immer zur gleichen Tageszeit zu füttern und während dessen mit dem Thierchen zu sprechen, damit es sich an die Stimme und die Gestalt des Pflegers gewöhnt. Bald wird der Vogel seinen Herrn kennen, bei seinem Nahen ihm entgegenzuschwirmen, seiner Stimme antworten, auch nach und nach nicht mehr scheu entfliehen, sondern bei vorsichtiger, nicht plötzlicher Berührung selbst ruhig sitzen bleiben. Wiederholt und täglich zur selben Zeit, langsam und deutlich, sollten dem Vogel nun Takt für Takt eines jeden vorgepiffen oder mit etwas erhobener Stimme Wort für Wort eines zu erlernenden Sages vorgesprochen werden. Das Nachsingen beginnt bereits nach wenigen Tagen. Es ist allenthalben, zu beobachten, wie der Staar lauht, wenn man ihm ein Vie vorpfeift oder auf der „Vogelorgel“, — einem störenartigen Instrument, dessen man sich beim Abriechen der Vögel bedient, — vorzwitschert. Das



Köpfchen schief geneigt, schaut er mit den klugen Augen zu, bis das „Wortspigen“ aufhört; dann fängt er selbst an zu sitzen, unbeholfen seine eigenen Niederstropfen zu denen des „Vorsprechers“ zu vermischen, bis endlich nach vielen andern Uebungstagen, die erlernte Melodie rein aus seinem Kehlen tönt und er auch zu anderen Tageszeiten bei angelegter Strophe abnimmt oder Worte in die Unterhaltung wirft. — Will man einen Staar lange erhalten, so vermeide man ihn nicht nur auf seinen Käfig, sondern gestatte ihm, zeitweise im herumzufliegen. Ein wohl erzogener Vogel wird immer gern und zur rechten Zeit in seinen Käfig zurückkehren. Für den Staar sollte dieselbe so geräumig wie möglich hergestellt und so sicher verschlossen sein, daß der geschickte und kräftige Schnabel des Herrn Staarnaz ihn nicht öffnen kann. Kleine Insekten erweisen sich am praktischsten für das Futter. Man gebe nichts Gefalzenes, sondern in Wasser und Milch gewaschen, ausgedrückte Semmel, rohes Fleisch, Ameisenpuppen, Schmeißer, Weichwürmer, Weichkäse, Vogelmeierei, Salat, Obst; ein Weichwämmchen sollte ihm täglich Erfrischung bieten. Außerdem ist Keuschheit das beste Mittel, um den Vogel in guter Gesundheit zu erhalten; täglich müssen die Futter- und Bedenäpfe gesäubert werden, das Futter darf nie älter als einen Tag sein, und für trockenen Sand am Boden des Käfigs sollte auch Sorge getragen werden. — So gepflegt, wird das Thierchen lange zu unserer Freude und Erheiterung leben.

Die Ernährung der übrigen, oben angeführten größeren Vögel geschieht auf gleiche Weise wie die des Staars, doch wird reichlichere Fleischnahrung, auch wohl weicher Käse und Korn, sowie mit Wasser angerührtes Hafermehl zur Ueberholung gegeben. Auf die Pflege anderer Vögel kommen wir gelegentlich noch zurück. G. Schmidt.

Die Aufzucht aus dem Neste genommener, nicht selbständiger Vögel ist sehr mühsam und kann nur von erfahrenem Vogelwirth besorgt werden, sonst kommen die armen Geschöpfe kaum um. Die Sch.

Allgemeines.

Räthe N. i. S. u. a. — Zum Austausch von Ansichtskarten, auch gegen ausländische, sind gern bereit: W. Thiele Körner, Raab, Ungarn; Berta Ebbe von Wölfel, Wölfel a. G., Elbestr., Villa v. Wölfel; Fr. Münch, Wiesbaden, Albrechtstr. 28; Elise Rihmann, Köln-Bayenthal, Altheimergasse; Anna Wadenmacher, Magdeburg-Neustadt, Kastanienstr.; Marie Franzl, Glasfabrik Reitenborn, Post Petersdorf in Witten; Ottlie Keller, Budapest IX, Károlygasse 13, I; Flora Schöninger, Voritz, Post Remsova; Elise Sarfert, Bodova bei Jindřichov; Olga Kováč, Graz, Melchplatz 1; Margu Krndt, Teplitz; Olga Novak, Graz, Melchplatz 1; Margu Krndt, Teplitz; El. Stern, Wien I, Adlnerhofgasse 1; A. Janku, Brünn, Augustinerstraße 3; A. Weinberger, Wien, Zeile 33; M. Pausch, Landshut i. Bayern, Postgebäude II; Ella Holentia, Szepesváralja, Pispér Com; Emma Dubovszky, Kaposvár, Ungarn.

Mit der Veröffentlichung obiger Adressen glauben wir den Anhängern des Postkarten-Sammelsportes einen Dienst zu erwirken; wir schließen jedoch gleichzeitig damit ab, da der Raum für weitere derartige Mittheilungen mangelt. Die Red.

Für Postkarten-Sammlerinnen. — Gegen Einsendung von 60 Pf. bin ich bereit, die Anfertigung eines reizenden Karten-Albums mitzutheilen. Dasselbe kann mehr als 100 Karten aufnehmen. Genaueste Angaben und ein dazu gehöriges Muster erfolgen umgehend. Deutliche geschriebene Adressen sind zu richten an: Gertrud Zeden, geogr. Karte-arbeits-Lehrerin, Swinemünde.

Bezugsstellen: Thiergarten-Tafel: Boby-Bayer, A. Beck Berlin, W., Leipzigerstr. 115. — Sopha und Armstühle aus Mahagoni: Hermann Gerion, W. Weberstr. Markt 56. **Commisitionen nach Abbildungen:** Aus dem Vertriebs-Verlag Jean A. Herrmann, Charlottenburg, Großmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).
(16. Fortsetzung.)

em heißen Tage war ein schwüler Abend gefolgt. Nur ganz leise strich der Windhauch über die Laubwipfel am Bergeshang; von den Wiesen im Grunde drang der frische Duft des Grummet-schnittes herauf. Auf dem Plaze vor der Terrasse plätscherte melodisch der Springbrunnen. Tiefer, tiefer Frieden, — eine seltsame Gottesruhe.

Und tief unten im Thal schimmerte immer noch das eine Licht durch die dunkle Nacht.

Der Kammerdiener kam und fragte, ob der Herr Baron noch Befehle habe. Hastig, wortlos winkte Bruno ab. Und er stand und sann und sann.

Nein, es war doch nicht so, wie er vorher es empfunden! Nochte der Bruder Schuld haben, das eigentliche Verbrechen, — sein zögerndes Zuwarten, — sein schließlich doch auch nur propädeutisches Sichselbstüberfühlen, — das alles trug die Schuld! All die anderen, — der Bruder, Prinzess Sidi, — hatten nur leise geschoben, hatten nur seine elende Schwäche benutzt, seine Halbheit.

Drüben, jenseits des Thales, baute sich eine mächtige Wetterwand auf. Einen kurzen Augenblick tauchte der Mond auf, um dann gleich hinter den schwarzen Wolkennassen zu verschwinden. Unten kam einer der Gärtner, stellte den Springbrunnen ab und ging dann wieder mit dem wuchtigen und doch müden Schritt des Mannes, der den Tag über fleißig gearbeitet hat.

Ja, das war auch sein Fluch gewesen, von Jugend auf! Immer ein geschäftiges Nichtsthun, ein Coteletten mit der Arbeit, die er zum Spiel erniedrigt hatte. Oh, Fritz konnte nicht allein von Stunden der Selbstverleugung sprechen! Verzogen von Kindesbeinen an, der Zucht der einsamen Mutter entzogen, immer gepriesen als der geniale, der hochbegabte, der gute Knabe, verwöhnt dann als der reiche Jüngling, verwickelt als der kunstsinigste, liebenswürdige, gasfreie Schloßherr. — „Haben Sie täglich eine Stunde Holz?“ hatte ja wohl der alte Arzt unten gesagt. Der war auch noch ein wahrer Freund gewesen. — Ella's Vater.

Am Horizont über Billau wetterleuchtete es. Dumpf grollte denn und wann ferner Donner herüber. In den Wipfeln unten rauschte es stärker.

Und immer noch leuchtete unten das einsame Licht. Wie hatte Fritz doch gesagt? „Wir sind alle drei nicht Fisch, nicht Vogel, — nichts Ganzes!“ Ja, weiß Gott! Nichts Ganzes! Diese elende Halbheit, ererbt, nicht getilgt durch straffe Zucht und Selbstzucht, genährt durch schwächliche Scheinerfolge. — Und da kam das sonnendurchleuchtete, rosige Glück! Nur zu genießen galt es, nur festzuhalten.

Wieder leuchtete der Horizont auf in einem Glühen. Kühl kam der feuchte Wind herauf. In dem Gesträuch unten raschelte es, — der Silberpfaue suchte Schutz im Dickicht. Schwere Flügel strichen noch ein paar Fledermäuse dicht am Gemäuer entlang. Der frische Heuduft war verweht. Dumpfe Cede füllte die Nacht.

Nur wer Manns ist, kann das Glück halten. Nicht mit Worten, — nur mit Thaten! — Das sonnige Glück, die Liebe, dort unten.

Wegen die Fensterheben schlugen einzelne schwere Regentropfen. Dann ward es wieder ganz stille. Selbst das dumpfe Rauschen im Park erbbte ab. Aber von drüben her stieg und lag die schwarze Wand herauf, — eine einzige, ungeheure, unheilbringende Wetterwolke.

Plötzlich erlosch unten im Thal der einsame Schein. — Und im gleichen Augenblick zuckte ein jäher, greller Blitz hernieder und überzog mit sahem, gelbem Lichte Wald und Park und Schloß. Und Strahl auf Strahl folgte, und Schlag auf Schlag.

Im Hause wurde es lebendig. Ein paar Diener traten unten unter das Dach der Terrasse. Von den Stallungen her kam ein Bursche mit einer Laterne gelauten.

Und dann pochte Fräulein von Gaddern an die Thür des Arbeitszimmers. Leise erst, — dann kräftiger, — und wieder und wieder.

Endlich öffnete der Baron. Die Hausdame hatte eilig die Kleider übergestreift, auf dem schwarzen Schettel sah das Morgenhäubchen bedenklich schief.

„Soll ein Umwetter! Es lieh mir keine Ruhe. Und der Johann meinte, der Herr Baron stünde am offenen Fenster.“

Wieder leuchtete ein greller Blitz in das Zimmer. Und da erschallt Fräulein von Gaddern noch mehr: „Um Gottes willen, Herr Baron, — was ist Ihnen? Wie sehen Sie denn nur aus?“

Und er lächelte ihr entgegen. Ein wehes, mildes Lächeln. „Ja, liebe Freundin? Ja, — mir ist's, als sei ich gestorben und läge in ewiger Ruhe, — und mir wäre wohl.“

„Wir wollen uns setzen“, sagte er dann noch. „Sie saßen sich gegenüber und sprachen kein Wort.“

Aber sie lauteten hinaus in die Natur. Es domerte nur noch von ferne. Und nur noch matt schimmerte das Leuchten in das Gemach hinein. Dann prasselte es plötzlich hernieder. Mit Windesbrausen zuerst, dann bald in einseitigem, gleichmäßigem Tonfall.

Fräulein von Gaddern erhob sich langsam und ging an das Fenster. Das dumpfe Schweigen war ihr peinlich, — sie mußte etwas sagen.

„Ein wundervoller Regen, Herr Baron! So recht zur richtigen Zeit. Es war alles sehr ausgedörrt.“

„Auch er war aufgestanden und trat neben sie. Aber es war, als habe er nur das letzte Wort gehört. Mit

großen, starren Augen sah er sie an und wiederholte: „Ausgedörrt —? Jawohl! Nur, meine Liebe, es giebt Dürren, gegen die wohl kein Regen hilft, und brächte er Manna vom Himmel herunter.“

XVIII. Kapitel.

„Morgen rüden sie zum Manöver aus, — trara, — trumbum!“ Der Major lehnte sich ganz weit in den Gartenstuhl zurück, bis ihm die liebe Sonne justement in die Augen schien. Erst als er das erreicht hatte, war er zufrieden. Denn nun konnte er ein gewisses listiges Blinzeln, das er sich neuerdings zugelegt hatte, im Nothfall mit Seelenruhe auf die „niederträchtige“ Sonne schieben. „Ins Manöver rüden sie morgen aus, — trara, — trumbum!“ Feinstliebchen bleibt allein zu Haus! Trumbum, — trara! — Fräulein Ella, liebes Kind, — geben Sie einem alten, verdorrten Kriegsmann noch eine Tasse Kaffee?“

Während die Tochter dem Wunsche des lieben alten Herrn nachkam, fragte der Doctor, in seiner Tasse rührend: „Major, ist der herrliche Vers von Ihnen?“

„Dante, Fräulein Ella. Jawohl, theurer Freund! Mich dichtet jetzt mandmal. Es kommt mit zartem Sang und Klang, — Frau Muse wohl den Weg entlang, — neigt hold sich auf mein graues Haupt.“

„Na überhaupt! Hören Sie auf, Majörchen! Frau Muse wohl den Weg entlang! ist zwar ganz ausgezeichnet, aber trotzdem, — Schweigen ist besser als Reden, wenn's Sie wirklich dichtet.“

Und die beiden Alten lachten. Aber dann meinte der Major doch: „Ich weiß gar nicht, was Sie eigentlich wollen, Doctor?! Wenn ich nun den Drang in mir fühle, mich als Volksdichter entdecken zu lassen? Es ist doch jetzt zeitgemäß. Singe, wenn Gesang gegeben.“

„Warten Sie wenigstens bis zum Frühjahr, Hellbach. Es reimt sich ja erfahrungsmäßig besser, wenn alle Knospen springen.“

Der Major lehnte sich wieder weit zurück, bis ihn am Blätterdach vorbei ein Sonnenstrahl traf und er blinzeln konnte. „Doctorchen, das ist auch so eine künstliche Erfindung mit dem berühmten Frühling. Ich lobe mir solchen Herbsttag wie heute. Knospen sind schön, Früchte sind schöner.“

Es war Anfang September. Der wilde Wein um das Doctorhaus prangte schon im rothen Schmuß. Von der Linde waren bereits einzelne gelbe Blätter herabgefallert. Im Strauß, den Ella mitten auf den Tisch unter den großen Baum gestellt hatte, glühten neben den sanften Aftern drei volle farbenfatte Georginen. Heller Sonnenschein lag auf der weiten Rasenfläche und den bestesien Wegen.

„Es mag wohl sein, daß Sie recht haben mit Ihrer grandiosen Herbstschwärzerei, — recht nämlich, Hellbach, was uns Alte anbetrifft. Der Herbst paßt für uns. Aber schauen Sie einmal dort hinüber.“

Er wies auf das Brautpaar hin, — seinen Sohn und Lotti Menger, — die eng umschlungen den Weg um das Haus nun schon wohl zum zehnten Mal zurücklegten. Ihre Kaffeetassen standen noch immer unberührt.

„Die Jugend will den Frühling, und ihr gehört er,“ schloß der Doctor fröhlich lächelnd.

Doch sein Gegenpart war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen: „Ach was! Im Grunde sehen sie sich auch alle nach den Früchten, nach dem besthaulichen Herbst. Oder wenn sie's anders wollen: nach der Häuslichkeit. Wann werden die beiden dort denn ihr Nestchen bauen?“

„Sind ja so blutjung, besonders die liebe Lotti, — sollen noch ein bißchen warten, — bis zum Herbst übers Jahr!“ meinte Bernhaupt, und wieder lachten beide.

Ella hatte die Hände im Schoß verschränkt; die kleine Handarbeit, die sie mit hinausgenommen, ruhte zwischen den schlanken Fingern. Sie ertappte sich jetzt selbst häufiger auf einer ihr ebendem fremden Unthätigkeit. Es war über sie gekommen wie ein Hang zur Träumerei. Und sie gab sich dem neuen Trieb gern hin, — vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben empfand sie die Süße des sinnigen Kar niants, ließ ihre Gedanken zurückwandern in die Vergangenheit, — ohne Bitterkeit und ohne Groll, — hinaus in eine neue Zukunft. Und wie frohes Hoffen quoll es dann in ihr empor.

Ihr Gesicht war ein wenig schmaler und noch zarter geworden. Aber die schönen Augen blickten wieder sonnig hell, und um den feinen Mund spielte oft ein sanftes, stilles Lächeln. So jetzt gerade, als sie, der Wechselrede der beiden Herren lauschend, auch zu dem Brautpaar hinüberblickte.

Besser noch vielleicht als der Vater hatte sie stets des Bruders eigenartiges Wesen, seine Doppelnatur verstanden. Sie sah in ihr schließlich eine Art von Widerpart zu der des Mannes, den sie selbst einst geliebt: Bei aller Verschiedenheit der beiden Menschen doch dieselbe Schwäche des Willens, die gleiche Entschlußlosigkeit. Und doppelt froh war sie nun, daß Willy sich zur Entscheidung durchgerungen hatte, daß er seitdem ein anderer geworden zu sein schien, — mehr Mann, denn bisher. Denn jetzt erschien ihr eine schöne, feste, schlichte Männlichkeit, — ein festes in den eigenen Schuhen Stehen das Höchste! Nicht Worte, — Thaten!

Und nun lächelte sie schon wieder. — „Die liebe Lotti!“ hatte der Vater soeben gesagt.

Der Doctor hatte über die Verlobung zuerst allerlei in den Bart gebremmt. Ihm fehlte das rechte Vertrauen zu dem eigenen Sohne; ihm war auch die verwöhnte „Berliner Prinzessin“ eigentlich gar nicht genehm. Aber als ihm Willy dann die Braut brachte, sah er ihr mit dem geschärften Blick des Mannes, der durch das Studium körperlichen Leids auf das höhere Studium der Seele geführt wurde, in die Augen, und er las in deren Tiefe eine seltene Herzensreinheit, Güte und Sanftmuth, — eine rührende Liebe vor allem. So schloß er sie denn als Tochter an seine Brust. Und wenn trotzdem noch vielleicht ein leiser Hauch des Zweifels in ihm geblieben war, so schwand dieser, als er die alte Baronin kennen gelernt hatte, die seit vierzehn Tagen in Billau war. Trotz aller ihrer

Absonderlichkeiten erkannte er in ihr sofort die congeniale Natur. „Ein Kraftmensch ist sie! Alle Hochachtung! Und je mehr sie berlinert, desto lieber ist sie mir.“ Sein alter Freund Hellbach zuckte dann wohl lächelnd die Achseln, aber er rief nur desto lebhafter: „Bleiben Sie mir bloß vom Leibe, ich weiß schon, was Sie sagen wollen! Das ist noch gute, alte Art: grob und ehrlich, knorrig und dabei sanft wie ein Lamm, fest wie Eisen und weich wie Butter! Und daß die prächtige Frau das Unglück haben mußte, eine von — von zu werden. Mißverstehen Sie mich nicht, Liebster! Ich achte und ehre den rechten Adel, bei dem die Krone nicht nur auf der Visitenkarte sitzt, bei dem Herz und Gesinnung gekrönt zu werden verdienen. — Ich verkenne seine Vorzüge der Keinzüchtung, um mich 'mal ausnahmsweise etwas darwinistisch auszudrücken, wahrhaftig nicht, und mir ist die richtig verstandene Familien-Tradition erst recht eine ernste, schöne Sache. Aber für solch eine prächtige, liebe, goldbedachte Bürgerfrau erscheint mir der sogenannte Veredlungsprozeß denn doch ein haarsträubender Unsinn.“

„Sie schütteln wieder einmal das Kind mit dem Bade aus, Doctor!“

„Keine Spur, dazu hab' ich doch zu viele frisch vom Klapperstorch gebrachte Götzen zuerst ins Bad tunken lassen! Ich bin nicht der Radikale, als den man mich von manchen Seiten verhasst hat. Sehen Sie: wenn mein Junge Soldat geworden wäre, und sein König adelte ihn auf dem Schlachtfelde, ich würde mich im Herzen freuen. Oder wenn einer käme und sagte mir: Du, hier sind die Documente; im 16. Jahrhundert hießt Ihr eigentlich von Bernhaupt, — Klingt übrigens gar nicht schlecht! — Ich würde sicher sagen: ich nehme den alten Namen wieder auf, notabene! wenn ich genug Kassen-scheine hätte, ihn nach außen würdig zu vertreten; oder wenn mein Bengel, was sicher nicht der Fall sein wird, sich eine epochemachende Erfindung leistet und der Staat vergilt es ihm durch Nobilitirung, — warum nicht? Aber wenn irgend ein reich gewordener, vielleicht ganz braver, nur 'n bißel übergeschnappter Vorstehhändler sich ein Wappen kauft, — nec, — nec, Majörchen, — damit bleiben Sie mir vom Leibe. Dazu ist mir unser altes, gutes Bürgerthum denn doch zu — schade! Denn, — Sie werden mich nicht mißverstehen, — im Nothfall ging's im Staate auch ohne Euch. Aber ohne einen ehrenhaften, gewerbsthätigen, schaffenden und strebenden Bürgerstand ging's so wenig, wie ohne unsere fernigen Bauern. Gott erhalte sie uns alle zusammen!“

Lotti und Willy kamen, Hand in Hand, gerade am Tisch vorbei und schlenderten dem Garteneingang zu. Ella drohte ihnen scherzhaft mit dem Finger: „Ich kann Euch den Kaffee nun aber wirklich nicht länger warm halten!“

„Hörher,“ rief der Doctor. „Du kleiner Krametsvogel, jetzt wird hergeseht und Kuchen gestiftet. Ich rath' Euch, thu's gutwillig, sonst verderbt Ihr's mit der Hausfrau. Nimm nur ein ordentliches Stüd, Lotti. Noch ist's Zeit; in der Ehe hört das ewige Süßigkeitsknabuliren doch von selbst auf.“

Da waren beide aber auch schon wieder aufgestanden. „Wir wollen zusehen, ob Großmama noch nicht kommt!“ erklärte Lotti eifrig mit ihrem feinen Stimmchen.

„Puh, wir hören ja den Wagen von weither rollen.“

„Großmama kommt sicher zu Fuß vom Schloß herunter.“

„So? Na, dann schaut nur in Gottesnamen nach ihr aus. Aber bitte, die Augen auch wirklich nur auf die Landstraße zu richten!“

Sie hatten es sehr eilig mit dem Ausguck. Und kaum waren sie am Gartenthor, so jubelte Lotti auch schon auf. Aber sie brach gleich wieder wie erschrocken ab, sodas der hellhörige Doctor ganz erstaunt aufsaß: „Die Baronin scheint einen ungezähmten Bären mitzubringen!“

Gleich darauf lachte er laut auf. Frau von Pflaume kam in der That nicht allein. Sie hatte kurz vor dem Hause Hauptmann von Hellbach getroffen.

Als Ella ihn erkannte, sog über ihr liebrendes Gesicht eine flammende Röthe. Sie ging so schnell, wie sie gekommen war. Aber der Major hatte sie doch bemerkt, und er lächelte zufrieden.

Nun hatte sie sich schon wieder völlig gefaßt. Mit ihrer alten, ruhigen Sicherheit reichte sie Hellbach die Hand, um dann zu gehen, ihren hausfraulichen Pflichten den neuen Gästen gegenüber zu genügen. Er sah ihr nach, bis die Thür hinter ihr zufiel.

Dann erst trat er hastig zum Vater. „Ich bin versezt, Papa!“ raunte er ihm zu. „Vor einer Stunde kam die Depesche.“

Nun erst bemerkte der Major die unwohlte Stirn des Sohnes. „Wohin und wie?“ fragte er kurz.

„An die Westgrenze, — nach Saarlouis! Sonst nicht ungünstig, — aber —“

Der Vater hatte sich unter den Arm des Sohnes und zog ihn ein wenig beiseite: „Mein Junge, ich verstehe Dich vollkommen. Weiß, was das heißt, aus einem lieben Kameradenkreis herausgerissen zu werden, eine gute Compagnie, die an einem hängt, und an der man hängt, zu verlieren. Aber, mein Junge, es war vorauszusehen. Dein Recht ist Dir geworden. — Dein Ehrenschild ist rein. Was willst Du mehr, Hasso? Daß man von oben her selbst die äußeren Spuren des immerhin mißlichen Conflicts zu tilgen sucht, ist alter Usus und hat seine guten Gründe. Es vergißt sich solche Sache am schnellsten, wenn der Attentäter, — im guten Sinne gesagt, Junge, — entfernt wird. Sei's zufrieden, Hasso, und murre nicht. Du wirst auch in einem anderen Wirkungskreise Deinen Mann stehen und Anerkennung und Liebe finden.“

Mit gesenktem Haupte hatte der Hauptmann zugehört. Wie er nun aber den Kopf hob, trat drüben gerade wieder Ella aus der Thür. Und da seufzte er leise.

Der Major aber lachte vergnügt. „Ach so, mein Junge. Ja, — da mußt Du Dir selbst helfen, — zuerst aber rath' ich Dir, — trink in Seelenruhe eine Tasse, credenzst von schöner Hand! Kopf hoch, Hasso!“

Auch der Doctor und die Baronin Pflaume waren abseits gegangen und schlenderten jetzt langsam durch die Anlagen.

Am Frau von Plaine waren die letzten Monate nicht vorübergegangen, ohne tiefe Spuren in ihrem schönen Matronenantlitz zu hinterlassen. Zwar trug sie das Haupt immer noch hochaufgerichtet, aber viele, viele kleine, leichte Fältchen hatten sich plötzlich um die hellen Augen eingegraben, und der volle Mund zeigte dann und wann einen wehen Zug. Es waren der Sorgen zu viele mit einem Schlage über die starke Frau hereingebrochen. Die Ordnung der Renger'schen Angelegenheit war noch nicht das schlimmste gewesen. Aber daß sich ihre Tochter ganz von dem Manne losgesagt hatte, daß sie nicht das geringste Mitopfer für ihn bringen wollte, das hatte der Mutter tief ins Herz geschnitten. Sie sprach von der Tochter nicht mehr. Frau Margit war vorläufig nach Wien gezogen.

Raum minder tief traf sie der plötzliche Abschied des ältesten Sohnes. Es war doch immerhin ein leiser Stolz für sie gewesen, der sonst wahrlich aller Stolz fremd war, den Sohn in glänzender Stellung zu wissen; sie war Patriotin mit Leib und Seele, und ihr Mutterherz hatte jedesmal frohlockt, wenn sie ihren Ältesten im Rock ihres Königs sah. Nun war auch das dahin. — Und doch, es gab noch etwas Anderes, was sie tiefer schmerzte.

Von ihren Kindern, denen sie so gern aus dem unerschöpflichen Born ihrer Mutterliebe Glück und Segen spendete, und die ihr doch fremd und fremder geworden waren, hatte Baron Bruno ihrem Herzen am nächsten gestanden. Er war der Jüngste, er war immer der Schwächliche, ein Sorgenkind gewesen. Und welche Mutter liebte ihr Sorgenkind nicht am heißesten! Es gab auch zwischen ihr und ihm bei aller Verschiedenheit manche seelisch verwandten Züge: die Liebe zum Guten vor allem! Nur daß sie diese Liebe werthtätig verwirklichte, daß er allezeit auf halbem Wege stehen blieb. Sie hatte Willen, — er nur Wollen.

Von ihm sprach sie auch jetzt zu Bernhaupt. Er hatte zuerst von gleichgültigen Dingen geredet, da brach sie plötzlich ab und sagte geradezu: „Lieber Herr Doctor! Ich bin 'ne einfache Frau geblieben und kann mich Redensarten dreheln. Aber ich hab' was auf'm Herzen, was runter muß.“ Redensarten sind bei mir nicht nöthig, liebe gnädige Frau. Und wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, ich thu's von ganzer Seele.“

„Is gut, Herr Doctor! Also, — Sie lesen's mir ja schon von der Nase ab, — es ist von wegen Bruno.“

Er neigte das weiße Haupt. „Doctor,“ fuhr sie fort, leise und mit dringlicher Herzlichkeit, „Doctor, ich weiß, er hat nicht gut gehandelt. Nicht gegen Ihnen, — nicht, — aber wozu davon reden. Aber sehen Sie, lieber Freund, er ist ja wirklich nicht schlecht, — nee, — wahrhaftig, — das ist er nicht, — mein Bruno.“

In ihren Wimpern perlte es, und ihre Stimme bebte schmerzlich. Und dann wischte sie plötzlich mit der umgekehrten rechten Hand über die Augen und sah voll und wie mit einer angstvollen Frage zu dem alten Herrn auf. Der aber reichte ihr die Hand und erwiderte fest: „Ich habe ihn sehr lieb gehabt, Ihren Bruno, — und ich habe noch nie einen schlechten Menschen in mein Herz geschlossen.“

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

Zaunkönig.

Novelle von M. Tamms.

(2. Fortsetzung.)

So gut er's konnte, that Joachim, was Wohlbrück mit geheimem Augenzwinkern von ihm erbat, und getrostet schritt Frau Inga, den hüpfenden Zaunkönig an der einen, die Falten ihres Reittisches in der anderen Hand, sich verabschiedend, an des Gatten Seite durch den Thorweg in ihren Garten.

Ob wohl zwei von ihnen die kurze Begegnung niemals vergessen würden?

Denn in der Nacht war's, welche diesem Tage folgte, daß Inga mitten aus traumlosem Schlummer von ihrem Gatten geweckt ward.

„Ich bitte Dich, hol' mir die Cholera-Tropfen aus der Haus-Apothek“, sagte er mit rauher Stimme, „mir muß beim Abendessen irgend etwas schlecht bekommen sein.“

Inga, kaum halb munter, fuhr mit erwachender Angst aus den Kissen.

Als sie nach etlichen Minuten mit der Arznei an des Gatten Bett trat, fand sie ihn seltsam verändert; bläulich das Gesicht, verstört den Blick.

„Du verheimlichst mir etwas!“ rief sie und griff nach seiner Hand. „Du fühlst Dich ernstlich krank! Ich beschwöre Dich, rede offen!“

Er versuchte, mit farblosen Lippen zu lächeln.

„Nichts, Kleine,“ stieß er hervor, während die Finger sich in plötzlichem Schmerz krümmten. „Magenverstimmung, nichts weiter. Aber Du kümmerst Dich immerhin Deine Betten ins Nebenzimmer tragen, — für alle Fälle, — es ist nur, daß ich Dich nicht störe, — weil ich nicht ganz ruhig liegen kann, — Du weicht ja, — und, — Inga, — Inga, den Doctor, schnell!“

Da schrie sie auf.

„Anton, die Cholera!“

Er wälzte das Haupt schwerfällig nach ihrer Seite, und sein hohler Blick traf ihr Gesicht. Grauen sprach aus ihren Mienen. Sie trat zurück, und ihre zitternden Finger zerrten das Nachtleid fester zusammen.

„O, meine Ahnung,“ stammelte sie, und unwillkürlich irrte ihr entsetzter Blick stadtbereit zur Thür.

Wohlbrück lächelte. Es lag viel in diesem Lächeln: ein Gran Betrachtung ob ihrer Feigheit, und zehn Gran Mitleid, eine tüchtige Dosis Schmerz, und zu dem allen eine Welt von Liebe. „Kümmerst recht haben, Maus!“ meinte er heiser. „Und darum, und weil ich nicht möchte, daß Du mich hier so — so wenig salonfähig vor Dir läsest, wünsche ich, daß Du mich allein läsest. Geh, sei ein artig Kind, schick' zum Arzt, leg' Dich derweil in die Logistube, denn Du würdest hier doch nichts helfen können, und morgen früh, — hoffe ich, — morgen früh.“

Weiter kam er nicht. Ein plötzlicher Krampf bog seine Glieder. Nur, daß er noch hastig mit der Hand nach dem Ausgang winkte.

Noch zögerte Inga. Aber als sie wahrnahm, wie seine Blicke zu wandern begannen, wie seine Züge quollen und sein Körper sich krachend gegen die Bettsoffen warf, da floh sie, klopfte den Diener wach, jagte ihn zum Doctor und stürzte dann, unaufhaltsam, grauengeschüttelt, an der Schlafzimmertür vorüber, bis in ihr stilles Bouboir. Dort warf sie sich schauernd zu Boden. O, der entsetzlichen Erkenntniß! Ihre Liebe hatte die Probe nicht bestanden. Ihre Treue war jener Todesnoth dort drüben nicht gewachsen. Ihre Ehe mit all den Ergebnissbeweisen des Gatten und all ihren eigenen, verschwiegenen Kämpfen hatte nicht genügt, ihr Herz unlöslich an das seine zu schmelzen. Trotz all der Treibhauswärme jener zehn verwöhnten und sonnigen Jahre war ihre Neigung eine schwache Pflanze geblieben, welche der erste Sturm zu Boden warf. Er lag krank, — sterbend, — — und sie eilte nicht zu ihm! Zwischen ihnen stand ihr feiges, undankbares Herz, dessen Hunger all die Jahre nicht zu stillen vermocht hatten. O, diese Stunde riß mitleidslos die Binde von ihren Augen. Ob sie sich auf den Knien wand und die Hände rang, — sie zeigte ihr viel, alles, mehr, als sie tragen konnte, — — zeigte mit häßlichem Finger auf den geirrigten Vormittag, den letzten dieleucht in ihres Gatten Leben, an welchem sie in fremdem Arm gezittert hatte. — —

Stöhnend sank die junge Frau zusammen. Vor ihren Blicken wurde es Nacht. Ohnmacht umfing sie.

Derweil lag der Kranke allein in der luxuriösen Stube, die ihm in kurzen Stunden schon zum Sterbezimmer werden sollte. Er fühlte es. Ganz genau wußte er, daß jene Gewalt, die in ihm wühlte und ihm die Eingeweide zerriß, nichts anderes war, als der Tod. Der grausame, schwarze Tod! Er schleuderte ihn im Krampf von einer Seite zur anderen, bog ihm die Muskeln, peitschte das Blut bestend in die Schläfen und tobte durch seine Adern, daß er aufstiege vor Qual. Und doch, — was war das alles gegen die Marter der Erkenntniß, daß sie gegangen, wirklich gegangen war! Daß er sie niemals mehr sehen, sein brechender Blick nicht auf ihr ruhen, seine erkaltenen Finger die ihren nicht umklammern, — ihre Hände ihm nicht die Augen zudrücken sollten! Ein Weilschen noch wartete er, — — ob sie nicht doch noch wiederkam?! Aber ihre Schritte verhallten. Da brückte er die Fäuste vor die feberheißten, rissigen Lippen. Tief in die Kissen wühlte er das gebundene Gesicht. Allein und verlassen sterben! Der schwerste, bitterste Kampf, den ein Mensch kämpfen kann, hub an.

Auf den Corridoren wurde es inzwischen lebendig. Scheue Schritte schlürften hin und wieder; flüsternde Stimmen wurden laut; der Doctor kam und ging, ging und kam; und als der Morgen graute, schwanden dem Kranken die Sinne. Schon tauchte sich Raum und Zeit für ihn in Nebel. Des Herzens Unruhe schwand vor dem heiligen Ernst der Ewigkeit, die näher und näher zum Fenster hinein an sein zerrwühltes Lager webte. Da fühlte er sich im Entschweben noch einmal festgehalten. Zehn heiße, kleine Finger umklammerten seine Hand.

Er wandte den umflorten Blick.

Auf seinem Bettrand kauerte das Kletterräschen. Tapfer der Gefahr spottend, hatte das Kind sich nicht zurückhalten lassen. Es schaute aus treuen Augen auf ihn herab, und die großen, schweren Tropfen fielen ihm auf seine Brust.

„Pappi,“ schluchzte es, „Pappi! Nicht wahr, Du bleibst noch ein bißchen bei uns? Ein kleines bißchen noch!“

Aber er wachte es besser.

Mit letzter Kraft zog er die Kleine heran.

„Gott segne Dich und die Mutter, Keissl. Grüß' sie von mir. Sei ihr ein gutes Kind. Mach' ihr keinen Kummer, hörst Du, nie und niemals! Sie ist schwach, sei Du die Stärkere. Denk' immer daran, daß ich Dich von oben sehen kann. Darum thu' ihr zuliebe, was Du kannst, auch wenn es Dir einmal nicht leicht wird, sonst müßte ich ja traurig sein.“ Zaunkönig nickte nur. Sprechen konnte sie nicht. Aber die Worte brannten ihr tief ins Herz.

Bald danach, gerade als der erste Sonnenstrahl durch die geöffneten Scheiben drang, ging Anton Wohlbrück zur Ruhe, — das erste und einzige Cholera-Opfer der besseren Kreise aus jenem Jahre, dessen sich die Johannisthaler noch heute mit Schrecken erinnern. — — —

Am frühen Vormittag wurde die Leiche des Commerzienraths nach den Baraden übergeführt. In dem Trauerhaufe herrschte durchdringender Chlor- und Carbol-Geruch. Man lief, aus Furcht vor Ansteckung, Josepha nicht zur Mutter hinein. Und diese selber rief sie nicht. Die Leute mieden das Kind und trieben es in den Garten hinaus, „damit es sich auslüfte“.

Da sah denn nun der arme Zaunkönig, wie früher so oft, auf seinem Plätzchen, hoch oben über dem Städtel. Aber er regte nicht freudig, wie sonst, die Schwingen. Mit trübren Augen blickte er hinaus, — über Gärten und Felder, — über Wiesen und Haide, — bis zu dem hohen, einsamen Kreuz, das weit dahinten am Horizonte in den hellen Morgen ragte.

Die Thurmuhr schlug. Die Glocken läuteten. Jetzt, gerade jetzt, brachten sie ihren Pappi zur Ruhe. Die Kleine schluckte tapfer die Thränen hinunter, die ihr heiß zu den Augen quollen. Sie durften ihr nicht blind werden, die dummen Augen. Denn dann konnte sie ja das Kreuz nicht mehr sehen, — und wenn sie das nicht mehr sehen konnte, dann brach ihr das Herz.

Sie sah und beehrte sich und hob das Hälschen und gndte, bis das Kluten verstimmt und das ferne Bild ihr endlich dennoch in nassen Nebeln verschwamm.

Da wünte ihr Anton an ihr Ohr. Von unten, aus dem Nachbargarten, rief' man sie.

Joachim stand vor dem Zaun. Als sie hinabblidte, reckte er ihr die Arme entgegen, sie aufzufangen.

Aber sie schrie auf: „Nein, — bloß nicht, — gehen Sie weg, — ich stecke ja an!“

Er lächelte nur.

„Ich fürchte mich nicht. Wenn Du nicht herunterkommst, komm' ich hinauf. Ich will Dir schon zeigen, daß ich auch noch zu klettern verstehe, Zaunkönig, Du!“

Da ergriff sie eine unbezwingliche Sehnsucht, und sie sprang gradesswegs in seine Arme hinein.

Er küßte ihr lieblich die Thränen von den Wimpern.

„Heut' soll mein Kamerad nicht verlassen sein!“ meinte er bewegt. „Ist Dir Dein kleines Herz voll, Josepha, so sprich Dich ruhig aus. Erzähl' mir von Deinem lieben Vater, der jetzt im Himmel ist, so viel Du willst. Ich hör's gern, weil ich Dir gut bin. Komm!“

Er zog sie auf die Bank. Niemals zuvor hatte seine

Stimme ihr so weich geklungen. Und seine Augen hatten sie so sanft geblid.

Aber Josepha schwieg. Ihr war mit einem Mal ganz getröstet zu Sinn. Was sollte sie reden? Sie legte den Kopf still an seine Brust, und er ließ sie gewähren, obgleich ihre feuchten Wädchen ihm den Rock naß schuerten und ihm jede derartige Unordnung sonst in tiefster Seele zuwider war.

Am nächsten Tage schon verließ Frau Wohlbrück mit Josepha Johannisthal. Es war ihr unmöglich, in Haus und Stadt noch länger zu atmen, in welchen alles auf Schritt und Tritt sie an die Katastrophe erinnerte.

Zuerst lenkte sie ihren Weg in die schwedische Heimat. Später, mit Beginn des August, reiste sie in die Schweiz. Sie war, hoch über dem Vierwaldstätter See, das Dentchen Engelberg als still und stärkend empfohlen, und für Josepha's Kimm- und Klettergelüste begann hier inmitten der zauberhaft reinen Gleichgewelt eine köstliche Zeit. Nicht, daß sie nach Ainderart ihres Vaters darüber vergessen hätte. O nein, oft, mitten in der Fröhlichkeit, trat ein überreifer Ernst in ihre Augen, und sie schlich sich aus heiterstem Spiele still bei Seite. Ueber alles heilig hielt sie des Sterbenden Abschiedsworte im Gedächtniß. Sie umgab die Mutter mit liebevoller Jartheit, und nie geschah's, daß sie ohne einen Blumenkrans, ein Sträußchen verdrückten Enzians oder einen Alpenrosen-Busch, für die „Maasi“ von den Spaziergängen heimkehrte. Denn Frau Inga beteiligte sich wenig an den anstrengenden Bergpartien. Sie sah meist mit Zeitung oder Handarbeit auf dem Balcon ihrer Gemächer und blickte zwischen ihrer Beschäftigung träumend ins Weite, über das Thal, an dessen Grenzen der Titlis mit seiner weißen Kappe, der zerklüftete Gahnen und die malerischen Spannörter in die Wolken ragen.

Und während sie so sah und sann, flog von der Dorfstraße manch bewundernder Blick zu ihr hinauf. Aber sie achtete dieser Reichen allgemeiner Huldigung kaum. Herz und Sinne waren ihr niebergebrochen von der Nacht grausamer Erinnerungen, wie Winters die Edeltanne vom Schnee. Und gleich jetzt war's ihr zu dieser herben Zeit unmöglich, an Frühling und Sonne zu glauben.

Bewunderte man solchergestalt die Mutter, so liebte und bemitleidete man das Kind. Alle im Hause verwöhnten des schmachtige Dingelchen mit seinem schmalen Gesicht und den rauen Gliedern im schwarzen Kleide. Elliche hatten auch wohl ihr stilles Besremden, daß die Mutter es anscheinend unkümmerten Herzens oft halbe Tage lang von sich ließ.

Denn nach kurzer Zeit schon schloß Josepha sich an ihre table d'hôte-Nachbarn an und kletterte eifrig mit ihnen in die Berge.

Frühmorgens, wenn die Dämmernebel am Titlis zerissen und das blasse Morgenroth seine Schneekappe verbrämte, — wenn die abgestimmten Gaisherden mit ihren barfüßigen Hühnchen durch das Dorf trollten und von der Abtei die königlichen Gloden zur Frühmesse riefen, stand Kletterräschen schon fix und fertig mit Proviant-Beutel und Alpenstock in seinen nägelbeislagenen Stiefeln.

Die und da begleitete Inga die Kletterer ein Stück des Weges. An der Schwand aber, oder der Gersdmi-Alp ließ sie meistens zurück, ließ sich von der Sennin ein offenes Fläschchen rubinrothen Weines bringen, spielte mit den jungen Hunden, versuchte das nirgendes fehlende Regelspiel oder schaute von ihrem Plage aus dem Zaunkönig und seiner Gesellschaft nach, wie sie langsam im Sonnenschein die steilen Serpentinaen der Pfaffenwand erklimmen, allmählich ferner und ferner rücken, kleiner und kleiner wurden und schließlich gleich winzigen Pünktchen im Bereiche des Trübsees hoch oben im Nebel verschwammen.

Mit dem Vorfchreiten des Herbstes leerte sich Engelberg. Beginn und Auslauf des Tages wurden empfindlich kühl; in der Nacht vermochte man sich, trotz zu Hüfte genommener Decken und Platts, kaum zu erwärmen, — und so vertauschten Wohlbrück's im October ihren dortigen Aufenthalt mit Reutem. Hier überwinterten sie. Erst im Spätfrühling kehrten Mutter und Tochter nach Johannisthal zurück.

Aber auch jetzt nur für ganz kurze Zeit.

Denn Inga, welche, aus ihrer Heimat an freie Natur-entfaltung gewöhnt, der ruhigen, polnisch-durchdrungenen Jahrsstadt im Osten Deutschlands niemals Reiz abzugewinnen gewöhnt hatte, konnte sich vor der Hand von ihrem Wanderleben nicht trennen. Sie hatte beschlossen, einer Aufforderung von Wohlbrück's Geschäftsfreunden nach Schottland zu folgen, und zugleich — ihrer eigenen Unfähigkeit auf dem Punkte der Kinder-Erziehung eidentend, — ihr Töchterchen in ein gerühmtes Weimarer Pensionat zu geben. So waren Mutter und Tochter nur heimgereist, um alles zu diesen Ueberfiedelungen Erpeditions-lische zu ordnen. Und es geschah mit bangen Gefühlen, daß unser Zaunkönig am ersten Morgen nach der Heimkehr in die Klöße alter Freuden im Garten inspicirte. Der erste Blick galt den Siebelsstern des Nachbarhauses. Sie wußte wohl, warum! Hier befand sich das Zimmer Joachims von Deutche, das er im verstoffenen Jahre während seines Urlaubs bei den Eltern bewohnt hatte.

Aber gardinenlos blickten die Scheiben, und kein Leben regte sich drinnen. Er war fort! Das Herz sank der kleinen Sponion bis in die Schuhe. Er war fort, — sie sollte ihn nicht wiedersehen, — vielleicht nie, niemals mehr! Das unverständlich, daß sie an diese Grausamkeit des Geschicks nicht sofort zu glauben vermochte? Von ihrem Zaunplatz aus mußte sie sich noch einmal vergewissern, ob er nicht dennoch, dennoch auf der gewohnten Gartenbank zu finden war.

Aber nur Maria ließ sich bliden.

Sie sah mit rothen Wangen am Gartentisch und schlich. Vor ihr auf der Tischplatte stand eine Photographie. Die kleine Lauscherin oben auf dem Städtel hatte nicht umsonst scharfe Augen. Sie erkannte das Bild. Es war Fritz von Lehner. Und jedesmal, wenn Maria aufschaute, um das Heber ins Tintensafz zu tauchen, schweifte ihr Blick zu diesem Bilde hinüber. Was sie daran nur Interessantes zu studiren suchte?

Endlich, als weit und breit jedes Garten-Eckchen mit den Augen durchforscht war, troß Zaunkönig unverrichteter Sache wieder von ihrem Blätterthron herab. Ihr war sterbenslang zu Muthe. Er war fort, — keine Sehnsucht hegte ihn herbei, — kein Ruf erreichte ihn! Und sie ging morgen in die Fremde!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Tragbares Badezelt. — Wie viel angenehmer ist es doch, statt in überfüllten lärmenden Bade-Anstalten, am einsamen Waldsee, zwischen Schilf und Erlen-Gebüsch, durch ein Bad in der kühlen Fluth sich zu erfrischen! Kürzlich lernte ich ein leicht transportables Badezelt einfacher Zusammenstellung kennen, das diesen Genuss ermöglicht und sich besonders für den Sommeraufenthalt auf dem Lande als höchst bequeme erweist. Acht leichte Holzstangen mit Metallbeschlägen und einige Meter ungebleichten Nessels sind die Bestandtheile des Zeltes, die zusammen nur etwa 6 kg wiegen, eine nicht schwere Last, besonders wenn sie sich, wie das doch fast immer der Fall sein wird, auf mehrere Personen vertheilt. Vier von den Stangen, die je 2 m in der Höhe und 9 1/2 cm im Umfange messen und mit eisernen Spitzen versehen sind, werden in des Erdreichs gehohrt und bilden die Capfeiler des Badezeltes. Die anderen vier Stangen, je 150 cm lang, 8 1/2 cm im Umfang, werden mittelst der Beschläge, wie die nebenstehende Zeichnung veranschaulicht, den Capfeilern oben aufgesetzt und geben dem Zelt Halt. Ein Stück ungebleichten Nessels, 6 m lang und 2 m breit, das durch Wand-Öfen an den Beschlägen aufgehängt und zum Schutz gegen ausblühende Winde am Fuß der Zeltstangen festgebunden wird, bildet die Wände des Zeltes; die offene Seite dient als Thür. Am besten wählt man den Standort des Zeltes in der Nähe eines Baumes, um dessen Stamm es nach Bedarf ebenfalls befestigt werden kann. Das Zelt bietet 3 bis 4 Personen genügenden Raum zum Aus- und Ankleiden und sieht im Grünen, mit seinen weißen Wänden, den weißlackirten Pfählen und rothgestrichelten Beschlägen, ebenso lustig wie elegant aus.



Tragbares Badezelt. Siehe das Befestigen der Stangen an den Capfeilern.

Farbstoff-Ablagerungen in der Haut zu vermeiden und zu beseitigen. — Zu den gefährlichsten Feinden eines schönen Teints gehören Ablagerungen von Farbstoffen in der Haut, welche in ihrer verschiedenartigen Gestalt als Haut- und Leberflecke, Muttermale, Sonnenbrand und Sommersprossen nur zu gut bekannt sind. Ihr Entstehen hat die verschiedensten Ursachen. Leberflecke und Mutter-

male sind meist angeborene Uebel, gegen welche möglichst frühzeitig, am besten im Kindesalter, vorzugehen ist, da diese Art Hautfehler mit den fortschreitenden Jahren nicht nur an Umfang, sondern auch an Farbentiefe gewinnen und ihre Beseitigung, zu der stets ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen ist, immer schwieriger wird. „Hautflecke“ entstehen vielfach infolge natürlicher oder krankhafter Veränderungen im Organismus. Reiß verschwinden sie mit der veranlassenden Ursache; wo dies nicht der Fall sein sollte, braucht man zweckmäßig dieselben Mittel, die zur Beseitigung von Sonnenbrand und Sommersprossen angewendet werden. Die letzteren Uebel verdanken ihr Dasein zweifellos den Einwirkungen der Sonnenstrahlen auf die unbedeckte oder nicht zweckentsprechend bedeckte Haut. Das sicherste Mittel dagegen ist Vorbeugung. Personen, welche leicht einbrennen, sollten es namentlich im Frühjahr und beginnenden Sommer vermeiden, ihre Haut schutzlos der Einwirkung des Sonnenlichts, — und zwar nicht nur der directen Strahlen, sondern auch des ebenso gefährlichen „gestreuten Lichts“, — auszusetzen. Breitrandige, helle, gelblich schimmernde Hüte, sowie Sonnenschirme und Handschuhe in denselben Farben gewähren unbedingten Schutz. Auch die Vermischung von etwas Tollethen-Essig zum Waschwasser, Einreiben der Haut mit gelblichem Fettpulver oder Befeuichten mit Benzoe-Milch (10 g feinsten Siam-Benzoe-Tinctur auf 100 g Rosenwasser), die mit einigen Tropfen Curcuma-Tinctur gelblich zu färben ist, sind vorzügliche Vorbeugungsmittel. Haben sich „Sommersprossen“ gebildet, so kann man sie in den meisten Fällen leicht beseitigen, sobald man unmittelbar nach dem Entstehen dagegen einschreitet. Ausgezeichnete Wirkung hat in diesem Fall eine Mischung von gleichen Theilen Glycerin und frisch gepresstem Citronen- oder Walderdbeer-Saft, mit welcher die Haut morgens und abends einzureiben ist. Schwieriger ist schon die Beseitigung „veralteter Sommersprossen“ und erfordert jedenfalls sehr viel Geduld; ist diese aber vorhanden, so wird die durch längere Zeit fortgesetzte Anwendung des nachstehenden Mittels fast immer Erfolg haben: Salzsäures Ammoniak 1 g, Sublimat 1/2 g, Rosenwasser 300 g, Citronen-Säure 1 g, Glycerin 40 g, Eigelb 20 g, Birkweiß 5 g. Mit dieser Flüssigkeit benehne man vor dem Schlafengehen das Gesicht. Des Morgens nach dem Waschen ist eine Abreibung mit Coldcream vorzunehmen. Sollte nach längerem Gebrauch Rötzung der Haut oder Bildung von Pickeln eintreten, so ist der Gebrauch der Flüssigkeit einige Tage auszulassen, mit der Coldcream-Einreibung indes fortzufahren. — Das obengenannte Mittel ist wegen seines starken Gehalts an Sublimat sehr giftig und deshalb höchst vorsichtig aufzubewahren und zu benützen! Hortense de Goupy.

Grün S., Rhoda u. a. (Zur Schönheitspflege.) — Wie wir in der Massage, d. h. in kunstgerechtem Drücken oder

Kneten, Reiben und Streichen, ein außerordentlich kräftiges Mittel haben, um in mannigfacher Weise auf die ihr unmittelbar oder mittelbar zugänglichen Körpertheile einzuwirken, so ist ohne Zweifel das Gesicht solchen Einwirkungen ganz vorzugsweise zugänglich, weil seine Weichtheile in ziemlich dünnen Lagen auf feste Knochen aufgelagert und deshalb in ihrer ganzen Dicke und Ausdehnung zu bearbeiten sind, ohne nach irgend einer Richtung ausweichen zu können. Aus demselben Grunde aber, wie auch wegen ihrer Zartheit und Feinheit, können sie leicht durch falsche Richtung oder zu große Gewalt der Striche und Drückungen erheblich geschädigt werden.

Frau Hortense de Goupy hat deshalb ganz recht, in ihren dankenswerthen Mittheilungen über Gesichtsmassage (siehe „Aus dem Leserkreise“ vom 15/2 98) sowohl auf Erfolglosigkeit, wie auf ungewollte Erfolge hinzuweisen und das Selbstmassiren auf wenige Zwecke zu beschränken. Ich möchte, was gewiß in ihrem Sinne ist, noch darauf hinweisen, daß, wer nicht feinfühligere Fingerspitzen hat, um genau genug zu fühlen, was er unter den Fingern hat, und den auszubübenden Druck genau zu bemessen, und ebenso, wer nicht sicher weiß, wie und wohin er streichen soll, besser thut, davon zu bleiben. Und ebenso sollte man vorsichtig sein, sich wenn auch von noch so berühmten Professoren berufsmäßig ausgebildeten Masseusen anzuvertrauen, die nach meiner und vieler anderer Aerzte Erfahrung nur ganz ausnahmsweise die wünschenswerthe Gefühlseinheit und elastische Beweglichkeit der Finger und Hände, noch seltener aber genügende anatomisch-physiologische Kenntnisse haben, um die feinere Massage nützlich und ohne Gefahr auszuüben.



Befestigen der Stangen an den Capfeilern zum Badezelt.

Wer sich selbst massirt, wird bei einigermaßen genügender Anleitung über die Art der Anwendung dieser Kunst durch unangenehme Gefühle gewarnt werden, sobald er sich auf falschem Wege befindet. Dann muß er aber auch die nöthige Geduld haben, nicht mit Gewalt in kurzer Frist erzwingen zu wollen, was nur mit Sanftmuth und Ausdauer zu erreichen ist. Herr Heint. Simon, W. Potsdammerstr. 1a, der den Wirkungsfreis der Gesichtsmassage bedeutend weiter zieht, als Frau de Goupy in ihrem oben erwähnten Beitrage es thut, hat Stäbe mit an ihren Enden befestigten rollenden Kugeln und Walzen angegeben, die ohne Zweifel leichter und, wenn sie nicht sehr fest angebrückt werden, sanfter über die Haut hingleiten können, als der streichende, wenn auch mit Fett oder Wasser glatt gemachte Finger. Das zarte Gefühl der Fingerspitzen, das den guten Massieur leiten muß, kann zwar dadurch nicht ersetzt werden, aber immerhin ist für weniger Geübte die Massage mit den Simon'schen Apparaten empfehlenswerther, als das Massiren mit unartigen Fingern. Dem ebenfalls von Herrn Simon angegebenen Massir-Stab vermag ich dagegen weniger Vertrauen entgegenzubringen, weil die Stärke des mit ihm ausgeübten Druckes kaum genau genug zu bemessen ist. Es sei aber zugegeben, daß man bei genügender Schulung mit einem unvollkommenen Instrumente mehr ausrichten kann, als ungeschulte Kräfte mit den besten Instrumenten. Schließlich ist es doch immer

der Meister, der die Güte der Arbeit bedingt. Dr. Dornblüth. Frau M. S. in G., N. O. u. a. — Schering's Desinfections- und Luftreinigungs-Apparate „Hygiea“ und „Aesculap“ (zu beziehen durch J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin SW, Markgrafstr. 29) sind als Schutz gegen ansteckende Krankheiten (Diphtherie, Tuberculose, Typhus, Scharlach, Masern etc.) sehr zu empfehlen. Die Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Frau S. S. („Aus dem Leserkreise“ vom 1/3 98.) — Auf Ihre Anfrage, Erwerb durch Unterricht im Zuschneiden von Wäsche etc. betreffend, sind leider keine Antworten eingegangen. Die Red.

Häusliche Kunst.

Farbige Beizen in Pulverform. — In der Neuzeit spielen die Holzbeizen nicht nur in der Industrie, sondern auch in der häuslichen Kunstfertigkeit eine wichtige Rolle. Größere und kleinere Möbelstücke, Bilderrahmen, unzählige Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände, die von fleißigen und geschickten Händen gemalt, geschnitten, gebrannt werden, erhalten als Hintergrund oder Füllung eine farbige Tönung, und die Anwendung von Beizen ist meist für diesen Zweck am geeignetsten, weil sie echt und dauerhaft sind und wegen ihrer Durchsichtigkeit die Structur des Holzes in der Wirkung nicht beeinträchtigen. Auch verursacht der Auftrag der Beizen und das nachherige Waschen wenig Schwierigkeit, nur ist es nicht immer leicht, gute Beize in dem gewünschten Farbenton zu erhalten. Da uns die Vorliebe für farbige Beizen von England aus überkommen ist, galten auch anfänglich die englischen Beizfarben für die besten; jetzt stehen aber die deutschen Erzeugnisse den englischen in keiner Weise nach. Einen weiteren Fortschritt auf diesem Gebiete bedeutet es, daß man nun auch vorzügliche trockene Beizen in Pulverform herstellt, denn die Vererbung in Flaschen oder Arufen ist doch immer mühslich und mit Umständen verknüpft. Die Erzeugnisse der Farben-

fabrik A. Wohlfahrt in Leipzig entsprechen allen Anforderungen und sind in Bezug auf Güte, Echtheit und billigen Preis den Kunstfreundinnen bestens zu empfehlen. Außer den allgemein gebräuchlichen Ruffbaum- und Eichenholz-Beizen fertigt die Firma Beizen in Mahagoni, Braun und Roth, in Ebenholzfarbe, Orange, Gelb, Blau und Grün. Die Behandlung ist äußerst einfach; man braucht nicht, wie bei der Selbstanfertigung mancher Beizen, verschiedene Bestandtheile einzeln zu kochen und durchzuseihen, sondern hat nur nöthig, die Pulver mit etwas heißem Wasser aufzulösen und später nach Bedürfnis warmes Wasser hinzuzusetzen. Je nach dem Grade der Verdünnung erscheint der Farbenton heller oder dunkler; auch kann man die Beizen beliebig mischen und auf diese Weise noch andere Nuancen als die vorhandenen erzielen. Die Fabrik giebt nur größere Posten von mindestens 1/2 kg ab, auch in zwei Sorten à 1/4 kg, versendet aber auf Wunsch und gegen Beifügung einer 10 Pfennig-Briefmarke Gratis-Proben. Uebrigens sind die Wohlfahrt'schen Beizen durch alle größeren Farben- und Droguen-Geschäfte zu beziehen, sowohl in kleinen, wie in größeren Mengen; bei ihrer Ergiebigkeit erhält man von 50 g Pulver etwa 1 l Flüssigkeit. Dieselbe wird mit weichem Pinsel aufgestrichen und nach dem Trocknen in bekannter Weise gewaschen und gebürstet, wodurch die Holzfarbe einen milden Glanz gewinnt. D. A.

Truhe aus einer alten Weinstöbe. — Mit geringer Mühe ist aus einer unscheinbaren Weinstöbe, die sonst vielleicht in den Keller gewandert wäre, ein hübscher Zimmerschmuck entstanden, der schon oft von meinen Bekannten bewundert wurde. Ich bezog zu diesem Zwecke die Kiste mit braunem Velvet; der Innenraum wurde mit bronzefarbenem Körper ausgeschlagen. Dann wurden zwei Beschläge (Laubsäge-Arbeit aus Weißblech) auf der Vorderseite und zwei Beschläge auf den Seiten des Deckels mittelst Nieten angebracht. Die Beschläge kann sich jeder, in der Laubsäge-Arbeit Bewanderte, leicht selbst herstellen. B. A.

Fürs Haus.

Zinngeräthe zu fugen. — Zinn wird mit Lauge, Zinnkraut und ein wenig Zinnpulver gepulvert und in greller Sonne nachgetrocknet, sonst bekommt es seinen Glanz. Für die Fuglauge giebt man in das kochende Wasser genügend Holzasche hinein und läßt sie 1/4 Stunde gut kochen; dann wird sie gefüllt, und nun gießt man das Klare herunter. In die wieder erhigte klare Lauge wird darauf das Zinn eingetaucht, gleich herausgenommen und mit Zinnkraut fest abgerieben, schön abgetupft und in der Sonne gut getrocknet. Fr. D. in M.

Feuerfeste Kochgeräthe aus französischem Thon in englisch-plattirten Gestellen. — Mehr und mehr birgert sich die französische Sitte ein, einzelne Speisen gleich in den zum Kochen verwendeten Geräthen auf den Tisch zu bringen, damit das Aroma ihnen möglichst erhalten bleibt. Der für die dargestellten Geräthe verwendete Thon wird nur in einem besonderen District Frankreichs gefunden und ist in seiner Widerstandsfähigkeit dem offenen Feuer gegenüber bisher unübertroffen. Je nach der Form eignen sich die Kochgefäße für Suppen (Marmite) für alle Arten Gemüse, für Geflügel, Pasteten, Irish Stew, zum Einkochen von Früchten etc. Mit besten Plated-Gestellen montirt, sind die Töpfe in Preislagen von 15 bis 30 Mk. und in allen Größen, — die Pastetentöpfe auch zu 1/2 Duzend in einem Gestell, — vorräthig. Auch Töpfe ohne Gestell sind auf Lager. Zu bemerken ist, daß die kleinen Griffe der Thonschälchen, selbst wenn letztere gefüllt sind, nicht heiß werden. A. G.

Frl. von Zf. in Breslau. — Grüne Patina auf Bronze erzeugt man künstlich durch mehrmaliges Bestreichen der Gegenstände mit folgender Lösung: 1 Theil Salmiak, 3 Theile gereinigten Weinstein und 6 Theile Kochsalz löst man in 12 Theilen heißem Wasser auf und vermischt die Lösung mit 8 Theilen salpetersaurer Kupferauflösung. Consolen und Spiegel (vorausgesetzt, daß Sie goldbronzirte meinen) lassen sich in ihrer anprahlvollen Wirkung dämpfen, wenn man dieselben mit grüner oder röthlicher Bronze, je nach der übrigen Zimmereinrichtung, zum Theil überpinselt und zwar so, daß die Schatten grün beschrien werden und die Lichter goldbronziert bleiben. — Um Email-Farbe auf polirte Möbel auftragen zu können, muß zuvor die Politur durch Abreiben mittelst Sandpapier vollständig abgeschliffen werden. — Die gewünschten Bezugsquellen folgen: Delfter Tafel-Service: P. Raddag u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 123. Cretonne in Delfter Muster: A. Israel, Berlin C, Spandauerstr. 28. Farbige Holzbeizen: Fr. C. Roth, Berlin W, Lützowstr. 84 a. A. H.

„Baronin A., am Schwarzen Meer.“ — Unsaubere Teppiche reibt man, nach tüchtigem Klopfen und Ausbürsten, mit Sägespänen ab, die mit Benzol getränkt sind, und wiederholt das Verfahren, bis die Teppiche vollständig sauber erscheinen. Auch das streichweise Abreiben mit einer Lösung von 8 Eßlöffeln Salmiakgeist und 5 Eßlöffeln Branntwein auf 1 Eimer Regenwasser, mittelst eines darin getränkten reinen Scheuertuches, ist empfehlenswerth. Nach dieser Behandlung reibt man mit trockenen Tüchern nach. — Zum Fugen von vernickeltem Geschirr bedient man sich einer Lösung von 50 Theilen Alkohol und 1 Theil Schwefelsäure, legt das Geschirr 10 Minuten hinein (nicht länger!), wäscht es mit kaltem Wasser, spült mit Alkohol nach und reibt mit weichen Tüchern blank. Mit dieser Behandlung erzielt man den Glanz vollständiger Neuheit. A. H.

C. Zander. — Gebrauchte Cigarrenkisten verlieren den strengen Geruch wenn man sie Formalin-Dämpfen aussetzt. — Eine Desinfections-Lampe zum Preise von



Feuerfeste Kochgeräthe aus französischem Thon in englisch-plattirten Gestellen.

3 Mt. erhalten Sie bei J. J. Schwarzlose Söhne, Berlin SW, Markgrafenstr. 29.

Frau S. Z. — Marmorplatten erhalten ihren Glanz wieder durch Abreiben mit einem ölgetränkten, weichen Tuch oder durch gehöriges Poliren mit Schachtelhalm, wenn die Politur durch chemische Reinigungsmittel nicht schon zu sehr gelitten hat.

Küche.

Hummer à la Delmonico. — Aus New-York stammt das folgende Hummer-Rezept, das nach dem Urtheil vieler Feinschmecker eines der feinsten Hummergerichte bietet, welche die Kochkunst kennt.



Reise-Necessaire mit Malerei.

Aus New-York stammt das folgende Hummer-Rezept, das nach dem Urtheil vieler Feinschmecker eines der feinsten Hummergerichte bietet, welche die Kochkunst kennt. Man kocht zwei schöne Hummern im Gewichte von etwa 3 kg in Salzwasser über mäßigem Feuer gar, läßt sie erkalten und trennt nun die Hummerleiber von den Schwänzen, um letztere in Scheiben zu schneiden.

Frau S. Z. — Um Reiswasser für Punch à la Glace vorzubereiten, quillt man 100 g Reis mehrmals mit kaltem Wasser ab, seigt ihn mit 1 1/2 l Wasser, etwas Citronenschale und nach Belieben etwas ganzem Zimmt auf, läßt ihn 1/2 Stunde kochen und gießt ihn auf ein feines Haarsieb, damit die Flüssigkeit davon abtropft, um für den Punch verwendet zu werden.

Sport.

Frau A. B. in Posen. — Sehr preiswerthe Radlerinnen-Anzüge, die sich auch als Touristen-Anzüge benutzen lassen, erhalten Sie bei Gustav Steidel, Berlin W, Leipzigerstr. 67.

Allgemeines.

Praktische und moderne Reise-Effecten. — Nicht zum geringsten Theil tragen praktische Reise-Effecten in eleganter oder einfacher Ausführung dazu bei, die Unbequemlichkeit des Reisens weniger fühlbar zu machen. Wir hoffen, in Folgendem unsern Leserinnen einige erwünschte Hinweise zu geben: Für eine elegante Reise-Ausstattung empfehlen sich neben den bekannten Korkplatten-Koffern (in sieben Größen und Preisen von 75 bis 117 Mt.), die äußerst leicht und wirklich dauerhaft sind, die modernen Hutfasten, welche mit der äußeren gediegenen Eleganz die innere praktische Ausführung verbinden.

einem 14 cm breiten Lederstreifen mit kreisrunden Seitentheilen zu rollenartigen Taschen gestaltet sind und mittelst eines schmalen Riemens mit Schnalle enger oder weiter geschnallt werden können, je nach Zahl und Größe der darin befindlichen Kragen und Manschetten. Preis des ersteren 4,50 Mt., des letzteren 5 Mt. Als nützlichestes Reisegepäck empfiehlt sich der zusammenlegbare, außen vernickelte, innen vergoldete Becher mit Futteral, aus drei über dem Becherboden in einander greifenden Gliedern. Der Becher weist den Vorzug eines im Charnier beweglichen, für den Gebrauch nach außen zu biegen, hakenförmigen Gentels auf. Als Brunnenbecher verwendet, wird er während der Promenade in den Gurt eingehakt (Preis 2,50 Mt.). Die cylindrische Form, welche allen kleineren Reise-Utensilien stets ein leichtes Unterbringen sichert, wurde auch für ein auf Reisen Erfrischung spendendes Geräth, einen „Bud“ genannten (nicht dargestellten) Kaffraichiffur gewährt, der aus Nidel in 10 cm Höhe und 12 cm Umfang ausgeführt ist.



Visitenkarten-Tasche mit Portemonnaie etc.



Plaid-Hülle mit Papp-Einlage.

Format, „der kleine Bud“, von 6 cm Höhe und 5 cm Umfang, läßt sich bequem in der Kleidertasche unterbringen. Auch als Behälter für Mundwasser eignet sich dieser leichte „Bud“ aus Nidel für die Reise besser, als die bisher üblichen, großen und schweren Buchsbaumbüchsen (Preis 3 und 1 Mt.).

(Hier sei zugleich noch der in früheren Jahrgängen dargestellten verschiedenen Etuis für Brennschere, Nähgeräth, für Eßbesteck und Schreibeinrichtung gedacht, die ihren praktischen Werth unabhängig von der Mode behalten und durch zweckmäßige Raumaussnützung sich für die Reise brauchbar erweisen.)

Als äußerst vielseitig anwendbares Handgepäck bleibt auch stets modern die Plaid-Hülle mit größerer Aufentasche und verschiedenen Taschen und Täschchen an der Innenseite, sowie der Riemen zur Aufnahme von Schirmen. Unser Modell aus blau, roth und gelb carrirtem Wollkörper mit braunem Lederstofffutter macht mit Einfassung, Griff und Schnallenriemen aus gelbem Leder einen sehr eleganten Eindruck und bietet mit seiner Größe von 1 m Länge und 64 cm Breite vielerlei Gegenständen Raum, die man während der Fahrt gern zur Hand hat. In einfacherer Weise läßt sich diese Plaid-Hülle durch die von einem soliden Plaid-Riemen gehaltene Reisekoffer in grauer Leinwandhülle ersetzen, worin ebenfalls allerlei nöthige Kleinigkeiten unterzubringen sind.

Der dargestellte Plaid-Riemen zeigt einen mit Leder bezogenen Metallbügel, auf dem ein vernickeltes Namensschild angebracht ist; der kräftige, geflochtene Griff sowohl, als die starken, breiten Riemen sind aus gelbem Leder hergestellt. — Fast unentbehrlich auf Reisen ist ein Reisekissen mit Daunenfüllung in runder oder Birnenform, das dem Kopf für einen kurzen Erfrischenden Schummer eine weiche, bequeme Lage gewährt. Es dient in seiner Elasticität ebenso gut als Rücken- oder Stützkissen und nimmt nur geringen Raum in der Reisetasche ein. Die Ausführung in Wildleder sichert dem Kissen fast unverwundliche Haltbarkeit und ist einem Stoffbezug, — selbst auch aus Velin, — bei weitem vorzuziehen (Preis 5,50 Mt.).

Für einfachere Ansprüche bleiben nun noch zwei Reisegepäcke in Erwähnung zu bringen, die ihrem Zweck vollständig entsprechen, Reise-Vollast ersparen und vor allem ein bescheidenes Budget nicht übersteigen: der bekannte Reisekorb, der, mit grauem Segelleinen bezogen, innen mit gestreiftem Stoff, oder besser noch, mit Ledertuch-Futter versehen ist, einen oder mehrere Einsätze hat und ebenso leicht im Gewicht als widerfest ist. Ferner sei die gediegene, praktische Handtasche aus Chagrins-

Leder empfohlen, die mit Lederfutter, eingnähtem Geff und dreifachem Messingverschluß in vier verschiedenen Größen zum Preise von 8 bis 10,50 Mt. käuflich ist.

Geben wir hiermit nun den eleganten wie den einfachen Reise-Effecten Rechnung getragen, so möchten wir schließlich noch eines Reisegepäckes gedenken, welches dem Sportmann behelfliche Dienste leistet, des Fahrradkorbes. Das beschränkte, unzureichende Verpaßten des Fahrradkorbes fällt mit der Benutzung eines solchen Korbes aus dichtem oder geschütztem Weidengeflecht fort, welcher, der Form des Zweirades entsprechend, dieses ebenso fest als sicher durch eine innere, mittels Riemen verstellbare Stütze aufnimmt. Der Korb läßt sich hierzu an seiner vorderen Spitze nach einer Seite öffnen und, sobald das Fahrrad hineingeschoben ist, durch Verschluß sichern. Das Gewicht des Korbes beträgt 10 kg und der Preis 22 Mt. Eine andere Ausführung von festem Korbgewebe erhöht den Preis auf 30 Mt. (Siehe Bezugsquellen.)

Plaid-Hülle mit Papp-Einlage. — Die sonst so überaus bequemen, selbstgefertigten Plaid-Hüllen haben den einen Nachtheil, daß die darin verpackten Kleidungsstücke gewöhnlich mehr oder weniger durch das Zusammenschnüren leiden; im ferneren dem Nebel erfolgreich durch Einschleiben eines 75 zu 45 cm hohen Pappstückes, das, selbst unter kräftigem Anziehen des Plaid-Riemens, die Plaid-Hülle in Façon hält und die darin verpackten Sachen vor dem Krauswerden schützt. Kaffraichiffur Java-Stoff in 90 cm Länge, 68 cm Breite, mit zwei 5 cm breiten, in dunkelbraunem Garn ausgeführten Stickeri-Strichen, bildet das Material für die mit naturfarbenerm Leinen gefütterte, mit braunem Wollband eingefasste Plaid-Hülle. In bekannter Weise werden dem Futter eine große und zwei kleinere Taschen aufgesetzt und an beiden Seiten, 8 cm vom Korbende entfernt, Futter- und Oberstoff für den Jugkamm-Kopf zusammengestept. Steppnähte begrenzen auch den äußeren Raum für das einzuschleibende Pappstück, das nur an der inneren Längsseite der Plaid-Hülle hart an deren Korbende stößt. Den kleinen Taschen wird außerhalb je ein guttlich ausgeklageltes Flanellstück (zur Aufnahme von Näh- und Schneidnadeln) aufgesetzt. Geschürzte Knopflöcher an dem Ueberhang der Plaid-Hülle und Knöpfe an entsprechender Stelle vermitteln den Schluß, den der umgeschürzte Riemen im übrigen ausgiebig sichert. Braune Wollfäden mit Quaste dient als Zugseil. Vorlagen für die Stickeri liefern in reicher Auswahl die „Muster altdeutscher Leinwandstickeri“, herausgegeben von der Redaktion der „Modenwelt“.

Reise-Necessaire mit Malerei. — Eines der feinsten Necessaires aus Wachszeug, das man mit leichter Mühe selbst herstellen kann, — unsere Vorlage hat 37 cm Länge zu 25 cm Breite, — erscheint hier ziemlich mit Blumen bemalt. Von dem gelben Grunde heben sich die mit Oelfarben ausgeführten, in den natürlichen Farben wiedergegebenen Bildnisse sträuhe kräftig ab. Selbstverständlich kann jede andere Szene gewählt werden. Zur Einfassung der Ränder dient gelbes Wollband. Da beim täglichen Gebrauch die Malerei leicht von ihrer Frische einbüßt, sei noch bemerkt, daß sie, ebenso wie das Wachszeug selbst, mit lauwarmem Seifenwasser sich säubern läßt und so ein dauernder Schmuck bleibt.

Visitenkarten-Tasche mit Portemonnaie etc. — Das 14 cm lange, 15 cm breite, an den Seiten abgerundete Täschchen aus braunlichem Kap-Saffian ist in Buchform zusammengelegbar. Unsere Darstellung veranschaulicht die Innenseite, die nicht nur Raum für eine Notiztafel, nebst Schreibstift und Gelbtafel, links Taschen für Visitenkarten, Briefmarken etc., sowie ein immervährendes Kalender enthält. Gelblicher Noirt macht die Mitte; gelbes Leder wurde für die verschiedenen Behälter verwendet. (Siehe Bezugsquellen.)

„Portrait-Marken“ in farbigem Lichtdruck. — Eine hübsche Spielerei, die sicher manche Leserin interessieren wird, möchte ich hier Erwähnung thun. Es sind dies farbige Portrait-Marken in Briefmarken-Form, die in Lichtdruck nach jeder Photographie naturgetreu und sehr ähnlich hergestellt werden.



Praktische und moderne Reise-Effecten.

Alfred Glöner, W. Leipzigerstr. 119/120. — Korkplatten-Koffer und Handtasche aus schwarzem Chagrins-Leder; Julius Wink, W. Rauerstr. 68. — Hutfasten, Hutfachiel u. Plaid-Hüllen; Hermann Gerion, W. Weberscher Markt 56. — Reiseräcke mit Korb, Spiegel aus Nidel, Reisebecher, Etuis für Kragen und Manschetten, Geld- und Visitenkarten-Taschen; Franz Schöler, W. Jägerstr. 57. — Plaid-Riemen; Moritz Rädler, W. Leipzigerstr. 101/102. — Runde Reisekissen aus Wildleder mit Daunenfüllung; Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 36. — Reisekoffer mit Segeltuchbezug und wasserdichtem Ledertuchfutter; Hermann u. Kahl, W. Königlicherstr. 129a. — Fahrradkorbe; J. J. Schwarzlose Söhne, SW, Markgrafenstr. 29. — Farbige Reizen in Wachsform; Farbenfabrik von A. Wollfahrt, Leipzig.

Commisionen nach Abbildungen aus dem Verzeichnisse: Obermann, Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 36. Aufträge nach Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Rachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (S. von Spielberg).

(Schluß.)

Die alte Baronin drückte die Hand des Doctors fast krampfhaft fest, in stillem Danke. „Sehen Sie, Doctor, — und nu — nu —“ Es wollte doch so gar nicht über die sonst so entschlossenen Lippen. Bis sie plötzlich herausstieß: „Ach, Doctor, er ist so unglücklich! Er sagt's ja nicht, — nich 'nen Sterbenston! Wenn er's nur sagen wollte! Aber ich seh's doch, — ich fühl's! Ich muß's ja fühlen, — ich bin doch seine Mutter —“

Der menschenkundige Mann wußte, daß hier Worte keinen Trost bringen konnten. Und trotzdem sagte er: „Gnädige Frau, vielleicht, hoffentlich sehen Sie zu schwarz. Ihr Herr Sohn ist eine Natur, die sich schließlich schickt und findet, auch wohl neues Glück findet. Nicht heute, nicht morgen, aber doch nach Jahr und Tag.“

Traurig schüttelte die Matrone den Kopf. „Doctor, ich will wahrhaftig nichts gegen seine Frau sagen. Ich hätt' sie ja selber so von Herzen gern recht lieb. Und sie ist auch ganz gut, — und schön ist sie ja auch, — und ich glaube, sie mag ihn auch sehr gern. Aber, Doctor, das ist doch allens noch nicht genug, wenn Zweie so mit'n'ander durchs ganze Leben soll'n. So Zweie müssen was gemeinsames haben. Ob's nu is, daß sie sich vors Geschäft intressiren, ob's um 'n Gut is, ob se für die Kunst schwärm'n thun, — das is schließlich egal. Aber bei Bruno und der Ilse giebt's eben gar nichts derlei, — rein gar nichts. Das kommt davon: sie hat überhaupt kein Zutreffen nich. Un so ist's wie ne große Wüste um den Bruno. Und die Wüste wird immer größer und immer größer werden. Es is traurig, aber 's ist so gewiß, wie's Amen in der Kirche.“ Sie schaute wieder schmerzlich auf, und wieder streifte ihn ihr bittender Blick. Er sagte nichts, aber es mußte im Ausdruck seines Gesichtes wohl etwas liegen, das ihr Vertrauen gab. So legte sie denn ihre Hand auf seinen Arm und bat: „Doctor! Ich bit' Sie, — wenn er 'mal 'nen Freund braucht, nich nur 'nen Doctor für'n Körper, und er schickt oder er kommt, — Doctor, se'n Sie zu Hause!“

Da sagte er ihre starke Rechte und nahm sie zwischen seine hässlichen, seinen Hände und sagte warmherzig: „Wenn ich einen Freund hätte, und er klopfte bei mir an, — ich wäre immer zu Hause. Wie sollte ich nicht da sein, wenn Ihr Sohn käme, der einst mein Freund war. Aber, liebe Frau von Pflaume, — ich glaube, er kommt nicht.“

„Er wird kommen!“ sprach sie. Und es lag etwas in dem Ton der drei Worte von der traurigen Prophezie des Mutterherzens, dem das Leid der Stunde die größten, tiefsten Schmerzen und Sorgen der Zukunft enthüllt.

Ella hatte dem Hauptmann den Kaffee nicht selbst „eredemt“. Der Major hatte zu viel versprochen. Nur die Zuderdose reichte sie ihm hin, und er nahm, was schon anderen Leuten vor ihm in ähnlicher Lage passiert ist, mindestens ein halbes Duzend Stücke. Vielleicht wären es noch mehr geworden, wenn der Vater nicht seine Hand dazwischen geschoben hätte: „Du denkst wohl auch, fremder Zucker schmeimt nicht, Junge. Lassen Sie sich das nicht bieten, Fräulein Ella. Oder,“ er kniff wieder listig blinzeln die Augen halb zu, „oder wollen Sie meinem Sohne die Abschiedsstunde ein wenig versüßen: er ist verlegt, — nach dem Reichswesten —“

Die Porzellandose, auf welche Ella soeben den Deckel setzen wollte, klirrte hell auf. Ihre Hand mußte doch ein wenig gezittert haben. Und nur stehend kam es über ihre Lippen: „So weit fort, — und so plötzlich?“

Der Hauptmann neigte sich weit vornüber: „Es ist Soldatenlos, gnädiges Fräulein!“

Dann schwiegen beide. Der Major aber strengte vergeblich all seinen Witz an, die Unterhaltung nicht ganz einschlafen zu lassen. Erst citirte er Willy und Lotti Menger heran und witzelte scherzhaft mit ihnen herum; schließlich rief er den Doctor, der gerade mit der Baronin vom hinteren Garten zurückkam, an den Tisch: „Freundchen, der Hasso ist verlegt — nach Saarlouis, — auf Grenzwacht! Nu hilft es niz, Doctor, Sie müssen eine Abschieds-Bowle spendiren. Aber, bei meinem Jörn, nicht etwa von Ihrem weltberühmten Siebenmänner-Weine, dem Rachenpuzer eigener Auslese!“

„Verlegt, lieber Herr von Hellbach? Ach, — das thut mir herzlich leid. Wenn's auch gewiß mit Vortheil ist, Sie gehen lieber ungern aus Billau fort.“

„Ja, Herr Doctor, es wird mir sehr, sehr schwer!“ sagte der Hauptmann einfach. Und sein Blick suchte am Vater vorbei Ella's Auge.

„Natürlich, — kann es mir denken! Aber das geht vorüber, lieber Freund, und schließlich liegt ja im Wechsel auch ein Reiz des Lebens. Solang man jung ist nämlich. Wir Alten spinnen uns denn doch ein, zu eng oft. — Wann geh't denn fort, Herr von Hellbach?“

„Ich muß mich übermorgen schon in Saarlouis melden! Mein neues Regiment rückt in drei Tagen auch ins Manöver aus. So ist's heut wirklich hier mein Abschiedsbesuch, — und ich habe Ihnen noch so viel Dank zu sagen, — Ihnen, lieber Herr Doctor, — und dem gnädigen Fräulein.“

„Ach was, Herr von Hellbach! Wir haben nur unser bißchen Christenpflicht gethan. Ganz abgesehen davon, daß ich Ihnen noch eine besonders gepfeiferte ärztliche Liquidation nachsenden werde, — die Augen sollen Ihnen übergehen! Und die Bowle schlage ich gleich drauf. Denn natürlich brauen wir eine Riesens-Bowle. Wozu sind denn die Pfirsiche da! Ella, Kind, — bitte hol' uns ein Paar vom Spalier hinten am Graben.“

„Sie sah ganz still, wieder mit im Schoß verschränkten Händen. Als der Vater ihren Namen nannte, schrak sie ein wenig zusammen, und dann sagte sie mit einer gewissen Hast: „Papa, — kann Willy nicht —“

„Na, das fehlte mir noch! Der mit seiner Kurzsichtigkeit! Oder die Lotte wohl gar, die eine reife Pfirsich sicher nicht von 'ner kranken Kartoffel unterscheidet. Die würden mir schönes Unheil anrichten. Da geh' ich lieber selbst.“

Nun erhob sie sich doch, — mit einem eigenen Lächeln, — und ging. Eine Minute noch sah Hasso Hellbach der schlanken, hohen Gestalt nach. Plötzlich stand er schnell auf und griff nach einem der Messer auf dem Tisch: „Fräulein Ella hat ja das Messer vergessen!“

„Nicht so, Hasso!“ lachte der Major hinter ihm drein, dem Hausherrn seltsam zublickend: „Nun will er die Pfirsiche abschneiden, — na — gnade Gott Ihrem Spalier.“ Und dann rief er Lotte Menger wieder an den Tisch und nagelte sie und ihren Bräutigam mit seinen Scherzen fest. Es war nicht nötig, daß sie etwa auch vor den Spalieren vorüber strichen. — Nicht vor den Erdbeerbeeten der Hauptmann Ella ein. Als sie seinen Schritt hinter sich hörte, suchte sie leicht zusammen. Sie hatte ja geahnt, daß er ihr nachkommen würde, und doch erschral sie jetzt und konnte der leichten Röthe nicht wehren, die ihr das Antlitz rosig überluthete. Aber sie hemmte auch den Schritt, bis er neben ihr war.

Und da sagte er: „Ich mußte Sie allein sprechen, Fräulein Ella! Mir ist das Herz so voll Dankes gegen Sie, und ich kann dem nicht vor den anderen Ausdruck geben. Ihr Papa hat viel an mir gethan, — aber, Fräulein Ella, unendlich mehr thatesten Sie. Ohne Ihre liebe Hand und ohne Ihre guten Worte, — wo wäre ich? Denn ich war ein Verzweifelter damals, — wirklich, nicht nur wegen meines militärischen Conflicts. Sie wissen es, — und eben nur Sie konnten mir helfen. Nur Sie, — Sie allein.“

Nun schritten sie gerade durch die Erdbeerbeete. Die Ranken und Blätter, die jetzt im Herbst die schmalen Stege überwuchert hatten, raschelten unter ihren Füßen.

„Was ich gethan, — und es war ja so wenig, — das that ich von Herzen gern, Herr von Hellbach,“ sagte Ella leise. Und dann hob sie leicht den Kopf und sagte etwas feierlich hinzu: „Auch ich, — wozu Ihnen gegenüber ein Hehl daraus machen, — auch ich hatte damals innerlich zu leiden und zu kämpfen. Und es that mir so unendlich wohl, Ihnen ein klein wenig etwas sein können, — es half mir selbst vorwärts.“

Sie war, sich selbst unbewußt, stehen geblieben. Er mit ihr. Es mochte an derselben Stelle sein, wo sie vor Monaten ihm gesagt, daß ihr Herz nicht frei sei. Und beide dachten daran. Sein Auge suchte das ihre. Aber sie hatte das Haupt gesenkt und sah unverwandt in die dunkeln Blätter.

„Das Spalier ist dort drüben,“ sagte sie plötzlich, und sie gingen einige Schritte weiter, bis er doch wieder stehen blieb. „Ja, Fräulein Ella, ich weiß, wie schwer sie gelitten haben. Aber Gott hat Ihnen ein starkes Herz gegeben. Nicht wahr, liebes Fräulein Ella, — nicht wahr: Sie haben überwunden?“

Da schlug sie die Augen zum ersten Male voll zu ihm auf, und zum ersten Male hatte ihre Stimme wieder den alten schönen Klang: „Ja, — ich hab' überwunden!“ Sie sprach es frei und groß und stolz.

Wie Glockenläuten, Frieden und Freude und Glück kündend, Klang es ihm. Er jubelte auf: „Und wenn ich heute, — hier an derselben Stelle, — noch einmal frage: Ella, geliebte Ella —“

Er sprach nicht zu Ende. Er las in ihren Augen sein Glück. Und er überstappte das trennende Beet und zog sie an sich, und sie küßte ihn. —

Am Gartentisch war schließlich ein etwas peinliches Warten entstanden. Der Doctor hatte schon einen mächtigen irdenen Topf herbeigeht, — die silberne Bowle, die ihm der ärztliche Bezirksverein zu seinem fünfundsanzig-jährigen Jubiläum verehrt, verschmähete er grundsätzlich, — eine kleine Batterie Flaschen und eine große Dose mit Zucker. Der alte Hellbach unterhielt sich krampfhaft mit der Baronin, und Willy und Lotte wurden vom Vater mit allerhand nützlichen Aufträgen: Gläserbesorgen, Zuckerauflösen und Flaschenaufziehen, nach Möglichkeit beschäftigt.

„Aber Ella kommt ja gar nicht wieder, Papa?“ sagte Lotti endlich: „Sie scheinen keine Pfirsiche zu finden.“

„Kind, das Zeug sitzt nun 'mal ganz verwickelt im Laube. Ella ist auch sehr vorsichtig, — eh' man da solch wirklich reifes Ding findet, — so mit der richtigen Pflaumenhaut, wie Deine Bäckchen, das dauert seine Zeit,“ versicherte der Doctor.

„Aber sie bleiben wirklich sehr lange, Papa,“ erklärte nun auch Willy. „Soll ich nicht 'mal schnell mit Lotti —“

„Ach was, Ihr wollt nur wieder losen. Hier, zieh' lieber den lauren Kofel auf!“

„Papa, das ist nun schon die zehnte Flasche. So viel trinken wir ja doch nicht.“

„Willst Du mich lehren, was wir trinken werden. Fürchterlich werden wir trinken. Nicht wahr, Frau Baronin, nicht wahr, Majordchen? Ich habe einen Durst, er klebt mir ordentlich die Kehle zusammen.“

Plötzlich schrie Lotti auf: „Aber da sind sie ja!“ Und als alle aufschauten, sahen sie Ella und Hellbach eng umschlungen und mit strahlenden Augen langsam auf den Tisch zukommen. Und Hasso rief jubelnd: „Ich bring' Euch mein Glück, meine Braut!“ Und die beiden alten Herren sprangen auf und eilten ihnen entgegen und umhalsen sie, Thränen in den Augen, und auf den Lippen ein seliges Lächeln.

Als aber dann die ersten Glückwünsche erledigt waren, zupfte der Doctor plötzlich Lotti am Ohr: „Kindchen, die beiden haben natürlich besseres zu thun gehabt, als Pfirsiche mitzubringen. Nun lauf' Du 'mal sig, die Dinger sind ganz leicht zu finden, Du brauchst nur zuzugreifen.“

XIX. Kapitel.

Am Feiertag in der alten Weinstube von Karl August Theodosius Dunse sah etwa ein Jahr später ein kleiner Kameradentanz beim Herrenwein. Diesmal präsidirte oben Hauptmann Graf Weltingen; rechts neben ihm sah Major Kerbach und links, im Civil, Herr von Miller, der von seinem Gut, das er seit seinem Abschied übernommen, herein gekommen war. Sie sprachen von der Vergangenheit. Und einmal zog

Weltingen seinen langen hellblonden Schnurrbart ganz besonders langsam durch die hageren Finger, besah sich dann die wohlgepflegten spigen Nägel und sagte endlich: „Uebrigens, Herrschaften, im Winter hab' ich in Wizza unre ehemalige Perle, den Oberst Pflaume, getroffen. Gehehen nur, — gegrüßt haben wir uns auch, — mehr nicht.“

„Graf, Sie haben noch etwas auf der Pflaume. Heraus damit!“

„Na ja! Er wohnte im Hotel des Ambassadeurs, ich auch. Sah 'n bißchen verfallen aus und war viel in dem Teufelsparadies da oben, — in Monte Carlo.“

„Und Sie auch!“

„Na ja! Ich auch! Aber das wollte ich Ihnen eigentlich nicht erzählen. Vielmehr nur, ich hörte im Hotel, er sei so gut wie verlobt.“

„Der Oberst — Pflaume — der eingefleischte Junggeselle?“

„Na ja! Eingefleischt oder nicht, — schließlich kommt mon doch 'mal an die Reihe. Aber das spakhafte an der Sache ist, mit wem? Na, ich will Ihre Neugier nicht auf die Folter spannen: also mit der Wittib eines amerikanischen Schweine-schlächters. So im großen Stil natürlich, — Chicagomann, — nicht jung, nicht schön, — aber schwer! Sehr schwer! Sie sagten auch, — da unten ist nämlich eine ungeheure Katscherei, — Pflaume's Schwester habe die Sache gedeichelt. Sie war auch da, — lebt von ihrem Manne getrennt, — auch sehr schwer, — wenigstens körperlich.“

Herr von Miller drehte an seinem Glase: „Dem Trumbberger wird die Sache grad' nicht sehr lieb sein. Da hat die Hausfreundin oben, die Prinzessin, 'mal wieder Gelegenheit zu einer pikanten Saure.“

Aber Weltingen schüttelte den Kopf: „Dem armen Trumbberger wird's wohl ziemlich egal sein. Dem's so schlecht geht, der kümmert sich 'n Geier um so was. Ich hörte, er pisse auf dem letzten Loch. Schwindsucht, — war eigentlich doch ein ganz guter Kerl — soweit —“

Major Kerbach hatte seine Uhr vor sich auf den Tisch gelegt. Nun rief er plötzlich Herrn Theodosius Dunse heran und bestellte „eine Flasche Schaum.“

„Oho! Das ist gegen die Verabredung, Alterchen,“ erklärte Miller. „Wir armen Agrarier, — bei den Jettin!“

Kerbach jedoch legte, nach einem Blick auf die Uhr, sein Gesicht in ganz feierliche Falten. „Nun paßt 'mal auf, Herrschaften! Herr Dunse, wann kommt der Zug von Frankfurt aM?“

„Ein Uhr sechszehn, Herr Major, zu dienen!“

„Stimmt! Und wie lange braucht der Wagen vom Erbprinzen?“

„Acht Minuten, Herr Major.“

„Stimmt wieder —! Bitte, Herrschaften, schauen Sie 'mal dort 'rüber, — da nach der Ecke von der Kobendorfer Straße —! Eins — zwei — drei! Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Fünf — nein — sechs Gläser, verehrtester Herr Dunse!“

Sie lachten alle. „Der Major erwartet den großen Unbekannten,“ meinte Miller.

Aber gleich darauf rollte ein Landauer um die Ecke, und als er vor der kleinen Weinhandlung hielt, jubelten die drei auf. „Nein, — ist das aber eine Ueberraschung!“

Eine Minute später sahen Herr und Frau von Hellbach und der alte Major mit am Tisch. Ella, schöner und rofiger denn je, ein sonniges Lächeln auf den Lippen, im Auge strahlendes Glück, — ihr Mann heiter und froh; gleich wieder heimlich im alten Kreise. Und nachdem das erste Glas auf das Wohl der „Gnädigen“ geleert war, mußte Kerbach beichten, daß er gestern schon gewußt, Hellbach's kämen durch Billau und wollten hier Raft machen. Hasso war nach Berlin in die „Große Bude“ verlegt. — „Herrschaften, darauf unser zweites Glas!“

„Nein, und daß Gnädigste Frau uns hier persönlich die Ehre erweisen —!“ meinte Graf Weltingen. „Bei den Damen in Billau stehen sonst diese heiligen Räume nicht in besonderer Ehre.“

Sie lachte herzlich. „Ich bin ja auf der Durchreise, Herr Graf. Und zudem, — ich habe ehedem so manchen Einlauf bei dem stolzen Regenwurm, wie Sie ja wohl den alten Dunse nennen, gemacht und schon als Mädchen manchmal mit Papa hier gejeßen. Da kann ich's doch sicher erst recht mit meinem Mann.“ Aber dann wandte sie sich an diesen: „Wo nur Papa bleibt? Ich hoffte bestimmt, er würde am Bahnhof sein.“

„Er wird plötzlich zu einem Kranken gerufen worden sein,“ warf ihr Schwiegervater ein. „Nimm so lange mit mir vorlieb, Ella! Er kommt aber sicher.“

Nach einer Viertelstunde, — das junge Paar wollte eben aufbrechen, — klapperte wirklich der kleine Einpänner über das Pflaster. Drinnen sah Bernhaupt und guckte unter seinem berühmten Doctorhut sehnsüchtig in die Weinstube. Und in ihrer unbefangenen Natürlichkeit stürmte ihm die Tochter bis in den Laden entgegen.

Als er aber nachher im Kreise sah, war er still und ernst, einsilbig fast. Er ließ sich zwar gern erzählen, daß seine Kinder in Marburg Willy und Lotte besucht hätten, daß es ihnen gut ginge, daß auch der alte Menger dort gewesen sei, — aber er nickte immer nur schweigend. Und dann stand er plötzlich auf, — wie mit einem Entschluß, der ihm nicht leicht würde, und bat: „Ella, kann ich Dich einen Augenblick allein sprechen.“

Sie blickte ihn erstaunt, erschrocken an; sie erhob sich jedoch sofort und ging mit dem Vater an einen Tisch am anderen Ende des Zimmers. Dort setzten sie sich gegenüber, und der Doctor sprach allein; Ella hörte nur zu.

Dann stand der alte Herr endlich auf und winkte Hellbach heran. „Lieber Sohn, verzeh', wenn ich einen Mißklang in Cure frohe Stimmung bringe. Aber ich hatte Ella den letzten Wunsch eines Mannes zu übermitteln, von dessen Schmerzenslager ich soeben komme und dessen Stunden gezählt sind. Hasso, ich kenne Dich, — ich weiß, es ist nichts Kleinliches an Dir: Bruno Pflaume ist es, von dem ich spreche, und seine letzte Bitte ist es, Ella noch einmal zu sehen.“ Er schweig einen Augenblick, und dann setzte er hinzu: „Ella legt die Entscheidung, wie auch ich es voraussetzte, in Deine Hand.“

Mit starren Augen, die Lippen fest auf einander gepreßt, sah Hasso Hellbach vor sich hin.

„Das ist, — das ist ein seltsames Verlangen!“ stieß er endlich hervor.

Ella sprach kein Wort.

Aber sie legte ganz leise ihre Hand auf die Seine. Und wie er nun aufschaute, blickte er in ihr schönes, ernstes Gesicht. Und er sah einen feuchten Schimmer in ihren Augen und las in ihnen neben unendlichem Mitleid nichts, — nichts als die große Liebe zu ihm selbst.

Eine tiefe Scham überkam ihn und trieb ihm das Blut jäh ins Gesicht. Er beugte sich über die Hand seiner Frau und bat leise: „Berzähle, Du Gute, — Große! Ich war doch klein!“

In seinem Arbeitszimmer hatten sie Baron Bruno auf den dicht an das Fenster gerückten Divan gebettet.

So wollte er es. Und wenn die Mutter bei ihm war, dann bat er oft, daß sie ihn aufrichte. Er wollte immer wieder hinabschauen auf die grünen Wipfel des Parkes, hinunter in das Thal.

Er wußte, daß er sterben müsse, bald sterben! Aber er klagte nie.

Ein stiller Mann war er geworden, freundlich gegen jedermann, dankbar für die kleinste Hülfsleistung. In allen seinen Schmerzen immer ein leises, müdes, trauriges Lächeln auf den Lippen. Wenn seine Frau neben ihm saß, faßte er sanft ihre Hand und streichelte sie. Und er sagte immer wieder: „Du warst gut zu mir, Ilse.“ Aber dann kam bisweilen das für sie räthselhafte geäußerte: „Doch gut, Ilse.“

Es war schnell mit ihm bergab gegangen. Als er endlich hinabsandte zum Doctor Bernhaupt, fand dieser neben dem Bette die Pravazspritze und eine kleine Flasche mit Morphinum. Und da wußte der alte Mann, daß er zu spät kam.

Aber er wußte auch, daß es Menschen giebt, die in der Fülle ihrer Gaben und all' des äußeren Glückes nie glücklich werden können. Und zum anderen wußte er, daß der Tod eine Erlösung bedeuten kann. So bekämpfte er den gewaltigen Würger und doch Allerbarmer pflichtmäßig, — ohne Hoffnung.

Nun lag der Todkranke und wartete und harrete und zählte mit feberglanzenden Augen die Minuten und die Secunden. Er hatte alle hinausgeschickt. Ganz allein wollte er sein. Und endlich, — endlich hörte er, wie unten auf dem strohbedeckten Wege im Schritts ein Wagen anfuhr.

Er horchte hinaus. Er lächelte leise. Schmerzlich und froh zugleich.

Und dann kam etwas merkwürdiges: Mit äußerster Anspannung seiner Kräfte richtete er sich ein wenig auf, langte sich vom Tische ein kleines Würstchen herüber und strich sich damit über die Haupthaare und den dünnen, langen Bart, der ihm in den letzten Monaten gewachsen. Ganz sorgfältig.

Im Vorzimmer sahen die Mutter und Ilse.

Der Vater geleitete Ella die Treppe hinauf, Hellbach blieb unten am Wagen. Sie schritt ganz langsam die Stufen hinan. Bei aller Gefährlichkeit hatte sie doch zu kämpfen gegen die Wucht der Erinnerung.

Nun stand sie vor seiner Mutter und vor seiner Frau. Und erst in diesem Augenblick schoß ihr schreckensvoll der Gedanke durch den Kopf: „Was muß sie von Dir denken?“

Und zugleich: „Wenn Du an ihrer Stelle wärst, Du würdest die Schwelle seines Zimmers verteidigen wie eine Löwin.“

Es kam über ihre stolze Seele wie Scham. Am liebsten wäre sie umgekehrt. Wie recht hatte Hasso doch wieder in seiner ersten Empfindung gehabt!

Aber da fühlte sie schon die Arme der Matrone um ihren Nacken und sah in das granddurchsichtige, welke Antlitz und in die feuchten Augen, die da baten: „Geh nicht wieder! Es ist keine letzte Bitte, es wird kein letztes Glück sein.“ Und dann hörte sie wie im Traum, daß die alte Frau sagte: „Das ist hier meine liebe Schwiegertochter, wir haben ihn zusammen gepflegt.“

Jetzt eigentlich erst sah sie Ilse deutlich. Ella erkannte sie sofort wieder, obwohl sie sich sehr verändert hatte. Das schöne Gesicht hatte doch ein wenig mehr Inhalt bekommen, und im Moment wenigstens, wo die Augen schwer voll Thränen hingen, schimmerte aus ihnen Verständniß und Empfindung.

Oh, es war so peinlich, — so unsagbar peinlich.

Aber da hing plötzlich die junge Frau, wortlos zuerst, an Ella's Hals. Sie preßte sie an sich im überquellenden Schmerz, und dann hauchte sie: „Gehen Sie nur zu ihm, — ich weiß ja alles, — und ich bin ja Schuld an allem! — Es ist so gut von Ihnen, daß Sie kommen, — so gut, — für ihn!“

Ganz langsam nur, mit äußerster Anspannung der Seele, gewann Ella ihre Fassung zurück. Sie griff nach der Hand Ilse's, sie fühlte so ganz mit ihr. Und in dem impulsiven Aufschrei der jungen Frau lag für sie etwas unendlich Verzeihendes. Nur sprechen konnte sie nicht. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Nun öffnete die Mutter die Thür.

Noch auf der Schwelle blieb Ella eine Secunde stehen. Sie sah ihn mit geschlossenen Augen vor sich. Das tiefgefurchte, wachsbleiche Gesicht mit den eingefallenen Schläfen, umrahmt von dünnen, rötlich-blonden Bartsträhnen.

Die Thür schloß sich leise hinter ihr. Und sie zitterte vor dem Moment, da er die Augen aufschlagen würde.

Aber, — wunderliches Menschenherz, — der sieche Mann dort war ihr doch fast wie ein Fremder. Nichts, als ein warmes, inniges Mitleid lebte in ihr. Das, — das also war er, den sie einst so heiß geliebt haben sollte?! Um den sie geweint und sich gehämt hatte, Tag um Tag, Nacht um Nacht!

Da öffnete er die Augen.

Und mit einem Male durchschauerte es sie. Nein, — es war nichts von der alten Liebe, die sie erbeben machte, — aber zu dem Empfinden warmherzigen Mitleids trat doch jäh ein anderes hinzu, ein großes Erkennen, das ihr in diesem Augenblick zum ersten Male kam, wie eine erlösende Offenbarung. Sie wußte plötzlich: geliebt hast Du ihn nie! Aber er war der Freund Deiner Jugend!

So trat sie, jetzt ganz ruhig und ganz sicher, an sein Lager. Sie setzte sich neben ihn, sie nahm seine feuchte heiße Rechte in ihre Hände. Sie sprach mit ihm wie mit einem lieben, theuern Bekannten, den man Jahrelang nicht gesehen hat.

Er antwortete wenig. Er sah sie nur immer an. Es lag ein seltsames Fragen und Forschen im Ausdruck seiner Augen.

Dann richtete er sich plötzlich ein klein wenig auf. Wie

eine barmherzige Schwester schob sie ihm den Arm unter den Nacken.

Und wieder blickte er ihr ins Auge, und dann sagte er ganz leise: „Ella, Sie sind glücklich!“

Es war nicht ganz eine Frage. Aber sie antwortete doch sofort: „Ja, Bruno, — ich bin sehr glücklich.“

Da schloß er aufatmend die Augen und ließ das Haupt zurücksinken. Noch einmal fühlte sie den schwachen Druck seiner Hand. Und dann hauchte er: „Bitte, Ella, — meine Frau.“

Sie stand auf und schritt zur Thür. Sie wußte, es ging zu Ende.

Und sie führte Ilse bis an das Lager, drückte sie sanft auf den Stuhl nieder, auf dem sie selbst soeben gesessen, und fügte die Hände von Mann und Frau in einander. Dann erst winkte sie der Mutter des Sterbenden und ihrem Vater.

So standen sie, bis er nach kurzem Kampf hinübergegangen war in eine andere Welt, in der auch schwache Seelen einen festen Halt finden werden. Denn der Cherub an der Pforte der Ewigkeit wiegt nicht nach irdischem Maße.

Es dämmerte, als Ella die Schloßstiege von Trunberg hinabschritt. Ihr sonst so leichter Gang war schwer, und sie weinte.

Unten sah ihr Mann vor der Thür. Als er sie sah und aufsprang, stog sie ihm an die Brust und küßte ihn heiß. Wieder und wieder.

Und dann sprach sie: „Hasso, Du mein lieber, lieber! Mein Freund ist todt!“

Nachdruck verboten.

Zaunkönig.

Novelle von R. Tamms.

(3. Fortsetzung.)

Es war heute ein lebhaftes Treiben im „Schwarzen Greif“ zu Bozen!

Die österreichische Militärkapelle konzertirte, und beide Säle, in deren Mitte eingelassen sich der Orchesterraum befindet, waren Kopf an Kopf gefüllt. Ein Tisch reichte sich in drangvoll fürchterlicher Enge an den anderen. Denn nicht nur das reisende Publikum war vollständig versammelt, sondern auch die Einheimischen hatten sich nach Geschäftsfluß beim Glase Magdalenenweins zu fröhlichen Gruppen vereinigt.

Den sorgfältig gedeckten, mit Stimmiseln versehenen, langen Mittelstisch im Hauptsaal nahm Bozen's Soldateska ein, — lauter schmaude, mehr oder minder junge, zum Theil recht feurig blickende Officiere in ihren kleidsam strammen Uniformen, die von den feinen Kellnerinnen auf's Zubotkommendste bewirthet wurden. Namentlich die graziose „Eli“ mit dem duftenden Rosenkranz an der frischgebügelt Bluse warf ihre Braun-Augen unermüdet über Tisch und Tafelrunde. Und dabei wiegte sie sich in den Hüften, zeigte zierlich die elegant beschuhten Füße und lächelte ihr kokettes Lachen, wenn einer der Officiere, die ihr Interesse gleichmäßig zwischen ihr und etlichen hübschen Damen aus dem Publikum theilten, ein Scherzwort über die Schulter warf.

Im zweiten, höher gelegenen Saal, dem eigentlichen Frühstücksraum, das Orchester im Rücken, saßen fast ausschließlich Fremde. Kaum kannte einer den anderen. Aus allen Theilen der Welt zusammengewürfelt, um nach etlichen Stunden oder Tagen wieder aus einander zu fliegen, nahmen sich Wenige die Mühe, den Nebenstehenden anders, als oberflächlich, einer Begutachtung zu unterziehen.

Natürlich kamen Ausnahmen vor. Von dem dritten runden Tisch dort zum Beispiel, der nahe am Mittelgange stand, folgten zwei neugierige Augen antheilsvoll jeder fremden Erscheinung. Sie gehörten einem frischblonden Frauenantlitz an, das jung und „appetitlich“ auf einer Gestalt saß, der man lebhaft Neigung zur Fülle nicht absprechen konnte.

Zwei Herren befanden sich mit ihr am Tisch. Unschwer erkannte man an Haltung und Habitus des Einen den preussischen Officier. Der andere hatte dem Saal den Rücken zugekehrt, und man konnte von ihm nichts weniger und mehr ersehen, als das kurz verschnittene, brünette Haar und, bei gelegentlicher Wendung des Hauptes, das scharfgeschnittene Profil.

Es war etwa um die neunte Stunde.

Das Orchester goß gerade sein zündendstes Potpourri Strauß'scher Walzer in die Ohren und Fußspitzen der Hörer hinein, daß es allen wie feurig rotes Traubenblut durch die Adern rann, Köpfe sich wiegen, Lippen lächelten und Beine unbewußt in Dreivierteltakt zu hüpfen begannen.

Diese Cigarrendampf und Stimmengewirr hatten den Wirth zum „Greif“ unlängst veranlaßt, zum Deffnen der Ventilklappen Luft zu nehmen: Frau Staffler, die thätige Wirthin, hatte mit ihrem stereotypen Lächeln und dem unverfälschten Vorrath verbindlicher Redensarten ringsher an den Tischen Cercle gehalten; und „Dannele“, die jugendlichste der Kellnerinnen trug den Cigarrengefüllten Kasten am Lebergurt von Platz zu Platz: da öffnete sich vom Corridor her die Flügelthür und, schwer und mächtig auf des Hausknechts Schulter, schwanke der erste Reisefloßer durch die Mitte. Der Renner Abendzug war da! Nun gab's neben dem pridelnden Ohrenschmaus auch noch ein Fest für die Augen, denn die Ankömmlinge mühten nolens volens mit ihren verstaubten Reisefleibern durch die lästernde Konzert-Gemeinde Spießruthen laufen, wenn anders sie im Hotel-Anbau Herberge finden wollten. Das Haupthaus war bis unter das Dach besetzt.

Schon kamen, hinter ihrem lendenumgürteten Segeltuch-Koffer, die ersten Opfer geschritten. Gast auf Gast, Koffer auf Koffer folgten. Keckbemühte Stubenmädchen, denen die Wirthin mit Bink und Wort Weisung erteilte, dienten als Cicerone, und die schwerstampfenden Tritte der grünhürzigen Hausknechte machten den Boden erzittern.

Bisher waren der allgemeinen Neugier nur spärliche Brocken zur Nahrung geworden. Erst das vorletzte Paar einschädigte für mancherlei Enttäuschungen. Den untersten Herrn dort im bräunlichen Pfeffer- und Salz-Kostüm mußte man kennen! Nicht umsonst hatten Familienblätter häufig seinen stark entwickelten Kopf mit der kräftigen Hautfarbe, den blühenden Näsern und goldbebrillten Augen ihren Abonnenten dargeboten. Man blätterte im Geiste schnell die letzte Journal-Wappe durch und „Wildenbruch!“ ging es alsbald flüsternd von Gruppe zu Gruppe.

Alles drehte die Hälse. Die junge Frau am dritten Tisch stürzte zu festem Standpunkt die Arme auf die Matte, sich halb vom Stipe erhebend; ihr rechter Nachbar stemmte das Glas in's Auge; sogar der kühle Menschenverächter zu ihrer Linken, welcher bisher die Menge kaum eines Blickes gewürdigt hatte, ließ sich umwendend, seine Gleichgültigkeit schwinden.

Und so kam's, daß zwei Damen, welche, ohne zu ihm in Beziehung zu stehen, unmittelbar hinter dem Wildenbruch'schen Ehepaar mit eleganten Koffern und Handgepäckstücken den Saal betraten, sich unverkündet in den Bannkreis allgemeiner Neugier mit hineingezogen sahen. Das heißt, ganz unverkündet denn doch nicht. Benignitäts nicht, was die Voranschreitende der beiden anbetraf. Selten war es den meisten der hier Anwesenden vergönnt gewesen, in solch' ein wunderliches Antlitz zu schauen.

Die mittelgroße Gestalt trug ein knapps Reisefleid aus dunkelblauen Tuchstoff von jener schlichten Schneidermanier, die sich nur tadellose Figuren und — volle Portionnen leisten können. Ein schmudloser Strohhut, nur mit breitem Bande geziert, saß auf dem Haar. Ach, — aber dieses Haar! Nicht blond, im elektrischen Lichte von stimmerndem Silberglanz, lag es in vollen Zöpfen um das feine Haupt.

Die aufdringliche Bewunderung schien der Fremden unbehaglich. Ein feines Roth ging über ihre Wangen, und schüchtern beinahe suchten ihre Augen den Boden.

Die zweite der Damen hob das Antlitz völlig unbefangenen und freiste neugierig die Menge. Größer, als die Voranschreitende, und wohl auch jünger, bot sie gleichfalls einen reizvollen Anblick, wenn sie auch nicht annähernd die Lieblichkeit der anderen erreichte. Waren die beiden Schwestern, — und etwas in Haltung und Gestalt ließ auf nahe Verwandtschaft schließen, — so hatte sich in ihnen die Natur wunderbar ergänzt. Denn blauschwarz, am Hinterkopf zu losem Knoten geschürzt, umgab das Haar hier das Antlitz, und über den leicht markirten Zügen lag ein brünetter Farbenton. Die einzige, aber auch große Schönheit des Gesichts ruhte in den Augen, — dunkelgeäumten Sternen von wolkenloser Himmelsbläue.

Und diese Augen trafen, just im Moment des Vorüberschreitens, achlos erst, dann zaudernd, aufflammend, und in der nächsten Secunde selb verklärt, die Blicke des einen der Herren am dritten Mittelstisch.

Während eines Athemzugs Länge stockte der Fuß des Mädchens. Ihre Lippen öffneten sich. Die Wangen erglühten. Leicht neigte sie das Haupt, warf einen zweiten Blick über die beiden Nebenstehenden, grüßte auch zu diesen herüber und zog dann Freude-beflügelt der Voranschreitenden nach, die wichtige Meldung ihres Wiedersehens auf den Lippen.

Gleich darauf verschwanden beide hinter der Glasschür der Dependance, und man sah nur noch, wie die Jüngerin auf dem Corridor in plötzlicher Aufwallung den Arm um die Schulter der blonden Begleiterin schlang.

Die Dame am runden Mittelstisch hatte ihnen interessiert nachgeschaut. Jetzt athmete sie auf und strich sich wie von ungefähr über die Augen.

„Kinder, unser Zaunkönig!“ sagte sie bewegt. „Habt Sie sie erkannt? Ich gleich, an den alten, lieben Augen. Sie hätte das gedacht, — nach so vielen Jahren ein Wiedersehen! Laßt mal nachrechnen, wie lange sind wir denn eigentlich schon getrennt? Vor sechs Jahren hatte Papa den Koffer mit den Polen und nahm seinen Abschied, — das Jahr vorher kam die Kleine in Pension, — noch ein Jahr vorher starb der Vater, — richtig, ja, vor acht Jahren haben wir den kleinen Kobold zum letztenmal. Welch' lange Zeit. Und was inzwischen aus dem Kinde geworden ist! Sollte man's glauben? Frig, wirklich, Dein Zaunkönig hat sich das hübsche Entlein im Wärdchen zum Muster genommen und ist unverkennbar ein hübscher, schlanker Schwan geworden!“

Der Angeredete ließ das Monocle fallen und legte sich in den Stuhl zurück.

„Alles nichts gegen die Mutter!“ meinte er trocken.

„Ja, freilich,“ pflichtete Frau von Lehnert dem Gatten bei, „die ist einfach unverwundlich. Schöner und jünger wie je! Und trotzdem acht Jahre lang Witwe geblieben, bei ihrer Schönheit und ihrem Geld! Na, verdienen kann man's ihr nicht; ich am Allerwenigsten!“

Und ein Seufzer, viel zu tief, um ehrlich zu sein, begleitete die letzten Worte.

Frig zwinkerte sie an.

„Naus, Naus,“ sagte er kopfschüttelnd. „Immer noch, als Mutter von vier normalen Schreibhelfen, diese gelegentlichen Anwandlungen von Undankbarkeit, statt mir demüthig die Hände zu küssen, weil ich Dich vor dem Lohse einer alten Jungfer bewahrt habe. Du weißt wohl nicht, mein Kind, daß wiederholter Mißfall strafbar ist?“

„Pah!“ nosriempfte Maria, „ich, und alte Jungfer! Ist man so etwas von Ueberhebung je gehört? Ich sage Dir, Frig, und Joachim ist Zeuge: an allen zehn Fingern hätte ich sie haben können, die Freier, wenn ich mich nicht so Pochfisch-albern in Dich vernarrt gehabt hätte! Und als Dank dafür muß man zum Schaden auch den Spott noch in Kauf nehmen! Aber um auf die schöne Frau Wohlbrüdt zurückzukommen —“

„Dannele, ein Viertel Magdalener!“ rief in diesem Augenblick Joachim von Deutsche etwas brüsk in die Unterhaltung seiner Geschwister hinein, an der er bisher mit keinem Worte sich betheiligte hatte. „Und dann, — ja, Dannele, was ich sagen wollte: zu welcher Cigarre rathen Sie mir? Die zu zwei Kreuzern? Jene zu vier ist besser? Glaub's wohl! Na, — meinestwegen.“

Er erreichte, was er augenscheinlich zu bezwecken schien, — die Pause auszufüllen. Denn in diesem Moment begann die Musik von neuem, und das Geplauder an den Tischen verstummte. Ob sie wollte, oder nicht: Maria mußte die Bemerkungen über die Neuankommenen, deren sie augenscheinlich noch eine ganze Reihe auf Lager hatte, für gelegeneren Zeiten aufsparen.

Bald danach verabschiedete sich Joachim von dem Paar.

Man sah ihn dann noch ein halbes Stündchen lang auf dem Johannisplatz vor'm Hause auf und ab promeniren, Dannele's Cigarre im Munde. Ueber ihm, Mond-verklärt, ragte der alte Freischmieder in Liebesfaden, Walter von der Vogelweide, zum Stern besäeten Himmel empor.

Ob ihn vielleicht mit dem noch ein wenig zu plaudern verlangte?

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Kostenlos auch im einzelnen unterlagt.

Unsere Kinder.

Erstlings-Ausstattung. — Gewiß ist es für jede junge Mutter, die sich eine Erstlings-Ausstattung selbst beschaffen muß, und die gern unnötige Ausgaben sparen möchte, von Interesse, zu wissen, was alles dazu gehört, und was eine gute, praktische Ausstattung kostet. Ich gebe hiermit eine Uebersicht und Preisauflistung meiner Erstlings-Ausstattung, die etwa 250 Mk. kostete:

- 3 bis 5 Dgd. Windeln,
- 6 wollene Windeln (Wickeltücher),
- 1 1/2 Dgd. Swanboy-Unterlagen,
- 2 St. Deckbett-Bezüge,
- 2 St. Kissenbezüge,
- 2 St. Steckfassen-Bezüge,
- 2 Dgd. Hemdchen, zwei Größen,
- 1 Dgd. gewirkte Jäckchen,
- 1 St. Piqué-Jäckchen,
- 1 Dgd. Piqué-Lätzchen,
- 2 Badetücher aus Frottir-Stoff,
- 1 Stiegenvorhang aus Cretonne,
- 2 Steckfassen mit je 1/2 kg Federn,
- 2 Kissen mit je 250 g Federn,
- 2 Deckbetten mit je 1/2 kg Federn,
- 1 Matrage für die Wiege,
- 1 Matrage mit Keilfassen für den Kinderwagen,
- 1 Wogenkorb mit Gestell und Vorhangstab,
- 6 Nabelbinden | aus alter, weicher
- 9 Nabelklappchen | Leinwand,
- 1 Bade-Thermometer,
- 1 Zinf-Baderwanne,
- 2 Gummi-Unterlagen,
- 2 Badeschwämme,
- 1 Wärmflasche aus Kupfer,
- 1 Kinderwagen mit Gummirädern,
- 2 Paar Armbändchen, gehäkelt,
- 1 Trockenkür für die Küche, zum Trocknen der Kinderwäsche,
- 1 längliches Körbchen mit Deckel (50 x 30), um die vorgeordneten Windeln hineinzu legen. —
- Ein Stoff brachte ich für 6 Deckbett-, 6 Kissen- und 6 Steckfassen-Bezüge 28 m Satin brill., à Mk. 1,15 Mk. 32,20
- Für 8 Piqué-Jäckchen und 1 Dgd. Lätzchen 5 m geräucherten Piqué 5,50
- Für Inlett 6 m rothen Federkörper, à Mk. 1,90 11,40
- 3 m Cretonne zum Vorhang, à 80 Pf. 2,40
- 2 müll zum Fliegenschleier, à Mk. 1,20 2,40
- 2 St. Wickeltücher, à Mk. 2,25 4,50
- Das übrige Leinen verbrauchte ich für Kinder-Betttücher und Höschen.
- 6 m Madapolam (zu 1 Dgd. Hemdchen) à 75 Pf. 4,50
- 6 m Schles. Leinen (zu 1 Dgd. Hemdchen) à Mk. 1,40 8,40
- Die Hemdchen arbeitete ich alle langärmelig.
- 6 Wickeltücher mit Kante, à Mk. 2,— 12,—
- 1 1/2 m Swanboy, à Mk. 1,40 10,50
- Gewirkte Jäckchen:
- 6 St. à 35 Pf. = Mk. 2,10
- 3 St. à 40 Pf. = Mk. 1,20
- 3 St. à 45 Pf. = Mk. 1,35
- 2 Badetücher, à Mk. 1,60 3,20
- 5 Pfund Federn, à Mk. 4, 20,—
- 1 Matrage (Wiege) 5,—
- 1 Matrage (Kinderwagen) 2,50
- 1 Wogenkorb mit Gestell und Vorhangstab 10,—
- 1 Bade-Thermometer —,50
- 1 Zinf-Baderwanne 7,50
- 2 Gummi-Unterlagen, à Mk. 1,20 2,40
- 2 Badeschwämme, à 40 Pf. —,80
- 1 Kinderwagen 34,—
- 1 Wärmflasche 6,—
- 1 Trockenkür (vom Tischler anfertigen lassen) 1,50
- 1 Wickelkörbchen 2,50
- 1 St. Sticker für Hemdchen, Kissenbezüge zc. 6,35
- 2 St. breite Sticker (für 2 gute Steckfassen-Bezüge) à Mk. 2,25 4,50



Geschmückter Rahmen mit Consol-Brettchen.

einer breiten Binde, während zwischen die an einander gedrückt Anise ein elastisches Polster so befestigt wird, daß hier keine schädliche Druckwirkung erfolgen kann. Schnellerer Erfolg ist mit Anwendung von Schienenhülfs-Apparaten zu erzielen, die auch bei Tage getragen werden und den schädlichen Druck auf die äußeren Theile der im Gelenke zusammenstoßenden Knochen aufheben. Dr. D.

Häusliche Kunst.

Geschmückter Rahmen mit Consol-Brettchen. — Eine hübsche Vereinigung von Kerbschnitt und ausgemaltem Holzbrand zeigt der Bilderrahmen, der auch ohne das oben angebrachte Consol-Brettchen das Nacharbeiten lohnt. Die erforderliche Holzplatte für die Rückwand ist 30 zu 22 cm groß und erhält in 8 cm Entfernung vom linken und 9 cm vom oberen Rande den Ausschnitt für ein Bild, der 14 zu 10 cm mißt, und dem ein schmaler Rahmen aus vier, je 1 1/2 cm breiten Leisten aufgelegt wird. Bis etwa zur halben schräg getheilten Höhe, verziert die Rückwand oben ein gebrannter Blumenzweig, der mit Aquarell-Farben, — bla schattirt für die Blumen, grün für die Blätter, — ausgemalt ist; auf der unteren, geschmückten Hälfte vereinigen sich Rosetten und Quadrate zu einem reich wirkenden Grundmuster, das Bergipfeleinricht-Jäckchen oben abschließen. Ein gleiches Börtchen verziert den Leistenrahmen, wie auch Ränder und Kanten des oberen Consol-Brettchens, dessen Seitenwände als Schmuck eine 4 1/2 cm große Stern-Rosette zwischen zwei Palmetten-Figuren in Kerbschnitt erhalten. Das Consol-Brettchen selbst besteht aus den beiden Seitenwänden, deren größte Breite 10 cm zu 18 1/2 cm Höhe beträgt; zwischen beiden und auf der Kante der Rückwand liegt das Tragbrettchen von 10 cm Tiefe zu 22 cm Länge, auf dem 3 cm hohe gedrehte Holzstäbe eine Galerie bilden, oben abgeschlossen durch einen 2 cm starken, vierkantigen Stab. Das Ganze ist hellbraun gebeizt; die Blumen sind innerhalb der Contouren auszuputzen. E. F.

Verwendung von photographischen Glasplatten. — Bei der in fast allen Kreisen der Gesellschaft von Damen und Herren viel betriebenen Amateur-Photographie bleiben häufig Gelatine-Platten zurück, die entweder zu alt oder durch Aufbewahrung an feuchten Orten, vielleicht auch durch unvorsichtiges Leisten der Schachteln, verdorben sind. Das ist immer ärgerlich, denn die Platten sind nicht billig, und deshalb wird manchem gewiß damit gedient sein, zu hören, wie sich derartige Platten verwenden lassen.

Da sind zunächst Bilderrahmen. Man rige auf der Schichtseite der betreffenden Platte je nach ihrer Größe, entweder 2, 3 oder 4 cm vom Rande entfernt, mittelst Lineal und scharfen Federmessers eine Linie, schneide dann ein Stück feuchtes Kleb-papier, genau in der Größe des entstandenen Mittelfeldes und lege es ungefähr 10 Minuten vorsichtig darüber, worauf sich die Gelatine-Schicht sehr leicht ablösen läßt. Der bleibende theer-grüne Rand giebt einen feinen Grundton für Bemalung, die man mit Oelfarbe auf der Glasseite ausführt. Sehr hübsch wirkt eine zierliche Blumen-Quirlande in zarten Farben, auch Margueriten oder Heckenrosen neben einander gestellt, oder eine feine Arabesken-Zeichnung in Schwarz und Gold. Dann schneidet man ein der Platte entsprechendes großes Stück Carton, leimt in die Mitte desselben das Bild, ringsum dieses entsprechend breite Streifen Carton, in der Stärke des Bildes, und verbindet das Ganze mit der darüber gelegten bemalten Glasplatte am Rande durch Einfassung mit farbigem Seidenbändchen.

Als Mantel für ein Nachtlicht kann man 4 oder 5 Platten gleicher Größe benutzen, indem man die Platten diesmal auf der Schichtseite, nach Art der Silhouetten, mit schwarzer Wasserfarbe bemalt. Man paßt die Zeichnung durch, trägt zuerst die Farbe mittelst eines spitzen Pinsels längs der Contouren auf, läßt trocknen und füllt dann die Figuren möglichst trocken und gleichmäßig aus. Zum besseren Schutze ist es nothwendig, die Schichtseiten mit abgewaschenen Glasplatten zu bedecken und die Platten mit Seidenband zu verbinden; die Felder werden zusammengeheftet.

Ebenso lassen sich kleine Ampeln herstellen, die jedoch statt der Wände eine Blech- oder Messing-Einfassung und einen gleichen Boden erhalten müssen. Alte Ketten von Uhren finden sich in fast jedem Haushalt, man kann sie an drei Ecken leicht anbringen lassen; kleine Lämpchen zum Hineinstellen kauft man sehr billig. Durch solche Verwendung dürfte mancher Kerger über verunglückte Platten abgeschwächt werden. A. v. d. E.



Kaffee-Service aus Edeljinn.

Fürs Haus.

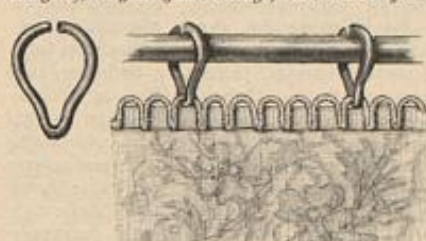
Das Buch von der Hauswirthschaftskunde. Ein Wegweiser für die reifere weibliche Jugend zur hauswirthschaftlichen Selbstständigkeit. Von W. Hens und A. Kuperti. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von Carl Neyer (Gustav

Prior), Hannover und Berlin. Preis Mk. 1,50. — Die Ansprüche, die eine verständige Wirthschaftsführung an die Hausfrau stellt, sind nicht gering, wenn sie ihren Beruf gewissenhaft erfüllen will. Ein Wegweiser, wie das vorliegende Buch, der in den allerersten Fällen Rath spendet, dürfte daher sehr willkommen sein. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit der Nahrung; sie behandelt neben der Verdauung der Lebensmittel diese selbst und ihre Zubereitung in Bezug auf ihren Nährwerth. Die zweite Abtheilung handelt von der Kleidung, den Stoffen, ihren Verfälschungen, von der ihnen im Haushalt zukommenden Behandlung, der Wäsche, Fleckenreinigung, von den Maschinen zc. In der dritten Abtheilung kommt unser Heim selbst, die Wohnräume und ihre Verbesserung, die Heizung und Beleuchtung zur Sprache. Kochherd und Geschirre, Badezimmer, Speisekammer, Keller werden der Besprechung unterzogen und ebenso die neuen Erzeugnisse auf dem Gebiete des Heizungs-, resp. Beleuchtungs-Materials. Die vierte Abtheilung „Gesundes und krankes Leben“ lehrt uns Körperpflege bei Jung und Alt, giebt hygienische Verhaltens-Regeln, bespricht die erste Hilfe bei Unglücksfällen u. s. w. E. F.

Neue Doppelgabel. — Eine durch Patent geschützte Doppelgabel solidester Ausführung bietet beim Gebrauch in der Küche eine vortreffliche Handhabe. Sie besteht aus zwei dreizinkigen Gabeln gewöhnlicher Größe mit durchgehenden Stahlstelen, welche von je zwei aufgenieteten Ebenholz-Platten umgeben und an ihren unteren Enden mit einem Messing-Charnier derartig verbunden sind, daß die Gabeln ihre Innenseiten einander zuehren. Mittels einer starken Messingfeder in gehöriger Spannweite aus einander gehalten, werden die beiden Griffe beim Gebrauch durch einen leichten Druck zangenförmig zusammengeführt und dienen zum leichteren Herausheben einzelner Fleischstücke aus der Brühe oder zum bequemeren und schnelleren Vertheilen einzelner Portionen Fleisch. Hierbei hält die Doppelgabel das einmal erfasste Fleischstück sicherer fest, ohne es heruntergleiten zu lassen, als eine einfache Gabel bei eiligem Gebrauch es vermag. Auch beim Tranchiren von besonders großen Fleischstücken oder von Geflügel bewährt sich die Doppelgabel und bietet einen festeren Halt, als die größte Fleischgabel. A. S.

Gardinen-Ringe mit Eisenband. — Die neue Form der Gardinen-Ringe ermöglicht das Aufhängen und Abnehmen der Vorhänge in der bequemsten Weise ohne Ab- und Auseinandernehmen der Zugeinrichtung. Die überaus einfache Handhabung ist aus der Abbildung ersichtlich. Das erforderliche Eisenband wird oben an die Gardine genäht, wobei diese gleich in Falten gelegt werden kann; die zahlreichen, dicht nebeneinander befindlichen, fest eingewebten Oesen ermöglichen es, den Abstand der einzelnen Ringe nach Belieben zu regeln.

Sollen die Vorhänge zum Waschen abgenommen werden, so braucht man nur jeden Ring so herumzudrehen, daß die Oeffnung nach unten steht; die Gardinen fallen dann von selbst heraus. Unbeabsichtigtes Ausfahren der Oesen beim Gebrauch ist dagegen vollständig ausgeschlossen, auch ist es unmöglich, daß einzelne Ringe, wie es bei Halteringen leicht vor-



Gardinen-Ringe mit Eisenband.

kommt, aneinander hängen bleiben. Die Ringe sind aus 3 mm dickem Draht gefertigt und so stark, daß sie nicht ohne große Kraftanstrengung verbogen werden können. A. O.

Kaffee-Service aus Edeljinn. — Die Firma L. C. Busch, Berlin W., Leipzigerstr. 19, bringt seit kurzem allerlei künstlerisch ausgeführte Tafelgeräthe in den Handel, auf die ich die Mitleserinnen gern aufmerksam machen möchte. Dieselben bestehen aus Edeljinn, d. i. feinsten Zinn-Composition mit einem Zusatz von reinem Silber. Das Metall ist von silberähnlichem Klang, besitzt Härte und Zähigkeit. Die einzelnen Stücke wirken bei tadelloser Bearbeitung und Ausstattung in jeder Beziehung gediegen und vornehm und sind ein vorzüglicher Ersatz für echte Silber-Fabrikate. Das dargestellte Tablett, 48 1/2 cm lang, 31 1/2 cm breit, kostet 18,90 Mk., die Kaffeekanne, 24 cm hoch, 25,50 Mk., die Zuckerdose, 12 cm hoch, 14,25 Mk.; der Sahnengießer, 12 1/2 cm hoch, stellt sich auf 13,50 Mk. E. v. S.

Selterwasser-Apparat. — Ein Apparat zur Herstellung von Selterwasser, Brause-Vimonade und moussirendem Wein erweist sich besonders praktisch für den Sommeraufenthalt auf dem Lande, auf Schiffen und überall, wohin der Transport dieser Getränke in Flaschen erschwert ist. In Form einer weißen Porzellananne mit Henkel, welche innen durch eine Längswand in zwei Hälften getheilt ist, und deren gemeinsamer Ausguß eine Tülle mit zwei Oeffnungen umfaßt, erweist sich der Apparat als ebenso handlich wie nützlich. Der Verschluß wird durch je einen mit Gummi umgebenen Stöpsel bewirkt.

Mit Hilfe der hierfür besonders gelieferten Pulver (Natron bicarbonicum und Acid. tartaricum) lassen sich in wenigen Minuten mit 8 1/2 Pfennig Herstellungskosten vier Flaschen Selterwasser bereiten, dessen Güte dem natürlichen kaum nachsteht, und das ebenso erfrischend wie gesundheitsförderlich wirkt.

Für die Bereitung des Selterwassers füllt man zunächst beide Abtheilungen des Apparates halb voll Wasser, giebt in die eine derselben ein in blauem Papier befindliches Pulver, in die andere ein Pulver in weißer Packung, rührt jede Mischung mit dem beigegebenen Holzspatel gehörig um, füllt danach beide Seiten des Apparates gleichmäßig voll Wasser und rührt nochmals gut durch. Soweit fertig gestellt, kann das Selterwasser entweder sofort getrunken oder auch mehrere Wochen aufgehoben werden, ohne an Werth zu verlieren, da erst die vereinte Mischung beim Ausgießen in das Glas die sprudelnde Kohlensäure entwickelt.

Die Bereitung moussirender Weine ist die gleiche, nur nimmt man anstatt des Wassers leichtes Roth- oder Weiß-

Kußerdem etwas buntes Seidenbändchen zum Durchziehen an den Jäckchen, Häkelwurz zum Häkeln der Armbändchen, 1 Stück venetianische Seife und pulverisirten Speckstein. Bearbeitet habe ich alles selbst auf meiner Nähmaschine, die zum Hand- und Fußbetrieb eingerichtet ist. Die Schmitte für sämmtlichen Sachen entnahm ich dieser Zeitung. Zum Bearbeiten kaufte ich nur die besten Stoffe, die sich vorzüglich bewährten, habe ich doch jetzt, beim fünften Kindchen, noch einen Theil Windeln, Hemdchen zc. in Gebrauch, die ich mir zur Ankunft des ersten Kindes nähte. Beim dritten Kindchen vervollständigte ich die Ausstattung durch 2 Dgd. Windeln, 1 Dgd. Swanboy-Unterlagen, 1/2 Dgd. Hemdchen und eine Anzahl Lätzchen (aus Resten). Armbändchen häkelte ich selbst. Dieselben haben den Vorzug, daß das Paar nur 5 bis 6 Pf. kostet. Gezeichnet wurde alles mit Wäschebuchstaben, die beim Waschen die Farben nicht verlieren; das Dupend hiervon kostet 10 bis 20 Pf. Frau Aurelie W., Leipzig.

Französisches Pensionnat. — Auf meine diesbezügliche Anfrage in „Aus dem Leserkreise“ vom 15/3 98 sind mir von so vielen Seiten Empfehlungen und so reiche Auskunft übermittelt, daß ich dafür an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Mad. S. in L., Belgien.

Frau M. N. — Zur Geraderichtung der X-Beine eines zwölfjährigen Knaben kann ein Versuch gemacht werden durch nächstliches Zusammenbinden der Unterschenkel vermittelst

weil, giebt zu jedem weissem Pulver noch 60 g pulverisirten Zucker hinein und rührt die Mischung bis zur vollständigen Auflösung.

Orange-Limonade wird erzeugt, indem man einen Theelöffel Fruchtsaft vorher in das Glas giebt und das Selterwasser hinzugießt.

Ein sehr angenehmes, erfrischendes Getränk ergibt sich aus 1/4 Glas Weiswein und 3/4 Glas Selterwasser oder auch aus 1/2 Spitzglas Cognac, Madeira oder Sherry mit einem Theelöffel Puderzucker zu einem Glas Selterwasser gemischt.

Preis des Apparates 5,50 Mk. und einer Schachtel Pulver, für 48 Flaschen genügend, 1 Mk. A. G.

Frau M. B. — Zur Untersuchung des Weines bedient man sich eines Alkohol-Meters und prüft damit, ob der Procent-Satz Alkohol in 1/2 l nachbenannter Weine nicht höher ist als folgt: Rheinwein 9 bis 10%, Pfälzer Wein 7 bis 9%, Frankenwein 8 bis 10%.

Eisig wird häufig mit Schwefelsäure gefälscht; man erkennt das, wenn man ihn 30 Minuten mit etwas Stärke kocht. Wird diese bläulich, so ist der Eisig verfälscht, während sie bei gutem, reinem Eisig weiß bleibt.

Um die Echtheit der Farben von Stoffen zu erkennen (beim Einkauf), reibt man mit dem Taschentuch darüber und überzeugt sich, ob es weiß bleibt oder gefärbt erscheint. Blaue Stoffe halten aber in der Wäsche schwer Farbe, zumal in den unzuverlässigen Händen der Wägere, welche sich die Arbeit des Waschens gern durch scharfe Mittel erleichtern. A. G.

Emma A. — Fettflecke aus Holzdielen entfernt man durch Auslegen von feuchter Thonerde; man läßt sie trocknen und scheuert den Fleck mit Seifenlauge nach. C. S.



Seltzerwasser-Apparat.

Küche.

Die Oesterreichische Küche. Von Marie von Rokitsansky. Eine Sammlung selbstprobirter Koch-Recepte für den einfachsten, wie für den feinsten Haushalt nebst Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst. Mit 30 Text-Illustrationen und 6 Tafeln. U. Edlinger's Verlag, Innsbruck, Wien, München, Leipzig. Preis gebunden 3 fl. = 5 M. — Bei den vielen vorhandenen guten Kochbüchern muß ein neu hinzutretendes schon vortrefflich sein, um Anerkennung zu finden, — dies ist nun in der That bei dem vorliegenden Werk der Fall. Die Eintheilung des gesammelten Materials ist sehr übersichtlich, die Anleitungen sind klar und auch für Norddeutsche, denen die ganze Ausdrucksweise zunächst fremd ist, leicht faßlich. An Recepten jeder Art findet sich eine reiche Auswahl, sowohl in einfacher, wie in complicirter Zusammensetzung. Daß auf Eier- und Mehlspeisen, Biddings, Torten u. großer Werth gelegt wurde, ist bei einem Kochbuch für die österreichische Küche wohl selbstverständlich; ebenso findet sich eine Anzahl guter Fastenspeisen; gut vertreten sind auch Fische, sowie Suppen und schmackhafte Saucen. Genauigkeit bezüglich der Angaben über Maße und Gewicht der einzelnen Zuthaten, sowie über die Zeitdauer beim Kochen und Braten sei besonders hervorgehoben, weil sie jungen Hausfrauen sehr zu statten kommen dürfte. Weniger erfahrenen Köchinnen werden auch die Winke über das Anrichten der Speisen und die dazu passenden Beilagen willkommen sein. Den „Vorbereitungen“ ist ein breiter Raum gegönnt, ebenso den Vorräthen, bezw. dem Einlegen, Einlegen, Trocknen u. von Obst, Gemüse, Pilzen u. dgl. mehr. C. S.

Rhabarber-Gerichte. — Das so gesunde Weinkraut (Rhabarber) hat sich in den letzten Jahren in Deutschland mehr als je eingebürgert, und es werden daher folgende Recepte zu seiner vielseitigen Verwendung willkommen sein:

Verwendung der Blütenknospen. — Dieselben werden ausgeknitten, so lange sie noch in der Hülle sich befinden (da sie da am besten sind und sonst auch den Stöcken zu viel Kraft entziehen), von den längeren Stielröhren und den Hüllen befreit (ganz kleine Blättchen mögen daran bleiben), in schwachem Salzwasser halb weich gekocht, in eine mit eben diesem Wasser abgerührte Butter-Sauce gegeben und darin noch ein paar Mal aufgekocht. Ein delicates Gerichte, ähnlich wie Spargel und Blumenkohl.

Verwendung der Blätter. — Die noch jungen, saftigen Blätter (April bis Juli) werden zu Gemüse, ähnlich dem Spinat, verwendet. Zum Dämpfen des im Salzwasser weichgekochten und feingewiegten Krautes nimmt man etwas fein gehackte Zwiebel, Petersilie und etwas mehr Schmalz oder Butter als bei Spinat. Beim Anrichten kann man nach Belieben einige Löffel sauren Rahm begeben.

Auch zu sogenannten Laubfröschen mit eingeweichtem Weiz (Semmel, Weißbrod) mit Eiern und gehacktem Fleisch gefüllt, sind die Blätter sehr gut zu gebrauchen, da man selten so große Spinatblätter bekommt als nöthig sind. Auch wird die Speise noch schmackhafter und kräftiger von Rhabarber-Blättern. Diese dürfen beim Gebrauch dann nur kurz gebrüht werden; ein großes Blatt reicht zu mehreren Laubfröschen.

Die ungekochten Blätter können, fein gewiegt, zu Suppe, ähnlich der Sauerampfer- und Kerbelsuppe verwendet werden. Das Gemiegte wird in Fett (Butter oder Bratenfett) gedämpft, mit Wasser oder Fleischbrühe aufgekocht, mit Ei und saurem Rahm abgezogen und über Weichschnittchen oder in Butter geröstete Würfel angerichtet.

Verwendung der Stengel. — Die Verwendung der Stengel zu Compoten ist allbekannt. Die Stengel lassen sich außerdem auch sehr vorthellhaft zu Kuchen verwenden, und diese werden selbst von solchen, die die übrigen Rhabarber-Gerichte, selbst die Compote, nicht lieben, meist mit Vorliebe gegessen. Die zwei besten Arten sind wohl folgende:

1. Die Stengel werden gewaschen, von der äußeren, saftigen Haut befreit, in kleine Stücke geschnitten und gut ein-

gekudert. Das Kuchenblech wird mit einem dünn ausgerollten Hefen- oder Buttermehl ausgelegt, mit einer dünnen Lage von geriebenem Weißbrod, vermischt mit geriebenen Mandeln, bestreut, dann werden die sehr saftigen Rhabarber-Stückchen darauf geschichtet; obenauf wird wieder Weizmehl mit Mandeln, befeuchtet mit dem von den Rhabarber-Stückchen gezogenen Zuckersaft, gestreut. Darüber streicht man einen Guß von 3 bis 5 zu steifem Schaum geschlagenen Eiweißen, mit Zucker und Mandeln vermischt. Etliche Butterstückchen werden darauf vertheilt, und dann wird der Kuchen in guter Hitze gebacken. Man rechnet zu einem Kuchen eine Handvoll Mandeln und etwa 185 g gestohlenen Zuder. Die Rhabarber-Stückchen dürfen nicht zu dicht gelegt werden, sondern nur in einfacher Lage, da sie sehr viel Saft ziehen. Bei sehr feinen Kuchen bleibt das geriebene Weißbrod (Weizmehl) weg, und die Mandeln werden entsprechend vermehrt.

2. Der Kuchen wird wie oben behandelt, nur findet beim Guß Eigelb anstatt Eiweiß-Schaum Verwendung. Etliche Eigelbe oder ganze Eier, mit Milch und Zucker vermischt, werden über die Rhabarber-Stückchen gegossen. Die Mandeln können bei diesem Kuchen weggelassen werden. Macht man gleichzeitig zwei Kuchen, so kann man zu einem das Weiße, zum anderen das Gelbe der Eier verwenden. Letzteres findet zum Theil auch Verwendung beim Kuchensteige. M. R.

Gärtnerei.

Philodendron. — Ueber diese Pflanze wurde in „Aus dem Leserkreise“ vom 1/2 98 eine Antwort veröffentlicht, die nicht ganz mit meinen Erfahrungen übereinstimmt. Winkelt man bei einer unansehnlich gewordenen Pflanze eine kurze Luftwurzel, etwa unter dem dritten Blatte von oben, in feis feucht zu haltendes Sumpfsmoos ein, so wird sie sich innerhalb des Moooses nach einigen Wochen verzweigen. Ist dies geschehen, so schneidet man die Spitze der Pflanze mit dieser verzweigten Luftwurzel ab und pflanzt sie als selbstständige Pflanze in einen Blumentopf ein. Es dauert freilich gegen zwei Monate, bis die so gezogene Pflanze eingewurzelt ist und neue Blätter entwidelt.

Meine Philodendron sind in zwei Jahren 150 bis 170 cm hoch geworden, vierjährige Pflanzen sind gar 2 1/2 m hoch, und die Blätter haben eine Breite von 45 bis 50 cm. Diese Pflanzen brauchen viel Wasser, was man im Palmengarten zu Frankfurt a. M. sehen kann, wo sie im Palmenhause am Rande des Teiches sehr üppig wachsen.

Frau Anna W., Berteberg. — Die Azaleen gehören zu denjenigen Gewächsen, die der Gärtner Rathhauspflanzen nennt. Diese Pflanzen werden im Treibhause bei einer Durchschnitts-Temperatur von nur 2 bis 4 Grad R überwintert, im Sommer aber ganz im Freien gepflegt. Sie haben zweifellos die Pflanze vom Blumenbrett in das warme Zimmer gebracht. Azaleen ertragen aber die warme trockene Zimmerluft nicht, daher das Eintrocknen der Blattspitzen, das Abwerfen zahlreicher Blätter und das Verkümmern der Blüthen. Die Pflanzen werden zweifellos auch auf der Rückseite der Blätter mit bössartigen, mikroskopisch kleinen Schädlingen behaftet sein. Auch mit dem Gießen in regelmäßigen Zwischenräumen ist es eine zweifelhafte Sache. Man gießt nicht zu bestimmten Zeiten, sondern nach Bedarf, läßt die Erde immer erst etwas abtrocknen, gießt dann aber so reichlich, daß das Wasser den ganzen Topf durchzieht. Ständig naß gehaltene Azaleen werden immer krank. Zu trocken dürfen die Pflanzen auch nicht werden, weil dann die Erde kein Wasser mehr annimmt. Die Pflanzen sind hell, kühl aber frostfrei zu überwintern, alle zwei Jahre in sandige Heideerde zu verpflanzen, im Frühling nach beendigtem Flor durch Einfürzen der vorjährigen Triebe zurückzuschneiden und von Mitte Mai bis Mitte September an ziemlich sonnigem Standort im Freien zu pflegen. Im Juni, Juli und August dürfen Sie ganz gesunde Azaleen wöchentlich zweimal mit schwachem Hornspan-Wasser begießen. Man gießt hierzu eine gute Prise Hornspäne in eine mittelgroße Gießkanne, füllt dieselbe mit kochendem Wasser und gießt dann vom nächsten Tage ab mit dieser Flüssigkeit. M. G.

Frau W., St. Gallen. — Ein für Champignon-Kultur eingerichteter Keller, welcher mit Ventilation, Heizung und mit Stellingen versehen ist, kann zu irgend welchen anderen Kulturen nicht gebraucht werden, da man in solchem Keller eben nur Pilze ziehen kann. Zur Ueberwinterung von harten Decorations-Pflanzen, Obst und Gemüse würde sich dieser Keller sehr gut eignen, eine andere gärtnerische Verwendung kann er aber nicht finden. M. G.

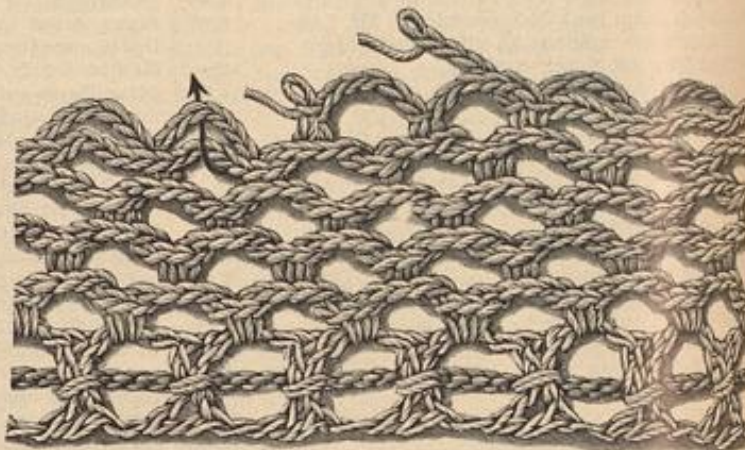
Frau Dr. N., Neugradiska (Slavonien). — Die Kultur des Knollenzist (Stachys tuberosa) ist sehr einfach. Die Knollen werden im Frühjahr auf gut gegrabener Beete einzeln 10 cm tief und in etwa 30 cm Abstand ausgepflanzt. Die einzige Behandlung der Pflanzen besteht in der Unterdrückung des Unkrautes. Vom Spätherbst ab werden die Knollen verbrauchsfähig, man nimmt sie dann nach Bedarf aus der Erde. Für den Winterbedarf werden die Knollen entweder im Keller in Erde oder Sand eingeschlagen, oder man läßt sie, da sie winterhart sind, draußen,

hält dann aber die Beete durch Laubdecke frostfrei um auch bei strenger Kälte den Bedarf ausnehmen zu können. Der Knollenzist gedeiht in jedem Gartenboden, doch werden in lehmigen Erdreich die Knollen am größten. M. G.

Handarbeit.

Das Stricken. — „Stricken ist“, so sagt die Jugend, „ein überwundener Standpunkt. Gewebte Strümpfe sind billiger, angenehmer und praktischer.“ Das erstere ist wohl wahr, aber angenehmer und elastischer sind gestrickte Strümpfe, auch haltbarer und deshalb praktischer als gewebte, ebenso ist das Stopfen gewebter Strümpfe weit schwieriger als das der gestrickten. Junge Mädchen thun gut, alle Stricken zu lernen, sie brauchen ja nicht feine schwarze Strümpfe zu stricken, wenn was für ein Vergnügen, um nicht zu sagen Glück, das Stricken im späteren Alter ist, kann die Jugend sich gar nicht denken. Bei alten Leuten wird das Feld der Thätigkeit immer kleiner. Die Augen werden meist schwächer, viel Bewegung verdrängt sich bei manchen von selbst, das Schreiben greift auch an, und das Stillstehen und gar nichts thun können, ist eine der größten Plagen für an Thätigkeit gewöhnte Menschen. Man kommt das früher misachtete Strickzeug zu Ehren. Wie vergnüglich ist es, für Entel, Neffen und Nichten Schühchen, Tüchchen und Röschchen zu stricken! Und die erwachsenen Entel nehmen auch gern den von der Großmutter gestrickten Rock! Wenn es einer alten Dame an näheren Verwandten fehlt, kann sie allerlei für Arme stricken und sich die Freude machen, mit den fertigen Sachen Bedürftige zu beschenken. Wer nicht selbst die Mittel hat, sich das nöthige Material dazu zu kaufen, bekommt es aus Vereinen gern geliefert. Das Stricken fördert nicht ganz das Denken, die fleißigen Hände arbeiten, die Gedanken aber dabei spazieren gehen und sich in die alten Zeiten zurück versetzen, wo dem Kinde das Stricken so schwer wurde, und auf manche gefallene Masche auch eine Thräne fiel und die Arbeit verdorben war. Freilich, — glückselig wäre vielleicht das Kind gewesen, hätte man ihm das Strickzeug genommen, das jetzt die beste Zerstreuung und der Trost der Matrone geworden ist! M. G.

Markttafche in Häfelarbeit. — (Abfäzungen: f. M. für jede Masche, St. für Stäbchen, L. für Luftm.) — Statt der alten durchsichtigen Markttafche aus Filet-Arbeit fertigte ich eine solche in Häfelarbeit an, die sich so bewährt, daß ich Hausfrauen und Töchtern nur zur Nachahmung der Arbeit rathen kann. Kräftiges graues Cordounet-Garn, dessen Stärke die naturgroße Abbildung zeigt, ergibt das praktische Material zum Häfeln; erforderlich ist ferner ein gut schließender Bügel, dessen Größe sich die Tafche anpassen muß. Die Häfelarbeit beginnt in der unteren Taschenmitte mit einer Art Vöcher-Tour, welcher sich der wie Flechtarbeit wirkende Plein, in der Stunde gehäkelt, anschließt. Diese Vöcher-Tour verlangt: 10 L. 1 St. in die 1. der 10 L., * wenden, 5 L. und 1 St. in die 7. der 10 L.; * wiederholen vom *, jedoch von nun an hat die 2. der 5 L. erfassen, bis die Tour die knappe Breite des Bügels erreicht hat und eine gerade Zahl der sich bildenden Stäbchen aufweist. Dann geht man mit 3 Kettenm. bis zur Mitte der letzten 5 L. und faßt nach je 3-4 L. zwei der Stäbchen mit 1 f. M. zusammen; 1 f. M. um das einzelne letzte St. schiebt die Luftmaschen-Kette ab, welche den Vöchern festen Halt verleiht und auf der linken Seite der Arbeit liegt



Ausführung der Häfelarbeit zur Markttafche.

bleibt. Der Plein selbst besteht nur aus Bogen von je 2 L. und 1 f. M. In der ersten Tour fassen die f. M. je um die Bogen der Vöcher-Tour, welche sich durch das Zusammenfassen der Stäbchen gebildet haben, und zwar häkelt man rings um die Vöcher-Tour, obgleich das naturgroße Bild des besseren Verständnisses wegen die eine Seite unbeschäftigt zeigt. Die zweite Tour ist hinter der ersten Tour zu häkeln die f. M. greifen wie die der ersten Tour, aber sind neben diesen um die Bogen der Vöcher-Tour. In der dritten Tour bildet sich das geflochtene Muster; die f. M. fassen jetzt je um die vorderen Bogen der ersten Tour, doch hat man jeden Bogen vorher, wie der Pfeil auf der Abbildung zeigt, unter den dahinter liegenden Bogen der anderen Tour nach hinten zu nehmen, wodurch der vorher zurückliegende Bogen jetzt querüber vorliegt. Nun folgt wieder die zweite Tour, deren f. M. neben jenen der 3. Tour eingreifen, dann wiederholt sich die dritte Tour u. Hat die Häfelarbeit die gewünschte Taschenhöhe erreicht, so werden vordere und hintere Taschenhälften für sich bestehend weiter geführt, und zwar so hoch, wie seitlich die Stäbchen des Bügels nach unten reichen. Schließlich wird die Tafche mit einer doppelten L.-Kette dem Bügel angehängt. M. G.



Markttafche in Häfelarbeit. Siehe die Ausführung.

Verlagsanalen: Neue Doppelgabel: G. J. W. Sabmann, Berlin O., Wallstr. 84/85. — Gardinen-Ringe mit Oefenbesch. Anton Döbler, Leipzig, Grimmaische Str. 4. — Seltzerwasser-Apparat: Jacob Raveusöhne, Berlin O., Stralauerstr. 28/29. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“: Hermann Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 36. Aufzügen und Befestigungen ist das Wort beizufügen.

Kochdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

Mennen Sie sich nicht ins Unglück mit Ihrem Diktors! Streng sollen Sie ja sein, aber, — na, ich wünsche Ihnen jedenfalls viel Glück.“

Der alte Baron reichte dem Förster die Hand. Er war entlassen.

Die Büchse schulternd, trat er ins Freie. Ein überhöht, grau, neblig. Drüben die Wälder, — seine Wälder, — halb verdeckt, eingesponnen in Rauch und Schleier. Durch den Park streckten sich bereifte Halme. Aus dem Krüge klang Stimmengewir. Die jungen Burschen, die zu ihren Regimentern abgehen sollten, jubelten und tranken den Abschiedstrunk.

Eigentlich hätte er's auch können. Eher als die Burschen. Die kamen wieder nach den paar Jahren, lustig, wie sie ausgegangen. Und er kam nicht wieder. Es war gut so.

Dem alten Baron war's gewiß nicht unlieb gewesen, daß er seine Entlassung genommen. Große Augen hatte er zwar gehabt; aber je nun, Förster gab's genug, besonders Privatförster. Und der neue war ja auch schon da, ein lustiger, junger Mann. Der würde besser mit den Leuten auskommen und auch im Krüge seinen Mann stehen. Und wenn so ein hübsches Verlöbniß Beeren suchte, auch ohne Erlaubnißschein, oder, wenn die Kette, die die alten Weiber abtrachen, nicht gar zu groß waren, — na, er würde halt ein Auge zudrücken. So sah er aus.

Förster Menzel strich seinen Badenbart hoch und biß darauf. Er ging weiter, die Stirn in Falten.

Vorn am Walde lag sein Haus, schon morgen nicht mehr mehr. Mit freudigem Wellläß kamen ihm die Hunde entgegen und sprangen empor an ihm. Er nickte, kraute dem größten den Kopf. Dann trat er in die Stube.

Seine Tochter packte noch. Eine Reihe Kisten und Kasten stand schon fertig. Sie ließ sich durch sein Kommen nicht stören. Hier ihm schien, als blühte ein Thranlein in ihrem Auge.

„Na, mußt Du wieder 'mal heulen?“

Sie wandte sich und hob den Kopf einen Augenblick.

„Ja?“ fragte sie gleichgültig. „Ich weine nicht, Vater.“

Er brummte etwas Unverständliches und sah ihrer Arbeit zu. Dann ging er ins Nebenzimmer, lief unwirsch auf und ab, und dort, wohl eine Viertelstunde lang, und trat schließlich wieder zu seiner Tochter. „Ich geh' noch 'mal durchs Revier. Wenn der Neue kommt, zeig' ihm alles!“ Kein Gruß sonst, kein Wort. Er piff den Hund. Und nun hinaus in den Wald!

Kein wirklich, es war am besten so. Hier hatte er keine Ruhe mehr. Was war nur aus ihm geworden! Er hatte immer diese verbissene Wuth auf all die anderen, die ihm doch nicht gethan hatten. Und dann war der Wald die einzige Rettung. Den Dohnensitz war er schon abgegangen. Blicke nach die Schonung, von der er Abschied nehmen wollte.

Zweihundzwanzig Jahre hier an derselben Stelle!

Er nahm den Krüstock, der ihm stets überm Arm hing, und schlug wie lieblos an den nächsten Baum. Er kannte sie alle. Dann zerstörte er ein paar wunderbare Nisthöhlen.

Damals hatte er die Stelle hier angenommen, um heirathen zu können. Er, der königlicher Förster geworden wäre, hätte er noch lange warten müssen, und sein Einkommen wäre auch kein besser gewesen. Und er hatte geheiratet. Seine Frau hatte es nicht schlecht bei ihm gehabt.

Hatte sie es gut gehabt? Er wurde brummig, als er's dachte. Ein Liebhaber war er doch 'mal nicht, und das Schönste kam' er sein Leben nicht leiden. Er brauchte eben eine Frau und hatte sich eine genommen. Es ging ja auch so la, bloß daß der Junge starb. Das Mädel natürlich, das blieb leben. Und das hatte ihn gekränkt. Das war wie eine Verleumdung. Seitdem hatte er einen Trost gegen den Herrgott, und vielleicht kam das Ganze nur daher.

Es war doch ein freudloses Leben gewesen, Tage, Wochen, Jahre. Seine Frau gedrückt; und brummte er, so setzte sie sich in einen Winkel und heulte. Das konnte er gerade ertragen! Da lief er gleich fort und tobte im Walde seinen Wuth aus an den Leuten, die er traf. Sie mochten ihn nicht, — er wußte es. Weil er streng war und nicht lange jactete. Na, was kümmerte es ihn! Er brauchte keinen. Zuerst, so im Anfang, hatte er wohl noch mit den Inspectoren verkehrt und dem Lehrer. Jetzt kam schon seit Jahren keiner mehr. Seit die Frau tobt war, mieden sie das Haus. Oder mied er die anderen?

Er hob den Kopf. Der Hund schlug laut und heftig an.

„Na Tag, Herr Förster!“

Menzel nickte. „Zur Zeit es, Augner! Schon vom Markt zurück? Da habt Ihr aber tüchtig Beine gemacht!“

Der Mann lachte. „Ne“, sagte er, „so is das nu nich.“

„Ich hab man bloß mit dem neuen Förster 'n bißchen geschwätzt.“

„Was muß man sagen: ein properer Mann is er schon.“

„Wahrscheinlich viel zu freundlich für Euch Bande! Berdet nicht traurig sein, daß Ihr mich los werdet, — he?“

Augner zog das Gesicht breit. „Das mag wohl so sein, Herr Förster,“ erwiderte er grinsend. „Sie waren man auch zu freundlich hinterher!“

Menzel biß die Lippen zusammen, zuckte die Achseln und ging.

„Lassen Sie's gut gehen, Herr Förster!“ rief ihm der Mann nach.

„Soll heißen: „Hol' Dich der Teufel!“ brummte Menzel inbrünnig. — „Bande!“

Und mit harten Schritten ging er auf die Schonung zu.

Es waren große Wälder, die Graf L. in russisch-Polen angekauft hatte. Deshalb er sie gekauft hatte? Je nur, er war ein guter Russe, der Graf, und er hatte einst etwas läuten

gehört, als ob „Bäterchen“ gewisse Wünsche hätte. Nämlich die Wünsche, daß gute Russen zur endgültigen Russifizierung des polnischen Gebietes sich dort begüterten.

Aber auf dem neuen Besitzthum des Grafen herrschte eine heillose Wirthschaft. Besonders um die Wälder schien sich ein halbes Jahrhundert lang kein Mensch gekümmert zu haben. Hier war eine feste Hand erforderlich, ein unerbittlicher Mann.

Lange genug hatte der Graf überlegt. Einen Polen hinsetzen? Es war gefährlich. Wer konnte wissen, was passirte? Es regte sich in Polen wieder. Jeden Augenblick konnte der Brand losbrechen. Erst kürzlich hatte es in Warschau blutige Kämpfe gegeben, und Konstantin Nikolajewitsch, der großfürstliche Statthalter, war seines Lebens nicht recht sicher. Das wollte bedacht sein. Setzte er einen Polen in seine Wälder, so konnten böse Dinge passiren, wenn es zum Aufstand kam. Setzte er einen Russen hinein, so war's vielleicht noch schlimmer. Also hatte sich der Graf für den Deutschen entschieden.

Förster Menzel trat pünktlich sein neues Amt an. Mit dem Forsthaus war er nicht unzufrieden. Allerdings, ein wenig solid gebauter, hölzerner Kasten, aber dafür geräumig, mit hellen Zimmern und großem Hof. Es lag so hart am Walde, daß die letzten Fichtenzweige an seinen Sims stießen. Auch vom Dorfe war es nicht weit entfernt.

Vom Dorfe! Menzel schüttelte sich. Diese elenden Baracken, starr vor Schmutz, in denen das liebe Vieh gemeinlich mit den Menschen haufte! Nein, an die deutschen Dörfer konnte es nicht erinnern. Polnische Kleinbauern, Kofschäten und Leibeigene bewohnten es. Eine kothige Straße führte hindurch. Und als Förster Menzel zum ersten Mal diese Straße entlang ging, schüttelte er den Kopf. Weinal hätte er den Wechsel bedauert. Aber dann blieb er stehen. Was war das?

Die meisten jener Hütten waren von Reifighäufen umgeben, die aufgepauert um die traurigen Lehmwände herumgingen. Und plötzlich ergrimmte der Förster. In diesen Reifighäufen steckten große, starke Kette, die einfach von den Bäumen herabgerissen waren. Er trat an eine Baracke heran und zog sich einen Ast heraus. Die Pähne biß er zusammen vor dieser Höhe. Als er sich im Weitergehen noch einmal wandte, sah er, wie ein altes Weib halb neugierig, halb feindsch hinter ihm dreinblickte. Sie wußte augenscheinlich noch nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollte. „Ihr sollt mich kennen lernen!“ brummte er vor sich hin.

Der Beauftragte des Grafen führte ihn in sein Amt ein. „Mein lieber Herr Menzel!“ sagte er, „Sie werden einen schweren Stand haben. Das Volk ist unterwürdig, aber hinterlistig. Sie betrachten es noch als ihr gutes Recht, den Wald zu plündern. Und ein paar Wilddiebe sollen wir auch haben. Zu einer Büchse reicht's ja zwar bei den Wenigsten, aber die Schurken legen Schlingen. Da werden wir also gründlich aufzuräumen müssen. Und da hilft nichts als die unerbittlichste Strenge. Sie sind der Herr, — haben Sie sich um keinen sonst zu kümmern. Wie der Wald aussieht, werden Sie ja sehen. Leben Sie sich hier nur erst ein. Ihre Gehülsen kommen in acht Tagen: ein Deutscher, ein Pole. Und zum Frühjahr werden wir wohl stark schlagen müssen. Also unerbittlich, Herr Förster!“

Menzel dachte an die abgerissenen Kette und lachte grimmig. „Daran soll's nicht fehlen, Herr! Aber ich kann wenig polnisch.“

„Garnichts?“

„Hab' ich nicht gesagt. Nur wenig.“

„Ah bah, wird alles gehen. Und wenn Sie die Hunde den Stod riechen lassen, verstehen sie auch Deutsch. So weit sind wir ja nicht von der Grenze. Außerdem sag' ich Ihnen ja: ein polnischer Gehülse kommt auch. Also abgemacht! Ich empfehle mich Ihnen.“

Menzel legte die Hand an die Mütze. „Noch Eins, Herr —“

Der Bevollmächtigte drehte sich um.

„Sind die Leute hier abhängig vom Grafen?“

„Zum Theil wenigstens. Deshalb?“

„Um, — wär' es nicht vielleicht gut, wenn ihnen von vornherein erklärt würde, was sie zu thun und zu lassen hätten, daß es so nicht weiterginge und daß sie sich scharfen Strafen aussetzen?“

Der Bevollmächtigte lächelte. „Reinen Sie wirklich, es nützt etwas?“

„Sonst würde ich's nicht vorschlagen. Jedenfalls hat keiner mehr die Ausrede, er hätte von den Verordnungen nichts gewußt. Außerdem: Die Leute kennen den Herrn Bevollmächtigten.“

„Verstehe, verstehe. Wenn Sie meinen, Herr Förster, — mir kann's recht sein. Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?“

Menzel strich sich den Bart. „Ich geh' vorhin durchs Dorf und sah, daß die Leute große, gesunde Kette abgerissen hatten. Lassen Sie in meinem Beisein eine gräßliche Verordnung verlesen, daß alles Reifighammeln, Beerenlesen und dergleichen meiner vorherigen Erlaubniß bedarf, daß Holzfrevel und Wilddieberei aufs allerstrengste bestraft und das nächste Gericht über den Schuldigen aburtheilt wird. Dadurch lernen mich die Leute gleich kennen. Wie weit ist die Stadt?“

Der Petersburger warf den Rest seiner Cigarette fort. „Neben eine Stunde Wegs. Sie greifen gut zu, Herr Förster! Teufel ja! Hoffentlich hilft es was. Ich werde die Verordnung nieder schreiben und sie heute Nachmittag verlesen lassen. Wollen Sie sich gegen drei bei mir einfinden? Adieu!“

Förster Menzel schwenkte in den Wald ein. Er ging über eine Stunde, und immer finstere wurde seine Stirn. Hier dieselbe heillose Wirthschaft wie im „Dorf“. Das Unterholz viel zu dicht, — es nahm den Stämmen in seiner üppigen Wucherung allen Saft weg. Eine Sünde und Schande!

Großend lehnte er um, und doch wieder nicht ganz unzufrieden. Arbeit gab's hier wenigstens, viel Arbeit. Tagelang konnte er hier im Walde liegen, und das sollte seine Lust sein. Wenn er den Wald nicht hätte! Lieber nicht leben!

Seine Tochter zog gerade einen schweren Reisetorb in das große Mittelzimmer des Erdgeschosses.

„Hab' Hunger, Marie!“

Sie ging in die Küche und holte ihm Brod und Butter. Er nahm inzwischen mechanisch einen kleinen zusammengeknähten Leinwandbeutel, der unter den anderen Sachen lag, empor. Als er ihn aufzog, war Sand darin.

„Spielt wohl noch?“ brummte er und setzte sich.

Sie sah erst jetzt, was er in der Hand hielt. Einen Augenblick ward sie roth. Aber sie antwortete nicht.

„He?“

Da richtete es sich beinahe wie ein heimlicher Trost in ihr auf. „Von Mutters Grab!“ sagte sie.

Der große Jagdhund hatte sich gähnend vor die Füße seines Herrn gelegt.

Er stöh heulend unter einem Fußtritt.

Es sah Nachmittags etwas komisch aus, und der Petersburger, der Bevollmächtigte des Grafen, hatte ein spöttisches Lächeln um den Mund. Sie hatten das Dorf-Factotum, das die Botengänge besorgte und, wenn's sein mußte, auch Büttel und Nachtwächter spielte, sich hergenommen, hatten die Verordnung in polnischer Sprache aufgelegt und den braven Mann so lange buchstabiren lassen, bis er sie stehend herunterlesen konnte. Dann schritten die drei ins „Dorf“. Förster Menzel in seiner neuen Uniform, der Bevollmächtigte mit hochgelapptem Rocktragen. Es war windig. Und vor dem Krüge, wo die Wärendführer Halt machten, blieb der kleine Trupp stehen. Die Amtsglocke ward geläutet.

Halloh, das war ein Aufstand! Die Kinder schrieen, schmierige alte Weiber stürzten auf die Straße, die Mädchen wifchten sich die Hände an der Schürze ab und sprangen hinzu. Nur die Männer kamen langsam und hielten sich etwas im Hintergrund. Sie wollten sich wohl nichts vergeben.

So erfolgte die Verlesung. Förster Menzel ließ seinen Blick ernst und streng über die Leute schweifen. Sie hörten nur halb auf die Worte und klopten ihn an. Aber sie hielten seinem Auge nicht stand. Die Gesichter senkten sich gleich, und von unten auf sahen sie zu ihm herüber.

Die Verordnung war zu Ende. Sie drohte jedem Uebertreter die strengsten Strafen an.

Die Arien der Umstehenden waren theils finster, theils ungläubig. In der letzten Reihe stand ein Bursche von vielleicht vierundzwanzig Jahren. Er allein hatte laut und höhlich dazwischengelacht. Er allein schlug vor dem Förster den Blick nicht nieder. Jetzt schrie er dem Büttel, der würdig seinen Bogen zusammenfaltete, ein polnisches Wort entgegen.

Der Bevollmächtigte sah scharf zu ihm hin.

„Was hat er gesagt?“ fragte Menzel leise.

Der Gefragte zuckte die Achseln: „Danke schön!“

„Hören Sie, Herr,“ gab der Förster zurück, und das Blut schoß ihm zu Kopfe — „fragen Sie nach vier Wochen wieder. Er soll sich nicht mehr bedanken!“

Vor dem Blicke trat der Petersburger einen Schritt seitwärts. „Alle Wetter!“ dachte er. „Wenn der's nicht schafft, schafft's keiner!“ Dann verabschiedete er sich. Er fuhr morgen in aller Frühe nach der Hauptstadt zurück.

Menzel begleitete das Dorf-Factotum noch eine kleine Strecke, um sich bei ihm nach dem Namen des Burschen zu erkundigen. Stefan Pludjinski hieß er. Er war der Böseste von allen.

Vovon er und seine Mutter lebten, war niemandem recht bekannt, das heißt: niemandem officiell. Es verlautete hier und da, er lege Schlingen, und der Wildprethändler in der Stadt sei sein guter Freund. Auch ein Gewehr solle er haben. Und wenn nachts ein Schuß fiel, hieß es: Stefan hat Hunger! —

Es gab also wirklich für den neuen Förster viel Arbeit. Von früh bis spät lag er im Walde, — erimal, um sich über alles zu orientiren, was im Frühjahr vorgenommen werden mußte. Zu Hause war es ungemüthlich. Die vielen leeren Räume, die Kisten und Kasten, die noch nicht standen, wo sie hingehörten, die kalten Wände und das Uneingewohnte, — nein, da war's trotz des nebligen Wetters im Walde besser.

Sollte er dabeistehen, wenn Marie aufräumte? Er wußte, dann war's so: Sie sprach nicht; er sprach nicht. Wollte er was, so holte sie's und stellte es ihm hin. Stumm, ruhig, wie's ihre Art war. Sie ging fogar leise, und dann dröhnte sein Schritt doppelt laut. Wessen Schuld war's, daß kein Sonnenschein im Hause war?

Er fluchte vor sich hin. Er sagte sich zum hundertsten Male, daß es früher, zu Lebzeiten seiner Frau, ja auch nicht viel besser gewesen sei, aber doch wenigstens etwas. Er konnte es eben nicht ertragen, wenn die Weiber flennten, oder gar, wenn sie herumliefen wie das lebendige Leiden Christi, ohne jeden vernünftigen Grund, — Kreuzmillionen ja! — da sollte einer ruhig bleiben!

Er sah seine Frau: blaßes Gesicht, ewige Leidensmienen, als ob er der leidhaftige Satan sei, gegen den nur Resignation half. Der Junge war gestorben, der das Haus hell machte, — das hatte er Gott nicht verziehen. Und das Mädel verzog er ihr nicht. Aber nicht deshalb ward er so wild, so grob und schlimm, wie er war. Sondern weil sie ihn langsam zur Verzweiflung brachte. Wie ein Wort des Widerspruches, immer sanft, zitternd, furchtlos, immer eine geheime Anklage in den Augen. Gegen wen? Nun, gegen wen anders als ihn, die Teufelsbrut, den Satan, den Tyrannen. Hinein in den Wald mit ihm, wo er am tiefsten war!

Und sein Mädel, das jetzt groß geworden war? Pah, sein Mädel! Wieder derselbe Schlag. Sie verehrte ihre Mutter wie eine Heilige, und er selbst, — na ja, es sollte ihn wundern, wenn er nicht auch der leidhaftige Gottseibeiuns für sie war, der das zarte Wesen, die Mutter, früh ins Grab gebracht. Da sollte es nun behaglich sein im Hause! Da sollte er den geheimen Groll, diese innere, fressende Wuth auf sich selbst, auf die anderen los werden!

Wenn nur die Burschen erst kämen! Wenigstens etwas mehr Leben im Hause. Und wenn's nur soviel war, daß man abends, — o die schrecklichen Winterabende, die bevorstünden! — Karten spielen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Kochdruck verboten.

Zaunfönig.

Novelle von M. Tamms.

(4. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen traf man sich auf dem Calvarienberge. Maria's freundliches Entgegenkommen und Josepha's sonnige Wärme brachten bald zwischen allen Theilen einen ungezwungenen Verkehr zu Wege, der sich, nachdem man angesichts der köstlichen Natur ein Stündlein mitfammen verplaudert hatte, rasch zur Herzlichkeit steigerte.

Mannigfache, durch Jnga's häufige Reisen begründete, persönliche Berührungspunkte, alte gemeinsame Johannisthaler Erinnerungen, und das, — wohl jedem bekannte, — Gefühl der Freude, in der Fremde unverhofft vertrauten Gesichtern zu begegnen: diese drei Faktoren vereinten sich, um dem heutigen Zusammentreffen bald genug den Stempel gegenseitiger Freundschaftlichkeit aufzudrücken. Und zu dem allen gefellte sich, wie gesagt, der wunderbare Morgen. Jnga konnte ihre Augen nicht abwenden von dem paradiesischen Fleckchen Erde, das zu ihren Füßen ausgebreitet war. Als Abfluß-Coulissen die gegenüberliegenden grünen Berge mit ihren Licht-umzitterten Burgen, — davor, wie ein schnurrendes Käpchen in eitel Sonne und Behagen zusammengeknäult, die Schlaraffenstadt Bozen, von Weinlauben umrankt und Lorbeer-begrenzt, — ganz im Vordergrund das Flußbett der schäumenden Eisad, und links, in Duft und Zauber, wie in ein Feenleid gehüllt, die ragenden Dolomiten!

Jnga war so wunschlos und erdbefreit, wie lange nicht. Sie ließ die übrigen schwagen, verließ leise die Bank vor der Kapelle und trat, die schwere umgehend, bis zum Blumen-bestreuten Grün des Abhangs vor. Ihre Sinne verloren sich in die Weite. Die Seele spannte ihre Flügel und trug sie über Raum und Zeit. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, was über sie gekommen war. Eine süße, wesentlose Sehnsucht ergriff Besitz von ihr, — sie dehnte die Arme und schloß die Augen. Aber dann schreckte sie zusammen. Ein Geräusch weckte sie. Sie wandte sich. Neben ihr stand Joachim von Deutsche.

Im ersten Moment fühlte sie etwas wie Haß gegen ihn, dem sich soeben ahnungslos ihr Inneres entschleierte hatte. „Was wollen Sie?“ fragte sie mit bebenden Lippen. „Sie etwas fragen!“ antwortete er ebenso knapp. „Und das wäre?“

Er trat einen kleinen Schritt vor und lehnte sich gegen die Brüstung. „Ihre Tochter machte Sie gestern Abend sofort im Saale auf uns aufmerksam?“

Jnga nickte. „Und Sie gingen trotzdem weiter? War ich nach all' den Jahren nicht einmal eines Grußes werth?“

Sie bückte sich nach einer Glodenblume. „Ich war müde!“ sagte sie leise. „Zu müde, um alte Bekanntschaft mit einem einzigen Blick zu erneuern?“

Hastig warf sie die Blume fort. „Wie konnte ich wissen, —“ begann sie verlegen — „daß ich Sie wiedererkennen würde?“ vollendete er schnell ihren Satz. „Nicht wahr, das beabsichtigten Sie zu sagen? Aber die Lüge will nicht über Ihre Lippen. Denn Sie wissen ganz genau, ja, ganz genau, gnädige Frau, daß ich Sie unter Tausenden herauserkennen würde!“

Seine Stimme klang völlig kühl. Aber seine Augen brannten. Jnga war blaß geworden. „Ich weiß nicht, womit ich Ihre inquisitorischen Fragen verdient habe!“ stammelte sie hilflos.

Er beugte sich tiefer, bis seine Blicke unter ihre halbgeöffneten Lider drangen. „Das ist die zweite Unwahrheit, gnädige Frau!“ sagte er gedämpft. „Wenn Sie zurückdenken an frühere Zeiten, wissen Sie auch das!“

Jnga hob die Augen. Eine schüchterne Bitte lag darin. „Fragen Sie nicht weiter, Herr von Deutsche!“ sagte sie bekommen. „Lassen Sie uns wieder zu unserer Gesellschaft gehen, bitte!“

Schweigend gehorchte er. Aber ein Lächeln lag um seine Lippen. Sie fanden die anderen schon Aufbruch-bereit. Nur Josepha stand noch, vertieft in das Calvarien-Bild, hinter der Kapelle. Joachim näherte sich ihr. Da sah er, daß Thränen ihr Auge verschleierten. Aber sie trocknete sie schnell.

„Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr von Deutsche!“ sagte sie leise. „Ich möchte Sie etwas fragen, was Mama nicht hören darf.“

Er lachte. „So große Geheimnisse, Fräulein Zaunfönig?“

„Ach, nichts Schlimmes! Es ist nur, —“ sie wies auf das hölzerne Schnitzwerk, welches, anschaulicher und geschickter als die anderen Stationsbilder, die Grablegung des Herrn in kindlicher Farbentönung vor Augen führte, — „daß ich mich gar nicht von dem einen Jünger dahinten loszureißen vermag. Jener mit den dunkeln Haaren. Genau so sah Papa aus, ganz gerade so! Vielleicht ein bißchen größer, aber dieselben Augen, — finden Sie nicht auch?“

Joachim fand dies nicht im geringsten. Aber er ehrte die kindlich verklärende Illusion und sagte nur: „Das war's, was Ihre Mutter nicht hören sollte?“

Josepha nickte. „Sie würde traurig werden! Und ich versprach ihm in seiner letzten Stunde, ihr alles fern zu halten, was sie unglücklich machen könnte.“

Einen Augenblick schwieg sie. Dann setzte sie ganz leise hinzu: „Er hatte sie sehr lieb. Der arme Papa! Und sie ihn auch.“

Der freundige Schein in Joachim's Augen erlosch unter ihren letzten Worten. Finster saß schweiften sie zu den Vorangehenden ab.

„Wissen Sie das so genau?“ fragte er rauh, während sich seine Finger fester um den Stocknaus drückten. Josepha sah ihn verwundert an. „Was?“ meinte sie ein wenig befremdet. Er begann sich noch zur rechten Zeit.

„Daß Ihr Vater so zu beklagen ist, wie Sie soeben sagten,“ lenkte er ein.

„Ich weiß es nicht,“ meinte sie nachdenklich, während sie an seiner Seite abwärts schritt. „Es muß schwer sein, zu sterben, wenn man glücklich ist. Mir ist das früher gar nicht so klar geworden. Aber heute, —“ sie erröthete und strahlte ihn mit ihren schönen Augen an, — „Sie müssen nämlich wissen, Herr von Deutsche, daß ich heute ganz schrecklich glücklich bin!“

Wider Willen mußte er lächeln. „So, sind Sie?“ sagte er freundlich. „Ja, — und warum? Fragen Sie gar nicht? Nun, so will ich großmüthig sein und die Antwort auch ungebeten liefern. Weil ich wieder einmal, ganz wie in alten Zeiten, neben Ihnen einhergehen darf. Nach all' den Jahren! Und dabei vergesse ich, daß ich inzwischen ein erwachsenes Mädchen geworden bin, werde wieder klein und sitzjam und bescheiden, und gucke Ihnen gehorjam nach den Augen, um daraus allerhöchst Ihre gebieterischen Willen zu lesen, wie damals!“

Sie lachte, — ein zitterndes, glückliches Lachen. Joachim wurden die Wimpern feucht. „Mein kleiner Kamerad!“ sagte er sanft und ließ die Blicke auf ihr ruhen.

Sie erröthete noch tiefer. Ihr Herz begann zu flattern, wie eben nur das Herz eines gefangenen, kleinen Zaunfönigs flattern kann. Ob sie in diesen Augenblicken wirklich ganz in der Rolle des neunjährigen Kindes steckte? Da sie es sagte, muß man es wohl glauben.

An der Eisad-Brücke trennte sich die Gesellschaft, nicht, ohne daß Maria noch einmal ihrem Bedauern über die Kürze des beiderseitigen Zusammentreffens Ausdruck gegeben hätte. Denn morgen, mit dem frühesten Zuge, beabsichtigten Lehnerts und Regierungsrath von Deutsche über Mori nach Riva weiter zu fahren, während Jnga und Josepha, welche auf dem Heimwege von Italien waren, noch weitere vierundzwanzig Stunden zu verweilen gedachten.

„Wie gern ich unsere Abreise verzögerte, um mich Ihrer morgigen Mendel-Partie anzuschließen, kann ich gar nicht sagen, liebe Frau Wohlbrück!“ versicherte die junge Frau. „Aber der leidige Urlaub, — die Zeit ist uns beklagenswerthen Officiers-Familien immer so grausam kurz bemessen!“

„Und die Kinder schreien nach Brod!“ fügte Rittmeister von Lehnert hinzu. „Besonders, da sie der Obhut Ihrer Frau Schwiegermutter übergeben sind!“ lachte Jnga.

„Aber nicht wahr,“ fuhr Maria fort, „heute Nachmittag bleiben wir hübsch zusammen? Sie kommen mit uns zum Kuntelstein?“

Wie von ungefähr begegnete Jnga Joachim's Blick. Sie setzte schnell den ihren. „Ich für meine Person nicht,“ sagte sie hastig. „Ich muß meinem Hausverwalter schreiben, daß er uns in den nächsten Tagen in Johannisthal erwarten soll. Morgen komme ich so wie so nicht dazu, weil wir auf den Wendelpaß fahren, und der Brief hat Eile. Aber wenn Josepha sich Ihnen anschließen darf —“

Maria nickte dem jungen Mädchen herzlich zu. „Aber gewiß, — mit Freuden!“

So geschah's denn, daß am Nachmittag Josepha allein mit den drei Freunden den Weg zur Kuntelsteinburg emporstieg, — vorbei an der rauschenden Talser mit ihrem umbrandeten Steingeröll und den Marterln am Felsgeflüß der schmalen Uferstraße, von dem aus die Edelkastanie ihre stacheligen Früchte verschwenderisch auf den Weg streut.

Drüben, von sonniger Höhe, grüßt der Ravenstein auf die bescheidene Niedburg im Sarnthal hinunter, wie wohl ein Herrscher seinem Vasallen huldvollen Gruß entbietet. Aber auch er muß seinen Nacken beugen. Denn höher und majestätischer als das Wäldchen der Vorberge steigt der Rosengarten himmelan, und über seinen Zinnen liegt das Sonnengold, wie die Krone auf Kaiserkrönen.

Als bei einer Wegbiegung der ehrwürdige Kuntelstein massig vom Felsen herabdräunte, erwachte Josepha's Kletter-Passion. Als Erste sprang sie den steilen Fels hinan, und erst der Frieden des Burghofes mit seinen hallenden Rundgängen und dem mächtigen Gequader der Schloßruine hemmte ihren Uebermuth.

Während Rittmeisters, — bei aller auch auf sie kräftig einwirkenden Poesie der Umgebung des beherzigungswürdigen Spruches eingedenk, daß eine Ergrüßung zur rechten Zeit, Leib und Seele zusammenhält, — sich bei einer Offenen „Kalterersee“ und einer Portion saftigen Schinkens für die Mühsal des Berges entschädigten, trat sie an Joachim's Seite auf die Zugbrücke hinaus.

Tief unter ihr lag das Sarnthal. Den Saumpfad entlang zogen gepackte Maultsel, — fuhrten die Wagen, — wandelten die Menschen. Ein Posthorn klang, und von Gries herüber läuteten die Glocken.

So rein ging die Luft hier oben, und so jungfräulich herb. Josepha war's, als raunten, — ganz leise, — ganz geheimnißvoll, — Geisterstimmen früherer Jahrhunderte durch das Epheugeflüster des Burghofs.

„Wer weiß,“ sagte sie sinnend, „wer einst an dieser selben Stelle gestanden haben mag, auf der ich Kind des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts jetzt stehe! Vielleicht eine schöne Burgfrau mit Haube und Grehdentaſche!“ Sie lachte. „Es klingt kindisch, aber ich möchte die Rollen mit ihr tauschen!“

Er stimmte in ihren Scherz ein. „Doffentlich aber doch nur, wenn ich mich entschloße, an Ihrer Seite den verwünschten Prinzen zu spielen!“ neckte er. Die Worte trieben dem Mädchen das Blut ins Gesicht. Und plötzlich, wie der Webstuhl der Gedanken oft wunderbar krause Bilder durch einander wirft, trat ihr ein Abend aus ferner Vergangenheit vor die Seele, an dem sie, ein verwahrlohtes, neunzehnjähriges Ding, so stolz an seiner Hand die dunkle Straße von seinem bis zu ihrem Hause hinabgewandert war. O, ganz genau noch entsann sie sich ihrer damaligen Gefühle. Wie ein Prinz im Märchen war er ihr erschienen, und sie sich so unbeschreiblich groß, wie eine Prinzessin. Damals war ihr Kinderherz überstehend vor Glück, — — und heute?

Sie drückte die Hände vor den Mund, um nicht aufzuschreien vor Jubel und Seligkeit. — Erst mit sinkendem Abend kamen die vier Spaziergänger nach Bozen zurück.

Vor dem Hotel am Johannsplatz, unter den ausgepantten Mäntelschirmen der elektrischen Lampen, wandelte eine weibliche Gestalt. Joachim erkannte sie sofort, als er vom Obstmart her mit den übrigen auf den Platz bog. Jnga war's. Sie

trug ein helles Kleid, und ihr wunderschöner Kopf war strahlend von den Lichtmassen beschienen.

„Ich warte schon ein Weilchen hier,“ rief sie den Bekannten entgegen, „weil ich Ihnen noch Lebewohl sagen will, bevor ich zur Ruhe gehe. Morgen früh bei Thau und Tage saltem Josepha und ich ja bereits in die Berge hinein, und woher findet sich wohl so leicht Gelegenheit zum Abschied.“

Sie sprach hastig, und hastig streckte sie Maria und Lehnert die Hand mit den schlanken, weißen Fingern entgegen. Der Regierungsrath war bei ihren Worten etwas zur Seite in den Schatten getreten. So war die Entfernung zwischen ihnen zum Händeschütteln zu groß, und sie begnügte sich mit einem flüchtigen Gruß.

Josepha erröthete bis ins tiefste Herz hinein. Vor all' der Wärme des Augenblicks hatte sie mit keinem Gedanken an die Trennung gedacht. Nun folgte sie bekommen dem Beispiel der Mutter.

Als die Reihe des Abschiednehmens an Joachim kam, ließ sie sich nicht länger. „Wirklich,“ stammelte sie, „soll das ganze schöne Wiedersehen nun schon vorbei sein?“ Und dabei standen ihre Augen voll Thränen.

In Joachim's Gesicht zeigte sich ein seltsamer Zug. „Wenn die Damen morgen einen freien Wagenplatz für mich hätten, — ich reise noch nicht!“ sagte er in seiner knappen Art. Dabei schaute er an der freudig überraschten Josepha vorbei fest zu Jnga hinüber. Unter dem gebieterischen Zwang seiner Augen hob sie den Blick. Sekundenlang sahen sie sich an. Sein dunkles Gesicht leuchtete auf. Ueber ihre schlanke Gestalt ging ein Zittern.

„Ach, wie herrlich!“ jubelte Zaunfönig auf. Maria's Blick schweifte vielfach zum Gatten hinüber. Bevor aber noch Jnga die Lippen zu einer Antwort öffnete, neigte Joachim sich vor ihr, tief, wie vor einer Fürstin, und verließ mit schnellen Schritten die Gruppe. —

„Fritz!“ sagte Frau von Lehnert am Spätabend in ihrem Zimmer, als sie, vor dem Spiegel sitzend, die blonden Haare focht. „Fritz — merkst Du was?“

Der Rittmeister, schon im Bette, blickte von seiner Zeitung auf. „Om, wie so?“ brumnte er.

„Zaunfönig und Joachim! Mein Gott, ihr Männer seid doch zu einfältig! Ihr seht nicht, wenn's brennt, bis Euch der Schnurrbart unter der Nase verengelt!“

„Nein, wirklich?“ meinte Fritz bewundernd. „Ja, wer könnte es auch in der Menschenkenntniß mit so einer geschickten Frau aufnehmen, wie Du bist!“

„Na, allzuviel Klugheit gehörte eigentlich heute Abend nicht dazu,“ sagte Maria, trotz allem geschmeichelt. „Das konnte ein Blinder mit dem Stode fühlen. Josepha bittet, — jetzt wird der ganze Reiseplan umgestoßen! Und das bei einem Mann von so eisernen Entschlüssen, wie Joachim! Na, wie kann's recht sein, ich habe das warmberzige, kleine Wäldchen vom ersten Moment an gern gehabt. Sei doch nicht so ein Vär, Fritz — freu' Dich mit mir! Und was für eine neue Schwiegermutter der Junge mit auf den Weg bekommt!“

Der Rittmeister lachte, — lachte so lange, bis ihm die bitteren Thränen auf's Nachthemd tropften.

„Komm' einmal her, Maus!“ rief er, „laß' Dir sagen, — er nahm ihr Gesicht in beide Hände und küßte sie auf den rothen Mund, — „laß' Dir sagen, mein Engel, — — daß ich noch nie in meinem Leben eine so dumme, kleine Gans gesehen habe, wie Dich!“

Am nächsten Morgen, ganz in der Frühe, reisten Lehnert's etc. Gleich darauf fuhren Wohlbrück's und der Regierungsrath zum Wendelpaß.

Josepha hatte, ihrer Meternatur getreu, die Mutter so lange mit Bitten bestürmt, bis diese ihrer Passion für wandernde Sitze nachgab und sie auf den Bod' klinken ließ.

Da sah sie denn nun, schlug innerlich vor Uebermuth vor und hinten aus, machte Wippen mit dem Kutscher, entließ ihm die Peitsche, knallte in die Luft, nickte allen Leuten am Wege zu, warf in den Dörfern rechts und links Anblicke durch die Fenster, drehte alle fünf Minuten das strahlende Gesicht nach den beiden Zulassen des Wagens, grübelte unerschüchter über der bedauerlichen Thatsache, daß ihre geliebte Maasi, die doch noch gar nicht alt war, niemals im Leben wieder so glücklich sein sollte, wie sie, — und über der Befehlgebenden, daß „er“ auf ihre Bitte hin geliebt war: kurz, gebildet sich mit einem Wort wie jemand, der ein großes Glück sicher mit sich herum trägt.

Unterdesen lehnte ihre bemitleidete Mutter in den Rücken und blickte mit halb geschlossenen Augen in die sonnige Welt hinaus, ohne doch von ihrer Zauberförmigkeit viel bewußte Gedrücke zu empfangen.

Neben ihr saß Joachim. Anfänglich waren beide einsilbig genug. Nur, daß er zu Beginn mit gedämpfter Stimme meinte: „Es fährt sich schön in den Morgen — zu Zweien!“ und, daß sie nach einer langen Pause äußerte: „Wenn Sie die Sonne blendet, — mein Schirm ist groß genug für uns beide!“

Aber als er daraufhin, den angebotenen Schutz zu genießen, ihr näher rückte, zuckte sie zusammen, und der en-tout-ais wäre ihr entglitten, wenn Joachim ihn nicht gehalten hätte. Dabei trafen sich ihre Hände; secundenlang griffen seine Finger über die ihren. Sie wurde blaß dabei, und ihm hob sich die Brust, als habe er zu schnell einen Berg erstiegen.

Nach diesen verunglückten Gesprächsversuchen schwiegen sie, — lange!

Josepha begann, sich darüber zu wundern. Sie beugte sich neugierig zum Wagen herab. „Schlofen's, Herrschaften?“ neckte sie.

Jnga richtete sich hastig empor. Und nun fing sie mit großer Lebhaftigkeit zu plaudern an. Die Häuser und Wäldchenbilder am Wege, — Eppan's Nebengänge mit ihrem Händchenpiel zwischen Licht und Schatten, — die Burgen an der Bergeshalbe, — Kallern mit seinem Märchen, — das Ziergeröll der Moränen, — jede Kurve des himmelanstiegender Weges: alles diente ihr als Unterhaltungsstoff.

Schade um Dich, Du urwüchsiges, ungekünstelt liebliches Fleckchen Tirol's, daß Du dich dergestalt zum zahmen Eselso-Tiroler machen lassen mußtest!

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knappen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direkt zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat erzeugen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Thematata zurückzukommen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer“ keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Heftes. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgeschickt werden, noch vermag die Redaktion die Gründe der Ablehnung auseinander zu setzen. — Bezugsquellen der im „Leserkreise“ beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise“ angegeben. Die Red.

Wachdruck auch im einzelnen unterfragt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Zur Schönheitspflege. — Rote Flecken in der Gesichtshaut, besonders auf der Nase und an den unteren Wangenteilen, auch entzündete Hautbrüschchen, sogenannte Finnen und Pickeln, oder reichliche Absonderung des Hauttalg mit häufiger Verstopfung ihrer Ausführungsgänge, deren talgartiger Inhalt, durch Staub an den Spitzen schwarz gefärbt, die Mitesser darstellt, sind in der Regel Zeichen, daß irgend etwas im Körperhaushalt in Unordnung ist. Die alte Bezeichnung von „Unreinigkeiten oder Schärpen im Blute“ ist heute bei den Ärzten mit Recht verpönt, denn darunter kann man sich alles Mögliche oder auch gar nichts vorstellen, und wenn man die vermeinten Schärpen durch Kräutertee, Abführmittel u. dgl. mehr bekämpfen wollte, so kämpfte man in Dunkel und richtete oft mehr Schaden an, als das Uebel, das beseitigt werden soll.

Und doch ist es nicht ganz Unrecht, daß gewisse unregelmäßige Störungen im Verdauungs-Kanal, wo sich neben den, oder statt der normalen Veränderungen der genossenen Speisen und Getränke Fäulnisvorgänge bilden, deren Ergüsse theilweise in das Blut übergehen und sogenannte Selbstvergiftung hervorbringen, nicht nur Hautunreinheiten, sondern auch schlechtes Befinden, Schwindel, Kopfschmerzen und andere Krankheits-Erscheinungen erzeugen können. Um die Folgen solcher und anderer, vom Arzte selber oft nur mit Mühe sicher zu erkennenden Vorgänge auszuheben, ist selbstverständlich zunächst deren Ursache zu beseitigen, da sonst das Uebel, wenn es auf irgend eine Art zum Schwinden gebracht sein sollte, doch immer von neuem sich einstellen würde. Das ist natürlich Sache des Arztes, wobei die Regelung der Lebensweise die Hauptrolle spielt: was an Nahrung und Genussmitteln zu viel eingeführt wird, muß vermindert, was zu wenig, muß vermehrt werden, was



Sommerliche Reform-Unterkleidung; Combination aus Untertaille und -Rock.



Sommerliche Reform-Unterkleidung; Hemdhose aus Tricot-Stoff.

schon zubereitet oder in falscher Verbindung genossen wird, muß geändert werden. So wird bekanntlich oft zu viel, oder auch zu wenig Fleisch und Fett genossen, oder es fehlt an Gemüse, namentlich an grünen, oder es werden zuviel Mehl- und Zuckersäfte, Kartoffeln, Kuchen u. verzehrt. Gewisse Speisen bringen bei manchen Menschen unmittelbar gewisse Hautkrankheiten hervor; so die Krebsse und andere Krustenthiere den stark juckenden und brennenden Nesselausschlag; Erdbeeren erzeugen zuweilen Gürtelrose, ein ärztlicher Colleague bekam nach dem Genuß von Käse, besonders von altem, den er sehr liebte, regelmäßig Finnen im Gesichte und auf dem Rücken; andere

bestimmen nach gewissen Speisen oder zu reichlichen kulinarischen Genüssen Kopfschmerz, sogar halbseitiges, oder Migräne, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr sind. Das bleiben freilich Ausnahmen, wer aber eine solche bildet, muß selbstverständlich den verderblichen Genuß meiden, wenn er ihm nicht etwa doch höher steht, als die darauf folgende Strafe. Zu reichliche Fleischkost, sowie auch zu reichliche Pflanzenkost kann Verdauungs-Störungen nach sich ziehen, als deren Folgen können auch schlechte Gesichtsfarbe, Hautunreinigkeiten u. dgl. m. auftreten.

Das muß also geregelt, die Nahrungszufuhr in Menge und Beschaffenheit dem Nahrungsbedürfnis gemäß eingerichtet, unter Umständen auch lehteres nebst dem inneren Stoffwechsel durch Muskelthätigkeit (Wandern, Turnen, Radfahren), durch Baden, kalte Abreibungen u. a. m. gesteigert werden. Auch kann es nöthig sein, den Magen und Darm gründlich zu reinigen, die Verdauungs- Organe zu kräftiger Thätigkeit zu bringen, oder irgend welchen lästigen Erscheinungen, wie z. B. regelmäßige sich wiederholenden Kopfschmerzen, durch geeignete Mittel entgegenzutreten; man darf aber dabei niemals vergessen, daß durch die Beseitigung einzelner Folge-Erscheinungen das Uebel selbst nicht beseitigt ist, und daß manche dazu gebrauchte Mittel, namentlich die schmerzstillenden, trotz aller Versicherungen der Fabrikanten und Händler keineswegs ohne schädliche Folgen genommen werden.

Daß auch andere Absonderungen vom gesunden Zustande abweichen und dadurch theils innere Unregelmäßigkeiten verrathen, theils ihrerseits solche veranlassen, ist zu allgemein bekannt, als daß es weiter ausgeführt zu werden brauchte.

Endlich kann auch unregelmäßige Blutvertheilung im Körper, besonders gesteigerter Zufluß oder erschwerter Abfluß des Blutes zum und vom Kopfe in Veränderungen der Gesichtshaut Ausdruck finden. Bei gewohnheitsmäßig zu kalt gehaltenen Füßen z. B. kann das Blut, wie man sagt, zu Kopf steigen; oder ein enges Corset, welches tiefes Einathmen verhindert, oder enge Einbindung des Halses erschwert den Blutabfluß; je nach den sonstigen Umständen stellt sich dann rothe, bläuliche oder blaße Schwellung des Gesichts ein, worunter am meisten die Nasenspitze zu leiden pflegt. Das aufgedunsene Gesicht pflegt dann auch dicke Oberhaut zu erzeugen, die das Durchschiimmern des Blutes erschwert; nicht selten stellen sich Gesichtsschwellen ein, die Schweißdrüsen und die Talgdrüsen sonders stärker ab, wodurch ihre Ausführungsgänge erweitert werden, mit Mitessern sich füllen und der Haut das bekannte fettglänzende und poröse Aussehen geben. Auch hier sind zuerst die Ursachen zu beseitigen; die im Gesicht sich entwickelnden und bleibenden Folgen bedürfen aber noch besonderer Behandlung. Dr. Fr. Dornblüth.

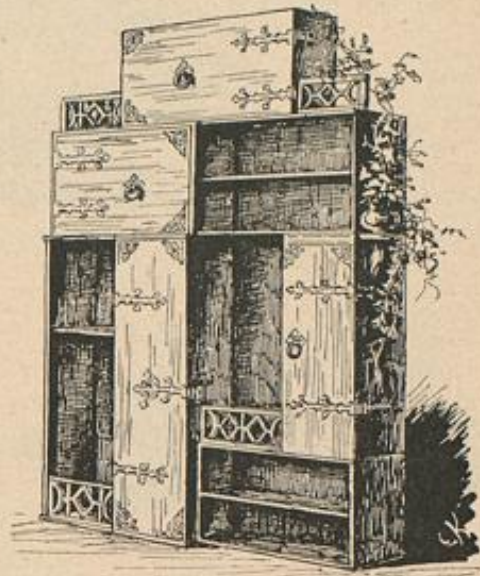
Sommerliche Reform-Unterkleidung. — Infolge der vielfachen Anregungen in diesen Blättern bin ich Mitglied des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung und begeisterte Anhängerin der Reform-Kleidung geworden. Dabei habe ich nun gefunden, daß feststehende Regeln für die Unterkleidung kaum gegeben werden können, da man zu sehr von den Witterungsverhältnissen abhängig ist. Während ich im Winter eine Combination aus kräftigem Baumwoll-Tricot trage, darüber ein Tricot-Leibchen, dem die wollebenen Rodenkleider angeknöpft werden, habe ich für die heißen Sommertage ein herrlich leichtes Tricot-Gewebe aus gezwirntem Garn gefunden, das ich meinen „Reform-Mitshweitem“ empfehlen möchte. Während das Hemd mit den daran befindlichen Veinkleidtheiten in seinen Taschen, zwei rechts, zwei links, gefircht ist, befindet sich vorn ein 18 cm langer Rag aus zierlicher Muster-Strickerei, die wie seine Spitze wirkt. 4 cm breite gewebte Spitze und 3 cm breiter gleicher Einsatz stattet, im Verein mit weißseidener Plattige, das Kleidungsstück sehr zierlich aus. Ueber der Hemdhose trägt man am besten eins der weichen Niederleibchen aus Gitterstoff und darüber eine Combination aus blusenartiger Untertaille und Unterrod. Dieselbe besteht in eleganter Ausführung aus Batist mit Valenciennes-Ein- und Aufsätzen, sowie gewebtem Durchbruch, kann aber auch aus Shirting oder hellfarbig gemustertem Organ dy hergestellt werden. Die Taille mit Rückenschluß verlangt einen 112 cm weiten, 30 cm hohen Stofftheil, an dem nur halbe Armloch-Rundungen ausge schnitten werden. Der obere, leicht eingereichte Rand wird im Zusammenhange mit den Armlochern mit doppelten, spitzbesetzten Volants umrandet, eine farbige Wandpange mit Band-Rosetten ergänzt das Armloch. Dem auf reichliche Tailleweite eingereichten unteren Rande fügt sich mittelst Durchbruchbändchens der Rodtheil an. Dieser hat 204 cm untere und 144 cm obere Weite und wird, vorn leicht, hinten voller eingereicht, in tiefen Jaden einem entsprechend ausge schnittenen runden Vunde gleichfalls mit Durchbruchbändchen angefügt. Den Rodrand begrenzt ein Einsatz, dem sich ein 12 cm breit wirkender Doppel-Volant mit je 4 cm breiter Spitze anfügt. Leichter und dabei zierlicher läßt sich wohl kaum eine Unterkleidung denken. Frau D. B. in B.

Marie A. in R. — Bei der Anwendung von Haarkräufelmitteln, welche die Haare kräufeln, ohne daß selbige

gebrannt werden, ist es immer erforderlich, daß man die Haare wickelt, nachdem man sie mit dem betreffenden Mittel befeuchtet hat. Jedenfalls ist aber das Wickeln immer dem Brennen vorzuziehen, da durch das Brennen die Haarbereitungs-Organe in empfindlichster Weise angegriffen werden, sodas in vielen Fällen starker Haarausfall (namentlich des Vorderhaares) in Erscheinung tritt. Das Ergrauen des Haares steht mit dem Brennen nicht in Zusammenhang. H. de G.

Häusliche Kunst.

Schränken aus Cigarren-Kisten. — Zuerst hat man das Papier von allen Kisten in heißem Wasser zu entfernen (in kaltem Wasser müssen sie zu lange liegen und ziehen sich infolge dessen später) und nach dem Trocknen alle Seiten mit scharfem Glasspapier zu reinigen; die Kisten werden dann, soweit es nöthig ist, an einander festgenagelt und die Querbänder mittelst kleiner Schrauben befestigt. Zu dem dargestellten Schränken wurden 6 Cigarren-Kisten verwendet, von denen zwei von gleicher Größe, die übrigen alle verschieden groß sind. Links befindet sich eine ganz große Kiste für 500 Stück, deren Deckel man halbiert. Die eine Hälfte desselben dient als (senkrechte) Querwand, die andere Hälfte als Thür. Die Rückwand für die Nische, welche sich beim Zusammenlegen der 6 Kisten bildet, sowie die Tragbrettchen u. wurden aus den Brettern einer siebenten Kiste geschnitten. Diese Hinterwand wird von rückwärts mittelst Brettchen gesichert, welche sowohl rechts und links an die Kisten, als auch an die Hinterwand selbst angeschraubt sind. Schließlich wurden auch der Länge nach hinter die vereinigten Kisten möglichst lange Cigarren-Brettchen angeschraubt, welche oben die Oesen zum Aufhängen des Schränkchens tragen; hierdurch bezweckt man, daß das Schränken mit seinem ganzen Gewicht nicht ausschließlich am oberen Kistchen hängt, sondern daß alle Kisten mit tragen. Die Galerien schneidet man mit der Laubsäge aus Cigarren-Brettchen. Vor dem Anbringen der Beschläge bestricht man alle Kisten und Brettchen mit ziemlich dunkler, stark lachhaltiger Politur. Die Charniere (vernickelt) und alle Beschläge (imitirtes Altsilber) sind von Mey & Widmayer in München (Amalienstr.) zu beziehen, in deren Katalog dieselben in Original-Größe abgebildet sind. H. v. Thörn.



Schränken aus Cigarren-Kisten.

Praktische Verwendung leerer Cigarren-Kisten. — Aus einer ziemlich großen Cigarren-Kiste habe ich kürzlich einen hübschen Behälter für die täglich getragenen Handschuhe hergestellt. Ich versah den Deckel der von Papier und Schrift befreiten Cigarren-Kiste mit kleinen Charnieren und zeichnete mit dem Brennstift auf beide Schmalseiten je einen Stern, auf die Vorderseite zwei Sterne und in der Mitte ein silbernes Blatt. Auch auf den Deckel kamen zwei Sterne; die Zwischenräume füllte ich mit einem Streumuster aus. Sterne und Blatt wurden ausgemalt, die ersteren roth, blau und braun, letzteres grün. Dann strich ich das Ganze mit Spiritus-Lack an, befestigte zwei Oesen zum Aufhängen an die Rückwand und schraubte ein Knöpfchen zum Anlassen in der Mitte des Deckels. Der hübsche Handschuh-Kasten hat seinen Platz auf dem Spiegeltisch des Vorräumchens. — Einen anderen, längeren Kasten richtete ich als Behälter für Wollknäuel ein. Auf der Vorderseite zeichnete ich mit dem Brennstift Gnome, welche Garn wickeln, während auf dem Boden ein Wienchen läuft, Wienchen fliegen auch in der Luft. Den Deckel ziert ein lustiges Bild: ein Zwerg reitet auf einer Heuschrecke, in der Hand einen Strickstrumpf schwingend und von Schmetterlingen umgaukelt. Die Schmalseiten weisen Sterne auf; das Ganze ist leicht gemalt und mit Spiritus-Lack gestrichen. Dieser Kasten steht neben meinem Nähtisch auf dem Fensterschränken, und ich finde ihn viel praktischer, als die üblichen Knäuel-säcke. Frau Dr. R.

Fürs Haus.

Neuer Salzstreuer. — Ein ebenso praktisches wie zierliches Tafelgeräth ist der neue Salzstreuer der Württembergischer Metallwaren-Fabrik, Geislingen-St. und Berlin S, Oranienstr. 139, dessen 8 cm hoher, cylindrisch geformter Behälter aus geripptem Glas mit versilbertem Nidelfuß besteht, und mit einem ebensolchen Schraubendeckel versehen ist, welcher nur zum Einfüllen des ganz trockenen Salzes abgenommen wird. Eine durch die Mitte dieses Deckels in den inneren Behälter führende, in einer vernickelten Hülse bewegliche Metallfeder mündet in einen Glasstößel, welcher die untere Oeffnung der Glasbüchse schließt, oder je nach einem leichten Druck dieselbe öffnet, um das Salz auszustreuen. Dieses zierliche Gefäß geriecht nicht nur jeder Tafel zum Schmuck, sondern empfiehlt sich auch in hygienischer Beziehung zur dauernden Sauberhaltung des darin unberührt bleibenden Salzes. A. H.

Damm's Eieruhr. — In Form einer vernickelten Werdenuhr gebaut, kann mit Hilfe dieser praktischen Uhr die abgelaufene Zeit für das Eierlocken unmöglich verfehlt werden, da das nach dem Aufsichten der Uhr eingestellte Glockenzeichen sich genau zur Zeit meldet, auf welche der Zeiger des Zifferblattes gestellt wurde und zwar für weiche Eier auf 2, für mittelweiche auf 4 und für harte auf 6. A. H.

Frucht- und Eis-Service. — Unter den vielen verschiedenen Ausführungen dieser Art, welche jede neue Saison bringt,

heben wir eine sehr geschmackvolle Fruchtschale mit dazu gehörigen Tellern hervor. Aus weichem englischen Krystallglas gefertigt, zeigen die nicht sehr tiefe, auf drei Füßen ruhende Schale, sowie die flachen Teller eine wellenförmige, etwa 2 cm breite Umrandung in mattfarbigem Fadennmuster. Für den Rand der Schalen ist entweder Mattrosa oder Blau gewählt, während für die Teller noch Mattgrün und Gelb hinzukommt. Preis der Schale Mk. 8,50, für 1 Duzend Teller Mk. 27,50.

Eisör-Service. — Das zierliche, in matten, oxydirtem Silber ausgeführte Tablet in Blattform, mit übergreifendem Stiel als Henkel, trägt die feinen Gläschen aus umspinnendem Fadenglas auf zweigartig gebogenen Untersätzen; auch diese sind mit gefällig gebogenem Henkel versehen und ruhen je auf 3 Füßen. Das „Blatt“ bietet genügend Raum für 6 Gläschen mit Untersatz. A. S.

Frau Dr. Ab. N. — Wattirte Bettdecken, deren Watte sich nach längerem Gebrauch zusammenballt, lassen sich nicht anders aufarbeiten, als durch Abtrennen der noch guten Stoffbezüge und durch Neuwattieren mit ungeleimter Watte. — Für Schafwoll-Färberei empfiehlt sich, vorausgesetzt, daß die Wolle für Strümpfe verwendet werden soll, immer Schwarz und Marineblau als am dauerhaftesten. Man bedient sich hierzu eines sehr beliebten echten Färbmittels, des Omnicolor, aus der chemischen Fabrik von Baumann in Kassel, welches in allen Farben mit der nöthigen Anleitung käuflich ist. A. S.

Mosetta. — Versuchen Sie, die Fettflecke aus dem hellen Wollkleide durch wiederholtes Abreiben mit erhitztem Kartoffelmehl zu entfernen. Man erwärmt das Kartoffelmehl in einem Köffel, schüttet es heiß auf den Fleck und reibt dann kräftig mit einem hellen Woll- oder weichen Leinenläppchen nach. E. S.

Küche.

Ein erfrischendes Getränk bereitet man, wenn man zwei Eiweiße zu festem Schnee schlägt, einen Eßlöffel voll Himbeersaft hinzufügt und dies dann mit Syphon aufschlägt. L. von V. C. G.

Champignon-Catchup. — Catchup, eine Art Vorrathssauce zum Würzen von anderen Saucen, von Pasteten, Ragouts, Braten etc. ähnlich der Maggis Suppenwürze, bereitet man auf folgende einfache und billige Weise: Man nimmt dazu große, völlig ausgebildete und bei trockenem Wetter gesammelte Champignons, die aber nicht gewaschen und gepulvt, sondern nur von Sand und Staub befreit werden. Nachdem man den untersten Theil des Stiels abgebrochen zerschneidet man sie in Stücke, die in einen irdenen Topf gelegt werden, dann streut man Salz dazwischen, und zwar rechnet man auf 8 l Champignons 300 g Salz. Den Topf deckt man gut zu und läßt ihn drei Tage stehen; jedoch müssen die Pilze dreimal täglich mit einem Kochlöffel umgerührt werden. Dann seigt man den Topf eine reichliche Stunde in einem mäßig warmen Ofen, seigt den ausgeflossenen Saft, ohne die Pilze zu drücken, durch ein grobes Tuch und kocht den Saft eine Viertelstunde, fügt jedem l dieses Saftes 7 g Biment-Gewürz, 7 g schwarze Pfefferkörner, zwei Blättchen Muskat-Nüthe, ein Prieschen gestoßenen Ingwer und 4 bis 5 ganze Nelken hinzu. Damit wird die Flüssigkeit zur Hälfte eingekocht, dann durchgeseiht, gefüllt und in kleine Fläschchen gefüllt, gut verkorkt, mit Siegellack verschlossen und an einem kühlen Ort aufbewahrt. Beim Gebrauch genügen 20 bis 25 Tropfen in die Sauce gegeben, um einen feinen, pikanten Geschmack zu erzielen. G. Sauerbed, München, Baumgärtnerstr. 24.

Sautirtes Huhn. Schnell bereitetes Zwischengericht bei unerwartetem Besuch. — Man braucht zwei junge Hühnchen, die man in je vier Stücke schneidet. Darauf zerläßt man 50 g Butter, giebt die Hühnerstücke hinein, fügt vier in Scheiben geschnittene Champignons, eine ebenso zerkleinerte Trüffel, eine kleine Zwiebel, Salz, Pfeffer und den Saft einer halben Citrone, sowie ein Glas Weißwein hinzu und dünstet die Hühner hierin 20 Minuten. In dieser Zeit rührt man aus 3 Eigelben, 35 g frischer Butter, 20 g Mehl und einem Glas Weißwein eine glatte Sauce im Wasserbade, welcher man, wenn sie gar und dick ist, die Hälfte der Hühnerbrühe zusetzt. Man streicht die fertige Sauce durch ein Sieb, nimmt die Hühnerstücke aus der Brühe, legt sie zierlich auf eine tiefe Schüssel, überfüllt sie mit der Sauce und garnirt das Ragout mit gerösteten Semmelschnitzchen. L. Holler.

Krebsringe. — Die tags vorher auf bekannte Weise gewonnene Krebsbutter, — es müssen 375 g sein, — wirt man mit 125 g Zucker, 375 g Mehl und 4 Eidottern zu einem festen Teige. Hieron formt man kleine Kränze, die man eine Minute in kochendes Wasser legt, stellt sie alsdann neben einander auf ein Blech und backt sie langsam in mittlerer Hitze gar. Darauf glacirt man sie mit einem Zuckerguß von 125 g Zucker, dem steifen Schnee von einem Ei, den man $\frac{1}{2}$ Stunde lang rührt und mit einigen Tropfen Citronensaft würzt. Die bestrichenen Kränze läßt man in dem abgekühlten Badofen 10 Minuten trocknen. Ph. Fr.

Prager Apfelstrudel. — Ein halber Liter schönen, trockenen Mehls wird mit einem nußgroßen Stück guter Butter, einem ganzen Ei und einem Eiweiß und so viel lauem Wasser vermengt, bis ein ziemlich dünner Teig daraus wird. Diesen schlägt man auf dem Nudelbrett mit den Händen so lange, bis weder auf dem Brett, noch an den Händen etwas vom Teige hängen bleibt. Währendem hat man in einem mittelgroßen Topfe Wasser zum Sieden gebracht, gießt dieses, wenn der Teig fertig abgearbeitet ist, aus, trocknet den Topf rasch aus und stürzt

ihn über den mit etwas zerlassener Butter bestrichenen Teig. In dieser Zeit schneidet man ungefähr zehn säuerliche Äpfel zu feinen Scheiben, röstet drei Weighbrode mit reichlich Butter goldgelb und mischt diese, geschnittene Mandeln, gewiegte Citronenschale, Rosinen und Zucker zu den Äpfeln. Nachdem der Teig eine halbe Stunde gerastet, zieht man ihn auf einem mit Mehl bestäubten Tischtuche aus, schneidet den dicken Teigrand ab, betropft den ausgezogenen Teig mit Butter, streut die Äpfel gleichmäßig darauf, rollt den Strudel zusammen, schiebt ihn auf ein Backblech, bestreicht ihn mit Butter und läßt ihn bei nicht zu starker Hitze backen. W. L.

Italienischer Pfannkuchen (Fleisch-Auflauf). — Eine Kalbzunge wird in Salzwasser weich gekocht, abgezogen und in feine Scheiben geschnitten, ein Kalbshirn und eine Kalbsmilch werden in Butter gedämpft und ebenfalls in Scheiben geschnitten. Gleichzeitig macht man mit Butter, Mehl und der Jungenbrühe eine helle, dickliche Sauce, fügt etwas Liebig's Fleisch-Extract, feines Gewürz, gehackte Sardellen, gebünstete Champignons und zuletzt die Fleischstücke hinzu. Nun bäckt man in der Größe der zu benutzenden Auflauf-Form zwei Pfannkuchen aus dem üblichen Teig von Mehl, Milch und Eiern, legt den einen unten in die Form, füllt das Ragout hinein, legt den zweiten Pfannkuchen darauf, gießt $\frac{1}{2}$ l saure Sahne darüber und läßt das Ganze in nicht zu heißem Bratofen eine Stunde backen. Elisabeth.



Schale zum Frucht- und Eis-Service.



Eisör-Service.

Zimmer-Einrichtung.

„Silbertischen“ statt Rippes-Ständer. — Jungen Hausfrauen, die zur Hochzeit reich mit Silber beschenkt sind, im Salon aber noch Mangel an eleganten Rippes haben und gern eine leere Stelle hübsch auszufüllen wünschen, möchte ich auf die Einrichtung eines „Silbertischens“ nach amerikanischem Muster hinweisen.

Man verwendet ein beliebiges Tischchen mit polirter oder bezogener Platte, verdeckt aber ein etwas zu lebhaft hervortretendes Muster durch ein Stück schöner dunkler Seide oder Plüsch. Dieses kann mit einer Randverzierung überhängen oder, mit der Platte abschließend, ungesäumt als Unterlage dienen. Nun hält man Umschau unter seinem Besitze, denn jedes nicht zu große, silbervoll verzierte Silbergeräth darf das Tischchen zieren. Sollte anfangs die Ausbeute nur gering sein, so bringen gütige Eltern und Freunde gewiß gern aus Oberbayern oder Norwegen originelle Ergänzungen mit. Ein großer Löffel oder ein Kuchenheber, eine Fischgabel oder dgl. möge den Mittelpunkt bilden, oder auch zwei Stück, je nach ihrer Größe. Alle Mokka-, Eis-, Salzlöffelchen, Obstmesser, Falzbeine, Schmucknadeln werden grazios herum arrangirt, eine Zuckerdose, Milchkanne, Leichter bilden mit Patenbechern den Hintergrund, und Salznapfchen, alte Schnallen, Knöpfe, Münzen, Geldtäschchen, Cigaretten-Dosen, auch eine alte goldene, verzierte Spindeluhre, Broschen etc. etc. gruppiren sich dazwischen. So hat die Bestirerin täglich Freude an ihren sonst oft lange versteckten Schätzen und kann voll Stolz jedem Besucher ihr blühendes, kostbares „Silbertischen“ zeigen. A. J.

Gärtnerei.

Arma N. Petró Biffo (Ungarn). — 1. Näheres über die Färbung der Hortensien-Blüthen finden Sie in „Aus dem Lesertische“ vom 15/10 97. — 2. Die Königs- oder Blatt-Begonie sollten Sie im Blumentisch oder am Fenster einer der Sonne nicht zu sehr ausgefegten Stube pflegen. Diese Begonie hat trotz der herrlichen, bei den verschiedenen Sorten überaus wechselvollen Blattfärbung und Zeichnung nicht sehr viel Licht nothwendig, sodah sie oft etwas vom Fenster entfernt am besten gedeiht. Die Blätter besprengen Sie nicht, da dieselben sonst fleckig werden. Im Winter werden diese Begonien mäßig gegossen und bei einer Temperatur von 10 bis 15 Grad R gehalten; sie verlieren bis zum Frühling meist mehrere, mitunter auch alle Blätter, beginnen aber, in leichte sandige Erde verpflanzt, bald wieder sehr äppig zu treiben. Im Hochsommer darf die Königs-Begonie auch an einem schattigen Platz im Freien stehen. — 3. Die Enset-Banane (Musa Ensete) gedeiht nur als ganz junge Pflanze im Blumentopf; man pflanzt sie einjährig im Sommer an einem vor Wind geschützten Platz, möglichst auf eine warme Düng-Unterlage aus; hier entwickelt sie sich dann bei reichlicher Bewässerung in wenigen Monaten zu einer Riesepflanze, die nur noch im Treibhause überwintert werden kann. Kleine Pflanzen kommen in mäßig erwärmter Stube gut durch den Winter, falls man sie mehr trocken als feucht hält und bis zum Frühling gar nicht besprengt. M. S.



Doppeltissen mit Bandverschnürung für die Stuhllehne.

M., Neuendorf. — Um Ihnen zuverlässigen Rath für die Bepflanzung der Umgebung Ihres Wasser-Bassins geben zu können, müßten wir rechtzeitig über Lage und namentlich über Höhenverhältnisse der ganzen Anlage orientirt sein. Sie wollen uns also einen sachgemäß ausgeführten Plan mit Maßstab vorlegen. Farnkräuter sind recht geeignet zur Umpflanzung des Wasser-Bassins, hierzu müßten vielmehr Bepflanzung unter den geeigneten Stauden ausgewählt werden, deren Auswahl sich nach der Größe des Bassins zu richten hätte. — Wenn Ihnen das Gras auf den Terrassen ausbrennt, können also die Mühe des Gießens zu groß ist, können wir Ihnen schwer einen Rath geben. Einen Ersatz für Rasen bieten in Staubtrocknem, der brennenden Sonne ausgefegtem Boden nur gewisse rasenbildende Fettjenne (Sedum-) oder ebenfalsche Steinbrech (Saxifraga-) Arten, wie man solche oft auf den Kirchhöfen als Einfassungs-Pflanzen verwendet findet. Die Anpflanzung größerer Flächen mit diesen Gewächsen ist ziemlich kostspielig, dafür ist aber auch die Pflanzung unvernünftig. Wir rathen Ihnen, im nächsten Jahr einen tüchtigen Landschaftsgärtner die Bepflanzung der ganzen Anlage zu übertragen. M. S.

Handarbeit.

Wie ich auf wenig kostspielige Weise meine Veranda ausstattete, möchte ich nachstehend zu Ruh und Frommen der Leserinnen dieses Blattes mittheilen. Kürzlich hatte ich eine neue Wohnung bezogen und fand zu meinem Schrecken, daß die vermehrte Anzahl von Fenstern und Thüren meinen Vorrath an noch guten Vorhängen und Gardinen vollständig aufgebraucht hatte, und eine schöne große Veranda, — für den Sommer voraussichtlich der Lieblingsaufenthalt der ganzen Familie, — noch kahl und öde aussah. Unter Rath war theuer, denn das Umzugs-Budget war fast aufgebraucht. Nun war ich seit Jahren im Besitze eines reichen, ererbten Leinwandstoffs, zu dem unter vielen sehr brauchbaren Stücken auch einige Tischdecken gehörten, die ich ihres allzu großartigen Gewebes halber niemals in Gebrauch nehmen konnte. Rasch entschlossen erfaßte ich zwei dieser sehr großen, schon stark vergilbten Tischdecken, 4 große und 8 kleine Servietten und ließ sie färben, — ein schönes Pompejanisch-Roth, — weißes Leinen nimmt je ihre Farbe an. Mit kräftigem blauen Stidgarn arbeitete ich nach einer Vorlage aus der Vipperheide'schen Sammlung ein deutscher Leinwanderei eine Borte in die Tücher, wozu ich die großen wirkungsvollen Sternstich ohne Canवास-Überlage direct in die waffelartige Musterung des Leinwandgewebes stich und in kürzester Zeit eine doppelseitige Vorderseite hergestellt hatte, welche die Längsseiten der Tücher in etwa 30 cm Breite begleitete. (Man wählt am besten ein nicht zu dichtes, aber doch zusammenhängendes Muster und recht kräftigen Arbeitsfaden.) Diese beiden bestickten Tücher ergeben, gerast und gehalten durch kräftige rothe und blaue Schnur, sehr hübsche Draperien über Thür und Fenster der Veranda. Wie bekannt, lassen sich aus Bortenmustern mit Hilfe eines Schiffsstichs ohne große Mühe Gd- und Mittelstücke gewinnen; mir diesen habe ich zunächst die 4 großen Servietten bestickt, die dann ein mit gleichem blauen Garn gefädelter, ebenfalls diesem Platte entnommener Einsatz von etwa 4 cm Breite zu einer großen Tischdecke verband. Nun fehlten nur noch einige passende Kissen für Sopha und Stühle, wofür die drei kleinen gestickten Servietten vollständig ausreichten. Kräftige Schnur umranden Decken und Kissen, und schließlich waren einige schöne Quasten zum Raffen der Draperien und an die Kissenenden das einzige, was ich kaufen mußte. Die Arbeit war nicht sehr groß und hat mir viel Freude gemacht; das ganze Arrangement sieht so behaglich und silbervoll aus, daß es allgemein bewundert wird. Gewiß befinden sich in sehr vielen Haushaltungen noch solche großen Leinentücher, wie sie unsere Großmütter in der guten alten Zeit aus selbstgespinnemem Garn weben ließen, und keine noch so praktische Hausfrau wird es für Banalitäts halten, wenn ich ihr rathe, derartige Schätze nicht gelassen zu lassen, sondern sie, falls die Gelegenheit vorhanden, auch 'mal ganz anderen Zwecken dienbar zu machen. H. L.

Doppeltissen mit Bandverschnürung für die Stuhllehne. — Das mittelste Bandverschnürung verbundene, in je zwei einzelnen Theilen je 9 zu 40 cm große Stuhltissen zeigt in seinem Nummumier eine originale Anwendung des ausgiebiglich beliebten neuen Decorations-Stichs. Auf der Vorlage sind die Wohnblumen in einem hübschen Nebelroth, die Blätter in einer tiefen Schattierung olivgrün gehalten. Die Einfassführung im äußeren Streifen wird durch aufgenähte Goldbänder markirt. Die Verschnürung der beiden Tissen ist durch das Tuch ziehen eines 3 cm breiten Seidenbandes, an dem an jedem Tissen verseht angebracht, umschürzten Leinwand gebildet. Anstatt der Plattstickeri-Regie-

ung auf Stoff ist nach Belieben auch eine andere Technik, etwa Brandmalerei auf Leder, — zu wählen. M. S.

Berücksquellen.

Reform-Unterleibung: G. Braun, Berlin 80, Sachse-Damm 5. — Frucht- und Eis-Service: F. Rabbe u. Co., Berlin W. Leipzigerstr. 123. — Damms' Eieruhr (Preis: 3,50 Mk.): Paul Rabens' Söhne, Berlin O. Stralauerstr. 28/29. — Eisör-Service: G. Kayler, Berlin W. Leipzigerstr. 124. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Lesertische“ übernimmt Frau A. Hermann, Charlottenburg, Grolmannstr. 86. Aufträge und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

(1. Fortsetzung.)

Und die Burschen kamen. Wie's der Bevollmächtigte gesagt, traten sie an, pünktlich in acht Tagen. Der eine, blond, still, freundlich und etwas gedrückt, ein Deutscher, — Peter Plath hieß er; der andere, dunkel, lustig, geschwätzig, ein bißchen dumm, — Pan Napoleon Kaczmarek aus Bielefeld, ein Pole. Förster Menzel fragte, ob sie Karten spielen. Napoleon nickte energisch, und Peter Plath wollte es jedenfalls lernen. So konnte es also gehen.

Vierzehn Tage später lag und stand im neuen Hause auch alles, wie es liegen und stehen mußte. Unermüdlich schaffend, hatte Marie es fast allein zu Wege gebracht, daß die großen Zimmer behaglich aussahen. Nur Peter Plath hatte ihr etwas geboten.

„Fräulein Marie,“ sagte er manchmal schüchtern, „Sie werden sich an dem schweren Zeug da noch verheben, und dann haben Sie's. Ich bin die Arbeit eher gewöhnt, — lassen Sie man!“

Und dann zog er seinen Rock aus und griff tüchtig mit an, daß es noch einmal so schnell ging.

Marie Menzel machte das erste Mal erstaunte Augen. So alt sie geworden, — es war ihr noch nie vorgekommen, daß sich einer so selbstlos um sie kümmerte, ihr gar Arbeit abnahm. Immer verwunderter blickte sie den linksischen Burschen an.

„Ich danke Ihnen, Herr Plath!“ sprach sie dann wohl, wenn er, — selber erfreut und roth von der Anstrengung, — seinen Rock wieder anzog. Ungeachtet wehrte er den Dank ab. Aber dadurch bildete sich zwischen den beiden ein freundlicheres Verhältnis aus, als es sonst wohl im Försterhause üblich war. Sie plauderten oft ein paar Minuten von Wetter, Wind und Gesundheitsübungen, pflegten den erkrankten Dachshund gemeinsam und kamen sich langsam näher. Nur wie auf Verabredung vermieden sie es, in Anwesenheit des Vaters etwas mehr als das Nothwendigste zu reden.

Aber wenn Peter Plath des Abends mit den beiden anderen am runden Tische saß, sich die Karten erklären ließ und seine ersten Spielversuche machte, schweifte sein Blick manchmal scheinbar nach dem Ofen zu dem stillen Mädchenscheitel hinüber, der sich auf irgend eine häusliche Arbeit beugte. Einmal ertappte Marie ihn dabei. Sie war dessen so ungewohnt, daß sie verlegen aufstand und sagte: „Wünschen Sie etwas, Herr Plath?“ Aber da wurde er ebenso verlegen wie sie, entschuldigte sich wiederholt und behauptete, es wäre nur der Wind gewesen, — sie wisse schon, — der Wind im Ofen. Der rumorte ja wieder was Ehrliches zusammen.

Aber Marie blieb, wenn auch Peter Plath nicht mehr zu ihr hinüberlief, den ganzen Abend wunderbar besungen. Und auch das war ihr in ihrem Nischenputtel-Leben noch nicht vorgekommen.

Wald schneite das Forsthaus ganz ein. Es sah wunderschön aus, wenn die Sonne mittags durchsah, in der klaren Winterluft der Rauch fast durchsichtig sich emporzog aus dem Schornstein, und wie Weihnachtsbäume die belasteten Fichten schweigend und blühend sich aufwärts streckten. Ueber die ganze Ebene hin konnte man jeden stärkeren Laut hören. Erst der Wald fing an auf. Träge stolperten die Krähen über die weiße Fläche, duckten sich nieder, hoben sich schwerfällig zum Fluge. In den Hagenpuren des Weges aber trippelten grazios die Haubenlerchen und suchten nach Körnern. Man mußte ihnen schon sehr nahekommen, ehe sie ein Stüdchen weiterflogen.

Menzel hatte sein schweres Notizbuch eingesteckt und trank, schon in Hut und Mantel, den heißen Nachmittagskaffee. Er war vormittags in der Stadt gewesen und heute noch nicht ins Meider gekommen.

Napoleon Kaczmarek und Peter Plath schneeballten sich derweil auf dem Hofe, und eben hatte der brave Pole eins weggenommen, als der Förster hinaustrat.

Er schüttelte den Kopf über die „Anderereien“.

„Alons!“ rief er den beiden zu. „Sie gehen ums Dorf herum, Plath, nach der Reihewiese, und biegen dann rechts ab durch den Grund! Sie kommen mit mir mit, Kaczmarek!“

In ein paar Minuten waren sie marschfertig. Schweigend trat der Förster, aus seiner kurzen Pfeife dampfend, dahin. Napoleon ihm zur Seite. Zweige streiften sie. Es that nichts. Ein und wieder klappte Menzel den Deckel seiner Pfeife auf und drückte den Tabak fester.

Napoleon fand es langweilig. Und als unweit ein Holzsteker ipeltelte, nahm er seine Büchse herunter.

„Fräulein Marie,“ sagte er wie entschuldigend. „Ich wollt' ich schon lange eine Feder mitbringen.“

Der Förster sah ihn erstaunt an. „aucht keine!“ brummte er.

Philosophisch suchte der Bursche die Achseln und hing sich die Büchse wieder über. Es war nichts anzufangen mit seinem Ofen. Das Leben war doch gar zu still hier.

„Versuchen Sie vielleicht nur andere damit,“ fuhr Menzel fort und dampfte dazwischen. Dann hob er den Stock und zeigte auf höchstes Gefriß.

„Muß alles weg im Frühjahr. Wird Arbeit geben.“

„Ja,“ seufzte Napoleon resignirt, „das stimmt wohl, Herr Förster.“

Sie waren wortlos wieder eine halbe Stunde gegangen, als sie Stimmen hörten. Ein Blick brachte den Hund zum Schwänzen. Als sie näher kamen, sahen sie ein paar Weiber und Kinder des Dorfes, die Holz auf Schlitten packten. Die stärkste, eine robuste Frau mit gedunsenem Gesicht war eben dabei, mit der langen Stange, die oben einen eisernen Haken trug, Kette herabzureißen.

Mit wenigen Sprüngen war Menzel zwischen ihnen und hatte die Hakenstange dem Weibe aus der Hand geschleudert.

„Jesus Maria!“ schrie sie auf und wich zurück. „Der Förster!“

„Jawohl,“ lachte Menzel ingrimmig, „der Förster! Hab' ich Euch endlich abgefaßt! Natürlich, Ihr habt gedacht: o, der ist ja in der Stadt, da können wir schon Holz holen.“

Er nahm zwei starke Aeste auf und sah nach dem Bruch, während die Weiber halb tropig und verstockt, halb scheu und furchtsam niederblickten.

„Da soll man noch Mitleid mit der Bande haben! Sehen Sie sich das nur an!“

Er warf seinem Begleiter einen Ast zu, dann trat er an die schon halb vollgepackten Schlitten.

„Es ist Reifig, Herr,“ sagte finster ein junges Weib. „Ihr seht es.“

„Hab' ich Euch gefragt?“

Er riß das Reifig herunter. Natürlich, — wohlverborgen darunter wieder starke Aeste. Auf seiner Stirn schwellen die Adern.

„Um die Ohren schlag' ich Euch das Reifig!“ brüllte er die Weiber an und schwang zitternd vor Erregung eins der schweren Stücke. „Den ganzen Wald pfländern, für Eure Schweineshälle von Stuben, — ich werd' Euch zeigen! Warum habt Ihr das ausdrückliche Verbot nicht beachtet?“

Jetzt waren sie feige und furchtsam. Nur das junge Weib antwortete: „Wir können nicht frieren, Herr!“

„Dann sucht Euch zum Teufel trodenes Reifig, aber hier? Hier die Aeste? Wo habt Ihr sie her?“

„Sie gehören nicht mir. Dort ist mein Schlitten.“

„Wo habt Ihr die Aeste her?“ schrie der Förster.

Sie schwiegen alle. Dann fing die mit dem gedunsenen Gesicht schredlich an zu schluchzen, rang die Hände, rief alle Heiligen als Zeugen an, daß sie die Aeste gefunden habe.

Menzel konnte ihren wirren, von Gestenationen begleiteten Redestrom nicht verstehen. Napoleon mußte ausschelfen.

„Gefunden also?“ höhnte der Förster dann und hielt den frischen Bruch dem Weibe unter die Nase. „Ich werd' Euch lehren, noch 'mal so etwas zu 'finden'! Und die Stange hier?“

„O, o, Pan Förster,“ stöhnte das Weib, „habt Erbarmen; die heilige Jungfrau wird Ihnen gnädig sein. Ich bin eine ehrliche Frau, fragt sie alle; die Pani Wólez ist eine ehrliche Frau, werden sie sagen. Nur die trodenen Aestchen oben wollt' ich abmachen, — es ist nicht gut für den Baum, Pan Förster, — es macht ihn —“

„Hoho,“ schrie Menzel erbittert, „wie sie für den Wald sorgt! Wartet, meine Würdige, die Belohnung soll nicht ausbleiben! Kaczmarek!“

„Herr Förster?“

„Räumt den anderen Schlitten ab! Die frischen Aeste zusammenlegen! Wir nehmen sie mit. Ebenso die Stange hier.“

Die Frau hatte seinen Blick oder seine Worte, — er hatte deutsch gesprochen, — verstanden.

„Pan!“ wimmerte sie, „Pan! Erbarmt Euch! Wenn ich ohne die Stange komme, schlägt mein Mann mich blutig, — laßt sie mir, gnädigster Herr Förster; die heilige Jungfrau —“

„Gebt sie ihr wieder, Herr,“ mischte sich von neuem das junge Weib herein, das tropig beobachtend zur Seite gestanden.

Menzel antwortete nicht. Er hatte sein Notizbuch vorgeholt.

„Name?“ fragte er.

Vor dem Aufgeschrieen-werden hatten sie alle eine heillose Angst.

„Guter Herr, lassen Sie uns gehen!“ baten sie alle durcheinander, und jede schwor bei ihrer speciellen Schutz-Patronin, es solle nicht wieder vorkommen.

„Den Namen, sag' ich,“ grollte der Förster ungeduldig. Von neuem Thränen, Beteuerungen, Bitten, aber keine Antwort. Menzel zitterte vor Ungeduld.

„Euren Namen, Raubgefindel, oder —“

„Ich heiße Woytun,“ erwiderte da eine ruhige Stimme. Das junge Weib hatte gesprochen. Es lag finster in ihren Augen.

Die übrigen weinten, schlieflich kam es stöhnend heraus.

„Und nun marsch! Wer Reifig suchen will, hat erst bei mir um Erlaubniß zu bitten. Und weh' Euch, wenn Ihr nicht gleich nach Hause fahrt!“

Die Schlitten setzten sich, von den erschrockenen Kindern gezogen, in Bewegung. Menzel und Kaczmarek schleiften die Aeste fort. Noch von weitem drangen Flüche und erregte Stimmen an ihr Ohr.

Der Förster ging voraus, ohne ein Wort zu sagen. Napoleon schleifte seine Last kopfschüttelnd hinterher. Er war etwas Philosoph und dachte im Stillen: Weshalb regt er sich so auf? Die Aeste, — nun ja, es ist eine Gemeinheit, aber sie wachsen doch nicht mehr an. Und was hat er davon? Die Leute wünschen ihn zum Teufel, er selber hat Scherereien in der Stadt, dazu trinkt er sich, wer weiß wie sehr, — es ist merkwürdig. Nun, ich sage nichts, aber wenn ich erst 'mal Förster bin!

Und von neuem schüttelte Napoleon Kaczmarek sein Haupt. Peter Plath war diesmal schneller heimgekehrt. Er stand im Hofthor, als die beiden zurückkamen.

„Nun?“ fragte Menzel.

„Alles in Ordnung, Herr Förster. Nur ein altes Weib — suchte Holz. Hab' sie laufen lassen.“

„So!“ sagte Menzel mit merkwürdigem Ton.

Dann ging er auf sein Haus zu. Aber nach zehn Schritten drehte er sich um.

„Herr Plath!“

„Ja?“

„Wenn Sie noch einmal Leute 'laufen lassen', dann muß ich leider Sie 'laufen lassen', — verstanden?“

Er machte sofort kehrt und ging. Peter Plath starrte ihm verdutzt nach.

Wenn der erste Küffel schon so ausfiel, dann konnt's wahrhaftig ja schön werden. Ueber Gott, was hatte er denn groß gethan? Die paar dürren Aestchen, die das alte Weib aufnahm, machten den Grafen gewiß nicht arm.

Er stand noch immer wie angezuckt. Dann ging er langsam zur Hausthür. Als er aufschah, schien es ihm, als ob Marie's Gesicht vom Fenster verschwände. Der Gedanke, sie könnte die Scene beobachtet haben, kränkte ihn den ganzen Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Zaunkönig.

Novelle von M. Tamms.

(Schluß.)

Nach dem Essen stieg man von der Wendelshöhe zum Penegal hinauf, Jnga, nicht ohne ihren Arm in den der Tochter zu legen, sodas Josefpha an ihrer Seite blieb.

Es war der wonnigste Herbsttag, den man sich denken kann. Die Sonne zeidmete durch das Blättergewirr allerhand Ringe und Herzen auf den moosigen Grund, als kämen ihre Pfeile direct aus Amor's Köcher; und die Bergquellen rieselten Glockenblume und Enzian heimliche Geschichten ins Ohr.

Josepha streifte sich den Hut vom Haupt. Da faßte der Höhenwind ihre Haare, hob sie von der klaren Stirn, und strich ihr kosend um die heißen Wangen.

„Da Sie mich doch schon Zaunkönig getauft haben, muß ich wie dieser frei in die Lüfte steigen!“ meinte sie zu Joachim.

Der drohte ihr scherzhaft.

„Bei so 'hochstlegenden' Plänen, Fräulein Wolfenschieber, ist manchmal auch der Fall nicht weit!“

Aber sie lachte ihn aus.

Oben fand sich die keine Gesellschaft wie in einem Frenreich. Eisriesen ringsher. So weit das Auge reichte: Gletscher um Gletscher. Nah und fern majestätische Hochlandswelt.

Gleich einem Edelweißfeld leuchtete der Benediger durch die klare Luft.

Weiterhin hob sich, mit seinen Rissen und Schränden, Zinnen und Gipfeln, ein ragender Krystallpalast in die Unendlichkeit, — das war der königliche Hohenstaern.

Und dazwischen zeigte der Glockner im Sonnengold sein schneeweißes Schleierleid.

Josepha stürzte mit hellem Zauber an das Fernglas. Hierhin, dorthin, herauf, herab, kürzer, länger schraubte und schob sie das Rohr, und wohin sie sah, entdeckte sie neue, unbeschreibliche Welten.

Derweil hatte Jnga sich, — wegemüd, — auf der Aussichtsbank niedergelassen. Ihrem Geschnad widerspreche der Tochter sichtigende Gründlichkeit, die den Dingen rückwärtslos unter die Oberfläche zu dringen verlangte. Sie zog den Schleier ungerne von den Geheimnissen der Natur, begnügte sich mit Stimmungen, wo Josepha Thatfachen forderte, — und sah auch jetzt mit dämmernem Glücksgefühl im Abendgold inmitten der Alpenwelt's-Räthsel, ohne nach deren Lösung Wunsch zu tragen.

Joachim hatte sie in ihr zierliches Mäntelchen gehüllt, denn herbe ging hier oben die Luft.

Ein Weilschen blickten sie beide, — losgelöst von Welt und Wesen, — in das weiße Paradies hinaus. Aber nur ein Weilschen. Dann wandte er sich Jnga zu.

„Ich bin ein neugieriger Mensch, gnädige Frau,“ sagte er langsam, „selbst hier kann ich das Fragen nicht lassen. Und Sie werden mir ehrlich antworten, ich weiß es!“

Jnga erröthete.

„Wie die Klage im Saß lasse ich mich denn doch nicht fangen, Herr von Deutsche!“ versuchte sie zu scherzen.

„Doch, — Sie werden!“ meinte er bestimmt. „Es ist ja wenig, was ich fordere. Nur, daß ich wissen möchte, was Sie dachten, als ich den Entschluß aussprach, noch zu bleiben. Gesagt haben Sie mir gestern kein Sterbenswort!“

Sie schaute auf ihren Kragen herab und nestelte an den Knöpfen.

„Josepha sprach ja für uns beide,“ meinte sie leichtsin.

„Sie werden mich unbescheiden schelten, doch das genügt mir nicht.“

Sie lachte.

„Wenn Sie denn wünschen: es war sehr gültig von Ihnen, zwei einsamen Damen Zeit und Gesellschaft zu opfern!“

Er beugte sich vor.

„Weiter nichts?“ fragte er gelassen.

„Und edel, — und hilfreich —“

„Weiter nichts?“ wiederholte er.

„Nicht, daß ich wüßte!“ meinte sie abwehrend.

Er stützte den Kopf in die Hand.

„Haben Sie gar nicht daran gedacht, daß es Eigennutz sein könnte?“ fragte er ruhig.

Sie fing nun doch an, verlegen zu werden. Mit ihrem Schirm stockerte sie in der spärlichen Grasnarbe umher.

Seine inquisitorische Beharrlichkeit kannte wirklich keine Grenze!

„Herr von Deutsche!“ begann sie.

Er fuhr unbeirrt fort.

„Und Erinnerung an einen fernem, schönen Frühlingsmorgen vor nun acht Jahren —“

Jnga erhob sich. Aber er legte zwingend die Hand auf ihren Arm.

„Und Verlangen nach einer Wiederholung jener Stunde —“

fügte er gedämpft hinzu.

Sie riß sich los.

„Herr von Deutsche, —“ stammelte sie noch einmal, purpurroth, und beschwörend schlug sie die Augen zu ihm auf.

Zeit traf sie sein Blick.

„Und Sehnsucht nach dem Glück!“ schloß er ganz leise.

Sie wand sich unter seinen Augen. Aber da gab's kein Entrinnen.

Ihr Athem ging heiß. Ihre Kraft war am Ende. Willenlos ließ sie sich zurückgleiten in den Sitz. Still, mit geschlossenen Augen, sah sie da. Unter ihren Adern quollen Thränen, — und über ihr Antlitz ging ein Lächeln, weich, wie der Abglanz der Abendröthe am Firmament.

Am Abend, als der Mond breit und wohlwollend über dem Scheitel Walters von der Vogelweide aufgegangen war, brachte der Wagen die drei Reisenden zum Hotel zurück.

Mit hastigem Gute-Nacht-Gruf schlüpfte Inga die Treppe empor.

Josepha schickte sich an, ihr zu folgen. Aber Joachim hielt sie zurück.

„Ich möchte Ihnen heute schon Lebewohl sagen, Fräulein Josepha! Morgen bei Ihrer Abfahrt wird sich zu ruhigem Abschied schwerlich Zeit genug ergeben. Gottlob, daß es nicht für lange zu sein braucht! In etwa vierzehn Tagen denke ich, — so Gott will, — Sie in Johannisthal aufzusuchen. Sind Sie zufrieden?“

Er sah ihr bei den letzten Worten prüfend ins Gesicht. Sie wurde über und über roth.

„O!“ stammelte sie entzückt, „solch eine Ueberraschung! Weiß es Maagi schon?“

Er lachte.

„Ihre Frau Mutter weiß es und hat die große Güte gehabt, mir den Besuch zu gestatten. Nun handelt es sich um Sie, Fräulein Jaunkönig. Werden Sie mich auch nicht allzu ungern kommen lassen?“

Josepha zog zitternd den Athem ein.

„O!“ seufzte sie nur wiederum und drückte die Hände gegen die Brust.

„Mir ein freundliches Gesicht machen? Das alte Vertrauen zu mir haben? Mein lieber, kleiner Kamerad sein? Hübsch an die alten Zeiten und unsere bewährte Freundschaft denken, wenn, — wenn eingreifende Veränderungen aus meinem Besuche entspringen sollten?“

Im Eifer der Rede faßte er nach ihren Händen und zog sie zu sich heran.

Ihr Pulsschlag flog.

„Wenn Maagi wirklich nichts dagegen hat —“ stotterte sie, und in der seltsamen Angst des Augenblicks entschlüpfte sie ihm, bevor er den scheuen, kleinen Vogel zu halten vermochte.

Heimat! Welcher Reiz liegt in dem Wort! Und mag man aus dem Palast zur Hütte, aus der verkörperten Poesie zur Prosa, aus vielbesungenen Ländern in die kleinstädtischste Kleinstadt unserer Ostmarken heimkehren, — man kehrt eben heim!

Die Sonne dieser Heimkehr empfand unser Jaunkönig nach fast ununterbrochener, siebenjähriger Abwesenheit in Johannisthal mit einer Stärke, die vielleicht ganz im Geheimen aus der Erwartung kommenden Glücks ihre Nahrung schöpfte.

Ah, und alles that sich zusammen, ihr jeden neuen Tag zu einem Festtag zu stampeln! Niemals war ihr Maagi so lieblich begegnet, wie in dieser Zeit, nie zuvor hatte sie selbst den grenzenlosen Reichtum ihrer Kindesliebe so frei fluten lassen! Bei jedem Kuß, den sie auf die schöne Stirn der Mutter drückte, bei jedem Vödeln, das diese ihr spendete, dachte sie mit süßer Behntheit des einen nach und näher rüdenden Tages, an dem der Kuß zum Abschiedskuß, — das Lächeln zum Scheidegruß aus dem Elternhause für sie werden mußten.

Und wenn diese Gedanken, manchmal mitten in der Nacht, mit ihrer vollen Stärke auf sie eindrangen, so faltete sie die Hände und beschwor den Herrn der Heerscharen, daß Er ihr und „ihm“ Kraft geben möge, der geliebten Mutter stets dankbare Kinder zu sein.

Sie lag dann wohl mit klopfendem Herzen und offenen Augen stundenlang. Die Ahnungen und Geheimnisse kommender Seligkeit umrauschten sie, wie ein Strom, — schloß sie die Lider, so glaubte sie in Sonne versinken zu müssen.

„O, Vater!“ rief sie, denn ihr war in dieser Zeit lebhafter

Gefühlschwingungen, als vernähme sie oft im Geiste des Todten Flügelschlag um ihr Bett her, — „sieh mir ins Herz! Ich gedenke des Eides, den ich dereinst in Deine erkaltende Hand schwor. Er soll mir künftig doppelt heilig sein!“

Manchmal, wenn die Sterne besonders hell ins Zimmer schauten, stand sie vom Lager auf, um leise an der Mutter Bett zu treten. Da geschah's dann wohl, daß sie diese ebenfalls schlaflos fand. Die schönen, blonden Zöpfe hingen über der Bettlante herab, und im Sternenschein schaute sie voll verkürzter Lieblichkeit der Tochter entgegen.

Dann kniete Josepha auf dem Teppich nieder, legte die Arme um die Geliebte, drückte ihr Antlitz in deren Nachtgewand und weinte sich satt.

Am Tage aber trockneten sie schnell, diese Thränen, — wie Matregen im Sonnenschein! Kein Buchstink kann fröhlicher springen, — keine Lerche lustiger in die Lüfte trillern, als Jaunkönig vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang in dieser sprossenden Frühlingszeit ihres Herzens.

Inzwischen verstrich ein Tag nach dem anderen. Und eines Vormittags fand Inga einen Brief aus ihrem Frühstückstisch, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

Joachim von Deutsche kündigte für den Nachmittag seine Visite an.

Schweigend reichte sie der Tochter die Zeilen.

Josepha las, — und die Hände sanken ihr in den Schoß. Ein Gefühl süßer Schwäche troch ihr durch die Adern. Die Entscheidung war da!

Gleich nach dem Frühstück stüchtete sie ihr Glück ins eigene, kleine Spielzimmer.

Dort blieb sie den ganzen Tag.

Sie strahlte ihr Haar, daß Joachim's Ordnung-heitender Blick kein rebellirendes Wöckchen entdeckte, prüfte Noth und Bluse ganz ängstlich, wie in alter Zeit, und setzte sich feiernd auf den Fenstertritt in der Nische.

Stunde um Stunde verstrich. Sie rührte sich kaum. Alles, was sie an Leben in sich schloß, drängte sich in ihre Augen, mit denen sie die Straße herauf und hernieder spähte.

Dort, — da kam ein Wagen um die Ecke, — vorbei am Präsidial-Gebäude, — näher, — ganz nah, — und jetzt hielt er unter ihrem Fenster. Ein Herr sprang heraus, — er! Josepha glaubte zu ersticken. Stürzte die Decke nicht ein? Brach der Himmel nicht zusammen? Er war da!

Sie lief zur Thür. Aber dann besann sie sich. Er mußte doch erst mit Maagi reden! Sie würden sie schon schnell genug rufen, jene Zwei. Denn heute, — heute, — war sie, Josepha, ja die Hauptperson!

Wieder setzte sie sich an den alten Platz und lauschte.

Was in aller Welt sie nur so lange zu besprechen haben mochten? Der Fall lag ja so sonnenklar; da war kein Wöckchen, kein noch so schwacher Schatten! Er liebte sie, — sie liebte ihn, — Maagi hatte ihm zu kommen erlaubt, — — damit war alles abgemacht!

Endlich sprang sie doch wieder auf. Ungeduld packte sie, Unruhe, Sehnsucht.

Sie ging die Treppe hinab und durchschritt die Halle. Ueber die weichen Stubenteppiche glitt ihr Fuß, hastig erst, zögernder, als sie dem Ende der Zimmerflucht näher kam. Schließlic stochte er ganz. Aus des Vaters Stube drangen Worte, Joachim's Stimme! Der Klang überwältigte sie ganz. Er, — er! Sie brauchte nur die Portiere zurückzuschlagen, und sein Antlitz grüßte ihr entgegen. O, des unaussprechbaren Gedankens!

Mäßigung beim Fahren! Dann waschen Sie das Gesicht jedesmal nach Beendigung einer Fahrt mit etwas Borax-Wasser (10 g Borax in 1 l kochend heißem Wasser aufgelöst, zum Gebrauch kühl gestellt) und reiben nach dem Abtrocknen unter gleichzeitiger leichter Massage die Haut mit Camphor-cold-cream ab (in jeder Apotheke erhältlich). Es verhindert dies eintretende und beseitigt auch allmählich schon bestehende Rötthung der Haut. — Eine schwere Gefahr für das Aussehen jeder Radfahrerin bildet die leicht eintretende, unschöne Veränderung der Gesichtszüge. Sie entsteht durch die Reizung, bei ungewohnter Anstrengung das Gesicht zu verzerren. Beobachten Sie einmal die das Radfahren lernenden Damen; wie sie die Stirne kraufen, die Augen zusammenkneifen, daß an den Schläfen tiefe Falten (Krähensfüße) entstehen, wie sie die Zähne zusammenbeißen und, — ein häßlicher Gesichtsausdruck für Damen, — die Lippen fest aufeinanderpressen. Nur zu leicht werden diese Verzerrungen Gewohnheit, prägen ihre Spuren in die Haut ein und erzeugen so die unangenehmen, veränderten und verschärften Gesichtszüge. Sie werden selbst einsehen, daß auch zur Verhinderung dieses Uebels Vermeidung jeder größeren Anstrengung Hauptbedingung ist. In zweiter Linie aber ist aufmerksamste Selbstbeobachtung erforderlich. Jeder übermäßige Gefühls- oder Gemüthsausdruck auf dem Gesicht einer Radfahrerin muß streng vermieden werden. Mögen auch alle Muskeln des ganzen Körpers aufs äußerste angepannt sein, so muß ein fester Wille doch die Gesichtszüge in völliger Ruhe erhalten und womöglich ein heiteres, freundliches Lächeln die Lippen umspielen.

Sie sehen, meine gnädige Frau, daß die so gefahrdrohend aussehenden Uebel sich bei einiger Ausdauer leicht beseitigen und vermeiden lassen.

Hortense de Goupy.

Selbstheizendes Haar-Brenneisen „Perfection“. — Eine amerikanische Neuheit ist ein „Perfection“ benanntes, zerlegbares, selbstheizendes Haar-Brenneisen mit einem cylindrisch geformten Handgriff, der gleichzeitig zur Aufnahme des Alkohols, dem Brennstoff für ein kleines Flämmchen dient. Dieses wird von einmaliger Alkohol-Füllung für drei Wochen gespeist und erzeugt eine anhaltend gleichmäßige Hitze. Eine feibartige Hülle, die das Flämmchen schützt, bietet gegen Verjengen des Haars vollste Sicherheit. (Bezugsquelle: P. Madday & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 123.)

Aus dem Leserkreise

Gesundheits- und Körperpflege.

L. v. S. (Gesichtspflege für radfahrende Damen). — Also so arg ist's?! „Das ganze Gesicht gebräunt und voller Sommerprossen, die Wangen gedunsen und tief roth, fast wie bei unserer Köchin. Und nun die Gesichtszüge: vollständig verändert, gar nicht mehr ich selbst!“ — Das ist ja freilich sehr schlimm! Aber trotzdem brauchen Sie das Radfahren, das Ihnen so gut bekommen ist, doch nicht vollständig aufzugeben. Leichtere Uebelstände stellen sich beim Erlernen jeder körperlichen Thätigkeit ein. Später verschwinden sie oft von selbst, wenn aber dies nicht der Fall ist, trifft man geeignete Vorkehrungen, sie zu beseitigen. — So ist's auch mit den Folgen des Radfahrens, — insbesondere die Pränung der Haut und Sommerprossen. Wenn Sie das Gesicht regelmäßig eine Zeit lang, morgens und abends mit einer Mischung von etwas frisch gepresstem Citronensaft und der gleichen Menge Glycerin benetzen, so werden beide Uebel schwinden, um so eher, wenn Sie dem Waschwasser stets noch etwas Tofletten-Essig beifügen. Damit die Uebel sich danach nicht aufs neue einstellen, müssen Sie gleich vorbeugen. Gegen die Erreger der Sommerprossen, die Strahlen der Sonne, giebt es einen Talisman, — die gelbliche Farbe: Tragen Sie einen weissen, nur schwach gelblich angehauchten Schleier; und wenn Sie etwas ebenso gefährdeten Puder auf das Gesicht legen, so sind Sie vor den kleinen, bräunlichen Unholden sicher geschützt. — Nun die gedunsenen, gerötheten Wangen. Ja, meine gnädige Frau, da heißt es: den Eifer beim Radfahren etwas zügeln. Sie sind der Anstrengung noch zu ungewohnt. Fühlen Sie nicht, wenn Sie sehr schnell bei widrigen Wind oder auf schlechter Straße fahren, wie die Temperatur des Körpers sich steigert, und wie Ihnen das Blut in das Gesicht tritt? Dieser Blutandrang nun, wenn er öfter eintritt, ist es, der die feinen Blutäberchen der Haut immer mehr erweitert und das häßliche, geröthete und gedunsene Aussehen hervorruft. Also zunächst große



Selbstheizendes Haar-Brenneisen „Perfection“.

vollste Sicherheit. (Bezugsquelle: P. Madday & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 123.)

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen; Schnitzarbeit in Violeum. — Für die Möbel in meiner Kinderstube gilt als oberstes Gesetz, daß sie

zitternd und bebend stützte sie sich gegen den Thürposten. Sammlung erst; sie durfte nicht so kindisch vor ihm treten! Da, wieder die geliebte Stimme. Klar drang sie durch den Vorhang bis an Josepha's Ohr. Ganz klar. Graum klar. „Ich habe Dich geliebt, Inga, seit dem Morgen, an dem ich für einen kurzen Augenblick meine Arme nach Dir ausstrecken durfte, — unbewußt, — uneingestanden, — die ganzen, langen Jahre hindurch. Als ich Dich plötzlich wieder vor mir sah in Bozen, — in Deiner ganzen Lieblichkeit, — da fiel mir wie mit einem Zauberstrich die Binde von den Augen, und ich erkannte mein Herz. Und da wußte ich auch, daß es für mich kein Leben mehr ohne Dich gab. Und nun bin ich hier! Nach, was Du willst, — Du wirst mich nicht mehr los. Mein bist Du, mein! Inga, sag', daß Du's sein willst!“ Wie weich die Stimme klang. Und wie zärtlich die leise Antwort.

„Als ob Du's nicht schon längst wüßtest, Joachim, daß Du die erste und einzige Liebe meines Lebens bist! Ach, aber über meinem Hunger und Durst nach Glück bin ich inzwischen eine alte Frau geworden. Eine ganz alte, Joachim, das bedenkst, — und Mutter einer erwachsenen Tochter noch dazu!“

Er lachte. „Mein kleiner Kamerad!“ rief er übermüthig. „Der sollst mich schrecken? Ja, Inga, weißt Du denn schon, daß ich mir durchaus noch nicht klar darüber bin, ob meine Werbung um Dich im Grunde nicht dem Verlangen entspringt, Jaunkönig zur Tochter zu bekommen? Der Gehorsam gegen mich doch ihr von Alters her im Blut, — gib Acht, es wird ein Mütterverhältnis zwischen uns beiden! Außerdem hat sie mir ja in der schon schon feierlich ihre Einwilligung zu diesem Schritt gegeben, falls Maagi nichts dagegen hat!“ Die Kleine! Ja, glaube wirklich, Inga, sie hat mich lieb!“

„Wunderbarerweise!“ lachte Inga. „Aber er sprang auf und schloß ihr den Mund.“

Das sprachen die Stimmen! Das war's, worüber die beiden dort drinnen vergessen hatten, sie zu rufen! Sie, Josepha, die Hauptperson, — — den kleinen, zitternden Jaunkönig, der jetzt mit brechendem Herzen hinausstoch in den dunklen Garten, — dorthin, wo der Schatten am tiefsten war, hoch oben, auf seinen alten, verwachsenen Platz über dem Jaun.

Schon senkte sich der Abend. Die reichen Herbstfarben der Natur verblaßten. Der Falter stellte das Spielen ein. Der Vogel das Singen. Die Biene suchte Unterschlupf in ihrer Herberge zum duftenden Reich. Alles ging zur Ruhe, — nur der Nachtwind nicht, — und Josepha's Herzweh nicht, — und die Sonne nicht, die mit ihrem letzten goldenen Abschiedsblitz fern über die Haide strich, daß das einsame Todtentree am Horizont in rothen Flammen stand.

Josepha streckte in der unergündlichen Verlassenheit ihrer Seele weit die Arme nach ihm aus.

„Vater, Vater!“ rief sie mit brechender Stimme. „Hör' mich an! Erbarme Dich meiner! Sieh', ich habe meinen Schwur gehalten. Die Frau, die Dich nicht geliebt hat und mich nicht liebt, ist glücklich. Alles, alles habe ich ihr geopfert. Alles. Und bin darüber bettelarm geworden!“

Armer Jaunkönig! Armer, kleiner Hans! Nach der Sonne wolltest Du fliegen, und Dir schmolzen die Flügel zerbrochen und elend liegt Du am Boden. Wer weiß, ob Du je wieder Muth fassen wirst zu einem neuen Flug?

fest und dauerhaft sind und sich gut reinigen lassen. Zu gleiche Verlangen stelle ich auch an alles, was dem Zimmer



Bilderrahmen; Schnitzarbeit in Violeum.

als Schmuck gereichen soll, und deshalb ziehe ich den Bilderrahmen solche aus Holz vor; da sich nun für häßliche Holzrahmen ein Ertrag in dem billigerem Violeum findet, das ebenfalls mit Kerbschnitt verziert werden kann und leicht sauber zu halten ist, so wählte ich dies und stellte mit weislich Kosten und Mühe eine Anzahl gefälliger Rahmen her. Die ganze Violeum-Fläche beträgt 19 zu 15 cm, der Ausschnitt für das Bild 5 1/2 zu 9 cm, sodas eine Restbreite von 4 1/2 cm verbleibt. Wie ersichtlich, bildet die Palmette das Haupt-Motiv der Verzierung. An dem einen Rahmen sind die Halb-Rosetten durch 1/2 cm breite glatte Randstreifen von den Ecken getrennt, an dem anderen Rahmen sind es nur mit dem Zierbohrer gezogene Linien, welche den Rahmen in längliche und quadratische Felder eintheilen; letztere füllen achtstellige Sterne, die beliebig gleich oder verschieden sein können. — Bemerk sei, daß die Schnitzmesser beim Arbeiten in Violeum rasch stumpf werden; man thut also gut, sie während der Schnitzens hin und wieder auf dem Schleifstein abzuwischen. Der matte Glanz des Violeums erscheint nach dem Säubern mit Seifenwasser durch Abwaschen mit verdünnter Weich, ein Mittel, das sich auch auf den Fußboden anwenden läßt. & C.

1-5 u. 9-13. Bettwäsche. — Aus praktischen und gesundheitlichen Rücksichten wird das moderne Bett mit wenig Federkissen ausgestattet; ein Kopfkissen und ein möglichst leichtes Oberbett „Plumecau“ aus Eiderdaunen bilden zusammen mit einem Korbhaar-Pfuhl, flacher Korbhaar-Matratze und einer wollenen oder durchsteppten Decke die ganze Bett-Einrichtung. Als Bettstelle wählt man mit Vorliebe die hübsch aussehenden, englischen Metall-Bettstellen mit Patent-Stahlspringfeder-Matratzen, da diese äußerste Sauberkeit gewährleisten. Die Größe der Inlets, die jetzt sehr hübsch in farbigen Satin mit goldenem Streifenmuster abgepaßt künstlich sind, — siehe Abb. 1, — beträgt für Kopfkissen 81 zu 85 cm Größe, für Plumecau 118 zu 130 cm, während die größeren Oberbetten 195 zu 130 cm Größe haben. Couvert-Decken haben durchschnittlich 200 cm Länge zu 150-170 cm Breite, je nach der Größe der Bettstelle. Ten Heberzügen sind je 1-2 cm in Breite und Länge zuzugeben. Die Abb. 10-13 stellen ein fertig aufgemachtes Bett dar, dessen Heberzüge reich mit geflöppelten Ein- und Ansätzen verziert sind. Klöppelarbeit bleibt stets ein sehr wirksames Material zur Wäsche-Garnitur. Anleitung zum Klöppeln giebt das soeben in Lieferungen erscheinende Lehrbuch „Das Spitzenklöppeln von Frieda Lipperheide“, — Berlin, Franz Lipperheide.

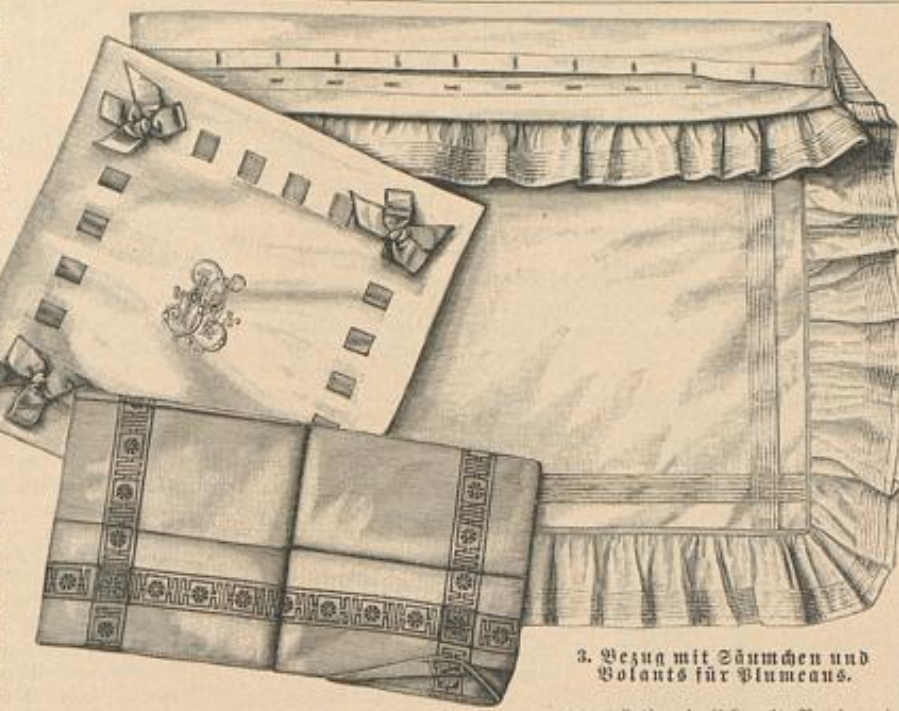
Der Kopfkissen-Bezug, Abb. 11, verlangt ein 176 cm langes Stück Leinen von 86 cm Breite, dessen beide Querränder durch 4 cm breiten Steppsaum gesichert werden. Das eine Ende legt man dann 6-8 cm breit um und schiebt den Saum des anderen Endes darunter, — siehe Abb. 5, — wodurch sich die Schluß-Einrichtung nach der Unterseite des Kissens zurück-schiebt; beide Säume erhalten Knopflöcher, die später durch einen 4 cm breiten Knopfstreifen aus doppeltem Stoff geschlossen werden, wie es Abb. 4 verständlich erklärt. Nun führt man die seitlichen



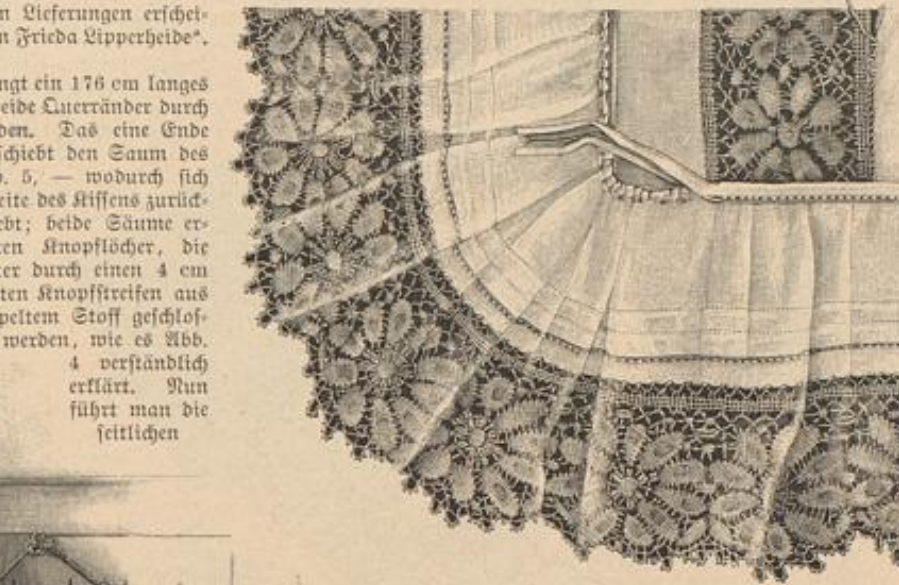
6-7. Bett mit Decke und Vorhang. Frische Spitzenarbeit auf Tüll. Naturgröße Spitzenarbeit; Abb. 8. Muster-Vorzeichnung für Spitze und Einsatz; Beilage, Fig. 44-45. Muster-Vorzeichnung für das Mittelstück liefert das „Schneidmüller-Atelier der Modewelt“ zum Preise von 1 Mark.



8. Frische Spitzenarbeit auf Tüll zu Bettdecke und Vorhang, Abb. 6-7.



1. Inlet für Kopfkissen. 2. Bezug mit Bandsaum für Parade-Kissen.

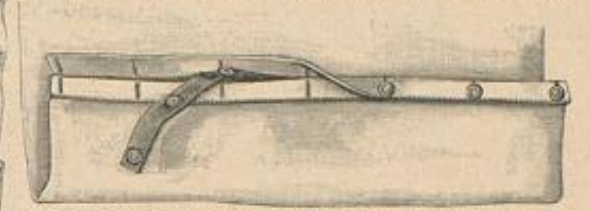


3. Ausführung der Einsatz- und Volant-Garnitur zur Plumecau-Decke, Abb. 13.



10-13. Aufgemachtes Bett mit Kissen, Heberzügen und Plumecau-Decke. Siehe die Abb. 4-5 u. 9.

der Decke kann der eigentliche Plumecau-Bezug, Abb. 3, treten. Dieser verlangt für seine Größe von 118 cm Breite zu 130 cm Länge zwei verschieden große Stoffteile, da an der Oberseite zunächst 12 cm in Höhe und Breite für die Säumchen-Partien und an der Breite weitere 8 cm für den verschobenen Schluß und 4 cm für den Saum zuzugeben sind. Die untere Seite erhält die oben angegebene Größe, von der in der Breite 4 cm durch das Umlegen des Saumes abgehen. 13 cm vom Rande werden an dem größeren Stoffteil die 5 cm breiten Streifen aus sechs Fältchen abge-näht; 7 cm vom Rande setzt unter 1 1/2 cm breiter Binde ein 17 cm breiter Volant an, der über dem 1 1/2 cm breiten Randsaum sieben schmalste Säumchen zeigt. Für die Fertig-



4. Schluß-Einrichtung von Bezügen mit eingeletem Knopfstreifen.

stellung des Bezuges gilt genau das oben zu dem Kopfkissen-Bezug Gesagte. Vielfach legt man dem fertig gedeckten Bett ein kleines, sogenanntes „Parade-Kissen“ auf, das man gegenwärtig zierlich mit Band und Schleifen garnirt, wie Abb. 2 darstellt. Die Größe der Vorlage aus feinem Batistleinen beträgt 68 cm Höhe zu 71 cm Breite. Die Fertigstellung mit der Schlußvorrichtung geschieht in üblicher Weise; für den Durchzug des 4 1/2 cm breiten mattgrünen Reppbandes, das sich in den Ecken zu Schleifen ver-notet, hat man der Oberseite des Bezuges 8 cm vom Rande ringsum in je 4 cm Entfernung 5 cm lange Schlitze einzuschneiden, die Languetten sichern.

6-8. Bett mit Decke und Vorhang. Frische Spitzenarbeit auf Tüll. — Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 44-45. — Durch die Verbindung mit großem gelben Erbsen-tüll als Grundstoff ergibt die mehr denn je beliebte frische Spitzenarbeit in der 225 cm langen und 182 cm breiten Bettdecke eine besonders prächtige, eigenartige Wirkung. Die Ausführung zeigt die naturgroße Darstellung, Abb. 8, zugleich mit der Stärke des Tülls; weniger Geübte erinnern wir an das Extra-Blatt Nr. 89 vom 1. December 1897, das einzeln zum Preise von 25 Pf. käuflich ist. Die Entfernung von der Randspitze bis zum Einsatz und von diesem zum Mittelstück beträgt je 17 1/2 cm; in der Mitte der beiden Zwischen-räume ist je ein 2 cm breites, kräftiges, glattes Spitzen-



14. Gewebter Wandteppich mit aufsteigenden naturalistischen Rohndulmen.

bändchen aufgenäht. Die Vorlage läßt sich noch bedeutend vereinfachen, wenn man den auf derselben einmal eingefügten Einsatz in gleicher Entfernung nach der Mitte zu ein zweites Mal wiederholt, die Ecken des reichen Mittelstückes fortläßt und nur den innersten Theil desselben behält. An dem Vorhang wiederholen sich Spitze und Einsatz.

15, 17 u. 27. Oberhemd mit weichem Falten-Chemiset. — Schnitt: Nr. III. — Für die heiße Jahreszeit tragen die Herren gegenwärtig Oberhemden mit ungefärkten Watist-Einsätzen in Weiß oder Farbig. Unser Modell aus seinem Hemdentuch zeigt einen Toffalten-Einsatz aus glattem Watist. Hierfür hat man auf zwei je 27 cm breiten, etwa 43 cm hohen Stofftheilen zwei 3 cm breite Falten abzustepfen, die flach zu dicht neben einander liegenden Toffalten ausgestrichen werden. Der für die überragende linke Seite bestimmte Faltentheil ist am vorderen Rande zu 2 1/2 cm breitem Saum nach außen umzulegen und zweimal abzustepfen; am rechten Theil ist nur ein 2 cm breiter einfacher Saum auszuführen. Nach Fig. 23 wird dann die richtige Form zugeschnitten, wobei der vordere Rand des Schnitttheiles genau am Beginn der Mittelfalte angelegt werden muß. Zunächst hat man dem vorderen Kumpstheil von p bis q glatte Theile, — nach Fig. 22 aus kräftigen Leinen oder Piqué geschnitten, —

beiden Ränder so über einander, daß der überragende Rand noch die Steppnaht des unterliegenden Randes deckt und ordnet den losen unteren Rand des Querschnittes in eine nach rechts liegende Falte, der sich nach links ein winziges Fältchen anschließt, — siehe Abb. 18 und Fig. 85. Nachdem noch die beiden seitlichen Falten wie vorgeschrieben abgestepft sind, befestigt man die ganze Faltenpartie durch einen 1 cm breiten aufgestepften Querriegel. Den hinteren Kumpstheil fügt man von Stern bis Doppelpunkt mit seinem eingereichten oberen Rande zwischen die beiden Stofftheile der Rückenpartie, Fig. 86. Der Halsauschnitt wird in das Halsbündchen, Fig. 89, aus doppeltem Stoff gefaßt, das nach oben den mit Börtchen besetzten Umlegekragen, Fig. 90, aufnimmt. Börtchen schließt auch die mit feiner Linie auf Fig. 88 vorgezeichnete Manschette ab.

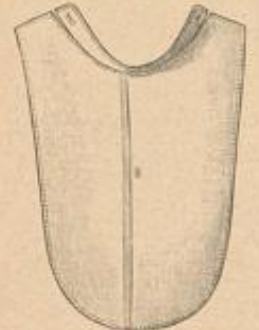


17. Sicherung des Kermelstückes für Herrenhemden. Siehe Abb. 15.
18. Sicherung der Falten am Schlitzrand für Herrenhemden.



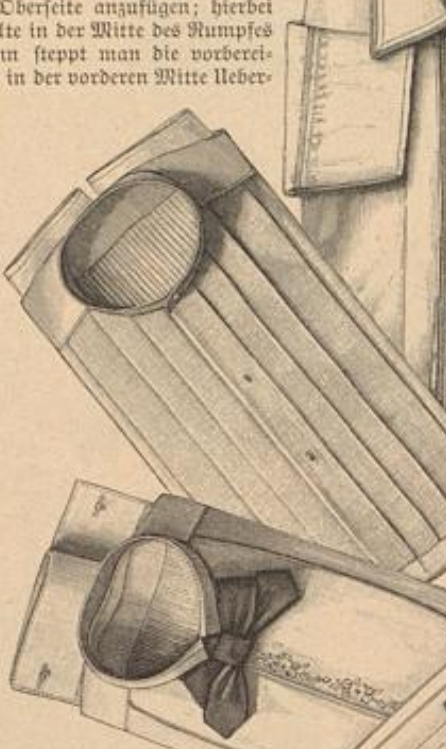
15. Oberhemd mit weichem Falten-Chemiset für Herren. Rückansicht: Abb. 27; Sicherung des Kermelstückes naturgroß: Abb. 17. Schnitt: Nr. III.

16. Rückansicht des Nachtbendes mit Börtchen-Verzierung. Abb. 20. Schnitt: Nr. XIX.



19. Vorhemd (Servietur). Schnitt: Nr. XXIII.

mit der Naht an der Oberseite anzufügen; hierbei muß die kleine Toffalte in der Mitte des Kumpfes beachtet werden. Dann stept man die vorbereiteten Einsatztheile auf, und untertritt über einander schiebend und zugleich von q bis Punkt die Knospatte, Fig. 27a, aus doppeltem Stoff aufnehmend. Nachdem dem von Kreuz bis Punkt eingeschränkten Halsauschnitt des hinteren Kumpstheiles, der feinen Linie folgend, ein runder Befastheil aufgestepft worden, verbindet man von n bis o und von r bis s die Kumpstheile durch französische Naht. Der Einschnitt liegt an dem Ärmel, Fig. 25, besonders hoch, sodas der Knopf der Manschette beim Auflegen des Armes nicht drücken kann, — eine Neuerung, die besonders von viel am Schreibtisch beschäftigten Herren sehr angenehm empfunden werden dürfte. Die untertretende Seite erhält hierfür einen 2 cm breiten Befaststreifen untergestepft, dem oberen Rand wird eine 2 cm breite doppelte Leiste angefaßt, die am Ende des Schließes mit doppelter Steppnaht über dem Untertritt zu befestigen ist, wie es Abb. 17 deutlich erklärt. Den eingereichten Ärmelrand nimmt das Bündchen aus doppeltem Stoff, Fig. 26, auf; der Kermel ist mit Saumnahit einzusetzen. Beim Ansehen des Kragenbündchens hat man sorgfältig das Ausdehnen des Halsrandes zu vermeiden, da der gute Sitz des Hemdes viel vom richtigen Anschluß am Halse abhängt. Der untere Hemdenrand wird im Zusammenhange mit den langen seitlichen Schlitzen schmal gesäumt.



21. Oberhemd mit ungefärtem Watist-Einsatz. Verzierung: Abb. 20. Schnitt: 1. Beschreibung.

24. Oberhemd mit gesticktem Einsatz und Rückenschluß. Verzierung: Abb. 20. Schnitt: siehe Beschreibung.

21, 25 u. 35. Zwei Oberhemden mit ungefärtem Einsatz. — Verzierung: Abb. 20. — oder längsgestreifte Régligé-Stoffe, die in Breite der Streifen gefaltet werden müssen, wie es Abb. 23 zeigt. Beide Hemden haben 22 cm breite Einsatztheile, die unten gerade abschließen. Die hinteren Kumpstheile fügen sich, in seine Plisse-Falten geordnet, den ergänzenden Passenstücken an. Dem Kermel sind die 8 cm breiten steif gestärkten Manschetten aus dreifachem Stoff an Stelle der Bündchen angestepft, wie es die Mode augenblicklich bevorzugt. Um trotzdem den allzu häufigen Wechsel des ganzen Hemdes zu vermeiden, schneidet man wieder, wie zu Großvaters Zeiten, die Hemdärme über dem Ellbogen ab, und richtet die ergänzenden Kermeltheile zum Anknöpfen ein, wie es Abb. 33 verständlich erklärt.

22. Farbiges Oberhemd. — Verzierung: Abb. 20. — Der genannte Schnitt entspricht auch dem bunt carrirten Watist-Hemd mit weichem Falten-Chemiset. Die Ärmel sind die 8 cm breiten, weiten Manschetten direct angenäht. Man trägt dazu weiße Leinenkragen in beliebiger Form und meist eine schwarze kurze Selbstbinder-Gravate.

24. Oberhemd mit gesticktem Einsatz und Rückenschluß. — Verzierung: Abb. 20. — Oberhemden mit steif gestärkten Chemisets schließt man am liebsten in der hinteren Mitte und in den vorderen Schluß durch ein etwas nach rechts gerücktes abgestepptes Fältchen und Knopflöcher für die Bierknöpfe. Das 22 cm breite, gerundete Chemiset der Vorlage zeigt je um die beiden Knopflöcher zierliche Weißstickerei. Eine 12 cm lange, 6 cm

25. Rückansicht zum Unterbeinkleid. Abb. 26. Schnitt u. Beschreibung: Nr. VIII.



26. Unterbeinkleid auf Stoff für Herren. Rückansicht: Abb. 26. Schnitt u. Beschreibung: Nr. VIII. Breite Patte aus doppeltem Stoff knöpft über einen Hosenknopf. Der in 40 cm Länge getheilte hintere Kumpstheil erhält an jedem Schließrand 3 cm breite Befaststreifen, die sich über die 4 cm breite Patte fortsetzen. Knopfschluß, 2 cm breites Kragenbündchen, 4 cm breite Kermelbündchen.

28-29. Hoher Stehkragen. Selbstbinder. — Schnitt: Nr. VII. — Vierfache Stofflagen, — zwei Theile kräftiges Leinen als Einlage, feineres Leinen als Oberstoff, — bilden den Kragen. Nachdem sämtliche Theile verstürzt zusammengenäht sind, werden die Ränder 1/2 cm breit abgestepft. In kurze Selbstbinder, Abb. 29, besteht aus zwei Theilen mit Schnell-Verbindung.

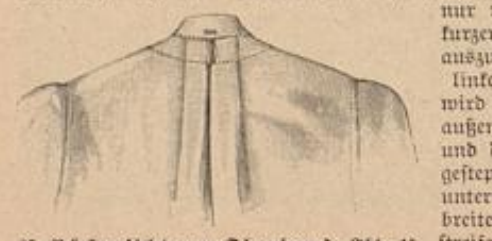
32. Weite Manschette. — Schnitt: Nr. IV. — Die nach Fig. 29 aus Leinen, Shirting und bestem Baumwollen-Stoff als Einlage zugeschnittene Manschette ist bis auf einen Seitenrand verläufig zusammengenäht und gewendet ringsum schmal abgestepft; an jeder Seite zwei Knopflöcher. Abb. 32 zeigt die Manschette einem Ärmel mit nach oben gelegten Schließ angeknöpft; hübsche Manschettenknöpfe kommen bei der praktischen, unter Abb. 33 erwähnten Einrichtung zur Geltung.

33. Anknüpfender Kermel für Oberhemden. Siehe die Abb. 21 u. 25.

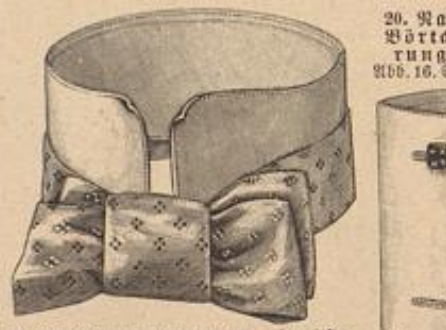
32. Weite Manschette. Schnitt: Nr. IV.
33. Anknüpfender Kermel für Oberhemden. Siehe die Abb. 21 u. 25.

19. Vorhemd (Servietur). — Schnitt: Nr. XXIII. — Das kurze Vorhemdchen ist für Herren bestimmt, die Tricot-Wäsche und so hohe Westen tragen, daß nur ein schmaler Spalt am Halse sichtbar bleibt. Feines Leinen füttert kräftiger Baumwollen-Stoff in doppelter Lage. Nach Fig. 95 ist leichter zuzuschneiden, im Oberstoff näht man erst nach Vorschrift der feinen Linie ein schmales Fältchen ab. Stepplinie befestigt die gegen einander eingeschlagenen Ärmelränder. Von Stern bis Doppelpunkt ist das doppelte Stoffbündchen, Fig. 96, anzusetzen. Knopflöcher nach Vorschrift.

20, 16 u. 18. Nachtbend mit Börtchen-Verzierung. — Schnitt: Nr. XIX. — 1 cm breite, blau bedruckte Befastbörtchen statten das Nachtbend aus feinem Domlas aus. In Methode gezeichnet, schreiben Fig. 85 und 87 die Kumpstheile vor, die durch die Rückenpartie, Fig. 86, ergänzt werden. Zunächst hat man an dem im Ganzen geschnittenen vorderen Kumpstheil, den Doppellinien folgend, in der Mitte der Länge nach einen Schlitzschnitt zu machen, von dem aus nur nach links ein kurzer Querschnitt auszuführen ist. Der linke Schnitttrand wird 3 cm breit nach außen umgebrochen und durch zwei aufgestepfte Börtchen festgenäht, die rechts untertretende Seite ist mit einem 3 1/2 cm breiten, nach außen umgestepften Stoffstreifen zu besetzen. Nun steckt man die



27. Rückansicht zum Oberhemd. Abb. 15.



28-29. Hoher Stehkragen. Selbstbinder. Schnitt: Nr. VII.



30. Manschette mit Knospatte. Schnitt u. Beschreibung: Nr. V.



31. Steh-Umlegekragen. Schnitt u. Beschreibung: Nr. VI.



32. Weite Manschette. Schnitt: Nr. IV.

Bezugsquellen.
Vertwäsche: F. S. Grünfeld, W. Leipsigerstr. 20 (Abb. 10-12); Rudolph Herzog, C. Breitstr. 12-16 (Abb. 1-4, 6, 8); Gardinen und Wandteppiche: Rudolph Herzog, C. Breitstr. 12-16 (Abb. 7, 14).
Vertwäsche: Weidhalm u. Reinhold, W. Leipsigerstr. 30.
Vertwäsche für Herren: G. Henel, Breslau, im Hauptstadt 26 (Abb. 15, 21, 22, 24, 27, 30); F. S. Grünfeld, W. Leipsigerstr. 20 (Abb. 19, 23, 25-28, 32-33); Rudolph Herzog, C. Breitstr. 12-16 (Abb. 16, 20, 31); 23. Wollhemden u. Selbstigerstr. 124 (Abb. 28).

Rachdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

(2. Fortsetzung.)

In „Dorfe“ geschah's jezt häufiger als sonst, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und schauwägten. Gab es ja auch mancherlei, was des Lebens wohl werth war. Ungewisse Gerüchte waren von der Stadt aus hergedrungen. Der Winkladvolat hatte dem Kossäthen Woytun, der seiner Frau wegen bei ihm gewesen, nachher im Wirthshaus vertrauliche Andeutungen gemacht. Es könnte sich etwas ereignen, — was? ja das konnte niemand wissen, — und er, der Woytun, sei doch ein guter Pole.

Der hatte genickt, hatte nur halb verstanden. Denn wichtiger war's ihm, wie das mit seiner Frau werden würde, die der Förster angezeigt hatte. Aber jedenfalls erzählte er wieder im Dorfring, es bereite sich etwas vor, man könne noch nicht darüber sprechen.

Die Debatten, die daraufhin geführt, die Vermuthungen, die ausgesprochen wurden, waren sehr weisheitsvoll, und der Klüsterer herrschte dabei vor. Nicht mehr geflüstert aber wurde, wenn von einem Fluch begleitet, ein Name fiel, der Name Menzel. Dann ballten sich die Fäuste, die Augen wurden dunkel, und der Haß glühte manchmal wie ein Blitz darin.

Es ging nicht hinein in diese dicken Schädel, daß sie fortan kein Recht mehr haben sollten auf den Wald, den ihre Väter und sie geplündert hatten, daß jezt sogar für Beeren- und Kirschkörben eine Erlaubniß nöthig war, daß Holzrevell und Wilddieberei mit strengen Strafen geahndet wurden. Was wußten sie vom Grafen, dem Besitzer des Forstes? Sie hatten ihn nie gesehen. Für sie war Menzel derjenige, der ihnen den Kegel vorschob, der ihnen Scherereien machte, der ihre Weiber ins Gefängniß schickte. Und sie haßten ihn. Stefan Pludziński hegte, er sah eine Zeit herannahen, wo er dem Händler in der Stadt nicht mehr Hasen, Kette, Krammetsvögel würde liefern können, wo er nicht mehr in stiller Nacht ungeschädelt schliefen würde, wenn er „Hunger hatte“. Götz hatte seine Frau blutig geschlagen, als sie ihm heulend ihr Abenteuer erzählte, aber sich daneben verschworen, dem Förster, der Holz und Hafenslange beschlagnahmt und Anzeige erstattet hatte, das Genick zu brechen. Woytun, der seine Frau nicht sitzen lassen wollte, zählte aus dem oft verknuteten Taschentuch die Strafgroschen her und tauschte mit den Bännen bei jedem einzelnen. O, sie haßten den neuen Förster gründlich!

Draußen im Jägerhause kümmerte man sich wenig darum. Marie kam selten ins Dorf, — was hätte sie dort auch holen sollen? Der Vater erzählte nichts. Das Fragen hatte sie sich längst abgewöhnt. Das ging so alles seinen ebenen Gang weiter. Nur über Eins wunderte sich Menzel, wunderten sich Kaczmarek und Peter Plath. Es verstrich Tag um Tag, — niemand kam, der sich einen Erlaubnißschein zum Heißig-Sammeln holte. Und doch brauchten die Leute Brennmaterial. Der Förster wollte sich's selbst nicht recht eingestehen, daß ihn das kränkte. War es Trop? Halloh, der sollte schon gebrochen werden; heimlich wartete er, und endlich erschien ein altes Weibchen. Er gab ihr den Schein und behandelte sie beinahe freundlich. Aber dabei blieb es, keiner ließ sich außerdem blicken. Das verbitterte ihm die Stimmung.

Eines Abends saßen sie um den Tisch und spielten wieder Karten. Es war schon spät. Schweigend warfen sie Blatt auf Blatt. Menzel hielt noch zurück. Dann lachte er. Das Spiel war ihm sicher.

„Schellenkönig!“ rief er und schlug die Karte auf den Tisch. Peter Plath und Napoleon Kaczmarek gaben kleinlaut zu. „Und noch einmal Schellen! Und zum dritten Male Schellen.“ schrie der Förster aufgeregt. „De? Geh'n Euch die Augen über, Jungchen?“

„Teufel auch!“ brummte Napoleon. „Hört das denn nie auf?“

„Jezt.“ lachte der glückliche Spieler und deckte seine Karten auf. „nehmt Euch den Rest, hier sind 61 Augen.“

Peter hob ihm ein paar Kupfermünzen zu und drehte sich nach Marie um, die wieder am Ofen saß und strickte.

„Wenn Sie so freundlich sein möchten, Fräulein Marie,“ bot er.

„Ja,“ antwortete sie schnell bereit und holte das heiße Wasser aus der Mühle, um ihm ein neues Glas Grog zu brauen. Sie schenkte ihm ein und ging, diesmal etwas zögernd, in ihr Lächeln zurück.

„Na, und ich?“ brummte Menzel. „Soll ich trocken sitzen?“

Sie schien die Frage erwartet zu haben und ward ein wenig trüb. „Ich bitte Dich, Vater, ich glaub', wir haben nicht mehr genug Rum hier.“

Zu plötzlicher Wuth warf er den Kopf zurück. „Weißzeug! Gerade wenn man 'mal so vergnügt sitzt!“

„Es ist auch spät,“ erwiderte sie. Jezt war sie bleich. Aber sie sprach ganz ruhig.

„So?“ sagte er und nahm die Karten auf, die Kaczmarek inzwischen neu gegeben, „das Fräulein findet es spät, und wir sollten endlich folgen und gehorjam die Bettdecken über die Läden ziehen! Nicht wahr?“

„Das hab' ich nicht gesagt.“

Ihr Ton reizte ihn. Sie war wieder so — so sanft; er sah im Geiß schon die Leidensmiene.

„Wirklich nicht?“ höhnte er. „O, Du gütiger Engel, Du erlaubst es also doch noch, daß wir aufbleiben?“

Sie zuckte die Achseln und schweig. Er biß die Zähne zusammen und spielte weiter. Aber er spielte schlecht und verlor.

„Tabat!“ schrie er.

Marie brachte langsam den Beutel heran und legte ihn ohne ein Wort vor ihn hin.

Er begann die Pfeife neu zu stopfen. Aber als er dazwischen einen Blick zu seiner Tochter hinüberwarf, fuhr er auf.

Das war's ja, dieses Gesicht, blaß, anklagend, das leidenschaftliche Leiden Christi: das war's ja, womit ihn seine Frau die langen Jahre gequält, zur hellen Verzweiflung gebracht hatte. Er kannte sich nicht mehr.

„Mädel!“ rief er, heißer vor Wuth. Sie stand zitternd, bleich, als ob sie auf einen Schlag warte. „Aber Herr Förster,“ wollte Plath begütigen.

Der hörte nicht.

„Steh' nicht das Gesicht auf, Mädel!“ Seine Stimme überschlug sich.

„Ich kann ja für mein Gesicht nichts,“ gab sie leise und müde zurück.

„Dast recht! Muttererbttheil! Deine Kalenderheilige, haha! Die verdarb einem mit ihrer Charfreitagsmiene auch jeden Spaß!“

Das Mädchen war zusammengezuckt, starrte mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen zu ihrem Vater hin und ward purpurroth. Im nächsten Augenblick flog sie ein paar Schritte vor.

„Laß meine Mutter ruhen, Vater, ich sag' Dir, laß meine Mutter ruhen!“

Ihre Augen drohten, sie zuckte am ganzen Leibe. Peter Plath war empört aufgesprungen.

„Herr Förster!“ rief er erregt.

„Ruhe!“ donnerte der Alte und sah sich wild im Kreise um. Dann wurde sein Gesicht stiller und finster, er biß sich auf den Bart, als säm' er zur Erkenntniß seiner Heftigkeit und bereute sie. Brummend ging er zur Thür. Er schlug sie heftig zu.

Marie Menzel war inzwischen wie in sich zusammengefunken. Sie schämte sich für ihren Vater. Fast schwankend schritt sie auf die Ofen-Ecke zu, selber erschrocken über ihren Muth und ihre Worte. Dann stützte sie den Kopf in die Hand.

Kaczmarek hatte mit erstaunten Augen aufgesehen und schob kopfschüttelnd die Karten zusammen. Nur den braven Peter wurmte es. Er wollte dem Mädchen sagen, wie er so ganz auf ihrer Seite stünde.

„Fräulein Marie,“ stotterte er schüchtern. Er wurde verlegen dabei und strich mit der Hand unablässig über die Tischplatte, aber sie antwortete nicht. Und da verlor er seinen Muth. Ein Weilschen zögerte er noch, sah schau zu ihr hinüber, sah dann zu Kaczmarek hin und winkte ihm. Sie jagten beide leise Gute Nacht.

Es ging auf Weihnachten zu. Die Erde weiß, still. Es froh lüchelt in den Nächten. Ost fand man am Morgen die Hüfche angenagt von hungrigen Hasen, und die Futterpläpe im Walde mochten genug umdrängt sein.

Marie Menzel hatte viel zu thun. Weihnachtsarbeiten für den Vater, für Peter Plath, für Napoleon Kaczmarek. Es war üblich im Forsthaufe, daß die Jägerburtschen auch bedacht wurden. Das hatte die Mutter so gehalten, davon wollte auch die Tochter nicht abgehen. Der Vater allerdings brummte nach seiner Gewohnheit, — aber er zog schließlich doch den Beutel, und Marie machte Einkäufe.

Ein paar Tage vor dem Feste, in der Dämmerung eines richtigen schneereichen December-Abends kam ihr Peter Plath auf der Treppe entgegen. Sie tauteten sich im Dunkeln an einander vorbei.

„Ach, Herr Plath!“ sagte sie und wandte sich auf der obersten Stufe.

„Fräulein Marie?“

„Ich hätt' eine Bitte an Sie. Für mich giebt's kein richtiges Weihnachtsornat ohne Baum, wenn wir auch alle erwachsene Menschen sind. Vater meint zwar, 's wär' schade um das Bäumchen, und ich möcht's ihm deshalb gar nicht sagen. Wollen Sie mir ein hübsches, schlanke abschneiden und heimlich herbringen? Wir stellen's oben hin und können die anderen ja überraschen.“

Peter Plath kratzte sich hinterm Ohre. Er hatte schon eine tüchtige Nase vom Förster bekommen.

„Von Herzen gern, Fräulein Marie, — aber sehen Sie, — wenn nachher —“

„Seien Sie ganz unbesorgt,“ antwortete sie und fühlte, wie sie roth ward. „Ich nehme alles auf mich. Oder ich kann's ja auch Herrn Kaczmarek sagen.“

„Aber!“ fuhr Peter Plath ganz entrüstet auf. „Natürlich besorg' ich Ihnen den Baum, und was Sie da meinen von dem auf die eigene Klappe nehmen, das ist gar nicht nöthig. An Weihnachten muß selbstverständlich ein Baum da sein.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie freundlich und trat oben in das Gastzimmer, wo auf der Matratze reihenweise die Winter-äpfel lagen.

An einem der nächsten Tage brachte Peter wirklich eine schmutze, hübsch gewachsene Fichte angeschleppt. Er half auch redlich dabei, sie im Schemel zu befestigen. Und als Menzel zwei Tage später selber in die Stadt gegangen war, um auch für sich Einkäufe zu besorgen, da hatte Marie die geräumige Gaststube tüchtig geheizt und droben alles vor sich ausgebreitet, was als Schmutz und Bier die grünen Zweige durchschleichen sollte. Sie ließ geschäftig die Treppen hinauf und hinab, und dabei geradezu einmal Peter Plath, der jezt unvermeidlich schien, in die Arme.

„Ich wette, Sie wollen den Baum putzen,“ lachte er. „Darf ich Ihnen helfen? Sie kommen vielleicht gar nicht bis an die Spitze.“

„Und wo bleibt dann das Geheimniß?“

„Ja so, — natürlich. Ich hab' noch nie einen Baum gepußt.“ Sie holte sich die Schere von unten. In der Mitte der Stube aber blieb sie trotz der Eile, die sie hatte, plötzlich stehen. Seine Worte lagen ihr noch immer im Ohr: Ich habe noch nie einen Baum gepußt. War er denn so arm und verlassen gewesen? Sie schüttelte den Kopf. Die Schere klapperte, als sie die Treppen wieder emporstieg.

Ich habe noch nie einen Baum gepußt, — wie merkwürdig das gellungen hatte!

Und ebe sie noch recht zum Ueberlegen kam, beugte sie sich über das Geländer.

„Herr Plath?“

Er kam aus der Stube.

„Ich werde doch allein kaum fertig. Und an die Spitze reichen Sie wohl besser heran. Also wenn Sie Lust haben und mir helfen wollen —?“

Ob er Lust dazu hatte! Im Handumdrehen war er neben ihr. Napoleon Kaczmarek kam gerade von seinem Revisions-Gang zurück, als die beiden oben in der Thüre verschwand. Er vergaß beinahe, sich in die froststarrten Hände zu hauchen. Stiel sich, dachte er, die sind ja sehr intim.

Pfiffig lächelnd trat er in die Wohnstube, suchte nach seinem Kaffee und war ganz zufrieden, als er ihn nicht fand, denn nun hatte er einen Grund, 'mal nachzuschauen, was die beiden trieben.

Er räusperte sich und klopfte an die Thür.

„Draußenbleiben!“ rief Marie Menzel's Stimme. „Sind Sie's, Herr Kaczmarek? Ihr Kaffee steht in der Dienröhre.“

„Nun also, dachte Napoleon, da haben wir's. Und er zog ab wie ein begoffener Fudel.“

Draußen knisterte das Feuer. Peter Plath, der bisher nur kunstvolle Schlingen aus Noßhaar für harmlose Krammetsvögel verfertigt hatte, sah jezt vor bunten Papierbogen, zerschchnitt sie, klebte Ketten daraus, während ihm gegenüber Marie Menzel kleine Hölzchen zurechtschnitt zur Befestigung der vergoldeten Rüsche.

Es war gemüthlich im Zimmer. Es ward noch gemüthlicher, als es draußen zu schneien begann.

„Ich hab' die Arbeiten hier immer gern gemacht,“ sagte das Mädchen. „Früher, als meine Mutter noch lebte, durfte ich ja nicht dazu, wenigstens erst in den letzten Jahren. Aber seitdem freue ich mich das ganze Jahr darauf.“

„Ja,“ erwiderte er. „Sie sagten wohl vorhin schon, Sie haben immer einen Baum gehabt.“

Sie wurde roth und schämte sich fast.

„Meine Mutter,“ sprach sie wie entschuldigend. „Für sie gab's gar kein schöneres Fest.“

„Ich hab' meine Mutter nie gekannt.“

Sie unterdrückte den Ausruf, den sie auf der Zunge hatte, und schweig verlegen. Sie wußte nicht, was sie reden sollte. Und dann nahm sie einen Pfefferkuchen, der vor ihr lag, brach ein Stück ab und reichte ihm das andere.

„Wollen Sie nicht 'mal kosten? Pfefferkuchen gehören nämlich auch dazu.“

Er hatte das Gefühl, als ob sie ihm damit etwas Liebes thun wolle, so dumm es war. Und er ward roth, während er sich mit drei Worten bedankte.

Er klebte, ohne aufzusehen, an seinen Ketten weiter. Sie trieb einen schmalen Holzkeil so heftig in die Rüs, daß die Schalen aufsprangen.

„Sie haben — auch nicht viel Glück im Leben gehabt. Ach Du lieber Gott!“

Es kam mühsam genug heraus. Sie wollte noch ein gutes Wort hinzusetzen, um ihn zu trösten, aber es fiel ihr nichts ein. Und in der Verlegenheit, wie um etwas abzuschütteln, sprang sie auf, klopfte die Spändchen von der Schürze und sagte: „Nun wollen wir doch ans Ausputzen gehen! Erst die Spitze.“

„Ich denke, wir sehen den blauen Stern hier darauf, wie früher. Oder meinen Sie den Engel?“

Aber er war auch für den Stern. Sie stellte sich auf einen Stuhl und ließ sich eins nach dem anderen von ihm zureichen.

Vom Ofen kam's nun auch immer wärmer und behaglicher herüber. Dazu dufteten die Nichtenadeln frisch und stark, und die Winteräpfel ließen sich auch verspüren. Den beiden Leuten ging die Arbeit schnell von der Hand. Und als Peter Plath aufsaß, meinte er, Mariens Gesicht nie so hell und fröhlich gesehen zu haben wie jezt, wo sie mit rechter Kinderfreude den geschmückten Baum bewunderte. Sie wurde ordentlich hübsch dabei.

„Wir streuen noch Watte drüber,“ sagte sie plötzlich. „Warten Sie einen Augenblick, ich hole sie.“

Schnell schlüpfte sie aus dem Zimmer. Er blieb allein. Und wieder das Feuer, das wohligh knisterte; der Nabelduft, der durch den Raum zog. Du lieber Gott, wie schön war die Stunde jezt! Warum war's nur nicht alle Tage so? Wie sie beide da gemüthlich an dem Baum rumpuzten. Komisch! Wie ein junges Ehepaar —

Peter Plath war halb erschrocken, als er das dachte. Wie ein junges Ehepaar, — er war wohl nicht bei Sinnen? Aber der Gedanke verlieh ihn nicht.

Als Marie zurückkam und ihn ansah, ward er auch roth. Als sie ihm die Hälfte der Watte gab, und ihre Hand dabei die seine streifte, erröthete er wieder. Und da ersahte auch sie eine wunderliche Verlegenheit. Sie sprachen jezt weniger.

Bald war das Werk vollendet. Nur die Lichter fehlten noch. Aber die wollte das Mädchen morgen allein anmachen.

„Ihr seid ja mächtig intim,“ drohte Napoleon scherzend, als Peter herunterkam.

„Ach was, Dummheiten!“ antwortete der unwirlich und drehte sich um.

Doch während er sich umdrehte, fragte er sich: Was hat er gesagt? Ihr seid intim? Hum! Wie ein — junges Ehepaar! —

Die nächste protestantische Kirche war zu weit entfernt, und so mußte man halt auf die Weihnachtsandacht verzichten. Es war ja auch früher fast immer so gewesen; die Heimkehr hätte sich zu lange verzögert.

Menzel war brummiger als gewöhnlich und ward's immer mehr, je näher der heilige Abend kam. Ihm graute im Stillen davor. Er hatte kein Talent dazu, herzlich zu sein, Geschenke anzunehmen oder zu geben. Und wenn's nach ihm gegangen wäre, hätte er am liebsten seinen Geburtstag, das Weihnachtsfest und ähnliche Feiertage aus dem Kalender gestrichen, — Tage, an denen eine gewisse Freundlichkeit und Gerührtheit beinahe Pflicht war.

Marie Menzel hatte Kratäpfel in die Röhre gelegt. Das duftete nun durchs ganze Haus. Dann, als die anderen in einer unbestimmten Erwartung drunten im Wohnzimmer beisammen saßen, huschte sie nach oben und zündete die Lichter am Christbaum an.

„Nach oben?“ fragte ihr Vater unwillig, als sie zurückkam. „Was sollen wir denn oben, zum Teufel?“
 „Der Baum brennt.“
 „Der Baum? Wo hast Du den Baum her, Mädel?“
 „Ich hab' ihn mir selbst abgeschnitten.“ Aber unter der Nothlüge ward sie doch roth.
 „So? Um! Herr Plath!“
 Er hob den Kopf.
 „Wissen Sie vielleicht, wer den Baum hergebracht hat?“
 Peter zuckte schweigend die Achseln. „Er ist doch nun 'mal da, Herr Förster.“
 „Gewiß, aber ich muß Sie — zum zweiten Mal warnen, Herr Plath!“

Menzel athmete auf. Er ward freier dadurch, daß er brummte. Brummend folgte er den anderen.

Es gab eine merkwürdige Bescherung und Weihnachtsfeier. Marie Menzel hatte ihrem Vater allerhand Kleinigkeiten gearbeitet. Er küßte sie auf die Stirn dafür, und man sah ordentlich, wie peinlich es ihm war, wie große Anstrengungen es ihm kostete. Auch als er seine Geschenke vertheilte, brachte er nur mühsam einige freundliche Worte heraus. Hatte er's verlernt oder nie gekonnt? Die Burschen bekamen das übliche Päckchen Tabak, von Marie den Beutel dazu. Peters Augen leuchteten auf.

„Ich dank' auch schön,“ sagte er schüchtern.
 „Wenn es Ihnen nur gefällt,“ antwortete das Mädchen.
 Am besten war Napoleon Kaczmarek gefahren. Er hatte eine große Kiste von Hause erhalten, aus der allerlei gute Dinge zum Vorschein kamen. Seine Freude steckte die anderen an. Nur Menzel fühlte sich kreuzunbehaglich. Und als nach dem Abendessen Marie die Bibel vornahm und, wie sie es gewohnt war, die Weihnachtsgeschichte laut vorlas, während die Lichter strahlten und der Geruch angelegter Nadeln vorüberzog, da drückte er sich heimlich. Er fühlte, er paßte nicht mehr zur Weihnachtstimmung und Festfreude.

Marie kannte ihren Vater. Sie sagte nichts. Peter Plath sah ihm wohl verwundert nach, aber ein Blick des Mädchens beruhigte ihn. Nachher, als sie die Äpfel aus dem Ofen nahmen, fragte sie leise, daß es Napoleon nicht hörte: „Nun hat's Vater doch gemerkt. Sind Sie mir böse?“

„Wegen des Baumes? Aber Fräulein Marie! Ich bin — Ihnen ja so — dankbar.“

„Das sollen Sie nicht sagen,“ flüsterte sie und legte den heißen Apfel auf den Teller.

Er sah sie an. „Ich hab' noch nie solch ein Weihnachtsgeschenk bekommen, solch eins, das extra für mich gearbeitet ist. Ich danke Ihnen sehr.“

Sie wurde roth und sagte laut: „Wollen Sie mit helfen, Herr Kaczmarek? Die Äpfel sind gerade gut jetzt.“

Menzel war derweil in Mantel und Mütze ins Freie getreten. Gott Lob und Dank, — nun hatte er den Wald vor sich, — diesen Wald, der einen Tag war, wie alle Tage, der seine Härlichkeiten verlangte, der ihn nicht peinigte, wie die da drinnen, so gut sie's meinten.

Ziellos ging er dahin. Es war sternklar geworden. Der Mond leuchtete, er zog lange Streifen herunter. Die Bäume rauschten nicht. Auf ihren Zweigen lag's weiß und voll von Schnee, und darinnen tauchten bunte, glitzernde Funken auf, brennende, farbige Pünktchen. Brillanten-Gesimmer, jetzt aufleuchtend, im nächsten Augenblick verschwindend, wie das Licht eben traf. Lautlos tappte sich der Förster vorwärts über den weichen, weißen Teppich, durch die feierliche Stille.

Weihnachten! Nein, und dreimal nein, — was quälten sie ihn denn? Er konnte es doch einmal nicht! Und sie quälten ihn mit allem, mit ihren Geschenken, mit ihrer Liebe, mit der ganzen Fest- und Feiertäglichkeit. Schon früher hatte er's nicht gekonnt, schöne Worte zu machen oder dergleichen. Kreuz Wetter, er war ein Mann und kein altes Weib, das gleich alle Thränen- und Herzens-Register aufzog. Solch Zeug, — hrr, nein, das gab's eben nicht. Seine Frau hatte bei der ersten Weihnacht gehustet. Der Himmel wußte wahrscheinlich weswegen, — er nicht. Ob vor Heimweh oder Zimperlichkeit, oder auch, weil sie sich's anders vorgestellt hatte? Natürlich, wär's nach ihr gegangen, so hätt' er womöglich selber einen Baum ausgepflanzt, hätt' ihr eine Liebeserklärung gemacht und „Stille Nacht, heil'ge Nacht“ mit ihr gesungen. Haha, — er, er! Sie hatte sich schließlich auch drein gefunden.

Er war immer einsam gewesen; wollt's auch bleiben und nach seiner Façon 'mal sterben.

Seine Gedanken spannen sich weiter. Er achtete immer weniger auf den Weg. Plötzlich fuhr er zusammen.

Ein Schuß —?

Herr und Hund blieben einen Augenblick regungslos. Vergessen war alles andere, — jetzt war er nur der Förster.

„Stefan Pludjinski hat wieder Hunger,“ knirschte er. „Es soll sein Feiertagsbraten werden. Vorwärts!“

Rasch und energisch schritt er nach der Richtung, aus der der Schuß gefallen war. Er ging eine halbe Stunde, ohne etwas zu entdecken. Dann, mit einem Male, bog der Hund um ein Gebüsch und knurrte.

Die Büsche schubbertig folgte Menzel. Er sah Spuren, — Fußspuren.

„Haben wir Dich!“ dachte er, und ein finstres Lächeln floß über sein Gesicht.

„Such weiter, alter Freund!“

Und nun ging's langsam und vorsichtig den Spuren nach. Ein Fuchs sprang in der Nähe auf.

Aber Menzel achtete es kaum. Sein Gesicht ward wieder bitter. Er merkte bald, daß er zu spät kam. Der Bursche war gewiß längst über alle Berge.

Doch die Spuren lieh er nicht. Und schließlich fand er auch den Ort, wo das arme Thier verendet war, als ob sich's noch einmal gewälzt hätte! Der Schnee zur Seite gedrängt, — es war ein Reh.

„Teufel!“ fluchte der Förster. Was half's? Er fand auch Blutspuren. Nur sehr wenig jedoch. Sie begleiteten ein paar Schritt weit die Fußspuren. Dann hörten sie auf.

Aber die Stiefeln im Schnee gingen weiter. Menzel folgte ihnen von neuem. Sie führten geradeswegs zu der Straße, und dort, wo hartgefahrene Gleise sich hinzogen, verschwanden sie.

Schlau wie ein Fuchs, dachte der Förster. Lange war der Wilderer gewiß nicht auf der Straße geblieben. Alzu leicht hätte er hier doch Leuten begegnen können. Er war also sicherlich wieder in den Wald eingebogen. Aber wo und wann?

Menzel merkte bald: es war aussichtslos. Was konnt' er thun? Bei den Pludjinski's eine Hausjuchung vornehmen

lassen? Bah, die Bande war viel zu schlau, als daß davon ein Erfolg zu erwarten war.

Fluchend lehnte der Förster um. Der heilige Abend war ihm jetzt noch gründlicher verdorben als vorher.

Das Jahr 1863 begann mit Schneegestöber. Dann ward es klar und bitterfalt. In der Försterei ereignete sich nichts Besonderes. Ein paar mehr Leute schrieb Menzel wohl auf, da der Holzbedarf im Dorfe größer war, — öfter mußte er in die Stadt zu Terminen, — öfter hörte er Flüche und mehr oder minder versteckte Drohungen. Aber daran hatte er sich längst gewöhnt. Die beiden Burschen bliesen sich in die erstarrten Hände, wenn sie aus dem Revier kamen, und Peter Plath zog oft, wenn er allein war, den Tabaksbeutel aus der Tasche und sah ihn an, als wär's ein kleines Königreich.

An einem der letzten Januartage ging's im Krug hoch her. Wenzel Tomaczek, der Geiger, war aus der Stadt gekommen mit neuen Nachrichten.

Kein Wunder, daß er alles wußte! Wenn irgendwo im Umkreise eine Hochzeit war, — wer mußte aufspielen? Wenzel Tomaczek. Wenn die jungen Burschen mit ihren Mädels Sonntags zum Tanz antraten, — wer strich unablässig die Fiedel? Wenzel Tomaczek. So ging es Pan Wenzel hier, Pan Wenzel da, und allmählich hatte er das Bewußtsein bekommen, ohne ihn könne der liebe Herrgott selber nicht regieren. Dieses Bewußtsein machte ihn glücklich, denn nun fühlte er sich allen überlegen. Er zog den linken Fuß etwas nach und war im übrigen häßlich. Früher hatten sie ihn deshalb verpöthet, jetzt sprachen sie mit Hochachtung von seinem klugen Kopfe. Sie hatten Angst vor seiner scharfen Zunge. Er wußte alles besser und belehrte jeden. Es war noch nie vorgekommen, daß er irgend eine Ansicht unwiderprochen gelassen hätte.

„Nun,“ sagte er und nahm einen Schluck, „lebt Ihr denn überhaupt noch in der Welt?“

Dabei lehnte er sich behaglich hintenüber, während den anderen die Erläuterung zu kommen schien, daß sie nicht in der Welt lebten.

„Was meint Ihr wohl,“ fuhr er fort, „wie es in Warschau zugeht? He? Natürlich, Ihr sitzt hier wie die Dummköpfe, hört nichts, seht nichts, und dabei ist dort alles in Aufregung.“

„Bei der heiligen Jungfrau,“ warf Casimir Woytun ein, „es lag mir doch schon immer so in den Knochen, und mein Advocat machte mir Andeutungen, es könne etwas geben, sozusagen etwas Wichtiges.“

„Die Knochen lügen manchmal, Casimir Woytun,“ lachte der Geiger spöttisch, „und die Advocaten auch. Sie konnten beide noch gar nichts wissen, denn es ist erst ganz neuerdings geschehen.“

Die übrigen grinsten vergnügt.

„Ist es etwas mit Constantin Nicolajewitsch?“ fragte ein anderer weiter.

„Wo hast Du Deine Weisheit her, mein Lieber? Auch aus den Knochen? Constantin Nicolajewitsch, der Großfürst, ist gesund und munter wie Du und ich, und beinah hätte ich ihn gesehen. Aber es giebt andere Leute in Warschau, die nicht wohl und munter sind, sondern blutig.“

Er piff durch die Zähne, hob sein Glas und trank. Alle Augen hatten sich auf ihn gerichtet. Was hieß das? Warum sprach er nicht weiter?

Plötzlich sprang Wenzel Tomaczek auf.

„Ihr Dummköpfe,“ schrie er, — „wir haben Revolution!! Wißt Ihr, was es heißt: Revolution haben wir? In Warschau, im ganzen Lande. Da wißt Ihr es!“

Mit offenem Munde jähren sie da. Der Geiger weidete sich an ihren Gesichtern.

Jetzt regte sich Stefan Pludjinski. „Bruder!“ stieß er noch halb ungläubig hervor, „Bruder!“

Und dann aufspringen, jauchzen, schreien, lärmern, war eins. Hingerissen jubelten die Jüngeren mit darein, ihre Augen blitzten und brannten, ihre Arme reckten sich.

„Nun, nun,“ wehrte Wenzel leichtthin ab. „Was ist da weiter? Wie lange ist's denn her? Ein Jahr, anderthalb Jahr. Wißt Ihr nicht, daß sie da den Nordversuch gemacht haben auf den Großfürsten? Auf Constantin Nicolajewitsch? Und denkt Ihr, so etwas läßt der sich gefallen? Er war wohl streng, wie das so ist! Und nun wollen sie sich rächen.“

Es war still.

„Gott soll mich strafen, wenn ich nicht mitgeh,“ rief Stefan Pludjinski dann mit rothem Kopf. „Wer ist solch Feigling, — he? Bin ich denn ein Thier? Ein Mensch bin ich, ein Pole. Aber die Russen behandeln uns wie die Thiere!“

„Wie die Thiere,“ wiederholten die anderen finster. Tomaczek zog eine Grimasse. „Also mitgehen willst Du, mein Theurer? Nun ja, ja, — warum sollst Du nicht mitgehen? Aber hui, wie Du pfeifen wirst! Wenn so die Kanonen kommen, mein Lieber, und sie haben gute Kanonen, die Russen! Von Warschau bis hierher ist eine große Strecke, doch Du läufst sie dann in einem Zuge!“

„Recht hat er,“ nickte ein Alter wehmüthig. „Was hat's uns geholfen, damals, vor vielen Jahren? Nichts, meine Brüder. Arm sind wir geworden, noch mehr unterdrückt. Viele todgeschossen, viele nach Sibirien gebracht. O Herr Jesus, der Czar ist mächtig!“

Der Geiger räusperte sich.

„Ja, wenn wir einig wären,“ hub er an. „Wenn das ganze Land aufsteht, — ich, Du, wir alle! Wohl ist der Czar mächtig, aber Polen ist groß. Und seid Ihr so tapfer, wie die in Warschau, wer will wissen, ob das Vaterland nicht frei und Stefan Pludjinski nicht König wird. Es passiren wunderbare Dinge, und man soll nichts verschwören. Die Ausgehobenen in Warschau, — ja, die waren Männer. In den Straßen haben sie gekämpft wie die Rasenden. Das ganze Land soll sich ein Beispiel nehmen. Höri!“

Und aus dem Futter seines schmierigen Rodes, in dem er es sorgsam versteckt hatte, zog er ein zernittertes Papier hervor, die Proclamation der neugebildeten National-Regierung, und verlas sie. Vorsichtiger Weise nur mit gedämpfter Stimme.

Die Köpfe der Bauern drängten sich um ihn herum in angespanntem Lauschen. Der Wirth hatte seinen Schenktisch verlassen. Und je weiter der Geiger kam, desto mehr glühten die Augen. Der alte Russenhaß, der alte Vaterlandschmerz erwachten sogar in diesen Leuten.

„Leben und sterben für Polen!“ las Wenzel Tomaczek, der Geiger. Und aus rauhen Kehlen scholl's nach, laut, jauchzend, begeistert: „Leben und sterben für Polen!“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Bad Kissingen. — Trotz der internationalen Zusammenlegung des Bade-Publikums sind im Gesamtbilde der Mode auffallende Formen und laute Töne nur vereinzelt vertreten; die vollendete Einfachheit, deren Beispiel die Kaiserin von Oesterreich gab, ist hier durchschlagend gewesen, auch Prinzess Mary von Hannover bringt ihre hohe Gestalt mit dem andrucksvollen Blondkopf vortheilhaft in ganz schlichtem Rahmen zur Geltung: als Brunnen-tracht wählt sie ein einfaches langschönes Jadenkleid aus silbergrauem Alpaca oder ein Schmelzkleid aus sahbläulichem Covert coat mit schmucklosen Nähten und weißer Piqué-Westie; als Nachmittags-Toilette Kleid und Bolant-Cape, die sogenannte Rotunde, aus glatter, weißer Wolle mit weißer Seidenbluse. Im allgemeinen gilt das Kleidkleid zugleich als morgendliche Brunnen-tracht; man sieht Staubmäntel aus fein gewürfelter Gloria-Seide mit Schultertragen, bis zu den Knien reichende Franzen-Capes aus großhottischen Himalaya- und Reversible-Geweben, Bolant-Capes aus dunkelrothem Tuch, als hässliche Tracht aber zeigt sich das Jadenkleid aus Tuch, Covert coat, Loden, Satintuch in den anspruchlosen Holz-, Lehm- und sandfarbenen, wie in bläulich-grauen Schattirungen. Die Mode erscheinen hier nur selten mit Serpentine-Ansatz, häufiger mit bescheidenem Besatz aus Schnursträngen und Soutache-Stücken, der Schnitt der Jaden varirt zwischen der offenen flachschüssigen langen Form, dem ganz kurzen, in der Mitte geschlossenen anliegenden Jaden und der ein- oder doppelreihig knöpfenden Soutajade; daneben sind matt fliederfarbene und erdbeer-röthliche Jadenkleider, auch solche aus grauem Leinen mit weißen Knöpfen zu nennen. Mehr Abwechslung bringen die sportmäßigen Anzüge mit farbigen, zu glatten Touristen-Röcken getragenen Hemdblusen; das Bild würde aber immer noch zu einseitig sein, ohne die Jadenkleider aus kräftiger weißer Wolle, dazu weiße Matrosenhüte oder den Chasseur mit Schleier. Die Röcke sind hier etwas länger, damit die jungen Damen sich die so scheidene Kofetterie gestatten können, beim Ausheben den spitzen besetzten seidenen Unterröck zu zeigen, mit dessen mattbläulicher, fliederfarbener, rosa Schattirung sie dann die Farbe der Seiden- oder Zephyrbluse und des Hutbandes in Uebereinstimmung setzen. Die anliegende Gürteljade mit kurzem runden Schoß und kleinem weißen oder farbigen Chemiset erscheint um ihrer Kleidsamkeit willen bevorzugt. Jugendlich flott wirken auch weiswollene Matrosenkleider mit vielfachen rothen oder blauen Bandstreifen um Rocksaum, Kragen, Gürtel und Kermelsulpe, die sich um den runden Strohhut wiederholen; nur erscheint dazu der Stiel aus weißem Kaubleder zu festlich und läßt, unter kurzem Rock den Fuß zu groß erscheinen; hübscher ist hier ladbesitz Schuhwerk aus beige- oder braunlichem oder grauem Tuch, das die Damen zu den neutralen Farben ihrer englischen Jadenkleider passend tragen.

Als praktisch und sehr chic erweist sich die Zusammenstellung eines schwarzen Alpaca-Rodes mit weißem Blumen-Chemiset und kurzer Bolero- oder längerer Schokjade mit weißem Piqué (Abb. 1 der Nr. vom 1. Juli d. J. zeigt letztere zu einem hellgestreiftem Rod). Ältere Damen tragen diese Jaden und Jaden, — der Bolero verlängert sich für sie zum schöfönerartigen bis handbreit unter den Taillenschluß, — zu wollenen Röcken in gleichfarbiger Seide, was sehr apart und elegant wirkt (siehe Abb. 1 der Nr. vom 1. Juni d. J.), allerdings weniger am Morgen, wo Seide verpönt ist, trotz des Versuches einiger Ausländerinnen das schwarze oder farbige Seidenkleid als Brunnen-Anzug einzuführen.

Anderer auf abendlicher Kur-Promenade, wo die weißen Waschkleider, meist aus Piqué, Watist, Organza oder Musselin mit kreuz- und querlaufenden gelben Spigen- Einsätzen und flatternden Bandstreifen, spazieren geführt werden, neben hellen Seidenkleidern z. B. aus gestammtem oder als letzte Neuheit großgepreltem Foulard, mit Strepp-, Spigen- oder für ältere Damen, welchem Noiré-Besatz, Flieder und Iris-Blau dominieren neben den blauen Tönen; neben den Eisenbein- und Crème-Nuancen tritt ein grünliches Weiß, — Lindengrün, — in den Vordergrund. Die höchste Eleganz aber vertreten die durchsichtigen Etamine- und Gaze-Gewänder über absteigendem Tasset-Linoleumkleide, und die Feder muß darauf verzichten, den zauberisch schimmernden Reiz zu schildern, den z. B. hellste malvenfarbene Etamine über rosa Tasset, oder silbergrauer Strepp auf Dirrfeinblau hervorbrachte. Der ganz runde, die Gestalt stets verkürzende Serpentine-Ansatz ist an diesen Toiletten kaum vertreten, dafür in mannigfachen Variationen der hinten, seitlich, aber auch vorn aufsteigende Ansatz, oder der tunica-artige Besatz. Entzückend kleiden jugendlich schlanke Gestalten die großen Marie Antoinette-Fichus mit schmalen Einsätzen und breiten Bolants aus weißer oder gelber Spitze, die verschlungenen Enden weder seitlich oder hinten als Schärpe herabfallend. Die duftige weiße oder lila Vorstedtschleife aus Chiffon, theils mit kurzen, theils mit bis über den Gürtel reichenden Enden, bildet ein bequemes Aushäufsmittel, um den schlichtesten Toiletten rasch einen eleganten Anstrich zu geben. Mit Gürteln, denn Kettenglieder geschmiedete kleine Bronze- oder Silberhaken halten, wird ein besonderer Luxus getrieben. Die Hüte sind selbst zu einfachen Kleidern früh und abends überaus elegant; so sieht man neben den tiefgesetzten, seitlich durch Blumen gehobenen runden Hüten viel über der Stirn zurück gehobene Formen, deren Garnitur und Schleier mit einer am Kleide selbst vertretenen Farbe harmoniren muß, und sei es auch nur mit der oben erwähnten Vorstedtschleife. Den Blumen machen die Früchte als Garnitur eine lebhaftere Concurrent; — die Kirschchen haben Johannis- und Erdbeeren abgelöst, nächstens sollen diesen Pfäunen und Weintrauben folgen und die Früchte des Feldes, — Hafer, Gerste und Roggen, in großen Kränzen und Garben. Die Vorliebe für Tupfen-Auflagen kommt auf den Hüten, — vor allem auf den Matelassés, — in Gestalt von Schleifen aus getupftem Sammet zur Geltung. Eine reizende Mode sind die zarten Illusions-Schleier, die wolfig um das Gesicht drapirt, hinten eingeschlungen und wieder nach vorn geleitet, schließlich unter dem Kinn in großer Schleife geordnet werden.

Auf den Reunions tanzt man auch hier im Hut und Schleier, — erlaubt sind alle Formen: Capote, Toque, großer Blumen- und Schäferhut. Die Mode der Amerikanerinnen zum Hut die ausgeschnittene Taille zu tragen, ist aber hier noch nicht acceptirt; nur die zierlich spitze Palatinie, die das Marie Antoinette-Fichu so kleidsam umschmiegt, wird geliebt, oder der viereckige Ausschnitt zu dem halben Kermel. A. P. S.

Aus dem Leserkreise

Handruch auch im einzelnen unterragt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Ueber die Anfänge der durch ungewöhnliche Kleidung hervorgerufenen Krankheiten, erläutert durch Beobachtungen an Dresdener Schulmädchen. — ein Vortrag des Dr. med. Meiner, — ist uns als Sonderabdruck aus den „Mittheilungen des Allgemeinen Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung“ (Red.: Frau Marg. Hochhammer, Verlag und Expedition: Berlin W. Potsdamerstr. 121 g) zugegangen. Auch ohne die bei dem Vortrage benutzten Abbildungen ist der Vortrag durch seine klare Sprache und schlagende Beweisführung vorzüglich geeignet, die Schädlichkeiten beengender Kleidung, — durch Corsets, Leibchen, Rockbänder etc., — überzeugend darzustellen und dadurch den Vorurtheilen und der Denkräuferei auf dem Gebiete der Frauenkleidung entgegenzuwirken und den freudig zu begrüßenden Reform-Bestrebungen die Wege zu bahnen. Zeigt doch Dr. Meiner, daß es sich bei jenen Dingen nicht sowohl um mehr oder weniger Schönheit, sondern vielmehr um die Verhütung und Heilung schwerer Leiden, schlimmer Krankheiten und verminderter Leistungsfähigkeit handelt. Dr. D.

Fette und trockene Haut. — Bei der Gesichtspflege, zur Erzielung und Erhaltung eines schönen Teints, ist es ein Hauptgrundsatz, sorgsam den Zustand und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Haut zu berücksichtigen. Eine große Rolle spielen dabei die Fettdrüsen der Haut. Ist die Production dieser Drüsen an Fett zu reichlich, so entsteht die fette Haut, geht sie in unzureichendem Maße vor sich, leidet die Haut „trocken“. Die „fette Haut“ kennzeichnet sich durch ein fettiges, glänzendes Aussehen, welches sich manchmal demart steigert, daß die Haut wie mit einem öligen Anstrich überzogen erscheint. Die rationelle Pflege dieses Zustandes erfordert ein täglich mehrmaliges Waschen mit warmem, beinahe heißem Wasser, unter Zubehaltung eines rauhen Flanells oder Leinwand-Schwammes. Als Waschmittel sind nur stark schäumende Seifen zu empfehlen; dem Waschwasser sind einige Tropfen aromatischer Toiletten-Essigs zuzusetzen. Bei sehr empfindlicher Haut gebraucht man statt Seife besser gute Sand-Weißseife oder flüssige Glycerin-Kali-Seife. Um eine leicht eintretende Verstopfung der Haut-Poren und der damit verbundenen Bildung von Mitessern und Pickeln vorzubeugen, ist es rathlich, mehrmals wöchentlich vor dem Schlafengehen das Gesicht mit einer milden Schwefel-salbe einzureiben.

Die „trockene Haut“ zeigt meist eine leicht gelbliche oder fahle Färbung, ist etwas schlaff und hat Neigung zum Welf, hart, spröde, rauh, rißig und rüchlig werden. Sie bedarf des größten Schutzes gegen schädliche äußere Einflüsse und sorgsamster hygienischer Behandlung. Damen mit trockenem Teint sollen es nach Möglichkeit vermeiden, sich der strahlenden Wärme der Sonne, der Lampe und des Herdfeuers auszusetzen. Ebenso schädlich wirken trockene Stubenluft, große Hitze und scharfe, trockene Winde. Große Sorgsamkeit ist beim Waschen des Gesichts zu üben. Zunächst vermeide man darin alles „Zuwiel“. Als Waschtuch benutze man nur feinstes Leinen. Von Seifen können als Waschmittel nur ganz neutrale, sehr harte und schwach schäumende in Frage kommen; aber selbst diese werden in den seltensten Fällen vertragen. Bessere Dienste leistet schon gutes Mandelmehl. Als mildeste und angenehmste Waschmittel für diesen Fall werden allgemein die aus Mandelmilch bereiteten Emulsionen erachtet. Sie werden selbst von dem empfindlichsten Teint vertragen, und ihr Gebrauch hat eine äußerst erfrischende und conservirende Wirkung. Beim Abtrocknen, welchem Zweck nur weiche Tücher dienen dürfen, ist alles Reiben der Haut zu vermeiden; zweckmäßig ist es, die Feuchtigkeit mit dem Tuch nur leicht abzutupfen, dann das Gesicht mit ganz reinem Reisemehl zu bestäuben und dieses letztere nach einigen Minuten mittelst Tuches oder einer Haferpfote vorsichtig zu entfernen. Der Mangel an natürlichem Fett ist künstlich dadurch zu ersetzen, daß man abends und morgens nach dem Waschen eine Abreibung mit feinstem Coldcream vornimmt.

Hortense de Coupy. — Kästiger Gesichtsschweiß kann durch Waschen mit verdünntem Essig oder mit Tanninlösung bekämpft werden. Man beginnt mit schwachen Lösungen und schreitet, wenn diese nach einiger Zeit nicht wirken, allmählich zu stärkeren Lösungen vor.

Raigblöden in Riga. — Aschblonde Haarfarbe wird im allgemeinen für eine besondere und seltene Schönheit gehalten. Warum wollen sie diese natürliche Farbe mit einer künstlichen vertauschen? Wir möchten entschieden davon abrathen. Eine wirklich vollkommene Haarfarbe oder eine solche Haarfarbe-Methode giebt es überhaupt nicht. Es genügt nicht ein einmaliges Färben, — die Haare müssen vielmehr, da sie nachwachsen, immer aufs neue gefärbt werden, eine Operation, die sehr viel Zeit und Geduld beansprucht. Besonders schwer aber ist eine Farbe zwischen Blond und Goldblond zu erzielen. Ein selbstständig unschuldiges Mittel dafür ist uns nicht bekannt. Das einzige, was Ihren Zwecken entsprechen würde, wäre Wasserstoff-Superoxyd. Mit letzterem werden die Haare, nachdem sie einen Tag vorher mit leichter Soda-Lösung entfettet wurden, mittelst eines Kautschuk-Rammes gründlich durchge-

feuchtet und müssen dann trocknen. Der volle Erfolg tritt erst nach zwölf bis achtzehn Stunden ein. Hortense de Coupy.

Unsere Kinder.

Der „baby-basket“, eine Wohlthätigkeits-Einrichtung. — In wortgetreuer Uebersetzung bedeutet baby-basket Kinderkorb, gemeint aber ist der Korb mit Kinderwäsche, die Kleinkinder-Ausstattung, und, — im übertragenen Sinne, — ein gemeinnütziges Unternehmen, dessen Aufgabe es ist, arme Wäscherinnen mit dem notwendigen Kinder-Weißzeug zu versorgen. Fräulein Elise B., die Tochter eines berühmten Wiener Chirurgen, hat einen „baby-basket“ in St. Götgen, im Salzammergut, ihrem ständigen Sommeraufenthalte, eingerichtet und unterhält denselben mit sehr gutem Erfolge. Seither ist die Einrichtung, für die ein englisches Muster maßgebend war, auch nach Wien verpflanzt worden. Die „Frauen-Vereinigung für sociale Nützlichkeitsarbeit“ hat zuerst in dem Arbeiterviertel, dem X. Bezirke und seither auch im IX., XII., XIV., XVII und II. Bezirke (Brigittenau) je zwei Kleinkinder-Ausstattungen zur Vertheilung gebracht. Jede derselben besteht aus 132 Stücken, die einfach und praktisch gehalten sind. Der „baby-basket“ giebt die Kinderwäsche leihweise her. Da der Säugling Weißzeug in zwei bis drei verschiedenen Größen braucht, so wird es von drei zu drei Monaten umgetauscht und nach der Rückgabe gründlich desinficirt, damit bei verhältnißmäßig geringen Unkosten mehrere arme Frauen bedacht werden können. Mit der Umwechslung ist eine Arbeiterin vertraut, als Mittelsperson zwischen der Vereinigung und den armen Frauen. Naturgemäß haben diese letzteren auch zu den ihren Verhältnissen Näherstehenden mehr Vertrauen, als zu den Ausschüßdamen der Vereinigung. Die notwendigen Recherchen und die Auswahl der zu Vertheiligenden nehmen jedoch diese vor. Da nicht sämtliche Wäschestücke einer Größe abgeliefert werden können, ehe die der anderen in Gebrauch genommen sind, weil das Kindchen inzwischen nicht ohne Weißzeug bleiben kann, ist zu je zwei Ausstattungen eine dritte als Reserve vorbereitet; ihr kann das Fehlende für das zunächst zu versorgende Kind entnommen werden. Wird die Wäsche unverseht zurückgeliefert, so erhält die Mutter ein Kleidchen für das Kind als Geschenk; geräth trotz aller Vorsicht ein oder das andere Stück in Verlust, — bisher ist das noch nicht vorgekommen, — so wird es aus dem Reserve-Vorrath ersetzt. Diesen dann baldigt zu ergänzen, ist Aufgabe der Ausschüßdamen der Vereinigung; ihnen fällt auch das Zuschneiden des Weißzeuges zu, zu welchem die Stoffe vielfach gespendet werden. An der Anfertigung der kleinen Ausstattungen betheiligen sich zahlreiche Mitglieder der Vereinigung. Es wird namentlich während des Sommers viel genäht, denn die Frauen-Vereinigung, ermutigt durch den guten Erfolg ihrer ersten „baby-baskets“, gedankt dieselben noch weiter zu vermehren.

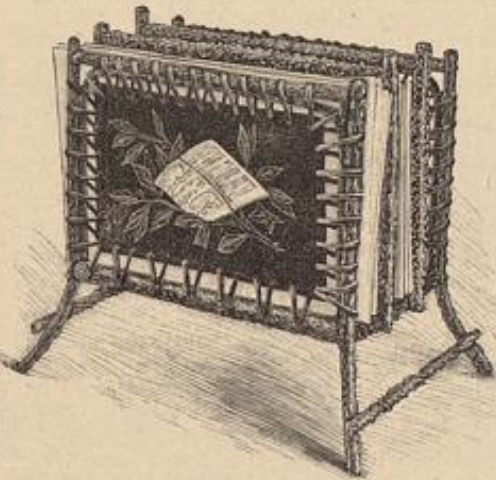
Beforgte Mutter. — Das Stottern kann dem Kinde wohl abgewöhnt werden, so lange das Kind, wenn es eben bei einem Worte angehalten hat, angehalten wird, das Wort verbessert zu wiederholen. Wenn aber die Gewohnheit das Stottern schon Herrschaft über das Kind gewonnen hat, wird ohne ärztliche Hilfe nicht viel auszurichten sein. Eingehende Belehrung über „Des Kindes Sprache und Sprachfehler“ in gemeinverständlicher Darstellung giebt Dr. Guymann's unter diesem Titel erschienenen vortreffliches Buch. (Leipzig, J. J. Weber 1894.) Dr. D.

Häusliche Kunst.

Blumentisch mit Malerei. — Theestaude bildet das Gestell des veranschaulichten Blumentisches, dessen



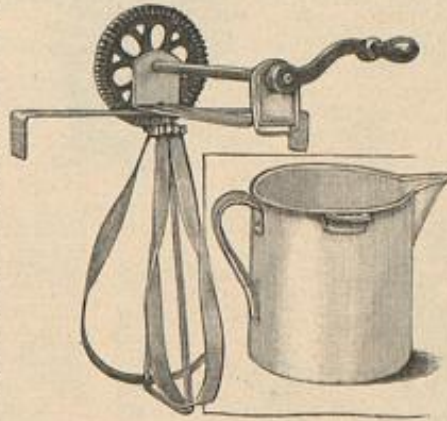
Blumentisch aus Theestaude mit Malerei.



Notenständer aus Theestaude mit bemaltem Lederschnitt.

Platte als Boden eines sechsseitigen, mit Malerei geschmückten Kastens dient. Gerade gemessen hat der Boden 42 cm, von Ecke zu Ecke 47 cm Durchmesser; die untere Länge der Seitenwände beträgt 24 cm, die obere 26 cm, bei 9 cm Höhe; an den Ecken wo die Seitenränder zusammentreffen, sind der Länge nach getheilte Theestauden angeleimt. Innen und außen ist der Kasten mit olivgrüner Email-Farbe gestrichen, und auf diesem Grunde sind die verzierenden Blumenzweige, abwechselnd rosa Azaleen und Rosen, mit Oelfarben gemalt; Laub und Stiele sind ebenfalls in den natürlichen Farben gehalten. Die drei, je 67 cm langen Füße werden 11 cm von oben durch drei, je 36 cm lange Stauden verbunden und 27 cm tiefer nochmals durch drei dünnere Stäbe, die ein dreieckiges Brett von 23 cm Seitenlänge umgeben; die schrägen, Brett und Füße vereinigen Stützen messen 23 cm. Auch das Dreieck-Brett ist olivgrün bemalt. An der Vorkante waren die Theestauden in der gleichen Farbe gestrichen und einzelne Goldlichter aufgesetzt; schöner bleibt wohl das naturfarbene Holz. C. F.

Notenständer mit bemaltem Lederschnitt. — Viele ziehen den feststehenden Ständer einen transportablen Ständer für Noten vor und dürften durch unsere Abbildung vielleicht zum Nacharbeiten angeregt werden. Der Ständer selbst ist aus Theestauden zusammengestellt und mißt bei 42 cm Breite die gleiche Höhe einschließlich der Füße; die Außenplatten allein sind 28 cm hoch. In diese rahmenartigen Außenwände wurden mittelst schmaler Lederriemen 20 zu 23 cm messende Platten aus rothem Leder eingesehnt, die bemalte Lederschnitt-Arbeit verzieren. Letztere, auf einer Fläche wilde Rosen, auf der anderen einen Vorbeerzweig und ein Notenblatt darstellend, ist mit Gouache-Farben leicht übermalt, und zwar durchaus realistisch, in den natürlichen Farben der Blumen und Blätter. In das Wasser, mit dem man aquarellirt, mischt man einige Tropfen Ochsen-galle, damit die Farben besser haften und nicht auslaufen; das Bemalen der Theestauden mit grüner Oel- oder Email-Farbe möchten wir nicht anrathen, denn die Naturfarbe des Holzes stimmt seiner mit den bunten Farben der Malerei und des Leders. — Fräulein H. Schendler, Berlin W. Eisenacherstr. 80, der wir die Vorlage verdanken, übernimmt Aufträge für dieselbe, wie für kunstgewerbliche Arbeiten überhaupt und ertheilt auch Unterricht auf diesem Gebiete. C. F.



Amerikanischer Quirltopf.

Hierdurch, als auch durch eine weitere Befestigung über die Ausgusslippe gewinnt das Rührwerk Halt am Topfe. Durch Kurbdrehung mittelst eines kleinen Zahnrades in Thätigkeit gesetzt, functionirt der aus zwei verzinneten, schleifenartigen Schlägern bestehende Apparat in doppelt rotirender Bewegung und fördert die Arbeit auf ebenso schnelle als mühelose Art. A. S.

Hrl. Vetti W. in München. — Unsaubere Armblätter werden nach dem Abreiben mittelst eines in Terpentin getauchten Wattebäuschchens rein. A. S.

Fürs Haus.

Amerikanischer Quirltopf. — Der dargestellte amerikanische Quirltopf, außen hellblau, innen weiß emallirt, zeigt bei einer glatten, geraden Form eine Höhe von 18 cm und einen Durchmesser von 19 cm; er faßt 4 l. Das abnehmbare Rührwerk ruht, wenn in Betrieb, auf einem verzinneten Metallbügel, der in zwei, seitlich am oberen Rande des Topfes angebrachte Oesen eingreift.

Küche.

Verwerthung der Tomaten für den Haushalt. — Als Beigabe zu Fisch- und Fleischspeisen, besonders zu Wild und Geflügel, sind Tomaten ausgezeichnet; ebenso um Suppen und Saucen zu verbessern und Salate von Fleisch, Fisch oder Krebisen damit zu mischen, besonders aber als Beigabe zu Austern. Es folgen einige amerikanische Recepte, die ich hier kennen lernte und durch eine Reihe von Jahren als ausgezeichnet erprobt habe.

Hot Virginia-Catchup. — 8 kg grüne Tomaten, 4 kg weisse Zwiebeln, 90 g weissen Senfsamen, 30 g Piment, ebensoviele Nelken, 1 Tasse gemischten Senf (etwa Düsseldorf), 30 g schwarzen Pfeffer, ebensoviele Sellerie-Samen und 1/2 kg Zucker. — Zerschneide Tomaten und Zwiebeln, bestreue sie mit Salz und lasse sie drei Stunden stehen. Das Wasser gieße ab und bringe das Zerschnittene in einen Einmachekessel nebst den Zuthaten. Bedecke es mit Essig, lasse alles 1 Stunde langsam kochen und fülle es danach in Flaschen oder Steinfrüge, die versiegelt werden.

Chutney-Pickles. — 12 grüne saure Äpfel, 2 grüne Pfefferschoten, 6 grüne Tomaten, 4 kleine Zwiebeln, 1 Tasse Rosinen, 1/2 l Essig, 2 Eßlöffel voll weissen Senfsamen, 2 Eßlöffel voll Salz, 1 Tasse voll gestohlenen Zuckers und 2 Tassen Farin-Zucker. — Man entferne die Kerne der Rosinen und des Pfeffers, gebe die fein zerschnittenen Tomaten und Zwiebeln dazu, sowie Essig, Zucker und Gewürze und lasse alles eine Stunde kochen. Dann gebe man die geschälten und entkernten Äpfel dazu, koche die Masse langsam weich und gieße sie in kleine weithalsige Gläserchen. — Senf- oder Einmachegläschen, — die gut verkorkt werden. Dies ist eine delicate Beilage zu jeder Art Wurst, zu kaltem Ruckschnitt und zu Wildpret.

Chili-Sauce zu kaltem Fleisch. — 24 Stück große reife Tomaten, 4 weisse Zwiebeln, 3 Schoten grünen Pfeffer, 4 Eßlöffel voll Salz, 1 Eßlöffel voll Zimmt, 1/2 Eßlöffel voll gemahlener Nelken und Piment (gemischt), 1 Tasse Zucker und 3 Tassen Essig. — Man schäle die Zwiebeln und Tomaten und zerschneide sie fein, gebe die Gewürze und das Uebrige hinzu und fülle alles in den Einmachekessel, worin es über schwachem Feuer 3 Stunden kochen muß. Diese Sauce wird nicht durchs Sieb gerührt, ist aber besonders den Hausfrauen zu empfehlen, die nicht viel Zeit erübrigen.

Tomaten-Soja. — Man schäle und zerschneide 15 kg reife Tomaten, bestreue den Boden einer großen Schüssel mit Salz und belege ihn mit einer Lage Tomaten, bestreue diese wieder mit Salz und so fort, bis alle verbraucht sind. Die oberste Schicht wird mit einer dicken Lage zerschnittener Zwiebeln (auch gefalzen) belegt; nachdem die Tomaten so drei Tage gestanden, gebe man sie in den Einmachekessel und lasse sie langsam 8 Stunden kochen; die Masse muß fleißig gerührt werden, daß sie nicht anbrennt. Vom Feuer genommen, muß sie bis zum nächsten Tag stehen, dann streiche man sie durch ein feines Sieb, füge 4 Schoten rothen Pfeffer, fein zerhackt, 30 g gemahlene Nelken, 60 g Piment, sowie ebensoviele schwarzen Pfeffer hinzu und lasse den Brei nochmals kochen, bis er dick und glatt gekocht ist. Wenn er erkaltet ist, fülle man ihn in Einmachegläser oder Steintröpfe, die man mit Paraffin zugießen oder versiegeln kann. Sehr bequem ist diese Soja, wenn man rasch

eine Sauce verbessern will, weil sie alle Gewürze enthält, die man am häufigsten bei Sauten anwendet.
Frau Mathilde Goës, Milwaukee.

Gärtnerei.

Echeverien. — Zu den sogenannten Succulenten oder Fettpflanzen gehören neben den eigentlichen Cacteen viele Gewächse mit dicken, fleischigen Blättern. Alle diese Pflanzen sind sehr anspruchslos; sie gedeihen selbst in magerster Erde, halten der brennendsten Sonnenhitze stand, da die Sonne die mit wachsartigem Ueberzug versehenen Blätter nicht auszutrocknen vermag, ertragen schadlos lang andauernde Dürre, und nur große Kälte und schattiger oder dunkler Standort können ihnen verderblich werden. Zu diesen Gewächsen gehört auch die Gattung Echeveria, zu Ehren eines gleichnamigen mexikanischen Pflanzenmalers so benannt. Die Arten dieser Gattung sind größtenteils in Mexiko heimisch, auch in Kalifornien, Ecuador und Peru kommen einige vor. Der meist silberweiß oder metallisch glänzende, wachsartige Ueberzug, die rosettenartig angeordneten Blätter verleihen diesen Pflanzen ein wirklich schmuck-



Echeveria retusa.



Echeveria Scheideckeri.

volles Aussehen. Bei einzelnen Arten sind die Blätter groß und tellerförmig, und diese Pflanzen bilden dann gewaltige Rosetten; bei anderen sind sie länglich und von zierlicher Beschaffenheit. Eine solche Art ist die neue Echeveria Scheideckeri, die unsere Abbildung veranschaulicht. Diese Pflanze wird gegenwärtig viel für Teppichbeete verwendet, sie läßt sich leicht in kleinen Blumentöpfchen ziehen und dann zur Garnirung sehr sonnig gelegener Fenster verwenden. Diese Art reißt ebenso wie viele andere Arten kleine Seiten-Rosetten, durch welche die Vermehrung leicht stattfinden kann. Man bricht diese Rosetten ab, läßt die Wundstellen in der Sonne erst etwas abtrocknen und pflanzt diese Stecklinge dann in recht sandige Erde ein, in welcher sie, bis zur Verwurzelung ziemlich trocken gehalten, bald anwachsen. Auch jedes ausgewachsene, abgebrochene und flach eingepflanzte Blatt bewurzelt sich, bildet am Grunde eine kleine Rosette und somit eine neue Pflanze. Diese Art der Vermehrung ist sehr interessant. Einige Echeverien werden weniger der Schönheit ihrer Blätter als der Blüten halber kultiviert. Eine solche Art führen wir in Echeveria retusa im Bilde vor. Derselbe hat schöne, scharlachrothe Blüten, die gerade zur blühen-ärmsten Jahreszeit, vom Herbst bis zum Frühling erscheinen.

S. St., Archholzheim. — Nach einem so kleinen Zweig mit unentwickelten, vertrockneten Blättchen und Blüten kann man keine Pflanze bestimmen; wir glauben jedoch, daß Ihre Pflanze eine Geißblattart, und zwar Lonicera strusca, ist. M. S.

Sport.

Hrl. Nelli R. — Gewiß hat die in Oesterreich in Aufnahme gekommene originelle Sitte, daß die jungen Mädchen und Frauen bei ihrem Landaufenthalte die Tracht der Bauernmädchen, das sogenannte Dirndel-Kostüm, anlegen, Anspruch auf allgemeine Verbreitung, nur werden die Frauen anderer als österreichischer Länder wohl ihre National-Kostüme wählen. Freilich muß jede Dame reichlich erwägen, ob sie das Kostüm riskieren darf. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß nur höchste Jugend und Anmuth dazu greifen dürfte, im Gegentheil verschönt das Kostüm oft die unbedeutendste Erscheinung und bringt bisweilen selbst sehr reise und robuste Gestalten ganz überraschend zur Geltung.

Zu einem stilgerechten „Dirndel-Kostüm“ gehört vor allem der mit dem ärmellosen, ausgeschlitzten Leibchen zusammenhängende, eingereichte fußfreie Rock, dessen vorderen Schluß Bruststück und Schürze, — letztere weiß, dunkelblau oder farbig selbst, mit langen Bindebändern, — decken. Das Hemd aus kräftigem weißen Leinen ist entweder hoch mit kleinem Steh- und Umliegekragen und langen, vorn durch schmale Passe geschlossenen Ärmeln, oder ein wenig ausgeschlitzten mit Zugsaum am Halse und kurzen Puffärmeln zu wählen. Für die Kostüme kommen meist großblumige Baumwollstoffe, für das Nieder auch wohl dunkler Sammet zur Verwendung. Kopfstücker werden nur selten getragen. Im Gegentheil sucht man soviel wie möglich sogar den Hut zu vermeiden, selbst auf weiten Spaziergängen, weil erstens der freie Luftzutritt dem Haarwuchs ganz außerordentlich wohltätig ist und zweitens ein großer Reiz der städtisch-bäuerlichen Tracht gerade in dem Contrast mit dem elegant frisirten Köpfechen besteht. Jedenfalls muß der Hut irgend eine alpine Original-Form besitzen. Die sogenannten Tiroler Stürzeln sind nicht mehr „modern“; man bevorzugt jetzt breitere Formen in Strohh oder Filz. Uebrigens

ist alles erlaubt, was gefällt, und was in der Gegend eben zu bekommen ist.

Schirme wählt man natürlich roth oder blau mit bunter Bordüre, Schmutz so wenig wie möglich, nur etwa ein paar Korallenschnüre, ein kleines Kreuz oder die vielreichiger silbernen Halsketten mit Schließe, die „Kropfperlen“ der Salzburgerinnen. Ketten- und Münzenschmuck der Nieder ist nur dann schön, wenn er ganz echt ist, die verschärften Sammetniederchen wirken leicht etwas zu maskenballartig. Dagegen ist der langärmelige Sammetpencer für kühleres Wetter eine angenehme Ergänzung der Dirndeltracht.

Ein fester Schnürstiefel oder Schuh gehört zum Ganzen; gelbes Leder ist nicht unpassend, der dunkle, unauffällige Strumpf ist der kürzeren Röcke wegen jedenfalls unerlässlich.

Natalie Prud.
(Die Leserinnen der Illustr. Frauen-Zeitung fanden einen illustrirten Artikel über das „Dirndel-Kostüm“ bereits unter der Rubrik „Mode“ des Heftes v. 1/7 98).

Allgemeines.

Die kaiserlichen Küchen. — Nicht nur in ihrem großartigen Betriebe, bei dem alle Glieder in einander greifen müssen, wie bei einer sinnreichen Maschinerie, üben die kaiserlichen Küchen große Anziehungskraft auf den Beschauer aus, auch die räumliche Eintheilung der verschiedenen Küchen- und Wirtschaftsgelasse ist voll bewundernswürdiger Zweckmäßigkeit und dürfte unsere Leserinnen ganz besonders interessieren.

Wenden wir uns der Mundküche, dem kaiserlichen Privatgesschloß zu, die in den Räumen des Kellergeschosses des Berliner Schlosses nach dem Schloßplatz heraus liegt. Derselbe ist für den täglichen Bedarf der kaiserlichen Tafel und die Herstellung kleinerer Mittags- und Abendmahleiten bestimmt und enthält selbstverständlich alle erdenklichen modernen Neuerungen und Apparate im Betriebe; Gas und Electricität, die Elemente des Wassers und Feuers leihen ihre Kräfte den kundigen Händen der Küchen-Chefs und ihrer zahlreichen Gehülfen.

Durch den mit elektrischem Glühlicht erleuchteten Vorraum schreitend, der den Küchenfrauen zum Putzen der Gemüse an einem langen Tische angewiesen ist, betreten wir die erste der beiden großen prächtigen Küchen, deren zahllose blühende Kupfergeräthe aller Art und Form uns von ihren polirten, ringsum die Wände umsäumenden Regalen entgegenstrahlen. Unter jedem Gefäß hängen die mit Messingschildern nummerirten entsprechenden Deckel, sorgfältig der Größe nach geordnet. Wir sehen die mannigfachen großen Bouillon-Kessel, die bis zu 50 l Inhalt messen, die Fischlöcher und die verschiedenartigen Casserolen, die zum Speisefochen im Wasserbade eingerichtet sind, die Sauten- und Auflauf-Casserolen, und die zum Zuderkochen bestimmten Töpfe in bunter Reihe bei einander, während die kupfernen Pfannen und anderen Gefäße auf den unteren Brettern der vielen großen, blendend weiß geschauerten Anrichte- und Arbeitstische untergebracht sind. Ganz besondere Beachtung verdient die große eiserne Hochmaschine neuester Bauart. Als Heizungs-Material werden hierzu, wie bei den meisten Oefen, durchweg Steinkohlen benützt, auch zu dem großen, spindelartigen eisernen Bratofen, der mehrere Stockwerke über einander enthält, und der des beschränkten Raumes wegen halb in die Wand eingelassen ist; der große eiserne Wärmofen, mit fünf bis sechs Fächern über einander, wird mit Gas geheizt; in ihm hängen die fertigen Speisen ihrer Weiterbeförderung vermittelst des Fahrstuhles in die Speisesäle des ersten Stockwerkes des Schlosses. Ferner finden wir hier in der ersten Küche, unter einem der beiden Fenster angebracht, einen großen Sandsteintrög, der zum Reinigen der Fische, zum Waschen des Fleisches, der Gemüse u. s. w. dient, und zu welchem Leitungen mit kaltem und heißem Wasser geführt sind. Zwei große Fleischklöße mit Beilen, sowie außer den bereits erwähnten Anrichtetischen auch an den Seitenwänden Tischplatten zum Hochklappen (der Raumerparnis wegen), und vor allem Geräthe aller Art vervollständigen das Musterbild der kaiserlichen Küche. Da sind in allen Größen und Abstufungen vertreten: Wiege-, Hack-Maschinen und Hackmesser, Tranchir-Messer und Scheren, Dressir-Messer, Gemüsescheer, riesige Fischscheren zum Abschneiden der Flossen, Spitznadeln, in Metallbüchsen der Größe und Stärke nach geordnet; da sind Teller jeder Art und Form, Kellen, Lutrle, Trichter und Reibeisen; Siebe vom größten bis zum feinsten, vom Seidensieb bis zum größten Messing- oder Drahtsieb; ferner Siebe, die schmelzartig auf vier Füßen ruhen, zur bequemen Handhabung beim Ausgießen der großen Bouillon-Kessel; da sind weiße Porzellan-Näpfe, Töpfe und Krüge mit dem kaiserlichen Namenszug, von der kleinsten bis zur größten Nummer geordnet. Einen reizenden Anblick gewähren die auserlesenen Kupferformen in gefälligen Mustern für warme und besonders die für kalte Speisen, für Puddings, Gallerte, Flammertes und für Gefrorenes. Wir sehen ferner kupferne Litternase in allen Größen, sowie die Metall-Speiseglocken zum Ueberdecken fertig hergerichteter Schüsseln.

Einen Theil dieser zahlreichen Geräte finden wir auch in der darauffolgenden zweiten Küche, der Bratenküche, vertreten, deren Spieß-Bratvorrichtung zuerst in die Augen fällt. Dieser für die moderne Küche sehr wichtige Apparat spielt auch in der Hofküche eine große Rolle, da die fastigen Spießbraten von der kaiserlichen Familie sehr bevorzugt werden. Ein großer offener, in die Wand eingelassener laminartiger Raum nimmt die brennenden Holzschichten auf, die von Eisenstäben zurückgehalten werden und deren Heizkraft durch einen oben am Kamin angebrachten beweglichen eisernen Hohlvorhang geregelt werden kann. Außen vor den Eisenstäben ist der Spieß angebracht, dessen Endspitze durch Rollen und Ketten im Zusammenhang mit einem sehr sinnreichen Uhrwerk steht, das die Drehungs-Geschwindigkeit des Spießes ordnet und das Stillstehen des Spießes durch Klingeln anzeigt. Der ganze Apparat kann durch Vor- oder Zurückziehen dem Feuer näher oder ferner gerückt werden, je nach der Größe des Bratens. Für Lendenbraten und kleines Geflügel, denen Saft und gutes Aussehen erhalten bleiben müssen, sind Spießvorrichtungen vorhanden, zwischen deren vier verstellbaren Eisenstäben diese Art Braten eingeklemmt werden. Der lange

Blechbehälter unter dem Spieß zum Auffangen der Füll-Sauce, sowie der Füll-Kübel mit seinem kleinen Sieb zum Zurückhalten der Kohlenstückchen, vervollständigen diesen vollendetsten aller Spießbrater. Eine nicht minder bedeutende Einrichtung der Bratenküche besteht in den beiden Gas-Röstöfen neuester Bauart für kleine Fleischstücke aller Art, besonders der beim Kaiser sehr beliebten englischen Rindschritten. Die leicht zu regelnde Gasheizung erweist sich für alle gerösteten Speisen, deren Gelingen hauptsächlich vom gleichmäßigen Hitzegrad abhängt, als am zuverlässigsten. Neben diesen Röstöfen sehen wir auch eine Windmaschine, deren offener Windofen, mit glühenden Holzkohlen gefüllt, ein außerordentlich schnelles Kochen eiligt herzustellender Gerichte ermöglicht. Der große, unentbehrliche Marmor-Röster mit seiner oben von einem beweglichen Hebel gehaltenen, mächtigen Keule von festem amerikanischen Blockholz fehlt selbstredend auch dieser Küche nicht; er ist bestimmt zum Zerhacken der Geflügelknochen, zum Reiben der Füllen und Puddings, zum Stampfen der Mandeln u. s. w. Durch eine Glaswand abgefordert, befindet sich hier auch der Spidraum mit seinen vielen, der Größe nach geordneten Fleischbrettern und dem großen massiven Tisch, an dem der kaiserliche Bratenstüber und Bratenwender seines kunstvollen Amtes waltet; denn bekanntlich erfordert das tabellose Spiden der Braten eine außerordentliche Gewandtheit und Gewandtheit.

Anschließend an die erste der beiden Küchen, nach der entgegengekehrten Fluchtlinie hin, betreten wir nun die Backküche, die außer der zur Bereitung von Blätter- und Kollig-entbehrlichen Marmorplatte auch einen Marmor- und Kolligmörser enthält, ferner verschiedene Backtische, sowie alle zum Backen nöthigen Geräthschaften, die Mangelhölzer, die Kuchenräder und Schneeruten. Das Kupfer behauptet auch hier seine angestammten Vorrechte, und in unvergleichlichem Glanze sieht man Schneefleßel, Tortenformen und sogar Kuchenbretter aus Kupfer zur Schau, selbstverständlich, wie überhaupt jedes Kupfergefäß, innen verzinkt. Hieran stößt der eigentliche Backraum mit seinem mächtigen, äußerst praktisch eingerichteten Backofen, der von gemauerten Steinen aufgeführt ist, und dessen zwei über einander liegende Abtheilungen zu gleicher Zeit benützt werden können. Der Hitzegrad wird dabei durch eine Hebelvorrichtung erhöht oder vermindert. Zur zweckmäßigen Beleuchtung des inneren Bratofens dient hier elektrisches Glühlicht in Birnenform, das, an seiner Leitung beweglich, in eine Laternenhülle gelegt werden kann, welche seitwärts dem Backofen eingefügt ist und durch ihre nach innen gerichtete Seite einen starken Lichtstrahl auf das Gebäck im Ofen wirft; mit Leichtigkeit kann auf diese Weise ein Zuviel oder Zuwenig beobachtet werden.

Ein weiterer für die Verwaltung sehr wichtiger Raum ist der darauf folgende Vorrathsräum, dessen Temperatur durch große Eisvorräthe in fünf mächtigen Eisfäßen niedrig gehalten wird. In denselben werden die großen Vorräthe von Fleisch, Wild, Geflügel, Gemüse und die fertigen kalten Speisen aufbewahrt, die hier auf langen Tafeln bis zum Austragen bereit gestellt werden. Zu bemerken ist hier noch eine Jähkühlungs-Maschine für Roh-Eis, sowie zwei große Speise-Eis-Maschinen, die durch Kurbelvorrichtung bewegt werden.

Verschiedene anstoßende Zimmer dienen den Köchen und deren Hülfstruppen zum Aufenthalt während ihrer freien Zwischenzeit und enthalten außerdem große Glasschränke mit Schau- und Decorations-Stücken für die Tafel.

Innerwähnt darf ferner nicht der geräumige Spül- und Scheuerraum bleiben, der mit seinem großen Heißwasser-Ofen, seinem Steintrog, den Fässern und Wannen u. d. R. zur Reinigung aller Küchengeräthe dient, unter den rührigen Händen der zahlreichen Küchenfrauen. Der Fußboden ist hier wie in allen anderen Wirtschafts- und Küchenräumen von sogenanntem imitirten, italienischen Marmor hergestellt, während der großlich graue Oelfarben-Anstrich aller Wände die größte Sauberhaltung ermöglicht. Die Beleuchtung der gesammten Küche geschieht durch elektrische Lampen; elektrische Lüftungs-Vorrichtungen führen den beiden Küchen mit ihrer fast unendlich hohen Temperatur frische Luft zu; elektrische Klingeln und Telephone vermitteln die Verständigung nach den verschiedenen Räumen.

(Schluß folgt.)

Bismard-Briefbeschwerer. — Ein passendes Geschenk für Bismardfreunde, besonders für den Herrschreibetisch geeignet, ist der dargestellte, zum Preise von 8 Mk. laufende Bismard-Briefbeschwerer aus einer 14 cm langen, 9 1/2 cm breiten, fast 3 cm dicken Eichenholzplatte mit Metallauflage, einem Hufeisen aus Eisenstahl, Teil von Krupp in Essen geformte Metallstück des Fürsten Bismard als Georg dar, ein Band mit der Aufschrift: „Wahrhaftig fünf Königen, unter drei Kaisern“ schlingt sich, wie



Bismard-Briefbeschwerer, Vorder- und Rückansicht.

Eichenlaub umkränzt, um Ritter und Drachen. Die Holzplatte des Briefbeschwerers trägt ein Facsimile des Fürsten, die Beglaubigung: „Dieses Holz ist im Sachsenwalde gewachsen.“ N. v. E.

Eintausch von Seidenstoff. — Welche Seidenfabrik liefert alte Seidenabfälle gegen neue Seidenstoffe ein?
Abonnentin in Ungarn

Bezugsquellen.

Amerikanischer Quirltopf (Preis: Größe I von 4 l Inhalt, Mk. 8,50; Größe II von 2 l Inhalt, Mk. 6,50): G. Adolph & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 123. — Bismard-Briefbeschwerer: G. Adolph & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 123.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Electreth-Album“ Frau A. Herrmann, Berlin-Charlottenburg, Großmannstr. 56. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Rachdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

(3. Fortsetzung.)

eben und sterben für Polen!" Gläser wurden geschwungen, Lieder angestimmt.

Aber die Lieder erlitten eine jähe Unterbrechung. Die Thür ging auf. „Der Förster!“ rief Casimir Woytun erschrocken.

Im Nu ließ der Geiger die Proclamation verschwinden und trant lärmend dem neben ihm Sitzenden zu. Menzel sah mit schätzigem Blick über den Kreis hin, ehe er mit kurzem Gruß dem Wirth seine Feldflasche zur Füllung reichte.

Es war eine auffallende Stille in der Gaststube. Der Wirth, etwas verlegen, suchte vergebens durch einige Worte darüber hinwegzukommen. „Man kann jetzt einen Tropfen wagen, Herr Förster, — was?“

„Verdammt kalt,“ antwortete Menzel und rieb sich die Hände. Er hatte den Leuten den Rücken gewandt.

„Prost, Herr Förster!“ rief es dann plötzlich froh zu ihm hinüber. Stefan Bludzinski wollte sich zeigen und hatte sein Glas erhoben. Menzel sah sich um, sah den Burtschen mit einem großen Blick an und schweig. Das ärgerte den.

„Ja, ja,“ sagte er spöttisch, „der Herr Förster hat jetzt schmerzlichen Dienst. Er hört die Füchse vor Kälte im Walde kellen. Nacht für Nacht, hab' ich gehört, ist der Herr Förster deshalb auch draußen.“

„Ich such' nur einen Fuchs!“ erwiderte Menzel scharf. „Die Spuren hab' ich schon oft genug gefunden. Und lange wird's nicht mehr dauern.“

„Berufen Sie's nicht,“ unterbrach ihn der Burtsche pfeffig. „Bleibt er jede Nacht?“

„Er wird bald ausgebellt haben, Pan Bludzinski,“ antwortete Menzel kurz und sah ihm scharf in die Augen.

Abschließend hob der Burtsche sein Glas. Doch als er das Nadeln um des Geigers Lippen bemerkte, biß er die Zähne auf einander und sagte höhnisch: „Erfälten Sie Sich nur die Füße nicht, Herr Förster, wenn Sie nachts im Walde auf den Fuchs warten. Er scheint doch schlauer zu sein, als Sie!“

Menzel nahm seine Flasche und bezahlte. Er fühlte, wie die Ader auf seiner Stirn schwell. Aber er bezwang sich, grüßte und machte die Thür hinter sich zu.

„Auch so ein Vergeltungser, der uns bis aufs Blut schändet,“ sagte einer der Burtschen und ballte die Faust. „Mit dem ganzen Gesindel müssen wir aufräumen. Hat erst vor ein paar Tagen der Kajscha alles Holz abgenommen und zeigt sie natürlich noch an. Psa krow!“

„Hast recht, Bruder!“ klang's beifällig herüber. Nur Menzel Tomaczek wollte aus Prinzip auch hier widersprechen, aber die düsteren Mienen der anderen bewiesen ihm, daß ihr Haß sogar stärker war als ihre Bewunderung seiner Klugheit.

Von dem Aufruhr, der im ganzen Lande herrschte, blieb das Dorf vorläufig noch völlig verschont. Man munkelte wohl von Kämpfen, von Siegen und Niederlagen, man flüsterte sich die Namen der Führer zu, — aber sicheres wußte man nicht, und so schien das erste Feuer der Begeisterung allmählich verlaufen zu wollen. Es war auch kein Burtsche des Dorfes bisher zu den Aufständischen gestoßen. Ja, wenn sie hier in der Gegend gelegen hätten! Aber so auf gut Glück in die Welt hineinzubagabondieren, — nein, das war nichts. Hier hatte man kein Auskommen, frieren brauchte man trotz des neuen Försters ja auch nicht, und schließlich war etwas Sichereres immer besser als etwas Ungewisses.

So verstrichen die Tage und Wochen in fester Erwartung, aber doch sonst in üblicher Weise. Seinen alten Verlauf nahm auch das Leben im Forsthaus. Der Februar kam, spielte sich als den gestrigen Herrn auf und machte schließlich dem März Platz, der auch winterlich genug einsetzte.

In einem dieser ersten Märztage hatte es den Förster ganz früh hinausgetrieben. Die Nacht war ihm schlaflos vergangen. Merkwürdige Gedanken waren ihm durch den Kopf gezogen.

Am Abend vorher nämlich hatte er etwas bemerkt, was ihn furchig machte. Es war im Wohnzimmer. Kaczmarek hatte ein altes Lotto hervorgeholt, und die beiden Burtschen spielten mit seiner Tochter. Einzig klang das Rufen der Nummern Sekundenlang, einundzwanzig, neunzig, — Marie rief sie aus.

„Ja,“ sagte Peter Plath und streckte die Hand nach der Neunzig aus. Sie gab ihm die Nummer. Ihre Finger berührten sich. Er, der Förster, sah gerade auf, sah seiner Tochter ins Gesicht. Es war absonderlich fröhlich und leicht geröthet. Komisch, dachte er. Und wie er noch so von seinem dämmerigen Plaze hinüberblickte, hoben sich gerade gleichzeitig die Augen der beiden, Peter Plath's und Mariens Augen trafen sich Sekundenlang und senkten sich sofort wieder, gleich ertappten Sündern.

Es war ihm sonderbar dabei geworden, dem Förster. Er wollte aufstehen, aber er blieb sitzen. Es trieb ihn, sie zu beobachten. Er that's auch. Aber es geschah nichts mehr, — einöhrig klangen die Rufe weiter, alle drei hatten sich auf die grünen Kartenblätter gebüht.

Am Morgen, sagte Menzel selber. Aber er konnte nachts nicht einschlafen. Ohne daß er eigentlich etwas Bestimmtes dachte, lag er mit offenen Augen in dem dunkeln Zimmer. Der Hund vor seinem Bett athmete mal lauter im Schlafe. Die Uhr tickte. Er hörte jede Regung. Unruhig warf er sich von einer Seite zur anderen. Er schlief nicht. Und wie so Stunde um Stunde verrann, fragte er sich in seinen alten Groll hinein, in dem Groll gegen sich selbst, gegen Peter Plath, gegen Marie, die ihm diese lange, schlaflose Nacht bereiteteten.

So erhob er sich früher als sonst, zerfchlagen und wie gequält von dem wachen Dahinbrüten all der Stunden. Er

wollte hinaus. Die frische Morgenluft würde ihm gut thun, den heißen Kopf ihm klar machen.

Im Hause war noch niemand auf. Er ließ auch alles schlafen. Den Kaffee konnt' er ja trinken, wenn er tüchtig durchstören und erfrischt zurückkam. Da im Walde würde er ja auch wohl die dummen Gedanken loswerden. —

Es war eine merkwürdige Stimmung in der Landschaft. Ein halbes Licht um die Baumwipfel und über ihnen. Die Sterne waren noch sichtbar, aber schon blaß und müde. Und in diesem Zwielicht redeten sich die Büsche und Bäume fast gespannt auf.

Er ging aufs Gerathewohl. Der Morgenwind hob sich. Es froh ihn. Der Hund winfelte.

Wenn die beiden im Einverständnis waren, wenn sie scheinbar ihr Spiel mit ihm trieben, wenn sie sich gefunden hatten und fortwollten! —

Eine Wuth überkam ihn, wenn er nur daran dachte. Und er dachte den ganzen Weg daran.

Je weiter er schritt, desto einleuchtender dünkte es ihm auch; desto mehr verbohnte er sich in seine Ansicht. O, er haßte sie beide, — beide!

Was war's mit diesem Haß? Lag Furcht darin, eine geheime Furcht vor einer Veränderung, vor völligem Vereinsamen?

Es richtete sich grau vor ihm auf. Er stutzte ordentlich, strich sich über die Augen. Aber nein, — da war wirklich etwas, — vorn am Wege. Etwas dunkles. Es stand unbeweglich da in dieser Herrgottsstraße.

Als Menzel näher kam, sah er, wer es war.

Wie eine unheimliche Waldfrau, auf ihren Stod gebüht, das graue Haar wirr und in der Eile ungemacht, — so blickte die Bludzinska, ohne sich zu rühren, ohne zu fliehen, dem Förster entgegen.

Sie sprach kein Wort. Er sagte nichts. Beide maßen sich nur mit finsternen Augen. Das alte Weib hatte den Handwagen hochgehärtet voll Holz und Reisig.

„Also endlich!“ unterbrach Menzel dann das drückende Schweigen. „Ihr steht früh auf.“

Keine Antwort. In ihren Augen sah der Haß.

Der Förster trat an den Wagen und stieß mit dem Fuß daran, daß die obere Schicht Reisig, die das stärkere Holz verdeckte, herabglitt.

„Laßt meinen Wagen in Ruhe!“

Statt aller Antwort zog Menzel das Notizbuch und wies damit auf die Ladung. „Holzrevuel,“ sagte er kurz. „Und Euer Erlaubnißschein?“

Halblaut lachend sah ihn die Alte an. „Meine Mutter,“ sprach sie, „hat denselben gehabt wie ich. Hier ist er!“

Sie zeigte ihm die hageren, arbeitsharten Hände.

Der Förster zuckte die Achseln und klappte das Notizbuch auf, um den Namen einzuzuschreiben.

Da richtete sich die Alte an ihrem Stod auf.

„Förster,“ sagte sie heiser.

„Was wollt' Ihr?“

„Schreibt nicht, Förster, — ich rath' es Euch!“

Vor dem rauhen Ton der Worte ließ der Mann den Stift sinken, — nur einen Augenblick.

„Wollt' Ihr mir Vorschriften machen? Ihr sollt's schon noch erleben, wie Euer Söhnchen —“

„Förster,“ unterbrach ihn das Weib, und ihre Stimme hob sich immer lauter, „ich jag' Euch; schreibt nicht! Eh' ich ins Gefängniß gehe, fliegt Euch der rothe Hahn aufs Dach, so wahr ich die Bludzinska bin!“

Sie zitterte.

„Pah,“ that er gleichgültig, „es kommt Euch nur noch theurer. Da seht, hier steht's!“

Er zeigte ihr das Buch halb höhnisch, klappte es zu, steckte es ein. Dann wandte er sich zum Gehen.

Jetzt hielt sich die Alte nicht mehr. Sie redete den dünnen Arm mit dem Stod drohend empor.

„Tod Euch, Grünrod!“ kreischte sie in den Morgen hinein, — „du, wie Ihr braten sollt, Grünrod, wie Ihr braten sollt!“

Und immer weiter grausame Verwünschungen ausstosend, sah sie ihren Wagen, ohne das herabgeglittene Reisig aufzusammeln.

Noch einmal hatte sich Menzel gewandt. Er sah sie da stehen mit dem erhobenen dünnen Arm, der mit dem Knüttel förmlich zusammengewachsen schien, daß es ausfah, als redete sich in dem Dunst des Morgens und dem Zwielicht des erwachenden Tages ein Gespensierarm drohend ihm entgegen.

Ihn froh. Gestern Abend dieser Blick, dann die schlaflose Nacht, heute früh die alte Hexe, — Waidmannsheil, dachte er grimmig. Und grimmig nahm er den kürzesten Weg nach Hause.

Tropdem war's schon heller Tag geworden, als er in die Thür des Hauses trat. Napoleon Kaczmarek bot ihm Guten Morgen. Der Tisch war noch unabgeräumt. Das Kaffee-geschirr stand zusammengeschoben in einer Ecke.

Menzel ging nach der Ofenröhre und holte sich eine warme Kanne hervor. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Peter Plath nicht da, — Marie nicht da, — Himmel und Hölle!

„Wo ist meine Tochter?“ fuhr's ihm hastig heraus. Napoleon sah erstaunt empor. „Fräulein Marie?“ fragte er. „Ach so, — ja, im Dorje. Sie mußte noch etwas besorgen, — aus dem Krüge. Vor morgen kommt sie doch nicht in die Stadt.“

Der Förster brummte! Er war grimmig, daß er sich so ver-rathen hatte. Es war auch zu komisch, auf solche Gedanken zu kommen.

Als Peter Plath ein paar Minuten später ins Zimmer trat, sah er ihn auch nichts weniger als freundlich an. — Marie Menzel war wirklich nach dem Krüge gegangen. Der Wirth hatte neben seinem Schank noch allerlei Kleinkram zu verkaufen, was eben am nöthigsten war: Streichhölzer und Del, Lichte, Seife und derglei Dinge. Rasch hatte Marie ihre Besorgungen erledigt und trat, ihr Paketlein im Arm, aus der Thür des Wirthshauses.

Mit einem Handwagen voll Holz kam gerade ein altes Weib

die Dorfstraße entlang. Sie bemerkte das Mädchen und blieb mit einem Ruck stehen.

„Seht, seht,“ schrie sie laut, „das schöne Fräulein! O, o! Die Pani hat Einkäufe gemacht, schöne Dinge, Pani, seine Dinge! Seht, seht! Und will jetzt nach Hause damit, — ins Forsthaus.“ Marie Menzel ward es unheimlich vor der Alten.

„Ja,“ sagte sie zögernd und mit ungewissem Ton, „wenn ich nur wüßte —“

„Pani,“ rief das Weib noch lauter, „ich will euch was mitgeben, — wartet!“ Und plötzlich wild und gellend: „Bestellt Euerem Vater, dem Schinder, von der Bludzinska, daß der rothe Hahn bald krähen wird auf seinem Dache, — braten soll er, wie keine Christenfesle noch gebraten hat, — würgen werd' ich ihn, — Euch alle, Dich, die verdammten Grünröde, — mit diesen Händen hier. Seht, mein Püppchen, sie sind alt, alt und dürr, was? Aber ich sag' Euch, sie werden würgen wie junge!“

Mit weit aufgerissenen Augen hatte Marie Menzel zugehört, hatte nur halb verstanden, aber sie ahnte, was sie nicht verstand. Ein Zittern slog durch ihren Körper. Sie wollte vorbei, wollte fliehen. Doch drohend vertrat ihr die Alte den Weg.

„Gute Frau,“ bat sie, noch immer zitternd.

„Gute Frau,“ kreischte die Alte höhnisch ihr nach, — „Euer Vater jagt nicht gute Frau, Euer Vater bringt die gute Frau ins Gefängniß, Euer Vater läßt die gute Frau verhungern und erfrieren, Euer Vater schreibt die gute Frau auf. Ich sag' Euch, ich bin nicht Eure gute Frau. O, sie wird Euch die Augen austragen, die gute Frau!“

Von dem tollen Getreisch war das Dorf lebendig geworden. Neugierige Gesichter tauchten überall auf; man drängte sich näher.

Als hätte sie alle Kraft verloren, als hätte das Weib, das drohend vor ihr stand, sie gelähmt, blieb Marie Menzel willenlos in der Mitte des Kreises.

„Leute,“ rief die Bludzinska dann und wandte sich jäh von einer Seite zur anderen, daß ihr graues Haar slog, — „was sagt ihr dazu? He? Haben wir Holz geholt vor zehn Jahren? Ja! Haben wir Holz geholt vor zwanzig? Ja! Vor dreißig? Ja! Und da kommt so ein Grünrod! Was will er? Uns schänden und quälen. Erfrieren sollen wir, wie die Thiere? Und holen wir uns Holz, so sperrt er uns ins Gefängniß. Aber Er? O, bei ihm ist es warm, und seine Tochter holt gute Dinge, seine Dinge! Hab' ich recht? Wer sagt, daß ich unrecht hab'? — Bring's mit, bestell's,“ schrie sie dann wild und freischend, „den rothen Hahn bringen wir ihm doch noch, — es dauert nicht lange, mein Püppchen! Nicht ich allein, — sieh' mal, der und der und der, alle, wie sie da stehen!“

Sie zeigte mit ausgestrecktem Finger im Kreis herum. Die Umstehenden johlten Beifall, fluchten, schimpften, — überall drohende Gesichter. Mit Anspannung aller Kraft raffte sich Marie Menzel zusammen, stürzte hinaus aus der Menge, stürzte davon wie ein geheptes Wild. Hinter ihr drein aber kreischte es noch immer: „Bestell's, Tochterlein! Bestell's flint!“ Und dazu Verwünschungen, drohende Stimmen, rohes Gelächter.

Wie sie zum Forsthaus kam, wußte sie nicht. Den ganzen Weg war sie gerannt in Todesangst und Zittern. Das Blut brauste ihr durch den Kopf, brauste in Schmerzen in den Ohren. Die Augen voll Schreck und Grauen, heiß und athemlos, mit zitternden Knien und verwirrtem Haar, — so stürzte sie in das Zimmer.

Es drehte sich vor ihr, sie sah ihren Vater, die anderen, ein Krampf schüttelte sie am ganzen Leibe, sie sank mitten im Zimmer nieder und schlug mit dem Kopfe schwer auf den Boden. Die Pakete, die sie bis jetzt mechanisch festgehalten, rollten durch einander. Ein Weinkrampf, heftig, kurz, überfiel sie.

Die drei sahen einen Augenblick starr. Das stille Mädel, — und jetzt, ohne Rücksicht laut aufschreiend und weinend, — was war das?

„Zum Teufel!“ grollte der Förster, — „was geht denn vor, Mädel?“

Peter Plath, todtenspaß, hatte sich aufgerichtet.

„Vater!“ brachte sie nur heraus. Sie lag da wie zerfchlagen. „Kaus mit der Sprache!“

„Um Gotteswillen, Fräulein Marie,“ bat Peter Plath, — „so heßen Sie doch auf. Sie können doch nicht, — warten Sie, Sie müssen sich setzen.“

Er wollte sie aufheben, als Menzel dazuprang.

„Lassen Sie das,“ sagte er rauh. Er selbst nahm seine Tochter wie ein Spielzeug und setzte sie in den Sessel.

Sie beruhigte sich nur langsam. Unter halbem Schluchzen erzählte sie. Es kam stoßweise heraus: die Bludzinska, — beschimpft, verflucht, — rothen Hahn aufs Dach, — das ganze Dorf gegen sie, — ihren Vater erwidern. —

„Also das war's!“ lachte der Förster zornig. „Der alten Hexe will ich's eintränken. An den Galgen gehört sie, sie und ihr Söhnchen!“

„Heul' nicht!“ unterbrach er rücksichtslos dann das Schluchzen des Mädchens. „Fehlte mir grade noch!“ Er ging mit großen Schritten auf und ab.

Sie versuchte, ihr Weinen zu erlösen. Mit ängstlichen und halb hilflosen Augen sah Peter Plath zu ihr hin. Er verwandte keinen Blick von ihr.

Menzel bemerkte es wohl. Die Adern schwellen ihm. O, er sah ja klar seit gestern. Aber ihn betrog man nicht.

Es war ein Unglückstag heut'. Er hatte einen wilden Zorn gegen die alte Hexe. Hätte er sie jetzt hier gehabt, — wehe ihr! So aber drängte dieser Zorn auf die beiden hin, das „Liebespaar“ (er zog ein höhnisch Gesicht, als er's dachte). Nur mit Mühe bezwang er sich.

Ein stärkeres Schluchzen zog durch den Raum.

„Heul' nicht, hab' ich Dir gesagt!“ herrschte er das Mädchen zum zweiten Mal an.

„Nein, Herr Förster,“ mischte sich da Peter Plath ein, — „wenn Fräulein Marie —“

„Schweigen Sie! Wer hat Sie gefragt?“

„Aber ich bitte Sie,“ antwortete der Burtsche, auch etwas unmutig, „Sie sehen doch, daß Fräulein Marie —“

„Ruhig sollen Sie sein!“ wetteuerte Menzel. „Was haben

Sie sich um eine Sache zu kümmern, die Sie absolut nichts angeht!

Marie hatte ihr Tuch genommen, und während sie die Thränen abtrocknete, bat sie leise: „Lassen Sie nur, Herr Plath, es war so ein Anfall, Vater hat wohl recht. Ich weine ja auch schon nicht mehr.“

Dabei trat ihr gerade wieder eine Thräne ins Auge. Achselzuckend drehte sich der gutmüthige Burische um und brummte.

„Sagten Sie was, Herr Plath?“ fragte der Förster scharf, durch die Worte seiner Tochter nur noch mehr gereizt.

Peter Plath biß die Zähne zusammen. Dann wandte er sich um und sah seinem Vorgesetzten ruhig in die Augen.

„Wenn Sie's denn wissen wollen, Herr Förster — ja. Ich hab' Ihnen keine Vorschriften zu machen und hab's auch noch nie gethan. Aber meine Ansicht hab' ich, und wenn Ihnen damit gedient ist, so sag' ich sie Ihnen eben. Sie behandeln Fräulein Marie ohne allen Grund und noch dazu vor uns auf eine Weise, die jeden Menschen empören muß. Anstatt sie zu trösten —“

„Trösten!“ schrie der Förster höhnisch. „Trösten! — Und das wagen Sie hergelaufener Mensch —“

„Ich bin hierher berufen worden,“ warf Peter Plath mit mühsam unterdrückter Bewegung ein — „berufen, Herr Förster!“

Marie, die einen Schritt zurückgetreten war, machte ihm angstvoll und hilflos Zeichen, still zu sein. Sein Blick ging unglücklich zu ihr hinüber. Aber Menzel folgte ihm, und bei einer jähen Wendung des Hauptes sah er, was ihm verborgen werden sollte.

„Weißbild!“ fuhr er, rasend vor Wuth, auf — „also so steht es, so steht es. Und Sie frocher Mensch, — Ihnen, — Ihnen sag' ich: machen Sie, daß Sie aus meinem Hause kommen, machen Sie, daß Sie fortkommen, — gleich, auf der Stelle, — verstanden?“

Peter Plath war bleich geworden; es zuckte in seinem Gesicht. „Gut,“ sagte er dann, etwas unsicher. „Erst muß ich packen. So lange wird's wohl Zeit haben.“

Damit verließ er das Zimmer. „Der Teufel hol' Ihre Lumpen,“ schrie Menzel ihm nach.

Marie hatte fassunglos alles mit angehört. Fort sollte er, — fort für immer. Aber das war ja unmöglich. „Vater,“ bat sie flehentlich.

Der Förster wandte sich zu ihr. „Bitt' für ihn! — Nur zu!“ höhnte er. „Ganz ohne Scham. O, ich hab' ja ein schönes Fräulein von Tochter! Willst' ihm nicht nachlaufen? He? Seid ihr noch nicht so weit einig?“

Sie hielt sich am Tisch. Ihre Augen wurden groß, fast drohend. Einmal zuckte sie zusammen, als wäre eine rohe Hand an etwas gekommen, das sie selbst kaum geahnt.

Aber sie sagte kein Wort. Wortlos ging sie zur Thür. Durch dieselbe Thür, die Peter Plath kurz vorher hinter sich geschlossen.

Dem Förster war seine Tochter nie so groß vorgekommen. Unzufrieden mit sich und doch wieder wie befreit von einem quälenden Druck, griff er nach dem Tabaksbeutel. Das Rauchen beruhigte ihn. Jedenfalls verließ dieser — Mensch das Haus. Die schrecklichen Gedanken würden aufhören, ihn zu quälen. Doch wenigstens ein Grund, den Tag zu loben.

Bald war Napoleon Kaczmarek allein im Zimmer. Er legte kopfschüttelnd den Genicksänger, an dem er gepupst, bei Seite.

Wie sich die Menschen aufregten! In was sie sich alles mischten! Wer nur ein bißchen Philosoph war, der mußte doch wissen, daß dabei nichts herauskam. Ruhe war halt doch die Hauptsache! Nun ja, er tonnt' es nur immer wieder sagen: wenn er einmal Förster war, — es sollt' anders zugehen.

Bei dieser tröstlichen Aussicht nickte der brave Napoleon zufrieden und stieß den kurzen Genicksänger mit dem Horngriff wüthig in die Scheide.

Peinlich langsam ging der Tag weiter. Mittags ließ sich Peter Plath durch Kaczmarek entschuldigen. Er müsse packen. Marie nickte nur. Und ohne Zögern brachte sie ihm sein Essen auf die Stube.

Er dankte ihr unbeholfen. Beide waren verlegen. „Und lassen Sie sich's gut schmecken,“ wünschte sie ihm noch leise.

„Na, na,“ nickte er mit einem Versuch zu scherzen, „das wird 'n bißchen schwer fallen. So die Denkersmahlzeit, was?“ Sie war schon nach der Thür geschritten. Jetzt blieb sie stehen. „Herr Plath!“

Er hob den Kopf. „Nun sind Sie — ja doch meinetwegen — aus dem Hause — gekommen. Ich müßt' Ihnen nur sagen, wie — wie schwer

mir das ist und —“, sie fand die Worte nicht, sprach also nur noch: „Sind Sie mir — sehr böse?“

Peter fuhr sich durchs Haar. „Aber, aber, Fräulein Marie! Davon kann doch gar keine Rede sein. Ich wollt' ja schon lange, — das heißt: eigentlich wollt' ich nicht, absolut nicht, aber da's 'mal eben so kam —“

„Sie sehen,“ erwiderte sie, „ich bin immer der Störenfried. Den Vater mach' ich unglücklich und Sie mach' ich unglücklich, und ich weiß nicht, wen noch alles. Daß Sie auch gerade jetzt müssen meinetwegen, das ist mir so schrecklich!“

Da fuhr er aber auf. „Hoho, Fräulein Marie, — so geht das nicht, verstehen Sie. Sie sind gar nicht schuld daran, sondern einzig und allein, — na, lassen wir das. Und wenn Sie noch 'mal so davon reden, von sich, so sprech' ich kein Sterbenswörtchen mehr mit Ihnen. Jawohl, das thut' ich!“

Zu seinem Eifer hatte er ganz vergessen, daß er sowieso schon morgen nicht mehr mit ihr plaudern konnte.

Dem Mädchen aber blieb nichts anderes übrig, als schweigend ihm zu danken und hinauszugehen.

Gegen Abend brachte Napoleon die Meldung von einem Golddiebstahl am äußersten Ende des Forstes. Der Förster machte sich trotz der Entfernung sofort mit ihm auf den Weg.

Peter Plath hatte bis zum Dunkelwerden in seinem Stübchen alles in Ordnung gebracht. Dann hatte er sich einen Stuhl ans Fenster gerückt und in Gedanken hinausgestarrt. Er sah den Förster und Kaczmarek das Haus verlassen, er sah es immer dunkler werden. Eine Traurigkeit fiel ihn an, so stark, wie sie niemals über ihn gekommen. Sein ganzes glückloses Leben stand vor ihm. Und jetzt mußte er auch von hier fort, wo er ja gerade sein Paradies gehabt, aber wo ihn doch mancherlei hielt. Hinter sich sollt' er all die leisen Wünsche und Hoffnungen lassen, einer leeren Zukunft entgegengehen. Was war das für ein Leben! Er redte sich, strich sich über die Augen. Dann ging er hinunter. Er hatte doch Hunger. Oder ob er sich's nur vorredete?

Marie Menzel saß am Tische, als er eintrat. Der Tisch war gedeckt. Ein ländlich Abendbrod stand darauf: Brod, Butter, Käse und ein Stück harter polnischer Wurst. Sie erwiderte seinen Gruß. „Warum kommen Sie so spät?“ fragte sie. „Der Thee wird nicht mehr schmecken.“

Sie legte ihre Arbeit weg und ging nach dem Ofen. „O, ich danke sehr, — es wird schon so gut sein. Bei mir brauchst' jetzt am allerwenigsten großer Umstände.“

„Sie denken wohl schon an Ihre neuen Wege,“ sagte sie und füllte ihm die Tasse.

Er wollte gerade einen Bissen in den Mund stecken und hob den Kopf. Sie hatte so sonderbar gesprochen. Es entstand ein Schweigen.

Und Peter Plath würgte an seinem Bissen. „Bah,“ sagte er endlich, „die ganze Geschichte, — Sie müssen nicht denken, daß ich sie nur ergriffen hab', um von hier fortzukommen. Es hat mir schon leid gethan, — ich meine nur, weil, — weil —“

„Weshalb auch?“ sagte sie halb für sich. „Weshalb sollt' einer wohl auch hierbleiben, wenn er fort kann?“

Ihm war, als müßte er schreien: Zurecht, Marie! — aber er antwortete nur: „Es hat sein Angenehmes. Die Wälder sind groß, es giebt zu thun, und im Sommer muß es ja auch schön sein.“

Sie zuckte die Achseln. Wieder Schweigen. Und hörbar nur das Tick-tack der Wanduhr, das schwere Atmen eines Hundes, der am Ofen lag, die Stürme draußen. Das Messer klang wohl auch auf dem Teller.

„Möchten Sie denn fort, Fräulein Marie?“ fragte er plötzlich und schob den Teller zurück.

In ihrem Herzen war ein Zittern. „Ja?“ sagte sie. Mehr nicht. Ein sonderbares Lächeln ging um ihren Mund.

„Weil Sie so sprachen,“ sagte er wie entschuldigend. „Wer fragt nach mir? Aber wenn ich an unsere Heimat denke, wo sie alle Deutsch sprechen, — o, es ist doch etwas anderes.“

Er athmete tief. Also das war es: weil alle dort Deutsch reden. Und er hatte einen Augenblick denken können, etwas anderes zöge sie fort von hier. War ihm schon recht!

Plötzlich ward sie roth. „Sie müssen nicht glauben, daß ich hier unzufrieden bin. Mit dem Vater lernt man schon auskommen, so schwer es auch manchmal ist. Es war nur so hingefügt. Und schließlich hab' ich auch Verwandte drüben in der weißfälischen Haide. Sie haben mich schon oft eingeladen.“

„So, ja,“ nickte er. „Nun ja, die Verwandten! Ich habe keine.“ Es kam so heraus, daß ihr das Herz warm wurde in Mitleid.

„Sie müssen nicht die Hoffnung verlieren,“ tröstete sie. „Wenn Sie auch jetzt noch allein sind, — Sie werden's ja nicht bleiben.“

Er bekam einen rothen Kopf und stand auf. Dann ging er mit großen Schritten um den Tisch herum. Es rang etwas in ihm nach Ausdruck, aber er konnte es nicht sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

München. — Im August ist München das Stelldichein des internationalen Verkehrs und die Reife-Toilette der Fremden giebt den Ton an. Die Damen haben das Modernste, Elegante aus London, Paris oder Berlin mitgebracht und ergänzen es mit der Auslese reichvoller Neuheiten, die ihnen der künstlerisch selbstschöpferische Geschmack des Münchener Mode-Salon Schöber bietet.

Das Reifelleid, das immer eine Toilette en tout en sein muß, trägt bereits dem Herbst Rechnung; — an Stelle der zarten sommerlichen Nuancen treten kräftigere, sattere Töne. Ein glänzendes glattes Kammgarn-Gewebe, Satin-Cloth, wird als Neuheit bevorzugt und wirkt in weichem warmen Heliotrop und Prune, wie in tiefem Korablumen-Blau und Kirschgrün überaus schön, — am reichsten in dunkel Havana-braun mit goldglänzendem Anhauch.

Im Bereich der gemusterten Stoffe herrscht wieder das Carreau; neben den aus stärkeren, reliefartig vortretenden Fäden in Farbe gebildeten Carreaux erfreuen sich solche in Schwarz auf farbigen, namentlich blauem und violetter Grund besonderer Begünstigung der Mode, die das weniger berücksichtigte Travers meist nur den Streifen aus gestreutem oder ungeschnittenem schwarzen Sammet zu liebe gelten läßt. Vereinzelt Versuche werden zum Vesten des Diagonal, das sich in der Verarbeitung oft unpraktisch erweist, und lehrender zu dem der eigentlichen Längsstreifen gemacht; die Knospenmusterung dürfte mit den sommerlichen Geweben wieder verschwinden. Während jedoch alle Musterungen von bedingtem Kleidsamkeit sind, und das Carreau z. B. immer ein Vorrecht der Schlanke bleiben sollte, ist die Eleganz des einfarbigen Stoffes unanfechtbar. Wenn sollte das reizende Peau de goat nicht trefflich stehen, eine Art Damantuch von sammetigen metallischen Schimmer, das die feinsten Schattierungen ermöglicht und das sich schmiegsam wie dänisches Leder, dem es auch im Effekt ähnelt, für das von der Mode mehr denn je befürwortete Schneidkleid ganz besonders eignet. Das tailor made Kostüm ist für die Reife-Toilette Vorzug und wird es für die gesammte Herbstmode bleiben. Während es jedoch der Herzmode durch die hochgeschlossene eigentliche Weste von leicht abstechender Farbe zum halboffenen Jaquet noch mehr entgegenkommt, strebt es, die Form des Modes zu bereichern. In Serpentine-Volant wird neuerdings meist in zwei großen Rundbogen angelegt, deren Spitzen zu beiden Seiten mit dem häufig statt des Bundes angeschnittenen, unter den Armen sich zur Spitze verjüngenden Mediecs-Mieder correspondiren. Diese Form erfordert zwar eine überaus geschickte und sorgfältige Ausführung, ist aber sehr hübsch und jugendlich kleidend; selbstverständlich verträgt sie sich nur mit der Bluse, für welche feine travers gestreifte Seide augenblicklich das elegante Genre vertritt. Vervollständigt man das Kostüm durch eine Taille, so ist sie rückwärts frackförmig gehalten oder mit einem rundbogig geschnittenen Schoß versehen; die aufgesetzten Bänder oder abgesteppten Säumchen, — Wiesen, — markiren die Hüfte und bilden dadurch einen sinnigen, ästhetisch wirksamen, weil constructiv bedingten Schmuck. Die Hüften werden mit Atlas in passender Farbe, — am elegantesten in Eisenbleiweiß, — bekleidet, der schmale Säumchen-Gruppen bildet, zwischen denen winzige Valenciennes- oder Chiffon-Müschen zum Vorschein kommen. Mit aufgesetzten Wenden und abgesetzten Säumen wetteifert der Schnurbesatz, der jedoch seinen grotesken Charakter aufgibt und sich zierlicherer Verschlingungen aus dünneren Ripen, Börtchen und Soutache beschränkt.

Ein wichtigstes Stück der diesjährigen Sommer-Garderobe bildet leider die Regenhülle. Die Firma Schöber sucht durch Kragen aus matt heliotrop oder malvenfarbenen carriten wasserdichten, echt schottischem Loden einigermassen damit zu veröhnen. Diese bis über das Knie reichenden, etwa 100 bis 110 cm langen, vorn durch Haken und Oesen bis zum unteren Rande geschlossenen, mit Aermelschlitzen versehenen Kragen, dem Kapuze auch dem Kopf Schutz gewährt, sind viel zweckmäßiger, weil leichter und bequemer als die langen Regenmäntel zu werden auch für Sport-Zwecke die Probe bestehen. Neben ihm behauptet sich das Cape aus doppelseitig gewebtem „Ruge“, das rund aus dem Plaid herausgeschnitten, je nach Belieben auf der einfarbigen oder carriten Seite getragen und zu allen luftigen Verwechslungen benützt werden kann. Die Hüfte, mit schwarz, sind aus weichem Filz mit schönen Einzelfedern oder Flügeln garnirt. Neu ist eine Art niederer Bolero, den man sehr gefällig in der Linie, mit Pompons aus Straußfedern in Schwarz oder Weiß besteckt. Die Farbe wird überhaupt in die abgewogener Wechselwirkung zu einander gestimmt und eine Gesamt-Harmonie der Erscheinung nach einem Leitmotiv in Schwarz oder Weiß angestrebt. Auch zur Hebung eines Anzugs bedient man sich gerne einer dieser beiden Farben, wie z. B. eine schwarze oder weiße Straußen-Boa mit grazias um Hals und Schultern geschlungenen Enden der Toilette den elegantesten höchsten Eleganz zu verleihen vermag. Drina v. B.

Preis = Ausschreiben.

„Ein gutes Buch ist der angenehmste Freund“, heißt es im Landprediger von Wakefield. Von diesem Grundsatz ausgehend, lassen wir es uns angelegen sein, unseren Leserinnen und Lesern, — denn auch Männer suchen mit Vorliebe das Unterhaltungsblatt unserer Zeitschrift, — einen guten Lesestoff zu bieten. Unser Blatt kann aber selbstverständlich nicht den ganzen Bedarf an Lectüre decken, und je fleißiger man liest, — nicht nach der Menge, sondern mit sorgfältiger Wahl und ruhigem Nachdenken, — einen desto reiferen Geschmack wird man sich aneignen. Um nun Gelegenheit zu geben, das erworbene Urtheil zu bethätigen, eröffnen wir ein

Preis = Ausschreiben

und fordern die deutsche Frauenwelt auf, uns diejenigen drei Werke deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den letzten drei Jahren zu nennen, welche den größten Eindruck auf sie gemacht haben.

Alle während dieser Zeit erschienenen Arbeiten deutscher Schriftsteller, ganz gleich ob Roman, Novelle, Aufsatz, Humoreske oder Plauderei, können gewählt werden; auch ist es ganz gleichgültig, ob dieselben in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Nur ist anzugeben, wo und in welchem Jahre sie erschienen sind. Jedes Werk soll in höchstens zehn Worten charakterisirt werden.

Für die besten Leistungen in Bezug auf Auswahl und Begründung setzen wir folgende Preise

aus:
Zwanzig erste Preise zu je 50 Mark,
Zwanzig zweite Preise zu je 20 Mark,
zusammen also Tausend Mark.

Weitere gute Urtheile werden lobend erwähnt werden. Preisrichter sind die gesammte Redaction und der Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Die Preisbewerbungen müssen bis zum 1. November d. J. in unseren Händen sein. Bekannt gegeben wird die Entscheidung in unserer Nummer vom 1. Januar d. J.

Die gesammte weibliche Leserschaft kann sich betheiligen.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

Fürs Haus.

Columbus-Korkzieher. — Der elegant vernickelte Columbus-Korkzieher ist mit einer in Charnier beweglichen zweitheiligen Glocke versehen, die ein überfallender Ring lose zusammenhält. Hierdurch wird das leichte Ausbrechen des Flaschenhalses verhindert; der Druck aber wirkt doch stark genug, daß der Kork durch das Schraubengewinde bequem und unbeschadet herausgehoben werden kann. Indem man den Griff nach unten hält, wird der Kork von der Glocke frei.



Columbus-Korkzieher mit zweitheiliger „Glocke“.

Patentirte „Perfect“-Conserven-Büchse. — Neben den vielen Conserven-Büchsen, welche alle Jahre neu aufsteigen, behauptet die patentirte Conserven-Büchse „Perfect“ der Glasfabrikswerke Adlerhütte, A. G., in Benz in Schlesien, schon seit Jahren ihren bevorzugten Platz, da sie sich mit ihrem luftdichten Hebelverschluss aus starkem Draht, welcher Deckel und Hals der Glasbüchse umschließt und verbindet, als wirklich praktisch erwiesen hat. Der luftdichte Verschluss dieser Büchsen ermöglicht es, ohne weiteren Zusatz von Wasser, Zucker oder Essig, Früchte und Gemüse jahrelang aufzubewahren, ohne daß dieselben im geringsten an Geschmack und Reinheit einbüßen. Es ist nur ein kurzes Kochen im Wasserbade erforderlich; da die Büchsen danach mit offenem Hebel aufbewahrt werden, macht sich ein durch kurzes Kochen unfermig conservirt Glas dadurch kenntlich, daß der Deckel von selbst aufspringt; ein nochmaliges Kochen schafft dann sofort Abhilfe. Die „Perfect“-Conserven-Büchsen sind in allen besseren Haushaltungs-Magazinen in Größen für 1/4 bis 2 l Inhalt vorräthig.

Wasserleitungs-Regulator. — Eine Vorrichtung in Form einer 3/4 cm hohen Messinghülle mit eingefügtem Gummiring und einer feinen Siebeinlage regulirt das übermäßig starke Ausströmen des Wassers und verhindert, auf die Mündung des Leitungshahns geschoben, zugleich das durch überhöhen Druck hervorgerufene Spritzen und Sprudeln des Leitungswassers.

Holzspalt-Maschine „Vella“. — Die Holzzerkleinerungs-Maschine „Vella“ läßt sich bequem aufstellen, ohne daß man sie an der Wand zu befestigen braucht. Der Apparat ist leicht zu handhaben und zerklüftet das Holz in allen Größen im Längsschnitt, sowie quer, gegen die Holzfasern, ohne besondere Kraftanstrengung. Der Preis einer eichen-lackirten Maschine beträgt 8 Mk.

Küche.

Krebse zu kochen. — Nachdem man die Krebse möglichst kurze Zeit vor der Zubereitung eingekauft, legt man sie in eine Schüssel, die mit einem feuchten Tuche zu überdecken ist, doch so, daß das Tuch nicht auf den Krebse liegt, diesen vielmehr Bewegungsfreiheit gestattet. Das Wasser, in dem die Krebse gekocht werden, muß sprudelnd kochen. Man giebt hinein: ziemlich viel Salz, ganze Pfefferkörner, Gewürzkörner, ein bis zwei Lorbeerblätter, Kümmel, auf Wunsch etwas Zwiebel, einen Strauß grüne Petersilie und einen Schuß Essig. Letzterer ist erforderlich, um die Krebse im schönsten Roth erscheinen zu lassen. (Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß man auch zum Kochen der Fische etwas Essig verwendet, damit das Fleisch weißer und fester wird.) Nachdem die Krebse in das kochende Wasser geworfen worden, darf dieses über starkem Feuer nur noch einmal aufkochen. (Zur manchen Rezepten wird ein längeres Sieden vorgeschrieben; dadurch aber geht das Fleisch zuammen.) Hieraus wird der Kochtopf mit den Krebse vom Feuer abgestellt, sobald das Wasser nicht mehr kocht; es sollen die Krebse vielmehr höchstens noch 5 Minuten ziehen. Dann streut man sie in einer vorgewärmten Terrine mit dem vorhandenen Krebswasser, das vorher durchzusieben ist, aber immer noch so heiß wie möglich sein muß.

Wie in „Aus dem Leserkreise“ vom 15. 5. 98 von anderer Seite bemerkt wurde, giebt man zu jedem Krebsgedeck eine kleine Krebs-Serviette oder zwei papierene, außer einem kleinen Messer und einer kleinen Gabel mit spitzen Zinken eine Hummergabel und schließlich in einer Glasschale abgeschrecktes, mit Jovon oder dergl. leicht parfümirtes Wasser zum Waschen der Hände.

Verschiedene Essenzen. — Nicht nur die Auflösung ätherischer Oele, wie sie zur Bereitung von Likören, Gebäden und Confect Verwendung finden, bezeichnet man mit diesem Namen, sondern auch den flüssigen, concentrirten Auszug aus vegetabilischen und animalischen Substanzen, welcher durch starkes Einkochen aller Art Bräusen hergestellt wird, und dessen wirksame Würze in der feinen Küche fast unentbehrlich ist. Bei Zubereitung der Extractiv-Stoffe aus Pilzen, Wild, Geflügel, Fischen u. dergl. erweisen sie sich bei nachhaltigem Aroma zugleich sehr haltbar und gewinnen durch einen Zusatz von Liebig's Fleisch-Extract ganz besonders an Kraft und Wohlgeschmack. Nachstehend geben wir einige erprobte Recepte für solche Essenzen:

Champignon-Essenz. — Zu 1 kg sauber gepulvert und zerhackten Champignons giebt man 10 g Salz und den Saft von 2 Citronen, läßt dies in einem irdenen Topf verdeckt 15 bis 20 Minuten dämpfen, gießt dann 1 l Wasser, worin 15 g Liebig's Fleisch-Extract gelöst worden, hinzu und läßt das Ganze 30 Minuten kochen. Danach wird die Essenz durch

ein sauberes Tuch gegossen, in gekorkte und versiegelte Flaschen gefüllt und zu Suppen und Saucen benützt.

Trüffel-Essenz. 1 l gut gereinigte, geschälte und zerschnittene frische Trüffel übergießt man mit 1/2 Flasche Madeira und 1/2 l Brühe aus Liebig's Fleisch-Extract, setzt 5 g Salz, eine Messerspitze Cayenne, etwas Petersilie und 1 Lorbeerblatt hinzu und läßt alles 40 bis 50 Minuten zugekocht kochen. Nach dem Erkalten wird die Essenz durch ein Haarsieb gegossen, als Würze zu Saucen, und die zurückgebliebenen Trüffel zu Ragouts und Farcen verwendet.

Wildpret-Essenz. Von dem Abfallfleisch verschiedenen Haar- und Federwildes werden 500 g in 2 l Wasser mit 20 g Liebig's Fleisch-Extract und 10 g Salz aufgekocht, danach 1/2 l Weiswein zugefügt und nach einigem Kochen ein paar Mohrrüben und Schalotten, sowie etwas Basilicum, Thymian und 5 bis 6 Wachholderbeeren hinzugegeben. Sobald das Fleisch in dieser Brühe weich und diese genügend eingekocht ist, giebt man die Essenz durch ein Sieb und bewahrt sie in Flaschen auf.

Fisch-Essenz. In Stücke geschnittene, kleinere Fische verschiedener Art, ungefähr 2 kg, werden mit Suppenwürzeln, Zwiebeln, reichlichem Salz, Gewürz und Estragon und 1 Lorbeerblatt in 1 1/2 l Wasser aufgesetzt, nach kurzem Kochen 1/2 l Weiswein und 15 g Liebig's Fleisch-Extract zugefügt und, fest zugedeckt, mehrere Stunden lang gekocht. Danach giebt man die stark eingekochte Essenz durch ein feines Sieb und verwendet sie, auf Flaschen gefüllt, gelegentlich zu Fisch-Saucen u.

Gewürz-Essenz. Gut gereinigte frische Morcheln, 2 junge Sellerie, allerlei Suppenwürzeln, ein Bouquet garni, verschiedene Gewürze und fines herbes, Schalotten und Lorbeerblätter läßt man in 1 Flasche gutem Weiswein, mit Zusatz von 10 g Liebig's Fleisch-Extract aufkochen und danach, zugedeckt, 5 bis 6 Stunden langsam zur Seite des Feuers ziehen, nicht kochen, und füllt sie, durch ein Haarsieb gegossen, in Flaschen. Diese sehr scharfe Essenz ist nur äußerst sparsam für pikante Saucen zu verwenden.

Gemüse-Essenz findet die vielseitigste Verwendung zur Würze schnell zu bereiterender kräftiger Suppen und Saucen. Man läßt hierzu Fleisch- und Geflügel-Abfälle, Hühnergerippe und zerhackte Bratenknochen mit allerlei klein geschnittenen Wurzeln, Gemüsen, Zwiebeln, einem Kopf Blumenkohl, Wirsing, Salat, Kohlrabi in 2 l Wasser mit 25 g Liebig's Fleisch-Extract langsam, 5 bis 6 Stunden, wohlverdeckt kochen, gießt die Essenz durch ein Tuch und bewahrt sie nach dem Entsetzen in Flaschen auf.

Falsches Wein-Gelée. — Auf 1 l bestes Berliner Weisbier rechnet man den Saft von 2 und die geschälte Schale von 1/2 Citrone, 1/4 kg feinen Zucker und 7 bis 8 Blatt feine rothe Gelatine. Das Bier wird mit dem Citronensaft, der Schale und dem Zucker 5 Minuten gekocht, die Gelatine in einzelnen Platten hinzugegeben und bei fortwährendem Rühren so lange darin gekocht, bis sie sich vollständig gelöst und klar gekocht hat. Danach entfernt man die Citronenschale aus der Flüssigkeit, füllt diese zum Erstarren in eine Glasschale und servirt das erfrischende Gelée, welches dem Wein-Gelée an Wohlgeschmack und Aroma vollkommen gleichförmig, mit Schlagfahne und Biscuits oder kleinen Waffeln, Ueber eingemachten Früchten erstarren lassen, erhöht den erfrischenden Wohlgeschmack des Gelées.

Gefüllte Hagebutten. — Von ausgekernten, großen Gartenhagebutten werden die Harten in Zuckersirup abgewellt, die besonders weichen Früchte aber durch ein Drahtsieb gestrichen und mit 1/4 ihres Gewichtes gebacktem Citronat und 1/2 ihres Gewichtes Puderzucker vermischt. Diese Füllung streicht man mit kleinen Löffelchen in die abgewellten Früchte. Mit 1/2 l durchgeseihten Hagebuttenwassers wird dann der Zucker, — 1/2 kg auf 1/2 kg Früchte, — gelütert und 6 Netzen und 1 Stückchen Zimmt, in ein Säckchen gethan, mit gekocht. In diesem Saft müssen die Hagebutten 15 Minuten ziehen und dann einmal aufkochen; darauf werden sie mit dem Saft in Gläser gefüllt, mit Papier bedeckt und gut zugebunden.

Emma Zomoffy. — Eingemachte Weinbeeren. 375 g Zucker läßt man bis zum Breitlauf einkochen, giebt 1/2 kg reife, aber noch feste Weinbeeren hinein, welche von den Stielen gepflückt und mit einer feinen Nadel mehrfach durchstochen wurden, und kocht sie fünf Minuten in dem Zucker auf; danach nimmt man die Beeren mit einem Schaumlöffel heraus und gießt später den noch weiter eingekochten, danach etwas abgekühlten Zucker darüber. Diesen Zuckersaft kocht man noch ein paar Tage nacheinander dicker ein, läßt auch die Beeren noch ein- oder zweimal damit aufkochen, bis sie durchsichtig sind, und giebt ihn zuletzt kalt zu den Beeren in die Gläser, welche man gut verbindet. Alle Arten weißer Weinbeeren eignen sich hierfür und halten sich auf diese Weise eingekocht lange Zeit vorzüglich. In Dunst eingekochte Weinbeeren bereitet man in gleicher Weise vor, läßt den Zucker bis zum kleinen Faden einkochen, giebt die Früchte hinein, läßt sie einige Male aufkochen, füllt sie in Einmachegläser und gießt die abgekühlten Zuckersaft darüber. Nachdem die Gläser fest zugebunden sind, läßt man sie noch einige Minuten in Dunst kochen.

Frei Frau v. C. — Schinkenwurst. Ein aus Knochen, Schwarte und dem größten Theil seines Fettes gelöster frischer Schinken wird kräftig mit Salz und Salpeter eingerieben und 2 1/2 Wochen in eine Pöstellate (gekocht aus 500 g Salz, 2 l

Wasser und etwas Zucker) gelegt, worin man ihn mit einem Brett und mit Steinen beschwert. Nach dieser Zeit wird der Schinken abgewaschen, fest zusammengeknüllt, mit einer Schweinsblase umhüllt und mit Bindfaden fest umschnürt; dann wird die „Schinkenwurst“ 14 Tage in den Rauch gehängt. — Senf-Früchte. — Man rechnet auf 500 g beliebiger Früchte 70 g gewöhnliches braunes Senfmehl, verrührt dieses aber erst mit einem Theil des heißen, bereits dreimal aufgekochten Zuckersaftes und mischt es danach mit dem Ganzen. Aufgelocht darf der Senfzucker nicht werden; die Gläser verschließt man luftdicht.

Dr. Zofie D. Graz. — Eier-Cognac „Avocat“: 1 l vom besten Cognac wird mit 150 g geriebenem weißen Zucker vermischt, mit den kargequirlten Dottern von 10 Eiern gut verrührt und auf Flaschen gefüllt.

Ludmilla. — Augenbreyeln: In 1/4 l heißer Milch schmilzt man 200 g frische Butter und rührt mit 750 g feinem Mehl, 4 Eiern und etwas Salz einen festen Teig daraus, den man, mit Mehl bestreut, 24 Stunden an einem kühlen Ort ruhen läßt. Am folgenden Tage wird der nochmals gut durchgearbeitete Teig zu Rollen von der Dicke und Länge eines Bleistiftes und dann zu Breyeln geformt, die man einige Minuten in siedendem Salzwasser kochen läßt, bis sie auf der Oberfläche schwimmen; nun nimmt man sie mit einem Schaumlöffel heraus, kühlt sie schnell in kaltem Wasser ab und legt sie auf ein Tuch zum Trocknen. Mit Wasser bestrichen und etwas Salz bestreut, werden die Breyeln dann auf einem Blech bei ziemlich hoher Ofenhitze gebacken. Gleichmäßiger und müheloser lassen sich diese kleinen Breyeln mit einem Breyel-Eisen formen.

Frau Alice S., Leipzig.
Die Versorgung eines Breyel-Eisens übernimmt auf Wunsch Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 36.
Die Red.

Bücher-Einrichtung.

Unsere Plauderedek; Sitz-Truhe mit Panel und gesticktem Wandbehang. — Vor Jahren fiel uns aus einer Erbschaft eine Truhe zu, die ob ihres häßlichen Aussehens zur Aufbewahrung alter Kleider in eine Ecke der Waschkammer verbannt wurde. Mir that es immer leid, daß das alte Möbel, irrahnes Ausstattungs-Truhe, gar so wenig geachtet wurde, und lange ging ich mit dem Plan um, es zu neuen Ehren zu bringen. Auf gut Glück unternahm ich endlich den Versuch, der prächtig gelang. Der Droguist gab das Recept, wie ich mittelst Nessler, Schmierseife und viel Wasser die uralte Oelfarbe loszuweuern mußte, und bald stand die alte Truhe tadellos weiß da. Nun ging's an die Arbeit des Ausschmückens. Meines Mannes geschickte Hand bemalte mit dem Brennstift die vorderen Felber und die Seitenwände im Stil der Spät-Renaissance. Der Grund wurde gepunzt, die reichhaltigen Ornamente blieben hell; die übrige Truhe wurde braun gebeizt und gewischt. Das Schlüsselloch erhielt ein Schloßschild aus ausgefätem Zinblech. Ferner schreinerete mein Mann ein Humpenbrett, dessen Rückwand und Stützen ebenfalls Verzierungen in Brandmalerei erhielten; dann kam mein Anteil an dem Werk. Truhe und Wandbrett mußten unbedingt eine Verbindung in Gestalt einer Wanddecke haben. Was hätte sich dazu besser geeignet, als die herrliche Vorlage im technischen Theil dieses Blattes vom 1/1 97! Statt des roten Plüschstreifens, der dort die Decke umrahmt, wählte ich blauen Fries, den ich auch für die Truhentischen benutzte. Diese sind mit Federn gefüllt, wodurch sie nie die Form verlieren, da man sie immer wieder zurecht schütteln kann. Die Federtischen wurden zuerst ringsum mit einer Puffe aus türkisrothem Filz umgeben, worauf sie auf der unteren Seite gefüttert und auf der oberen mit einem Biered aus blauem Fries bedeckt wurden. Feine blaue Schnur greift über die Puffen. Den Friesstiel ziert ringsum eine schmale Franze aus tiefgelbem Filz und querüber eine der Wanddecke entsprechend bestreichte Vorte aus Alpa-Canevas. Zufällig fand ich eine alte Kreuzstich-Vorte, die sich mit ihren Greifen und Arabesken prächtig dem Stil der Decke anpassen ließ. Nun erhielt die Truhe ihren Platz neben dem Ofen unseres behaglichen Wohnzimmer. Bilder und Bücherbrett zieren die Wand; ein Luthertischchen nimmt Blumentopf und Handarbeit auf, — so sieht unser Plauderedek aus, dem auch der trauliche Theetisch nicht fehlt.



Unsere Plauderedek; Sitz-Truhe mit Panel und gesticktem Wandbehang.

Gewiß findet sich in manchem Haushalt eine Truhe aus Großmutter's Zeiten, der unser Beispiel zu einem Plüschchen in dem modernen Zimmer der Enkel verhilft. Nähe und Ausgaben werden reich belohnt durch den wirklich künstlerisch schönen Schmuck, den die hergerichtete Truhe für jedes Oh- oder Herrenzimmer wird. Wenn auch nicht wie zu unserer Urgroßmutter Zeiten, der Leinenschlag darin geborgen wird, so lassen sich doch gar mancherlei Dinge, die der Hausfrau viel Raum in den Schränken rauben, in dem großen Kasten verwahren.

Eine Pfälzer Pfarrfrau.

Gärtnerei.

Zommerisaaten im Gemüsegarten. — Der wohlgepflegte Gemüsegarten soll bis zum Eintritt des Winters gut bestellt sein und möglichst keine brach liegenden Beete aufweisen. Zu diesem Zwecke müssen wir auf den Anzuchtbeeten immer Pflanzlinge der zur Zeit pflanzbaren Gemüse-Arten be-

reit haben und stets über Samen verfügen, um nötige neue Aussaaten machen zu können. Die Ansicht, daß nur im Frühling gefät werden darf, ist ganz irrig, auch im Hochsommer muß gefät werden, wenn der Garten den Gemüsebedarf für das ganze Jahr liefern soll.

Die kleinen, überall beliebten Teltower-Rübchen, die nur fingerdick sein sollen, werden am besten anfangs August gefät und zwar gleich dahin, wo sie ihre volle Entwicklung erlangen sollen. Die Annahme, daß diese Rübchen nur in Sandboden gedeihen, speciell in der Umgegend von Teltow, ist nicht richtig; wohl lieben sie lehmigen Sandboden, aber auch jeder andere, im Jahre vorher gedüngte Gartenboden sagt ihnen zu. Nach acht bis zehn Wochen sind diese Rübchen bereits reif, das Kraut stirbt dann ab, worauf sie ausgenommen, gereinigt und im Keller, in Sand eingeschlagen, für den Winterbedarf aufbewahrt werden. Von anderen Wurzelgewächsen fät man noch im Juli und August auch Winter-Rettiche auf fetten, aber nicht frisch gedüngten Boden. Die Beete sind aber bei Trockenheit tüchtig zu bewässern, damit die Rettiche nicht hart und holzig werden.

Sehr raschlebiges Gemüse sind die frühen Kohlrabi-Sorten, namentlich die Wiener und dann die Erfurter Dreienbrunnen-Kohlrabi. Von diesen Sorten dürfen wir ruhig noch im Juli eine Aussaat machen und die Seplinge in den ersten Augusttagen pflanzen. Gleichzeitig mit diesen Kohlrabi kann auch noch früher Kopfsalat gefät werden, während der Winterfalsat Ende August gefät und nach einigen Wochen gepflanzt wird; er giebt dann im kommenden Jahre früh schöne und feste Köpfe. In der zweiten Hälfte des Juni gelegte frühe Buschbohnen liefern noch spät im Jahre schöne zarte Schoten; Möhren oder Carotten der frühen, zarten Sorten bilden vor Eintritt des Winters noch schöne Wurzeln; man läßt sie auf den Beeten, die man mit Eintritt des Winters gut mit Laub oder Dung deckt und kann dann die Wurzeln jederzeit nach Bedarf ausnehmen. Diese Carotten sind fast ebenso schön und zart wie die im Frühling in Mistbeeten gezogenen.

Ein sehr beliebtes Gemüse ist der Spinat, der für den Winterbedarf im August und Anfang September gefät wird, wonach er noch vor Eintritt des Frostes brauchbare Blätter liefert, die sich den ganzen Winter über halten. Man säet aber nicht auf magern, sondern auf guten, stark gedüngten Boden.

Einen prächtigen Salat für den Winter liefern die Mausohren, auch Rabingchen und holländischer Feldsalat genannt. Dieser Salat wird im August und September auf abgeerntete, nur mit der Hacke aufgelockerte und geharkte Beete gefät, doch wählen wir solche mit gutem Boden, da nur in diesem die Blätter fett und weich werden.

Edeltrofen. — Man findet häufig, daß Edeltrofen sich zuerst kräftig entwickeln, dann an der Veredlungsstelle kränkeln und nach einigen Jahren absterben. Dies hat meistens seinen Grund darin, daß der Uebergang zwischen Wildling und Edelrose nicht richtig verwachsen ist. Beim Oculieren der Rosen gilt als Regel: Man läßt oberhalb der Oculations-Stelle vier Augen des Wildlings stehen (etwa 10 cm), schneidet die aus denselben hervorgehenden Triebe wenn das Edelreis anfängt sich zu entwickeln, nach und nach ab, wodurch der Stumpf eintrocknet, schneidet dann im nächsten Frühjahr den stehengebliebenen Stumpf dicht über der Veredlungsstelle mit einem scharfen Messer ab und bestreicht die Stelle mit Baumwachs. Ist dies versäumt worden, so verdorrt der stehengebliebene Stumpf und das Absterben setzt sich nach dem Stamme fort. Bemerkte man also an einem Rosenstamm über der Veredlungsstelle ein verdorrttes Stückchen Holz, so ist dasselbe vorfichtig bis auf das gesunde Holz abzuschneiden und die Stelle mit Baumwachs zu überstreichen. Die Wunde wird im Laufe des Sommers heilen, und die Rose bleibt dauernd gesund. M. W.

M. Ar. Gorian (Slabonien). — Es werden in neuerer Zeit viele winterharte Scerosen kultiviert, die nur geringe Ansprüche machen. Eine Art, *Nymphaea pygmaea*, die kleinste von allen, blüht schon im mäßig großen Zimmer-Aquarium, andere, so *N. odorata*, *Nava* und viele Hybriden gedeihen in mäßig großen Bassins. Unsere gemeine weiße Scerose, die Sie wohl besitzen, ist schwerer zu ziehen wie die genannten, sie wird ziemlich umfangreich und gelangt meist nur in natürlichen Teichen zu voller Entwicklung. Da Sie weder fließendes Wasser noch Wasserleitung besitzen, müssen Sie sich für nächstes Jahr in sonniger Lage des Gartens ein Bassin ausmauern und wasserdicht cementieren lassen. Zur Noth genügt schon ein Bassin von 2 m Durchmesser und 80 cm Tiefe. In dieses Bassin lassen Sie später eine 30 cm hohe Schicht lehmiger Wiesenerde bringen, in welche die Wurzelstöcke der Scerosen auszupflanzen sind. Weniger empfehlenswerth ist das Anpflanzen in flache Kübel, welche dann in das Bassin gestellt werden. Nach sachgemäßer Anpflanzung erfordern die Scerosen keine besondere Pflege, es genügt, wenn der Wasserstand im Bassin immer auf ziemlich gleicher Höhe erhalten wird, was man durch zeitweiliges Nachfüllen erreicht. Vor Eintritt des Winters wird das Wasser abgelassen, damit der Frost das Bassin nicht zersprengt, dann deckt man es mit Brettern und diese mit Laub. Die Wurzelstöcke der winterharten Scerosen werden nicht herausgenommen. — Der Alpenrausch oder die echte Alpenrose wird im Garten ziemlich genau so wie andere Alpenrosen behandelt. Die von Ihnen gepflegte Art, *Rhododendron hirsutum*, erträgt ganz sonnigen Standort und gedeiht am besten auf feinigem Untergrund in einer Mischung von Moor- und Rasenerde. Diese Alpenrose wird nicht wie die in Töpfen kultivierten großblumigen Hybriden im Hochsommer durch Einschränkung der Bewässerung zum Knospenansatz gezwungen, zumal derartige Hülfsmittel bei im freien Grunde zu pflegenden Gartenpflanzen kaum verwendbar sind, da hier der Regen immer und immer wieder störend zwischen die Entziehungskur treten würde. — Es freute uns zu hören, daß Sie auf Grund der Ihnen vor zwei Jahren an dieser Stelle erteilten Rathschläge für die Kultur des Edelweißes die schönsten Resultate erzielt haben. M. S.

Plauderecke für Backfischchen.

Ansichts-Postkarten. — Auf meine Bitte in „Aus dem Leserkreise“ vom 15/3 98 kam nicht weniger als sechshundert Ansichtskarten, und ich danke allen Tanten, Onkeln, Schwestern

und Brüdern herzlich für Ihre Beihilfe. Natürlich ist meine Wette glänzend gewonnen, da ich zu meinem bereits gesammelten 800 Stück nur noch 200 Stück Karten gebrauche. Es ist mir nicht möglich, alle zu beantworten; ich habe nur den Absender der schönsten Karten Antwortkarten senden können und sage allen hier nochmals herzlichsten Dank!

Grete Freyn, Karolinenthal b. Prag, Wittelgasse 22.

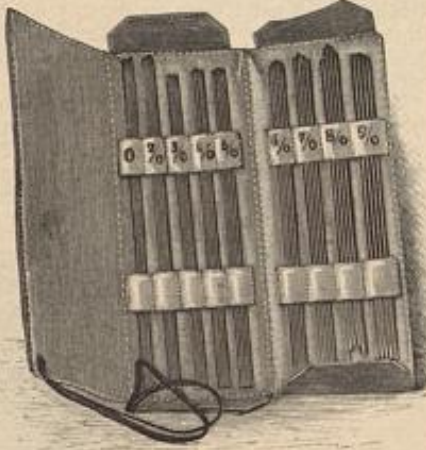
Handarbeit.

Gürteltasche aus einem Taschentuch. — Keltene Damen lieben bekanntlich allerlei „Handwerkzeug“, wie Messer, Schere, Fingerring und das Brillen-Futteral, — bei einem Besuch im Garten auch wohl die Rosen-Schere zc. — recht bequem bei der Hand zu haben; die Gürteltasche gewährt diese Annehmlichkeit. Sie wird auf folgende Weise aus einem etwa 60 cm im Quadrat großen rothbunten, baumwollenen Taschentuch hergestellt und an einer um die Taille geschlungenen Schnur getragen. Man verbindet zunächst zwei sich gegenüber liegende Seiten des Tuches auf der linken Stoffseite mit einer Naht, faltet dasselbe so, daß die Naht in der vorderen Mitte liegt, und schleißt dann auch die Kopffseite durch Steppnaht. Nun bügelt man die Röhre aus und wendet das Innere nach außen. Die noch offene Seite des Taschentuches wird sodann nahebreit eingeschlagen und gleichfalls zusammengestept. Um aus diesem jetzt doppelten Stoffstück eine Tasche mit Zugsaum herzustellen, werden nach vorher abgesteptem Zugsaum 22 cm des Doppelstreifens hochgeschlagen (so daß als Rückwand noch 14 cm übersehen) und an beiden Seiten festgestept. Das obere Ende des überstehenden Stoffes wird auf 12 cm Breite mit Kopf eingereicht und rüdfseitig mittelst Stoffstreifens gesichert. Knopf und Schnur befestigen die mit Schleifen aus rothem Atlasband verzierte Tasche um die Taille; durch den Zugsaum wird gleichfalls Seidenschnur, mit Pompons als Abschluß, geleitet. E. S.



Gürteltasche aus einem Taschentuch.

Behälter für Stricknadeln. — Doppelt gelegtes graues Leinen bildet das



Behälter für Stricknadeln, geöffnet und geschlossen.

Material für das praktische kleine Stricknadel Etui, das 10 Spiel Nadeln (zu je 5 Stück) in verschiedenen Stärkegraden aufnimmt. Am bequemsten ist es, das Ganze in einem Stück zu arbeiten, wozu zwei je 30 zu 27 cm große Leinwandstücke geschnitten werden, die dann an einer Seite für den äußeren Ueberschlag entsprechend zu verkleinern, oben und unten jedoch durch Ausschneiden von Stoff zu den 4 cm breit über die Nadelspitzen greifenden Klappen zu gestalten sind. Sodann werden noch vier doppelte Stoffstreifen von 2 1/2 cm Breite, 7 cm Länge, die zuvor mit den Stärkenummern der Nadeln bestickt sind, in beliebiger Entfernung von einander, jedoch im gleichen Abstand vom Außenrande je 6 Mal der Länge nach dem inneren Stoffteil aufgestept; der äußere trägt das Wort „Stricknadeln“, das, — gleich den Nummern, — in Plattstich mit rother zweitheiliger Filofelle-Seide gearbeitet ist.

Nach kräftigem Ausbügeln folgt nun das Verbinden der beiden Stoffteile, die genau aufeinander geheftet, ringsum gut nahebreit nach innen eingeschlagen und mit rother Seide an beiden Seiten und oben zusammengestept werden. Steppnähte markiren auch den „Rücken“ des in 3 Abtheilungen zu faltenden Etuis, sowie den Ansatz der Klappen. Durch Einschneiden von entsprechend großen Carton-Stücken erhält das Etui Festigkeit, ein 37 cm langes, 1 cm breites rothseidenes Gummiband vermittelt den Schluß. — Selbstverständlich werden nach dem Einschneiden der Cartons auch an der vierten Seite die beiden Stoffteile mittelst Steppnaht verbunden; auch läßt sich die Größe des Etuis nach Belieben verändern. E. S.

Sport.

Augenschutz für Radfahrer. — Die Celluloidwaren-Fabrik von Barton u. Teubel in Hermsdorf bei Liebau, Bez. Posen, führt seit kurzem Aneifer aus Celluloid ein, die zum Schutz der Augen gegen Wind und Staub getragen werden. Gegen Uebermüdung von 60 Pf. in Briefmarken versendet die Fabrik Probe-Cartons mit je 3 Aneifern in verschiedenen Farbtönen. Gelb, farblos wie Glas und Blau sind die geeignetsten Farben. Die beiden ersten kann

man jederzeit tragen, blaue Aneifer schützen gegen Sonnenglanz und sind gegen das Blendende der hellen Chauffées und auf Reisen sehr gut zu gebrauchen, da das Licht dem Auge immer wohlthuend ist. Frau E. Kühnemann.

Allgemeines.

Die kaiserlichen Küchen (Schluß). — Die kaiserlichen Mundküche, die bei Anwesenheit der kaiserlichen Familie im beständigem Betrieb ist, steht unter der Oberleitung des Hofmarschall-Amtes und insbesondere des Hofküchen-Amtes, das die gesammten Einkäufe beordert und die Abrechnung mit den Lieferanten besorgt.

Die tägliche Speisefolge wird vom dirigirenden Küchenmeister entworfen, in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen und der Kaiserin zur Begutachtung vorgelegt. Sie findet dasselben regelmäßig des Morgens auf ihrem Frühstückstische vor, prüft es, ändert nach Wunsch und Appetit ab und fügt auch noch Bemerkungen, wirtschaftliche Angelegenheiten betreffend, hinzu. Ueberhaupt widmet die hohe Frau ihrer Küche ganz besonderes Interesse, das sie durch häufige Besuche derselben bekundet. Im weiteren Verlauf wandert die nun endgültig festgesetzte Speisefolge zum Ober-Küchenmeister, der die einzelnen Gänge den Küchen-Chefs zuertheilt; diese notiren die dazu nötigen Zuthaten auf Zetteln, nach denen der Verwalter in den Vorrathskammern abwiegeln läßt und diese sogenannten Provisionen (Rindvorräthe) den Köchen übergibt. Von diesen wird das Belieferte zum Gebrauch in den verschiedenen Speisekammern aufbewahrt. Die großen Vorräthe, die sich in dem Hauptvorrathsaum übersichtlich und systematisch geordnet dem Auge des Beschauers darbieten, umfassen selbstredend alles für die feine Küche denkbar erforderliche Material aus jeder Art, hier ausgespeichert in Säden, Tonnen, Kisten und Kisten, in Colonnen von Büchsen und Kransen jeglicher Größe mit Conserven jeglicher Art, unter ihnen in stattlicher Zahl auch die in der kaiserlichen Küche sehr beliebte und vielfach verwerthete Viebig's Fleisch-Extract. Die Chefs, die mit ihren Schülern in verschiedenen Abtheilungen als Entremetiers (Vorpeisenbereiter), Rôtisseurs (Bratfünftler), Sauciers (Saucenbereiter) und Pâtisseries (Zuckerbäcker), Hand in Hand arbeiten, sind alle Kräfte ersten Ranges, und jeder einzelne ist Meister in seinem Fache. Es bietet ein außerordentlich lebendiges Bild, sie in ihrem tabellos weißen Anzügen gewandt und beweglich hantiren zu sehen, wie sie mit äußerster Geschicklichkeit sich ihrer Aufgaben in oft künstlerischer Ausführung erledigen; besonders die Zuckerbäcker (Pâtisseries), zaubern bei großen Festlichkeiten wahr-

Kunstwerke der Phantasie hervor, welche dann als Schaugerichte auf der Tafel prangen.

Zu solchen großen Festlichkeiten wird in dessen ausschließlich nur die große Schloßküche in Betrieb gesetzt, die mit ihrer großen Zahl stattlicher, hochgewölbter Räume in ältesten Theil des königlichen Schlosses auf der Spree hinaus im Erd- und Kellergehoft belegen ist; die Wirtschaftsräume dehnen sich hier sogar bis in das unterste Stockwerk des althistorischen Thurmes und bis zu dem ehemaligen unterirdischen Gang nach der Bräuerkammer aus. Hierbei sei erwähnt, daß die Sage den Schloßplatz der weißen Frau in diese Räumlichkeiten verpflanzt, vor dem mitternächtlichen Erscheinen noch heute einzelne Partien zittern. Meine Führerin, eine alte, im Schloßdienst ergrante Küchenfrau, versicherte allen Ernstes, daß sie um keinen Preis des Nachts diese „verruhenen“ Gewölbe allein betreten müßte!

In unmittelbarer Nähe dieser Gewölbe, die hauptsächlich zur Aufstellung fertig verzierter kalter Schüsseln dienen, wo sie zu hunderten für die großen Ball-Buffets hergestellt werden, liegt auch der Eis-Keller mit seinem großen Vorrath für große Fleischstücke und Wild; ferner befindet sich hier eine Vorrathskammer für Obst mit zahlreichen Regalen.

Im allgemeinen bietet die große Schloßküche dasselbe Bild wie die Mundküche, nur ist sie ihren Zwecken entsprechend in bedeutend größerem Stile angelegt, sowohl was die Zahl und Größe der Räume, der Koch-, Brat- und Backvorrichtungen, als auch besonders den riesigen Kupferbestand anbetrifft, der einen großen Werth darstellt. Die große Bratenküche, die ausschließlich nur der verschiedenartigen Herstellung der Braten dient, weist eine Speichvorrichtung auf, an deren 2 m langen Speichen allein 10 bis 12 Puten zu gleicher Zeit gebraten werden können. Die gleichen Größenverhältnisse haben alle anderen Öfen und Maschinen. Da giebt es auch mächtige Bouillon-Affel bis zu 150 l Inhalt, sowie Casserolen und Bratpfannen von ungewöhnlicher Größe; u. a. prangt hier ein alter ehmächtiger Riesennörser aus Messing mit der Jahreszahl 1770, der seine zermalmende Kraft bereits unter verschiedenen Generationen erprobte.

Werden diese mächtigen Behälter und Riesen-Vorrichtungen alle in Betrieb gesetzt, so gilt es meist den bereits erwähnten großartigen Festlichkeiten, den Gala-Tafeln zum Geburtsfest des Kaisers, den Ballfesten und besonders dem großen Lebensfest, an denen je mehrere Hundert, ja oft bis zu 2000 Personen teilnehmen. Vier und fünf Tage vor solchen Massenfeiern beginnen bereits die Vorbereitungen in der Schloßküche, und ein ganzes Heer von Küchen-Chefs, Köchen, Schülern und Reserve-Köchen bewältigt kaum die großen Anforderungen, die solche Festlichkeiten an sie stellen; nur der außerordentlichen Ueberkraft des Küchenmeisters, des „Oberst-Commendanten“ der kaiserlichen Küche ist es zu verdanken, wenn durch richtiges Zusammenwirken der Kräfte diese Riesenaufgabe würdig gelöst wird. Anna Herrmann.

Frau v. Br., Prattische Hausfrau und Vka. — Für Ihren Bedarf an handgewebtem Hausleinen aller Art wenden Sie sich an den Thüringer Weberverein zu Gotha. Muster und Preisverzeichnis erhalten Sie auf Verlangen. Die Red.

Bezugsquellen.

Columbus-Portzweier (Preis 2 M.) und Wasserleitungs-Regulator (Preis 0,75 M.): Jacob Meyers Sohn, Berlin C. Postfach 2829. — Solaspalt-Maschine „Vella“: F. Dreier, Berlin, Schuhmachersgasse 8. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Electre“ von Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Großmannstr. 36. Katalog und Bezeichnungen in das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

(4. Fortsetzung.)

Wie der Sturm heur' am Laden rüttelt! unterbrach Marie die Stille und trat ans Fenster. Sie ging dabei dicht an Peter Plath vorüber. Und jetzt, wo keiner den Mund aufthat, kam es ihnen beiden so plötzlich zum Bewußtsein, wie mütterseelenallein sie hier waren, — außer der Magd, die längst zu Bett war, die einzigen Menschen in dem großen Hause. Und es ward immer später und der Sturm brauste, und sie hatten bewegte Herzen und schämten sich. Aber sie wußten nicht, weshalb. Keiner konnte das Wort finden, das diese Stille unterbrochen und sie sich selber zurückgegeben hätte.

Peter Plath ging noch immer ruhelos um den Tisch. O, wenn sie nur noch einmal davon sprechen wollte, wie allein er wäre —! Jetzt überkam's ihn plötzlich, daß er dann den Muth hätte, sie zu fragen, ob sie beide nicht vielleicht, — natürlich nur, wenn sie wollte und Lust hätte, — ob sie dann wohl — Ah, es war zum Verzweifeln! Sogar in seinen Gedanken kam er mit diesem verwünschten Satze nicht zu Ende. In der Kegel sah es ihm auch wie ein Rätsel.

Der Sturm brauste. Der Hund reckte sich am Ofen. Sie wußte, es war heute die Entscheidung über ihr Leben. Aber sie hatte keinen Muth, die Entscheidung herbeizuführen. Und Peter Plath ging immer herum und hatte keinen Muth zu sprechen.

Dabei wurden die Minuten immer länger, — jetzt dehnten sie sich zu Ewigkeiten, jetzt wurden sie immer trostloser.

Noch dreimal, dachte Peter Plath dazwischen, — wenn ich noch dreimal um den Tisch herumgegangen bin und sie hat kein Wort gesprochen, so sprech' ich. Dann frag' ich, ob sie mich will. Muth, es kann ja den Kopf nicht kosten.

Er hatte Muth, als er zum ersten Male um den Tisch herumging. Er hatte noch Muth, als er das zweite Mal herum war. Beim dritten Male zitterte er fast, und als er so weit war, daß er reden sollte, stockte er. Im Halse, in den Schläfen, überall schlugen ihm wild die Pulse.

Da schnarrte langsam die Wanduhr in das drückende Schweigen hinein. Sie kündete die Stunde.

Als wär' die Zeit um, wandte sich Marie Menzel. Ihr Gesicht war ruhig wie immer.

„Sie spät es schon geworden ist!“ sagte sie, ganz wie sonst. Er fühlte einen Stich im Herzen, und doch athmete er freier. Er brauchte keinen „Muth“ nicht zu erproben.

„Sehr spät!“ antwortete er gepreßt. „Ich will — dann nur — nach oben gehen.“

Er stand noch ein Weilchen, als warte er auf etwas. Aber es kam nicht. Dann sagte er unsicher: „Gute Nacht, Fräulein Marie!“

„Gute Nacht, Herr Plath!“ Die Thür fiel zu.

Marie Menzel stellte die Ueberreste des Abendbrodes in den Schrank, sah noch einmal nach dem Ofen und ging dann auch zur Ruhe. Sie lag lange wach. Sie hörte den Vater und Napoleon Kaczmarek nach Hause kommen, sie hörte den Sturm, der kein Aufhören und keine Mäßigkeit kannte.

Es war so wunderbarlich heute Abend gewesen. Heiliger Gott, wie anders hätte es sein sollen! Wie? — das wußte sie kaum, konnte sich's auch garnicht recht vorstellen. Aber sie wußte, daß sie um eine große Lebenshoffnung ärmer war. Und je länger sie schlaflos dalag, desto weber ward ihr ums Herz. Es war voll von Bitterkeit. Sie vergaß das Beten in dieser Nacht.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, verließ Peter Plath das Haus.

„Marie Joseph!“ rief Napoleon Kaczmarek ganz entsetzt aus, als er, vom Lärm der Hunde angelockt, auf den Hof trat.

„Der Förster da?“

„Ja. Aber guter Mann, wie geht Ihr aus, zum Teufel?“

„Blutig,“ sagte der Fremde. „Weiß schon. Führt mich nur zum Förster.“

Kopfschüttelnd wies Napoleon ihm die Thür. Der Mann trat ein.

Menzel war nicht weniger erstaunt als sein Burische, aber er bezwang sich. „Ihr wünscht?“

„Einen Erlaubnißschein zum Reisigammeln.“

Marie war inzwischen leise aus der Thür gegangen. „So,“ brummte der Förster. „Nun ja, — sollt ihn haben. Doch dazu kommt Ihr so — so merkwürdig her?“

Er hatte sich umgewandt, um den Schein auszustellen.

„Von Förster?“

„Ja?“

„Lohnt das Geschreibsel. Ich brauch' Euren Schein nicht. Ich wollt' ihn nur des Fräuleins wegen. Sie ist fort, — wir sind allein. Ich hab' Euch besseres zu sagen.“

„Und das wäre?“ fragte Menzel gespannt.

„Ich will Euch einen Dienst erweisen.“

Wüsttrauisch, mit einem durchdringenden Blicke, sah ihn der Förster an.

„Kennt Ihr mein Gesicht?“

„Ich hab's gesehen. — Ihr seid aus dem Dorfe?“

„Das bin ich, Herr.“

„Und Ihr wollt mir einen Dienst erweisen? Hoho, Freunden! Wo das ganze Dorf —“

„Euch laßt, wollt Ihr sagen,“ fiel der Burische ihm in die Rede. Er stand mit über einander geschlagenen Armen. „Hört zu, Herr!“

„Seht Euch,“ sagte Menzel mit einer Handbewegung. Der Burische beachtete es nicht.

„Von Förster,“ hub er an, „wenn gestern einer zu mir ge-

kommen wäre und hätte gesagt, du wirst heute hier stehen, — bei der heiligen Jungfrau, ich hätte gelacht. Ich lieb' Euch nicht, Förster, — ich haß' Euch wie die anderen. Und wenn sie Euch todgeschlagen hätten, ich wär' lieber mit dabei gewesen, als wo anders.“

In Menzel's Gesicht zuckte keine Muskel. Nur ließ er den Burischen nicht aus dem Auge. Der wischte sich gleichmüthig das Blut ab, das ihm über die Stirne rann.

„Sprecht weiter!“

„Warum ich so zu Euch komme, Pan Förster, will ich Euch sagen. Seht Ihr das Blut? Ich hab' auf der StraÙe so gelegen, schaut Euch den Rock an! Zuerst hätte kein Christenmensch einen rothen Heller für mein Leben gegeben. Das war die erste halbe Stunde. Nachher bin ich aufgestanden. Es war mir roth vor Augen. Muth wohl das Blut gewesen sein. Und ich bin zu Euch gekommen, weil ich einen anderen jetzt noch mehr haße als Euch!“

„Und der heißt?“

„Stefan Pludjinski,“ sagte der Burische rauh. „Begriffst Ihr nun?“

Menzel biß sich auf die Lippen. Teufel, das konnte ihm gelegen kommen! Er nickte wie in einem Gedanken vor sich hin.

„Stefan Pludjinski hat Euch so zugerichtet? Weshalb?“

„Einen Augenblick herrschte Schweigen.“

„Ihr braucht es nicht zu wissen, — es nützt Euch nichts. Ihr könnt Euch denken, daß es nicht um eine Brodrinde geschab.“

„Wie Ihr meint,“ erwiderte Menzel gleichgültig. „Und was soll's also? Was soll ich dabei?“

„Den Saurken todgeschlagen,“ brach es aus dem Burischen heraus, — „heut, — morgen, — wann Ihr ihn findet!“

„Aber lieber Mann —“

„Verzeiht, Förster, die Schläge haben mir den Kopf wüst gemacht. Ihr wißt, daß Stefan Pludjinski oft Hunger hat, wie sie im Dorfe sagen.“

„Ich weiß es.“

„Ihr wißt auch, daß er schlau ist wie ein Fuchs und schleicht wie ein Marder. Eure Mühe ist umsonst. Seid Ihr an der Reiherrweise, trifft sein Schuh am anderen Ende des Waldes. Hab' ich recht?“

„Pah, er läuft mir doch noch in den Weg. Und dann Gnade ihm!“

„Förster,“ lachte der Burische finster und höhnisch, „wollt Ihr warten, bis das beste Wild Euch vor der Nase abgeschossen wird? Thut's, — wartet! Was geht's mich an! Dann werde ich gehen.“

Er drehte sich um.

„Holla, guter Freund, nicht so eilig. Kurz und gut: Ihr wollt mir den Pludjinski ans Messer liefern. Und wie?“

„Wenn er wieder einmal Hunger hat. Der Haß sieht aus hundert Augen und durch die tiefste Nacht. Ich haße ihn. Und will's Euch sagen, wo Ihr ihn findet!“

„Dafür verlangt Ihr —?“

„Von Euch? Verlangen? Glaub' Ihr, Grünrod, ich lasse mich bezahlen von Euch? Psa krow sag' ich! Hütet Eure Zunge! Was ich verlange ist Eins: Wenn Ihr ihn habt, sorgt dafür, daß er unter ein paar Jahren nicht weglommt. Fort muß er!“

Menzel war wüthend geworden bei den ersten Worten, die ihm der Burische entgegengeschleudert.

„Und wenn ich auf Euren Plan nicht eingehe?“

„So müßt Ihr ein schlechter Förster sein!“

Er schwieg und sah zu, wie Menzel in seinem Notizbuch blätterte.

„Wozu steh' ich hier? Gebt mir Antwort!“

Jetzt stand der Förster auf. Er trat dicht an den Blutenden heran. Als ob sie die geheimsten Gedanken lesen wollten, bohrten sich seine Augen in die des Burischen. Der hielt den Blick aus und lachte.

„Seht her, Herr, die Wunden,“ sagte er und strich die Haare zurück. „Wollt' ich Euch in eine Halle locken, hätt' ich's billiger haben können. Besinnt Euch!“

„Gut! Ich warte auf Euren Ruf und glaub' Euch. Bereit bin ich immer. Kommt Ihr nachts, so werft einen Stein an das erste Fenster rechts von der Thür. Dann weiß ich Bescheid. Euer Name?“

„Ich brauch' für Euch keinen, Förster. Also auf Wiedersehen.“

„Wollt Ihr ein Tuch für die Wunden?“

„Von Euch will ich nur Eins, und das hab' ich gesagt.“

Damit verließ er das Zimmer.

Seit Peter Plath fort war, herrschte eine noch größere Stille im Hause als vordem. Einönig verloren sich die Tage. Marie fühlte es kaum. Ihr Vater war freundlicher zu ihr, als wollt' er etwas gut machen. Ihr aber war am wohlsten, wenn sie allein war.

Ein neuer Burische war noch nicht angetreten. Es konnte Wochen dauern, ehe er kam. Man entbehrte ihn auch nicht.

Ab und zu brachte Kaczmarek allerhand Gerüchte mit, die umherschwirrten. Als Pole genoß er mehr Vertrauen bei den Leuten, und manch einer munkelte, Napoleon drückte gern ein Auge zu, wenn Menzel nicht gerade in der Nähe war. Der Aufstand sollte sich der Gegend zuziehen, immer näher käme die Revolutions-Armee der Grenze und dem Dörfchen, man erwarte eine große Schlacht, — all diese Nachrichten, die der Geiger im Krage zum besten gab, drangen langsam auch ins Forsthaus.

Früher als sonst wollt' es in diesem Jahre auch Sommer werden. Je mehr der März seinem Ende zudrängte, um so sonniger ward er auch. Auf helle Tage folgten laue Nächte, — Frühlingsnächte mit der schweren Luft und den vielen Sternen.

In einer solchen Nacht flog ein Stein wüthig gegen den Fensterladen des Forsthauses. Er fiel tönend zur Erde, daß die Hunde ansetzten. Knapp zehn Minuten später stand Menzel vor der Thür.

„Seid Ihr's?“

„Was fragt Ihr? Kommt!“

„Geht voraus!“

Der Förster machte seine Büchse schußbereit.

„Danke,“ sagte der Burische trocken. „Ihr wollt mir gegebenen Falles eins aufbrennen. Vorsichtig seid Ihr, Förster.“

Damit lief er voran, Menzel konnte kaum so schnell folgen. Noch' eine Viertelstunde vergangen sein, als sie hielten.

„Nun kommt, Förster,“ flüsterte der Burische. „Ich werde mich hüten, Euch ins Handwerk zu pfuschen. Schleicht Euch hier hinauf, — leise, Mann! Nicht weit mehr. Und trefft gut!“

Er war verschwunden.

Menzel schüttelte den Kopf. War es doch eine Falle? Wie wußte der Burische, daß Stefan gerade hier sein Glück versuchen wollte? Je nun, da war er einmal. Also vorwärts.

Salb gebücht schlich er hin, ein paar hundert Schritt weiter. Unter einer starken Fichte blieb er stehen. Er horchte. Nichts war zu hören. Kaum daß es rauschte. Wo war er?

Langsam orientirte er sich. Drüben der kleine Waldpfad. Das Wild wechselte herüber nach den Futterplätzen. Sollte Stefan Pludjinski deshalb —

Seine Gedanken wurden jäh unterbrochen. In der Nähe fiel ein Schuh.

Also richtig geführt! Niebernd vor Aufregung, wie ein Marder schlich der Förster heran. Seine Büchse streifte einen Stamm. Er hielt den Athem an. Dann wieder vorwärts, — hier um die Büchse herum. Diesmal entging ihm Stefan Pludjinski nicht.

Und da, — — regungslos verharrte Menzel in seiner Lage. Er sah ihn. Verschwommen noch und undeutlich, aber er sah ihn. Eine dunkle Gestalt, knieend und beschäftigt. Jetzt hob sie forschend das Haupt. Hatte ein Ast geknackt?

Vor einem Wilde mußte Stefan wohl knien. Es soll Dein letztes sein, dachte der Förster.

Langsam richtete er sich auf. Er mußte noch ein paar Schritte vor und suchte Deckung.

Es hieberte so in ihm, daß er zitterte. Dabei zertrat er ein dürres Zweiglein.

Das war genug für Stefan. Mit einem Satze war er auf, die Büchse hielt er gepackt. Mit allen Sinnen horchte er in die Nacht, sein Auge schien die Dämmerung durchbohren zu wollen.

Aber schon tönte ihm halb heiser das „Halt!“ entgegen. Mit einem Sprunge hatte Menzel den nächsten Baum erreicht, der ihn schützte.

„Halt, Schurke, oder ich schleife!“ Der Flintenlauf blitze.

Secundenlang ein tödtliches Schweigen. Nur ein schwerer Athem.

„Psa krow!“ fluchte der Burische dann auf. Sein Auge maß, während er reglos da stand, die Entfernung zum nächsten Stamm.

„Schieß!“ schrie er dann und schnellte hinüber.

Der Schuh krachte in demselben Augenblick. Stefan hörte die Kugel um Haarsbreite an seinem Ohr vorbeisurren.

„Teufel!“ schrie er auf. Seine Büchse flog empor, die Rinde riß splittend vom Stamm, hinter dem Menzel Schutz gesucht.

Der lud nicht mehr. Rasend vor Wuth sprang er zu Stefan, ebenso schnell, wie aus und stürzte davon. Menzel ihm nach. Wie Schatten glitten sie durch den Wald, das Reuchen des einen tönte dem anderen ins Ohr, so dicht war der Verfolger dem Verfolgten auf den Fersen. Wurzeln hielten sie auf, der Förster stürzte, — vorwärts! Keiner konnte daran denken, die Wasse zu laden.

Da versuchte Stefan Pludjinski ein letztes Mittel. Im tollsten Laufe warf er sich herum, hob den Gewehrkolben, schmetterte ihn mit rasender Wucht auf das Haupt des Försters.

Er wollte es thun, — er schlug zu früh. Mit dumpfem Aufschlag lausete der Kolben auf den Waldboden.

In demselben Augenblick erhielt der Burische einen Stoß, daß er taumelte. Schreiend, mit letzter Kraft, sprang er zur Seite, schoß er seitwärts davon, seine Büchse im Stiche lassend.

Menzel folgte ihm nicht. Kraftlos lehnte er an einem Baum. Die Beine zitterten, wie Nebel und Schleier hing es vor seinen Augen; keuchend, stoßweise ging sein Athem. Allmählich erst ließ das Pittern und der sichende Schmerz in der Seite nach. Er sah die Büchse und hob sie auf.

Was brauchte er mehr? Er hatte die Wasse, er hatte das Wild. Den Burischen hatte er auch selber genau gesehen, er konnte es beschwören, daß Stefan Pludjinski es gewesen.

Langsam, mit mächtig arbeitender Brust, ging er zurück, nachdem er die Büchse geladen. Er fand auch die Jagdbeute: ein stattlicher Rehbod war's, den er nach Hause schleppte.

Der Fang war ihm also geglückt. Stefan konnte sich gratuliren. Mit seiner Mutter zusammen sollte er abgeurtheilt werden.

Wenn nur erst die Unruhen vorbei waren! Aber pah, — dieser Aufstand! Wie lange noch, und die Ruffen waren fertig mit ihm.

Und dann kam die Zeit der Vergeltung.

Das war ein merkwürdiges Wetter in diesen letzten Märztagen. Als ob man im Juli wäre, brannte die Sonne seit zwei Tagen herab auf die Erde. Der schmutzige Schafspelz, den die Dorfbewohner so lange getragen, verschwand; die Kinder liefen barfuß herum auf der Gasse.

Napoleon Kaczmarek sah auf dem geräumigen Hofe der Försterei und dresirte mit rührender Geduld zwei Hunde. Immer von neuem versuchte er, den widerspenstigen Vierfüßlern seine Kunststücke beizubringen, und wo die Geduld nicht half, half die Peitsche.

Er war schließlich in Schweiß gerathen, und mit einem vorwüthigen Blick auf die glühende Sonne wischte er sich die Stirn.

„Man könnte wirklich den Rock ausziehen,“ brummte er, — „es ist nicht zu sagen. Ruhig, Boncoeur!“

Aber der Hund wollte nicht ruhig sein. Bellend sprang er

an die Pforte. Tyras, der in der Sonne lag, spitzte die Ohren und folgte ihm. Bald mischten sich auch die beiden dickköpfigen Schlingel Napoleon's in das Konzert.

Neugierig trat der Burfche näher. Wer war's denn, der dort ankam? Die alte Heze etwa? Richtig.

Die Bludzinska klinkte die Pforte auf.

"Nicht wahr, mein Söhnchen," sagte sie höhnisch, "jeden Tag bekommt Ihr nicht solchen Besuch. Wo ist der Förster?"

"Der Förster schläft, und Eure Wege werd' ich ihn nicht wecken. Kommt später wieder!"

Die Alte überlegte. Ihre Augen glitten listig forschend über Napoleons harmloses Gesicht.

"Es ist auch nicht so schlimm, Herr," meinte sie plötzlich bescheiden und leuchtete. "Ich wollt' den Pan Förster nur bitten, er möcht' mir verzeih'n. Wir sind arme Leute, lieber Herr, und der Winter ist kalt. O Jesus, Jesus, was hab' ich geforen! Und wenn man da so ein bißchen Holz holt, zeigt der Pan Förster einen gleich an. O lieber Herr, ich hab' gehört, Ihr seid besser. Helft mir nur, die heilige Jungfrau wird es Euch vergelten."

Verdächtig hatte Kaczmarek zugehört. Das hatte er nicht erwartet! Nur schwer sagte er sich.

"Schön, daß Ihr's einseht, Bludzinska. Um ja, er ist manchmal streng, der Herr Förster, aber je nun — Ich werde Euch zu ihm führen. Was kann ich Euch helfen?"

"Laßt, lieber Herr!" erwiderte die Alte. "Wenn er schläft, dann will ich nicht stören. He, das könntet Ihr auch, denkt' ich, was ich will."

"Was wollt' Ihr denn, zum Teufel? Rückt' raus damit."

"O Jesus, lieber Herr, es ist nur wegen der Flinte. Mein Sohn, — Ihr werdet ihn kennen, den Stefan, — hat seine Flinte im Walde verloren. Und der Pan Förster hat sie gefunden. Es ist eine alte, schlechte, Ihr könnt nichts anfangen damit, so wahr ich ein altes Weib bin, — ach du lieber Gott, ein armes, altes Weib. Gebt sie mir wieder, guter Herr, bringt sie mir heraus, der Förster wird nichts sagen, — o, und geben will ich Euch, was Ihr begehrt: eine Salbe gegen Hundswuth und Schlangengiß, Liebesgram und Jagdunglück."

Napoleon lachte aus vollem Halse.

"Seid Ihr verrückt geworden, alte Heze? Die Flinte soll ich Euch herausgeben? Doho, für wie dumm seht Ihr mich denn an? Wird nichts! Und ich rath' Euch, geht nach Hause; denn wenn Euch der Förster hört, gnade Euch Gott!"

Die Bludzinska sah ein, daß sie so nicht weiterkam.

"Racht nicht!" rief sie zornig. "Ruht mir den Förster heraus, weckt ihn auf, den Dieb, laßt ihn herkommen! Ich will's ihm sagen, was ich will!"

Kaczmarek trat einen Schritt zurück. Er zeigte auf die Hausthür. "Da steht der Förster."

Langsam trat Menzel näher.

"Ihr wollt'?"

"Meine Flinte, Förster! Meinem Sohn habt Ihr sie weggenommen, mir gehört sie. Gebt sie heraus — es soll gut sein!"

Er schlug die Arme übereinander.

"Bludzinska," sagte er laut, "Ihr habt Holz gestohlen, Euer Sohn hat das beste Bild abgeschossen, Ihr habt mich bedroht und verhöhnt, Ihr habt meine Tochter bedroht — und jetzt seid Ihr hier und wollt' die Flinte. Gebt vom Hof, ich rath's Euch, geht gutwillig. Sonst fällt mir ein, was Ihr alles auf dem Gewissen habt, und ich heg' Euch mit den Hunden vom Hof."

"Die Flinte, Grünrod!" kreischte die Alte. "Was wollt' Ihr damit? Habt ja selber genug!"

"Was ich damit will? Paßt auf, Alte: dem Gericht will ich sie vorlegen und will beschwören, daß mit dieser Flinte Euer Stefan gewildert hat. Und will beschwören, daß mit dieser Flinte Stefan Bludzinski einen Mordversuch gegen mich gemacht hat. Hört Ihr's, einen Mordversuch!"

In ohnmächtiger Wuth, mit verzerrtem Gesicht hob die Alte den Stock, ohne den sie nie ausging.

"Das sagt Ihr nicht, Grünrod!" kreischte sie. "Wenn Ihr das sagt —"

"Wird Stefan, Euer Söhnchen, den Wald die nächsten Jahre nicht wiedersehen?"

"Das erlebt Ihr nicht, Förster," antwortete die Bludzinska rauh. "Denkt an mich!"

Menzel streckte den Arm aus nach der Pforte. "Macht, daß Ihr fortkommt. Ihr wißt, was Euch sonst passiert. Vorwärts!"

"Gebt mir die Flinte. Ich geh' nicht, wenn ich die Flinte nicht hab'," schrie die Alte. In ihrem jähen Getz kam sie immer wieder auf den Einen Punkt.

"Tyras, — Boncoeur!"

"Hegt sie, ja hegt sie doch! Aber erst, Grünrod —" Sie drang mit dem Stocke in blinder Wuth auf ihn ein.

"Rad an, Tyras!"

Als hätten sie darauf gewartet, fielen die Hunde mit lautem Gebell sie an. Der Knüttel fauste um ihre Köpfe, — es half nichts. Im Nu war die Alte niedergebissen, und die Thiere zerfetzten ihre Lumpen.

Napoleon hatte bisher gleichmüthig zugehört. Jetzt sprang er zu. Ein Knüttelstieb traf auch ihn, aber er riß die Hunde zurück. Kaum merkte die Bludzinska, daß sie frei war, als sie mit Bindeschnelle zur Pforte stürzte und sie hinter sich zuwarf. Ueber den Zaun hinweg hob sie noch einmal drohend den Stock. Ihr graues Haar hatte sich gelöst.

"Sie sollen's wissen im Dorfe, Grünrod," schrie sie zu Menzel herüber, "in jedes Haus will ich's tragen, in jeder Stunde will ich's erzählen! Förster, Förster, — wir kommen noch alle! Dann heg' Deine Hunde, — heissa, dann hegen wir Dich! Ich hab's Dir bestellen lassen durch Deine Tochter, — ich sag's Dir noch einmal: den rothen Hahn Dir auf's Dach! Und wenn ich's das nächste Mal sag, Grünrod, dann kriecht er Euch auf." Sie raffte eine Handvoll Steine empor und schleuderte sie hinein in den Hof. Ein Fenster ward zertrümmert. Die Hunde nach!" schrie Menzel empört.

Aber die Bludzinska hatte es gehört und verschwand im Walde.

"Das Volk ist wie befehen," brummte Kaczmarek. "Welche Tour mach' ich heut, Herr Förster?"

Menzel gab ihm Bescheid. "Noch eins," fügte er hinzu, — "gehen Sie auf dem Rückweg 'mal durchs Dorf und horchen Sie, ob Stefan Bludzinski sich irgendwo hat blicken lassen. Wir wollen mit der Bande doch etwas schneller aufräumen. Schicken Sie mir doch auch Kuzal, den Nachtwächter her, — Sie kennen ihn doch?"

Am nächsten Mittag stand Kuzal vor Menzel.

"Kuzal, wie bekommen wir den Stefan Bludzinski?"

"Gar nicht, Herr," antwortete der Alte gemüthlich. "Der ist über alle Berge."

Der Förster machte eine unwillige Bewegung.

"Aber ich muß ihn haben und sollt' ich jeden Strauch des Waldes abjuchen nach ihm. Oder ob er bei den Aufständischen ist?"

Kuzal wiegte das Haupt.

Die heilige Jungfrau weiß es, Herr Förster, bei den Aufständischen ist er nicht. Man weiß ja kaum, wo sie stehen, wenn's auch hieß, daß sie in der Nähe sind. Und ohne Flinte?"

"Also Du meinst, er hält sich im Walde versteckt?"

"Kann sein, kann nicht sein. Er ist nicht dumm, der Stefan, das kann man wohl sagen."

"Zum Teufel, aber irgendwer muß ihm doch zu essen bringen! Kommt er nicht des Nachts vielleicht ins Dorf?"

"Herr," sagte Kuzal, "meine Augen sind nicht mehr gut. Ich hab' ihn nicht gesehen. Und in der Nacht schlafen die meisten."

"Also doch in der Nacht?" fragte Menzel.

"Soll er am Tage kommen? Wenn er's thut, so schleicht er sich doch höchstens in den Dämmerung ein."

"Also werden wir versuchen, ihn abends zu fassen. Halt Dich bereit, — heut beim Dunkelwerden."

"Herr, Herr," seufzte Kuzal, "es ist nicht gut, mit den Bludzinski's zu thun zu haben. Ich bin ein alter Mann."

"Jawohl, — und ein Feigling auch. Rügt Euch aber nichts. Also heut Abend, Kaczmarek bring' ich mit."

Als der Abend kam, war Kuzal wirklich zur Stelle. Leise gingen die Drei durch die stille Dorfstraße. In dem Krüge lärmte es. Sie hielten nicht an. So frech war Stefan Bludzinski doch nicht, sich jetzt dort hineinzutrauen.

"Und wenn wir ihn kriegen?" fragte Kuzal auf dem Wege.

"Dann wird er sofort morgen früh in der Stadt abgeliefert. Er hat einen Mordversuch auf dem Kerbholz. Deshalb!"

Nach einer Weile blieb Kuzal stehen. "Hier," sagte er.

Es war eine kleine Hütte wie die anderen, vielleicht noch verlotterter. Der Lehm war überall abgebröckelt. Im Garten lag aufgestapeltes Reisig. Dahinter war das freie Feld.

"Einer bleibt zurück und bewacht das Haus," befahl Menzel. "Daß keiner herauskommt!"

"Herr," bat Kuzal, "ich!"

"Aber die Augen —?"

"O, wenn sie sehen sollen —" sagte er.

Die Thür war unverschlossen. Ein schlechtes Zeichen, dachte der Förster und schüttelte ärgerlich den Kopf. Sie slog durch einen Fußtritt auf. Durch den Thürspalt sahen sie Licht.

Menzel mußte sich bücken, um eintreten zu können. "Guten Abend!" sagte er.

Aber obwohl er's jetzt beinahe erwartet, blieb er doch enttäuscht stehen. Auf einem Holzstuhl saß nur die Alte. Sie erkannte ihn trotz der schlechten Beleuchtung gleich.

(Schluß folgt.)

Neue Moden.

In sähem Nichtsthum sind wohl den meisten unserer Leserinnen die letzten Wochen verstrichen; nicht einmal um die Mode haben sie sich gekümmert, während diese selbst keine Hand von Fabrikanten, Schneidern etc. bei der Arbeit war. Zeuge dessen ist unsere heutige Nummer, die bereits einige der charakteristischsten neuen Formen für die Herbst- und Winter-Saison vorführt. Vor allem das Schneiderkleid in seinen überraschenden Variationen als Haus- und Straßen-Anzug: Die ganz kurze knappe Taille mit spizenbedecktem Kragen, Fig. 2 auf Pl. 1350, der lange Schoß mit abgerundeten oder eckigen vorderen Rändern, das zierliche, so überaus bequeme Bolero-Jäckchen, wie es Fig. 2 des farbigen Moden-Panoramas darstellt, indem sie zugleich die neue reizvolle Zusammenstellung von schwarzem Stoff mit farbiger Ausstattung zur Geltung bringt. Auch die etwas capriciöse Jäckentaille mit in den Hüften tretenden Westentheilen ist mit Abb. 47 vertreten und daneben das Blusenkleid in seiner neuesten, die Bluse nur in der vorderen Mitte noch leicht markirenden Form. Vom Hof ist der Serpentine-Bolant längst auf Cape und Umhang übergegangen, neuerdings immer mit der Neigung sich nach vorn aufsteigend stark zu verjüngen (siehe Fig. 5 des Panoramas), und wir können heute schon verrathen, daß selbst lange Mäntel, besonders Abendmäntel in dieser eigenartigen Form erscheinen werden.

Biel Phantasia verwendet die Mode auf die Ausgestaltung des Schöpfung und des Schoßes; ersteres erscheint oft nur als zierliche Andeutung, geschwungen und geschligt, letzteres hinten oft so lang, daß er wie ein Ueberkleid wirkt, steigt aber vorn, gleich den bereits erwähnten Serpentine-Ansätzen in scharfer Rundung auf. Fig. 1 und Abb. 26 bringt eine ähnliche Form als Paletot. Dadurch, daß gleichzeitig die eingeschneideten und angelegten, der glatte und wellige, der lang und kurze Schoß zur Wahl steht, ist die Möglichkeit gegeben, für jede Gestalt das Kleidamste zu finden.

Aufmerksames Studium empfehlen wir die Kermel, — sie sollen genau der Form des Armes entsprechend wirken, doch ist bei näherer Betrachtung selbst die ganz glatt eingesezte Kugel stets noch etwas ausgestaltet, was wohl nicht ohne seine Berechnung einen sehr vollen runden Oberarm markiren soll. Die breiter machende Achsel-Garnitur wird da, wo sie Anhang findet, kleiner und zeigt weniger Bestreben des Heraushaltens, als des seitlichen Absteigens.

Hier, bei den Kermeln, hat vor allem das Ausarbeiten und Modernisiren der vorhandenen Garderobe zu beginnen, und die Aufgabe ist eine dankbare und leichte. Auch bei den Mänteln erweist sie sich nicht allzu schwer, indem der Serpentine-Anzug neuerdings aus absteigendem Material bestehen darf. Was in Betracht zu ziehen ist aber hier, daß die weite, stark zolentartig auspringende Serpentine ihrem Charakter nach durchaus verlangt, sich am unteren Rande auszubreiten, d. h. möglichst ringsum den Boden zu berühren. Damit verbietet sich die, für große schlank Gestalten sehr graziose Form, unbedingt für die Straöe und muß sich auf den Erfolg im Salon beschränken.

Ist nun schon die Mannigfaltigkeit auf sämmtlichen Toiletten-Gebieten eine so große, daß wir ihnen nur nach und nach gerecht werden können, so wird das Bild durch das reiche unendlich verschiedenartige Ausstattungs-Material noch bunter. Was hier durch Säumschen, Wenden, Treffen, Borten, Stickereien, zum mindesten durch Stepplinien erreicht wird, zeigen unsere Darstellungen. So reich sie auf den ersten Blick wirken, bei aufmerksamer Prüfung ist es stets nur der Besatz, der die an sich einfachen Formen elegant erscheinen läßt, und nichts hindert, ganz oder theilweise auf denselben zu verzichten. Unter anderem werden zwei Befajmotive, deren Ursprungs-Daten weit aus einander liegen, zugleich um die Gump der Mode. Das eine ist die verschönerste Rococo-Schleife aus der lustigen Zeit von Puder, Schminke und Schönheits-Pflasterchen, der man, aus schmalem Seidenband, aus Ew-tache oder krausen Stoff- und Krepp-Müschchen gebildet, auf Taillen, Jaden und Röden begegnet; das andere die groß-linige Mäander-Borte der Antike. Die letztere wird für dunkle Stoffe mit Vorliebe aus durchbrochen eingefügtem Einsatz geformt, dessen Ränder schmales Sammetband begleitet; auf dem Umhang, Fig. 5 des farbigen Panoramas, erscheint sie als Bienenbefaj. Eine große Rolle spielt das Futter, der Seidenstoff hierfür ist nicht selten kostbarer als der wollen Oberstoff. Sehr hübsche Wirkungen lassen sich durch Knopf-Garnituren erzielen, wie durch fertig vorliegende Passanterie-Befaj.

Die Promenaden-Stiefel aus buntfarbigem Leder haben schnell abgewirtheft. Die elegante Dame will nur noch Schwarz tragen und macht allenfalls die Concession, der Schafst zu der Weiße ihres Straßen-Kostüms Possend zu wählen. Hierfür webte man besondere schwere dunkle, riss-artige Seidenstoffe und discret carrixte Tuche und Flanelle.

Preis = Ausschreiben.

"Ein gutes Buch ist der angenehmste Freund", heißt es im Landprediger von Wakefield. Von diesem Grundsatz ausgehend, lassen wir es uns angelegen sein, unseren Leserinnen und Lesern, — denn auch Männer suchen mit Vorliebe das Unterhaltungsblatt unserer Zeitschrift, — einen guten Lesestoff zu bieten. Unser Blatt kann aber selbstverständlich nicht den ganzen Bedarf an Lectüre decken, und je fleißiger man liest, — nicht nach der Menge, sondern mit sorgfältiger Wahl und ruhigem Nachdenken, — einen desto reiferen Geschmack wird man sich aneignen. Um nun Gelegenheit zu geben, das erworbene Urtheil zu bethätigen, eröffnen wir ein

Preis = Ausschreiben

und fordern die deutsche Frauenwelt auf, uns diejenigen drei Werke deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den letzten drei Jahren zu nennen, welche den größten Eindruck auf sie gemacht haben. Alle während dieser erschienenen Arbeiten, ganz gleich ob Roman, Novelle, Aufsatz, Humoreske oder Plauderei, können gewählt werden; auch ist es ganz gleichgültig, ob dieselben in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Nur ist anzugeben, wo und in welchem Jahre sie erschienen sind. Jedes Werk soll in höchstens zehn Worten charakterisirt werden. Für die besten Leistungen in Bezug auf Auswahl und Begründung setzen wir folgende Preise

aus:
Zwanzig erste Preise zu je 50 Mark.
Zwanzig zweite Preise zu je 20 Mark.
zusammen also Tausend Mark.

Weitere gute Urtheile werden lobend erwähnt werden. Preisrichter sind die gesammte Redaction und der Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Die Preisbewerbungen müssen bis zum 1. November d. J. in unseren Händen sein. Bekannt gegeben wird die Entscheidung in unserer Nummer vom 1. Januar d. J.

Die gesammte weibliche Leserwelt kann sich theiligen.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

An unsere Leserinnen.

Die rege Theilnahme, welche die vor einigen Jahren von uns vorgelegte „Hauswirthschaftliche Preisfrage“ erfahren hat, giebt uns Veranlassung, abermals eine

Preisfrage

anzuschreiben, und zwar über das Thema:

In welcher Weise und bei welchen Gelegenheiten verschenken Herren an Damen Blumen? Wie weit geht überhaupt die Berechtigung dazu?

Für die zehn besten Lösungen der Frage, d. h. solche, welche in möglichst gedrängter Fassung das Thema am schöpferischsten behandeln, haben wir

Zehn Preise zu je 30 Mark, zusammen also 300 Mark

ausgesetzt. Alle Freunde unseres Blattes, gleichviel ob Abonnenten oder nicht, ob Damen oder Herren, fordern wir zur Theilnahme an diesem kleinen Preis-Wettkampf auf und bitten sie, ihre Arbeiten bis spätestens den 1. December d. J. an die Redaction der „Modenwelt“, Berlin W., Potsdamerstr. 98 mit der Bemerkung auf der Adresse „Zur Preisfrage: Blumen“ franco einzusenden.

Das Preisgericht wird gebildet aus der gesammten Redaction und dem Verlage der „Modenwelt“ und „Illustr. Frauen-Zeitung“.

Mit der Prämiation der zehn besten Lösungen werden letztere Eigenthum der Verlagshandlung. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten erfolgt in unserer Rubrik „Aus dem Leserkreise“, soweit der Raum es gestattet, vom 1. Februar l. J. an.

Die nicht prämiirten Arbeiten werden nur auf besonderen Wunsch, und wenn das Rückporto beigefügt ist, zurückgesandt.

Die Redaction der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Gesundheits- und Körperpflege.

Die Mutter. Ein Leitbuch für die junge Frau. Von Marie Högl, München 1898, 4. Aufl. So nennt sich ein vorzügliches Buch, das kurz und klar, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft voll entsprechend, der jungen Frau und Mutter alles mittheilt, was ihr zum eignen und ihres Kindes Wohlergehen zu wissen nothwendig ist; ein Sach-Register erleichtert das Nachschlagen in dem Büchlein, das nur 1 Mk. kostet. Neben und vor vielen ähnlichen, gleichem Zwecke dienenden Schriften verdient diese ganz besonders empfohlen zu werden. Dr. D.

Eine Lahmann-Berehrerin. — Wir glauben, daß eine Anfrage bei Dr. Lahmann selbst schneller zum Ziel führt. — Die gewünschten Büchertitel lauten: Die wichtigsten Kapitel der natürlichen Heilweise. Zweite Auflage der physikalischen Väter von Dr. H. Lahmann. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag, 1894. — Die diätetische Blutentmischung als Grundursache aller Krankheiten, von Dr. H. Lahmann. Leipzig, Otto Spamer, 1897. — Hygienisches Kochbuch zum Gebrauch für ehemalige Kurgäste von Dr. Lahmann's Sanatorium auf Weitzer Hirsch bei Dresden; zusammengestellt von Elise Starke. — Die Neurosität unserer Zeit, ihre Ursachen und Abhilfe. Eine social-hygienische Studie von Dr. med. Siegelroth (Assistenzarzt im Dr. Lahmann'schen Sanatorium). Stuttgart, A. Zimmer's Verlag, 1895. — A. B. C. für junge Frauen. Nach Dr. Lahmann's Grundsätzen bearbeitet von Dr. med. Siegelroth. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag, 1896. — Die Reform der Kleidung, von Dr. med. H. Lahmann. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag. — Das Luftbad als Heil- und Abhärtungsmittel, von Dr. med. H. Lahmann. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag. Die Red.

Kugsburg. — Ein Kampf gegen die Härchen über den Mundwinkel, die Sie als Vorboten eines Schnurrbartes wächten, könnte die Form und Schönheit der Oberlippe leicht mehr beeinträchtigen, als die Härchen selbst es thun. Vermeiden jeder Reizung, die das Wachthum, besonders die Dicke der Haare befördern könnte, ist anzurathen. Sind ihrer nicht zu viele, so kann man jedes einzelne Haar ausreißten, was aber auf der sehr nervenreichen Oberlippe recht weh thut. Wichtig ist so eine kleine Schattirung oft recht schmerzhaft und giebt dem damit geschmückten Antlitz einen besonderen Reiz! Dr. D.

M. A. — Ihr Ohrenleiden beruht höchstwahrscheinlich auf einer Erkrankung des inneren Ohres, die durch Untersuchung des äußeren Gehörganges nicht erkannt werden kann; nervöses Ohrenlaufen in jugendlichem Alter ist sicher außerordentlich selten und darf nur angenommen werden, wenn durch genaue, sachkundige Untersuchung keine andere Krankheitsursache aufgefunden werden kann. Wenden Sie sich an einen Special-Arzt für Ohrenkrankheiten. Wollen Sie das nicht in Ihrem Wohnorte, so finden Sie einen in Breslau. Dr. D.

M. A. — Hautschrammen oder Narben bleiben roth, bis genügend dicke Oberhaut sich darauf gebildet hat; die

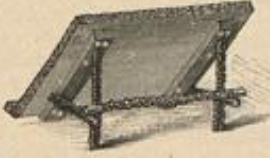
häufige Schätzung, die es dazu nicht kommen läßt, beruht vermuthlich auf Mangel an Hautfett, da in der Narbe keine Talgdrüsen vorhanden sein dürften. Diesem Mangel muß also durch tägliche Einreibungen mit einer milden Salbe, etwa mit Lanolin-Creme, abgeholfen werden. Im übrigen ist Geduld nöthig, wenn man nicht die ganze Schramme durch eine Operation entfernen und vermittelst genauer Bereinigung der Wundränder durch eine feine, linibreite Narbe ersetzen will. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Malunterricht. — Würden Leserinnen dieses Blattes einer Malerin eine in schöner waldiger Gegend gelegene Stadt in Brandenburg, Sachsen oder Thüringen (etwa 20 bis 40000 Einwohner) nachweisen, in welcher dieselbe voraussichtlich dauernd Gelegenheit zur Ertheilung von Malunterricht fände? Frau Pastor B.

Häusliche Kunst.

Lesepult mit Brandmalerei. — Beim Lesen größerer und schwerer Bücher, die für die Hand unbequem zu halten sind, ist ein Lesepult wie das dargestellte, die empfehlenswertheste Stütze. Nach Belieben wählt man weißes Holz, das vor dem Brennen leicht gebeizt wird oder eine Platte aus Birnbaum- oder amerikanischem Satinholz, die ihre Naturfarbe, ein liches Braun, behält. Von 26 zu 36 cm ganzer Größe der Platte



Rückansicht des Lesepultes.



Lesepult mit Brandmalerei.

entfallen 5 cm auf den glatten Rand. Die Contouren hat man tief zu brennen, ebenso die Gliederung der Blätter; die Schraffirung verlangt feine Striche. Ausgepart hebt sich das stilisirte Blumenmuster klar von dem regelmäßig gepunkteten Grunde ab; für diese Grundfüllung ist ein feiner spitzer Stift erforderlich. Die Außenränder werden mit flach gelegtem Stift genarbt. Eine schmale, gleichfalls genarbte Hoblleiste ist dem unteren Rande der Platte als Stütze für ein Buch anzuleimen. Auf die Rückseite der Platte schraubt man zwei, ihrer Höhe entsprechende Leisten, an denen fünf Theestauden-Stäbe befestigt werden; die beiden 15 cm hohen Stützen sind am oberen Ende abgechrägt, ebenso die beiden Querstäbe von 14 cm Länge, deren andere Enden Metallbeschlag erhalten. Der lange Stab mißt 34 cm und hat ebenfalls Metallklappen. E. F.

Postkarten-Album. — Dant ihrer oft künstlerischen Ausführung dient die illustrierte Postkarte in manchen Fällen als hübsche Reise-Erinnerung, denn nicht jeder ist imstande, das Bild seiner Lieblingsorte in kostspieligen Photographien festzuhalten. Um die Karten übersichtlich zu ordnen, schneide man weiße, dünne Pappstücke in Cabinet-Format, verbinde sie auf der Rückseite durch schmale Leinwandstreifen miteinander oder abwechselnd auch mit Photographieen, sodaß das Ganze eine Art Leporello-Album bildet. Einige der leeren Cartons nehmen die Beschreibung der Reise auf, andere werden mit illustrierten Postkarten besetzt. Das Ganze sollte derart geordnet werden, daß Postkarte oder Photographie und dann Text hintereinander die Beschreibung eines Ortes bilden. Die auf weißem Carton aufgezogenen Photographieen bedürfen feiner Pappe



Confect- oder Frucht-Schälchen.



Confect- oder Frucht-Schälchen.



als Rückwand, sondern werden nur durch Leinwandstreifen mit der links- und rechtsseitigen Pappe verbunden. Als Deckel dienen dünne Holzplatten, die mit Brandmalerei verziert werden. E. F.

Umschlagdeckel für Postkarten-Albums. — Als Inhaberin eines kunstgewerblichen Ateliers bin ich bereit, gegen Einsendung von 1 Mk. in Marken jede gewünschte Zeichnung auf den Umschlagdeckeln aus Holz oder Lederpappe für Postkarten anzufertigen; für Landschaften müßte Photographie oder Ansichtskarte mitgeschickt werden. Gegen 2 Mk. 50 Pf. übernehme ich die Lieferung eines fertigen Umschlagdeckels bei franco Zusendung in kürzester Frist. Eugenie Reinhard, Köln a/R., Cleverstraße 29.

Lackirte Servir-Bretter leiden bekanntlich viel durch täglichen Gebrauch, und selbst bei vorsichtiger Behandlung ist nicht ausgeschlossen, daß die lackirten Flächen Risse erhalten und

zuletzt größere Lachtheile sich loslösen. Mit wenig Kosten und geringer Mühe lassen sich die Servir-Bretter wieder wie neu herstellen, und sogar das Ziehen der Randlinien mit eigener Hand ausführen; die bekannte Email-Farbe leistet auch hier wieder treffliche Dienste. Nachdem man die Fläche mit Sodawasser gesäubert hat, überstreicht man dieselbe einfach mit Email-Farbe und nach vollständigem Trocknen, am besten erst am folgenden Tage, setzt man Muster und Ränder auf. Um die Linien überall in richtiger Entfernung von der Mitte zu haben, schneidet man einen entsprechend großen runden, ovalen oder eckigen Carton-Theil, legt denselben auf die Fläche und begrenzt ihn mittelst Goldbronze und feinem spitzen Pinsel, der mit gleichmäßigem Druck zu führen ist. Auch für die Musterung kann man sich Schablonen fertigen oder sie mittelst Graphit-Papier auftragen und in beliebiger Farbe ausmalen. E. F.

Irdenes Töpfe, die sich erwiesenermaßen vorzüglich zum Aufbewahren des Brodes eignen, da sie dasselbe frisch erhalten, lassen sich leicht in gefälliger Weise verzieren. Die Form des Brodes bestimmt diejenige des Topfes, nach der sich wiederum die Ausstattung zu richten hat. Bei einem flachen Topf würde z. B. eine breitere Vorte genügen, während ein hoher Topf zwischen zwei Randleisten schräg gelegte Vorten erhalten kann, oder einen Plein, wie auch eine breite Vorte. Verzierungen, wie man sie auf mancherlei Holzgefäßen mit Brennstift und Farbe ausführt, eignen sich gut für die einfache glatte Töpferware, doch kann man auch Blumen, Aehren und Blätter wählen, zumal in der modernen, gerade aufsteigenden Anordnung. Zur Verwendung gelangen entweder Gel- oder Email-Farben, von denen letztere mit hohem Glanz austrocknen. Randlinien zieht man mit Hilfe eines umgelegten, mit etwas Stärkelleister befestigten Carton-Streifens, der sich rasch wieder entfernen läßt. E. F.

Fürs Haus.

Universal-Haushaltungs-Platt- und Bügel-Maschine „Dalli“. — Mit diesem Namen hat die Industrie das praktisch verbesserte und vervollkommnete Glühstoff-Plättchen früherer Construction benannt, das durch Anordnung eines Systems vertikaler Rippen an den inneren Seitenwänden eine größere und anhaltendere Heizkraft herbeiführt. Die Kanäle, die durch diese Rippen gebildet werden, leiten gleichzeitig die Asche nach dem tieferen Boden und verhindern das bisher unvermeidliche Herausdringen derselben durch die das Eisen umgebenden Luftlöcher. Eine weitere Vervollständigung dieser Plättchen besteht in einem sicher funktionirenden Verschlusshebel, einem handlicheren Griff, und vorzüglich in einer Schnellglüh-Vorrichtung mit Spiritus-Schale. Ein in der Form dem Eisen angepaßter Kof mit darunter befestigter ovaler Spiritus-Schale wird in das Eisen eingehängt; sobald der in die Schale gefüllte Spiritus entzündet ist, werden ca. 8 bis 10 Glühkörper darauf geworfen und, nach ihrem Erglühen, mit Hilfe der beigegebenen Zange hinunter in das Eisen geschoben. Die auf diese Weise erzielte intensive Hitze ermöglicht ein andauernd langes und rationelles Plätten, selbst der Stärkenwäsche. Die Heizkosten belaufen sich auf etwa 3 Pfennige pro Stunde, der Preis der kompletten Platt-Maschine beträgt Mk. 4,50, der eines Cartons mit 48 Stück Glühkörpern 40 Pfennig.

Spiritus-Kocher mit Réchaud. — Ein neuer, nach dem System Lang construirter Spiritus-Kocher mit Réchaud dürfte sich beim Gebrauch vor anderen bewähren, da der 2 1/2 cm hohe Rand eines im Durchschnitt 17 cm messenden, durch Lochten und abnehmbaren Auffages die ganze Hitze des darunter befindlichen Schraubbrenners sammelt und weniger leicht entweichen läßt, als bei Brennern anderer Construction. Der mit einem 12 cm langen, handlichen, polirten Holzgriff versehene Réchaud hat eine Höhe von 12 cm und ist in zwei Ausführungen, in Nidel für Mk. 6, und in Weißblech für Mk. 2,75 käuflich. A. H.

Das Waschen farbiger Stickerien mit Milch. — Beim Anblick mühevoller Stickerien, die mit „wäscheter“ Seide, Wolle oder Garn ausgeführt und beim Waschen ganz verdorben waren, seufzte wohl schon manche Hausfrau sorgenvoll; wie oft erwies sich auch das Versprechen „wäschet“ als trügerisch! Am besten bewährte sich noch das Waschen mit Gallseife, aber oft ist dieselbe nicht zur Hand. Für diesen Fall möchte ich ein sehr oft als gut erprobtes Mittel empfehlen: Man wasche die farbige Stickerie einfach mit erwärmter Milch, reibe zuerst recht kräftig, ohne Seife alle Flecken heraus, dann werden die Gegenstände mehrere Male in lauwarmem Wasser gespült und feucht geplättet, wonach sie wie neu erscheinen.

Am sichersten ist es, jedes Stickeriematerial schon vor dem Gebrauch mit Milch zu brühen. Die Farbe wird durch die in der Milch enthaltene Fettsäure fixirt und bleibt wäschet, auch bei späterer Reinigung. V. O.

Confect- oder Frucht-Schälchen. — Unsere Illustrationen zeigen drei hübsche Tafelgeräthe aus plattirtem Metall, die ihrer gefälligen Form und ihres praktischen Zweckes halber, sowie als billiges hübsches Geschenk, unseren Hausfrauen höchst willkommen sein dürften. Das 12 1/2 zu 16 cm große längliche Schälchen kostet 4,50 Mk., das herzförmige, ohne den Henkel 13 zu 14 cm messende mit Glaseinsatz 7,50 Mk., das mit Stiel 11 1/2 zu 9 1/2 cm große Schälchen in Kleeblattform nur 2 Mk. Die reizenden preiswerthen Geräthe sind von der Firma E. Kayser, Berlin W., Leipzigerstr. 124 zu beziehen. Die Red.

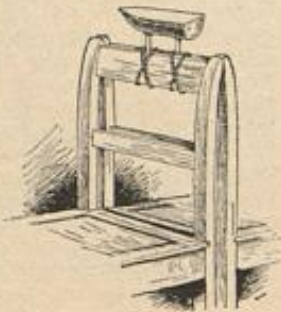
Wiederherstellung gedrückten Sammet. — Mein Kleid aus oliv-grünem Sammet hatte in einem Wägrege, der uns jüngst auf freiem Felde überraschte, empfindlichen Schaden genommen. Glücklicherweise gelang es mir, den Stoff mit Plättchen und Wasserdunst so wieder herzustellen, daß nicht nur die Spuren des tüchtigen Ueberfalles, sondern auch schon früher vorhandene spiegelnde Stellen gänzlich entfernt wurden und der Rock jetzt wie neu erscheint. Da die Arbeit des „Austüchtens“ mir bei früheren Versuchen deshalb immer mißglückte, weil

das Eisen niemals fest stand, so brachte ich jetzt ein „verbessertes Verfahren“ in Anwendung, welches mir auf leichte Weise einen geradezu überraschenden Erfolg verschaffte. Zwei Küchensfähle wurden mit den Rücken aneinandergestellt, dann befestigte ich das Plättchen, dem ein heißer Holzspäter eingeschoben wird, so zwischen den Lehnen mittelst Bindfaden, daß die Plättfläche nach oben stand. Nun breitete ich ein in Wasser getauchtes und wieder gut ausgerungenes Leinentuch über einen gedrückten Theil der Innenseite des Rodes, befestete es an den Rändern fest und fuhr nun damit über das heiße Eisen hin. Schwachgedrückte Stellen des Sammets richteten sich sofort wieder auf, während bei mehr beschädigten etwas längeres Verweilen nothwendig war; auch erwies es sich sehr wirksam, mit einer ganz weichen Bürste leicht über die Stelle zu streifen, die eben über dem Eisen lag.

Marianne von E. R., Wien.

Hrl. Vetti Böhmer, München. — Die gelben Metallbeschläge Ihrer Truhe, welche durch Pappomade verdorben sind, zeigen, wie Sie schreiben, beständig häßliche Flecke. Vermuthlich sind diese Stellen stark oxidiert; für diesen Fall müssen die Beschläge abgenommen, in ein Gemisch aus 2 Theilen Salpeter-Säure und 1 Theil Schwefel-Säure getaucht und danach wiederholt mit kaltem Wasser abgespült werden; man trocknet sie dann in Sägespänen und pudt mittelst Wollappen und Wiener Hafl. Sobald die Beschläge wieder an der Truhe befestigt sind, überpinselt man sie mit einem durchsichtigen Firniß aus 1 Theil weißem Schellack und 5 Theilen Weingeist.

M. Meherer, Rürnberg. — Holzwürmer entfernt man aus Möbeln durch Leberstreifen derselben mit Benzin mittelst eines weichen Pinsels und durch Einspritzen in die Bohrlöcher. Das Verfahren ist mehrmals zu wiederholen.



Befestigung des Plättchens zur Wiederherstellung gedrückten Sammets.

als früher zu kindlichen Sportzwecken. Dennoch gebühete der Ziege als Milchlieferantin für Kinder und bleichsüchtige Mädchen mit Recht der Platz neben den anderen bevorzugten Hausthieren. Eine weitere Ausnutzung ihrer Milch, z. B. zur Bereitung von Käse, ist in Deutschland und im Kleinbetrieb wenig lohnend.

Soll eine Ziege nur als Spielgefährtin oder als Zughier für Kinder gehalten werden, so kommt es wenig auf die Rasse an. Ziegen, — ob gehört oder ungehört, — sind fast ausnahmslos gutartige, höchst possierliche Thiere, besonders wenn jung, und so leicht zähmbar, daß sie wie ein Hund folgen (auch studenrein erzogen werden können) und durch Anhänglichkeit und viele andere gute Eigenschaften die geringe Mühe reichlich lohnen, die ihre Pflege macht.

Gesuchte Rassen, — besonders als gute Milchgeber bekannt, — sind die echten Schweizer Toggenburger aus St. Gallen (Voch wie Ziege ohne Hörner), die gleichfalls ungehörten, ganz weißen Appenzeller und die weißen Saanen Ziegen. Die Farbe der Toggenburger ist graubraun schattirt; Kniekehlen und Beine sind weiß; von Ohr zu Nase läuft je ein weißer Streifen, rechts und links vom Schwanz ist ein scharf begrenzter weißer Fleck. Häufig wird die gewöhnliche braun-grau-weiß gestreifte und gefleckte, gehörnte Hausziege, so lange sie jung ist, von Nichtkennern als Toggenburger angesprochen; beim Ankauf „echter Schweizer“ sollte man daher stets einen Kenner zu Rathe ziehen.

Die Aufzucht junger Ziegen ist einfach genug. Bei Regelmäßigkeit und größter Reinlichkeit in der Fütterung ist ein gutes Gedeihen des Pfleglings ganz außer Frage. Je früher das Jidlein an die Flasche gewöhnt wird, desto besser, denn nur in den ersten Tagen seines Daseins kommt ihm der Unterschied zwischen Mutterbrust und Erflasche wenig zum Bewußtsein; einige Hungerstunden genügen meist, um ihm die Kuhmilch höchst annehmbar erscheinen zu lassen. Man giebt die Milch, wenn thunlich zuerst mit Ziegenmilch versetzt, in den ersten zwei oder drei Wochen täglich vier bis sechsmal lauwarm aus einer gewöhnlichen Kinderflasche (zuerst $\frac{1}{2}$, später ganz voll) mit Saugpfropfen, die nach jeder Mahlzeit äußerst sorgfältig gespült und gereinigt werden müssen; Theelblätter oder zerschnittene Kartoffelstückchen, die in das Spülwasser gethan werden, besorgen die Reinigung aufs Beste. Schon in der zweiten Woche darf man dem Jidlein etwas nicht im Regen geschnittenes Grünfutter anbieten: Gras, Blätter, Kraut von Carotten etc. und Heu, in der dritten Woche giebt man etwas Meie mit zerschnittenen rohen Kartoffeln frisch vermischt daneben und fängt zugleich an, die Milchmahlzeiten einzuschränken und das Thierchen durch Vorhalten eines Trinkeimers und sanftes Hineinbeugen seines Kopfes an die natürliche Aufnahme anderer flüssiger Nahrung, — reines Wasser, „Meiesausen“ etc., — zu gewöhnen. Nach ein paar Tagen schon wird die junge Ziege die Intentionen ihres Pflegers begriffen haben und neugierig ihr Köpfchen in jeden Eimer, jeden Trog, in der Küche, wohin sie ihrer Gebieterin mit Vorliebe folgt, in jeden etwa auf dem Boden stehenden Topf stecken, im Garten Gemüse und Unkraut mit gleichem Behagen „nibbeln“, in der sicheren Zuversicht, daß jegliches Gefäß nur den geliebten „Trank“ enthalten kann, jegliches Gewächs auf Gottes Erdboden einzig nur vorhanden ist, um Jidchens Neugier und vorläufig noch beständiges Nahrungsbedürfnis zu befriedigen. Man lasse das Thierchen, solange es nicht Schaden stiftet, ruhig gewähren; von allen Gewächsen in Garten, Wald und Feld wird ihm nur eines verhängnißvoll, — der Rhododendron. Der Genuß von Knospen, Blättern oder Rinde dieser Pflanze würde ihm unsehbar den Tod bringen. Zu ihrem ferneren Gedeihen braucht die junge Ziege, die durch allerlei lustige Streiche, durch Capriolen und neckisches Wesen sicher längst schon der Liebling ihres Pflegers geworden ist, von der sechsten oder achten Lebenswoche an nichts als reinlich sauberes, möglichst abwechslungsreiches Futter, reichliches und reines Trinkwasser, das dem Ledermäulchen von Zeit zu Zeit mit einer Handvoll Meie vermischt werden darf, einen praktisch angelegten, im Winter recht warmen Stall und täglich regelmäßige Bewegung im Freien. Im Sommer dienen Ginsten, Ephra- und Brombeerbblätter, Löwenzahn, Sandistel, Alee, Gras und allerlei an Grabenrändern wachsendes Unkraut, Eichen-, Birken-,

morgens; nach dem Melken, das, wenn irgend möglich, auch bei anfänglichem Milchverlust der Ziege, nur zweimal täglich gegeben soll, reinigt man die Krippe und giebt nur etwas Heu in die Krippe für die Nacht. Im Winter muß die Stallfütterung ein- bis zweimal täglich durch „Promenade“, — die zahme Ziege folgt wie ein Hund, — oder andere Bewegung an geschützter Stelle im Freien unterbrochen werden. Der Stall oder Verschlag sollte nur zwei bis drei Fuß breit, vier Fuß lang und höchstens eben so hoch sein. Die Ziege braucht ungeheuer wenig Raum, um behaglich zu liegen, aber Wärme und körperliche Pflege um gesund zu bleiben. — Aus Reinlichkeitsgründen ist es daher auch praktisch, über den ein wenig abschüssigen gebietten Steinfußboden mit Lauftrinne einen auf 12 cm hohen Eisensfüßen ruhenden „Vattenboden“ zu stellen, damit jede Feuchtigkeit ablaufen, und andere Unreinlichkeiten leicht mit Schrubber und Wasserstrahl darunter entfernen werden können. Die 2 cm breiten Holzleisten werden in je $\frac{1}{2}$ cm Entfernung einem in der Mitte durch Eisenklammern verbundenen, zweitheiligen Holzrahmen in Größe des Stallbodens aufgenagelt. Für den Sommer genügt der Ziege, die ein hartes Lager gewöhnt ist, dieser Holzrahmen auch als Nachlager, für den Winter gebe man (täglich frisch) eine leichte Grummet, Stroh- oder Röhrennadel-Streu darüber. Eine mit Eisenklammern befestigte „Schragenkrippe“ (jeder Tischler oder Rademacher weiß, was damit gemeint ist) für Kleinkinder, eine „Raupe“ für Heu und Gras, sowie ein Trinkeimer, der festgesetzt oder geschraubt wird, bilden die innere Ausstattung des am besten aufgemauerten, überdachten und öfter zu lathenden Ziegenstalles, dessen Außenwände noch durch Stroh-, Moos- oder Ziegelsteinbedeckung gegen Wind und Wetter geschützt werden. Der Halfter, — ein lederner Halsriemen mit kurzer Kette (damit die Ziege sich nicht umdreht, was bei sanitären Gründen zu verhindern ist) wird an der Krippe befestigt. Tägliches Striegeln und Bürsten der Ziege ist nicht, um ein schönes, kurzes, glänzendes Fell zu erzielen und langwierig, — Jedem, Schafläuse etc. fern zu halten. Der Viehhalt dankt die Sorgfalt durch zärtliches Anknüpfen an den „hin gelenden“ Wohltäter, durch allerlei, dem Pfleger wohlwollend-ständliche Geberden des Behagens, durch Freigebigkeit an Milch und durch langes, gesundes Leben. Mit Unrecht sagt man der Ziege Treulosigkeit nach; ihrem Pfleger ist sie wie keinem anderen zugethan, an Gelehrigkeit steht sie bei richtiger Behandlung dem Pferde und dem Hunde nicht nach, und an Munterkeit sucht sie ihres gleichen. — Wer Lust und Liebe zu Thieren, Zeit und Gelegenheit zu ihrer Pflege hat, sollte den Versuch machen, eine Ziege als Hausthier aufzuziehen und zu halten. Die Schreiberin hat in ihrer Jugend auf dem väterlichen Landgut mehr als eine Ziege großgezogen und die besten Erfahrungen mit den zutraulichen, munteren Thieren gemacht.

G. Förster-Schmidt.

Küche.

Citronenichalen lange Zeit frisch zu erhalten. — Man gebe die Schalen in ein Porzellan-Gefäß und gieße soviel Essig darüber, daß sie gerade bedeckt sind. Auf diese Weise kann man sie 14 Tage bis drei Wochen aufbewahren; auch der Essig ist zu verwenden. Ein halber Kaffeelöffel davon in ein Glas Zuckerwasser gegeben, macht dasselbe zur erfrischendsten Limonade.

Hammelfleisch. — Der Hammelfleisch muß mindestens acht Tage alt sein, worüber man sich beim Einkauf vergewissern soll. Dann darf er weder gehäutet noch geklopft werden, da durch dies Verfahren leicht der Saft des Fleisches austritt. Man legt ihn mit frischer Butter, ohne jedes Gewürz, in einen gut schließenden Bratopf, zuerst auf die Außenseite, läßt dieselbe auf nicht zu starkem Feuer hellbraun werden, dreht das Fleisch dann um, giebt jetzt erst Salz, Pfeffer, ein Lorbeerblatt, 1 Zwiebel, einige Wachholderbeeren und ein Stück Schwarzbrot hinzu und läßt es langsam, ohne es noch einmal umzudrehen, $\frac{1}{2}$ Stunde weiter schmoren. Während dieser Zeit ist ein aufmerksames Begießen sehr wichtig. Zuerst nimmt man dazu dicke saure Sahne, dann macht man neben den Braten im selben Topf rasch, damit das Fleisch nicht lange aufgedeckt ist, eine dicke Sauce aus geröstetem Mehl, welches mit ein wenig Wasser und Rothwein aufgelockt wird, und übergießt damit bis zuletzt. Wenn der Braten angerichtet ist, wird die Sauce durch ein feines Sieb gegeben und dazu servirt. Kochen darf das Fleisch nicht in der Sauce, weil es dadurch sofort den zarten Geschmack verliert. Daß das Hammelfleisch schnell erstarrt und deshalb gewärmte Schüsseln und Teller erforderlich sind, ist bekannt.

Fleischreste zu verwenden. — Man schneide die Fleischreste in kleine Würfel und übergieße sie mit nachstehender Sauce: 2 Eigelbe zerrührt man mit 2 Löffeln Essig, fügt hinzu 1 Löffel Senf, 2 Löffel Rahm oder Milch, 2 Löffel Oel, etwas Pfeffer, Salz und ein wenig Zucker. Man quirt alles im Wasserbade so lange, bis es dicklich ist und gießt die Sauce auf das Fleisch, das reichlich bedeckt sein muß. Nun läßt man die Schüssel einige Stunden stehen und belegt sie vor dem Anrichten mit Viertel von hartgekochten Eiern und Streifen von Cervelat-Wurst oder Schinken.

Aprikosen-Brödchen. — Unbenutztes Eiweiß findet in folgendem Rezept gute Verwendung. Zuthaten: 5 Eiweiße, 75 g Butter, 150 g Zucker, 100 g Mehl, 60 g Mandeln, darunter einige bittere. — Zucker und den steifen Eierschnee rührt man tüchtig, giebt nach und nach die geschmolzene Butter mit dem Mehl und den abgezogenen, gemahlene Mandeln hinzu und bäckt die Masse in einer Prodforn hellbraun. Vor dem Gebrauch schneidet man dünne Scheiben von dem Prodf, bestreicht die erste Scheibe mit Aprikosen-Marmelade und deckt eine zweite unbestrichene Schnitte darüber. Diese Aprikosen-Brödchen sind sehr wohlnehmend.

Ph. Freienthner.

Thierwelt.

Aufzucht und Pflege der Hausziege. — Die Zeit, wo der Arbeiter noch stolz darauf war, eine „eigene Ziege im Stall“ zu haben, ist vorüber; nur in einzelnen Gegenden Norddeutschlands sieht man während der Sommermonate hier und da eine an langen Halfter angepflote Ziege grasen, der seltene Anblick einer Ziegenherde aber, vom Schalmei blasenden Hirten geführt, wird einem nur noch an Kurorten oder im Gebirge zu Theil. Auch unter den ärmeren Volkschichten hat die Kuh sich als alleinige Milchspenderin eingebürgert; reiche Leute halten die Ziege bisweilen noch aus Liebhaberei, den wegen seines strengen Geruchs und seiner oft bössartigen Saunen halber übel beleumdete Ziegenbock dagegen weit seltener



Arbeitsbehälter und Bonbonnière aus Zierfürbissen.

Hafel- und anderes Laub, Kraut- und Küchenabfälle, wie Kartoffel- und Rübenschaln, Salat etc. etc. als Futtermittel, im Winter giebt man Heu, Alee, Carotten, Futterrüben, rohe Kartoffeln, daneben als Lederbissen trockene Eiheln, gebrühten und gequellten Mais, eine Handvoll Hafer und jeglichen Küchenabfall aus dem Pflanzenreiche, denn die Ziege ist durchaus kein Kostverächter und nichts weniger als gefräßig. Es ist nützlich, regelmäßige Futterstunden inne zu halten, besonders wenn man auf guten Milcherttrag rechnet. Zur ersten Futterstunde (während der Melkzeit) früh 7 Uhr, gebe man, — je nach der Jahreszeit, — Häcksel mit Korn, Mais, Eiheln etc., ein wenig Heu und Gras, daneben Wasser oder Tränke (viele füttern auch reines Korn ohne Häcksel). Von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 3 bis 5 Uhr nachmittags ist Weidezeit. Um die Mittagsstunde bringt man die Ziege zu Stall, giebt aber kein Futter, höchstens eine Handvoll Heu oder Gras; frisches Wasser aber und Steinsalz zum Veden soll immer, auch nachts, vorhanden sein. Von 5 Uhr an folgt eine Fütterung wie

Allgemeines.

Topflappen aus Garnabfällen. — Beim Aufräumen der Strümpfe that es mir immer leid um die vielen Ball- und Baumwollen-Abfälle, die in den Lumpenkorben wandern. Jetzt verwendet mein neunjähriges Töchterchen dieselben zu hübschen Topflappen, die mich besonders dadurch erfreuen, daß sie aus Kinderhänden und eigentlich aus dem „Nichts“ hervorgegangen sind. Kein Fädchen, und sei es auch noch so klein, wird verworfen; alles wird aneinander geknotet und anspindelt; die an den Knoten hängenden Fädchen braucht man nicht einmal abzuschneiden. Hat man drei Knäule in passenden Farben zusammen, so widelt man diese drei auf ein Knäul, sodas also der Faden dreifach ist, schlägt etwa 35 Malhin auf eine grobe Stricknadel und strickt immer rechts, nach der bekannten Kinder-Seisflappen, bis die Arbeit 20 cm lang ist; dann kettelt man ab und häkelt den Topflappen zusammen. Die etwa noch heraushängenden Fädchen werden abgeschmitt. Dann wird das ganze mit rothen Fädchen umhüllt, und es die eine Ecke ein roth umhüllter Stablings genäht.

Arbeitsbehälter und Bonbonnière aus Zierfürbissen. — Alljährlich, wenn meine Zierfürbisse reif sind, lege ich mir ein paar gut gefornete, nicht zu große derselben zum Herstellen von künstlichen Weihnachts- und Geburtstagsgaben, die nicht nur ein ihres originellen Aussehens, sondern auch des praktischen süßen, oder mitunter gar klingenden Inhaltes halber von meinen Freundinnen, Nichten und Patenkinder gern in Empfang genommen und hoch in Ehren gehalten werden. Nachdem die Fürbisse in der Art, wie die Abbildung zeigt, durchschnitten und mit einem Löffel das Fleisch und die Kerne daraus entfernt sind, füllt man das Innere gehäuft mit Sand, legt den Deckel darauf, bestreicht den Rand außen mit einem ziemlich festen Brei aus Gipsstaub und läßt ihn 6 Wochen an einem trockenen Ort stehen. Dann bohrt man einige kleine Löcher bis ins Innere, läßt den Sand auslaufen und stellt den Behälter nochmals mehrere Wochen zum Trocknen auf. Jetzt erst kann die Gipsdecke entfernt und mit dem ergänzenden Auspuff begonnen werden. Den Rand des Arbeitsbehälters begrenzt eine 7 cm breit überstehende, gegogene Kutsche aus farbiger japanischer Seide, deren Ansaß ein mit gleichem Stoff glatt bezogener, je nach der Größe des Behälters 3 bis 5 cm breiter Carton-Streifen bedt. Als Befestigungsmittel dient Leim, der sorgfältig und nicht zu dick aufgetragen werden muß. Den übergreifenden Deckel hält ein durch vorher gebohrte Löcher gezogenes, zur Schleife gebundenes Seidenband in Farbe des Stoffes. — Den Auspuff der Bonbonnière bildet statt der Stoffkutsche eine über den Rand des Deckels greifende Goldspitze, die zugleich den Ansaß der inneren Bekleidung mit cremefarbener Seide verdeckt. Frau Fr. in A.

Bezugquellen: Universal-Haushaltungs-Platzmarkt „Dall“ und Spiritus-Rocher mit Richard: Jacob Neuenhain, Berlin O., Straalenstr. 28/29.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Vertriebs-Verzeichnis“ Frau A. Herrmann, Berlin-Charlottenburg, Großmannstr. 56.

Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Förster Menzel.

Erzählung von Carl Busse.

(Schluß.)

Grünrod! freischte die Alte auf, und ihre Augen bligten bitterböse. „Habt Ihr die Flinte?“
Es schien ihr am allermeisten um die Waffe zu gehen.
„Ja,“ sagte Menzel ruhig, „die Flinte hab' ich, nur ist es meine. Eure kriegt das Gericht.“
Wo ist Euer Sohn?
In diesem Augenblick mußte er zur Seite springen. Die Wogare hatte einen Stuhl gefaßt und ihn mit voller Wucht nach ihm geschleudert.
Sucht ihn! schrie sie dabei, — sucht ihn doch! Aber mein Hans laßt in Ruhe, Leuteschinder, — raus mit Euch!
Wenn Ihr nicht ruhig seid — drohte der Förster.
Habt Ihr die Hunde? höhnte sie. O Du tapfere Mann, — best' sie doch noch einmal, Tyras pad' sie an, die alte Bludzinska. Wo bist Du, Tyras?
Der Gewehrkolben parierte ein zweites Burschgeschloß.
Ich muß Euch binden, Weib! — versteht Ihr? Binden, wenn Ihr nicht Ruhe haltet. Hier hab' ich meine Pflicht zu thun und die Wohnung zu durchsuchen. Laßt Ihr's gutwillig geschehen?
Statt aller Antwort griff die Alte nach dem eisernen Haken.
Also, rief Menzel mit finsterner Entschlossenheit, — Napoleon!
Das Eisen fiel auf seine Schulter nieder. Ein stechender Schmerz, — einen Augenblick lang, dann hatten sie dem trafen den, heisenden, wie toll um sich schlagenden Weibe den Haken entzissen, es niedergerungen und an Armen und Beinen mit Striden gefesselt.
In ohnmächtiger Wuth lag die Bludzinska da. Sie mußte mühsam den Kopf wenden, um zu sehen, wie die beiden jetzt jeden Winkel des Hauses durchsuchten. Der Förster wußte, daß es vergeblich war. Aber in wildem Trotz that er's dennoch. Das Gewürm sollte den Herrn und Meister erkennen.
Die hoch- und höherfüllten Blicke der Bludzinska wanderten den beiden nach. Was konnte sie thun? Jetzt in ihrer hilflosen Lage?
Da kam ihr ein Gedanke. Und mit gellen Schreien rief sie um Hilfe. Schauerlich tönten durch die Stille diese hohen, trübenden Hilferufe, die nicht aufhörten, die nur einmal von Bewünschungen unterbrochen wurden.
Der Förster und Napoleon Kaczmarek waren mit der Untersuchung fertig. Sie hatten keinen Erfolg gehabt und nur in der Schlinge gefangenes Wild hinter einem Holzstoß entdeckt. Als sie nun in die Stube zurückkamen, hörten sie von draußen schon erregte Stimmen. Im Flur standen die Menschen, und das ärmliche Zimmer war angefüllt. Burschen und Mägde hatten sich ein paar älteren Bauern nachgedrängt, die gelben Schärle der Alten hatten sie herbeigerufen; nun sahen sie die Alte liegen, gebunden, wehrlos, mit heischem Gesicht, heiser von der Anstrengung. Verwundert, rathlos schob die Menge sich durcheinander und suchte sich die halb wirren Worte zu erklären; auf allen Gesichtern zeigte sich Haß und Groll.
Mit finstern Gesicht schritt Menzel mitten durch die Menge zur Thür. Widerwillig machten sie ihm Platz. Die Gesichter der Leute waren ebenso finster wie seines. Napoleon Kaczmarek folgte ihm, ohne zu sprechen. Und hinter ihnen her schwallen die erregten Stimmen immer stärker, mächtiger an. Steine flogen ihnen nach. Sie trafen nicht. Und durch all den Wirrwarr immer wieder die eine scharfe, schneidende Stimme, die ihnen das eine Wort „Schinder!“ nachschrie, daß es wie ein Peitschenhieb an ihr Ohr schlug. Jetzt hatten die Leute die Bludzinska befreit. Sie wollte drein hinter den beiden. Man hielt sie zurück.
„Aufhängen soll' man ihn,“ brüllte ein junger Bursche.
„Niederstehen wie einen tollen Hund!“ schrie ein anderer; die Häupte ballten sich, die Gesichter wurden roth. Immer härter ward der Haufen.
„Leute,“ rief dann heiser die Bludzinska, „seht meine Krone!“ Sie reichte die dünnen empor.
„Roth sind sie von den Striden, — blutroth, Leute, seht es! Gehör' ich zu Euch? Leb' ich im Dorfe schon seit fünfzig Jahren? Wer sagt nein? Keiner sagt es! Denn hier leb' ich und herb' ich! Wollt Ihr mit ansehen, wie eine von Euch so gebunden wird, wollt Ihr ruhig sein und jagen: Danke schön, Herr Förster? Wem wollt Ihr helfen? Einer, die zu Euch gehört oder dem hergelaufenen Russen?“
„Russen!“ tobte die Menge auf. Es war das stärkste Schimpfwort.
„Und ich sage Euch: der Russe wird Euch alle noch binden, wie er mich gebunden hat! Und ich sage Euch, Ihr werdet an Euren Armen solche Striemen haben, wie ich an meinen.“
— Er kann's ja jetzt, er hat ja gesehen, daß er's kann! Die Männer stehen da und sagen nichts, — o, Ihr Feiglinge! Zehn, zwanzig, dreißig gegen einen! Aber sie sagen nichts. Sie laßen mich binden, sie werden sich binden lassen, ihre Weiber, ihre Kinder, und sie sagen nichts. Oder sie sagen: Danke schön, gnädiger Herr Förster!
Hände, Drohungen, Geschrei, — das war die Antwort. Einen Augenblick schien es, als wollten sie alle nachstürmen. Aber sie hatten zu wenig getrunken, — der Ruch fehlte ihnen. Und so erhitzen sie sich nur auf der Dorfstraße, immer wieder von der Bludzinska aufgestachelt, an großen Worten, Nachgeschreien, Bewünschungen.
Plötzlich, — was war das? Hufschlag! Immer dichter kam's heran, immer näher, immer deutlicher.
Der Inspektor, meinten die einen.
Aber der ritt nicht so wild. Die Bauern drängten sich zusammen. Die stumpfen Gesichter, schon roth und heiß von der einen Aufregung, belebten sich noch mehr in Neugier. Es war ein Ereigniß: jetzt ein Reiter!

Und da war er: ein Fremder, das Pferd dampfend, er selber im nationalen Schnürrock, die Conföderatka schief, die Augen blizend.
„Gesiegt!“ schrie er jauchzend, heiser den Leuten entgegen, mit einer Stimme, die schon oft das Wort gerufen — „Brüder, — gesiegt! Die Russen geschlagen, — vernichtet! — Hoch Polen!“
Mit einem Ruck war er vom Gaul herunter. „Abreiben!“ commandirte er. „Wo ist der Krug?“
Ein Tannel kam über die Scharen. Alles schrie, jauchzte, weinte, lachte durcheinander. Sind die Russen für immer fort? — Wo war es? — Werden wir frei sein? — Wo stehen sie jetzt? Die Fragen überstürzten sich, gingen unter in dem Jubel, klangen darüber hin. Zwanzig Hände griffen nach dem Pferde. Im Triumph zog alles zum Krug, vergessen der Förster, vergessen alles andere.
Der Fremde stürzte schnell ein Glas Branntwein hinunter.
„Wie haben wir's Ihnen gegeben, meine Brüder! Bei Kalisch war's, — alle Dörfer soll ich alarmiren, — wir brauchen Leute. Ihr wißt jetzt, wo wir stehen. Weit ist es nicht. Wollt Ihr bleiben, ohne zu kämpfen? Das Vaterland ruft Euch, — alle Männer ruft es, — schlägt sie todt, die Hunde, — macht Euch frei! Hurrah Polsta!“
„Polsta!“ jauchzten die Massen empor. Messer flogen aus der Tasche, man umarmte sich. „Brüder,“ schrie ein Knecht fortwährend, „wir müssen kämpfen für Polens Freiheit! Hurrah Polsta!“
Immer neue Flaschen schleppte der Wirth heran, immer heißer glühten die Köpfe, immer wilder die Herzen. Alte Revolutionslieder klangen auf, jeder sang sie mit, brausend tönten sie durch den ärmlichen Raum, hinein in das Klirren der Gläser und Messer. Auf allen Lippen die Namen Mieroslawski, Langiewicz, Czajkowski, — die Namen der Führer.
„Der Weg zum nächsten Dorfe?“ fragte der Fremde.
Jeder wollte ihn weisen, jeder wollte dem Helben um den Hals fallen. „Gott segne Dich!“ stammelte ein alter Bauer. „Sag, daß wir kommen!“
Dann verhallte der Hufschlag. Aber die erregten Bauern, trunken von Glück, trunken von dem vielen Fusel, kehrten noch einmal in die Schenke zurück.
„Feiertag!“ predigte Kasimir Boytun, — „ich sag', heut ist Feiertag. Und der Satan, — Gott schüß' uns vor ihm, — soll jedem den Hals brechen, der anders darüber denkt.“
„Immer Feiertag!“ rief ein trunkener Knecht, — „ich arbeit' nicht mehr, — Polen ist frei, — wir sind frei, — und die Russen, die Russen, — die Pest ihnen an den Hals!“ Er goß den scharfen, mit weißem Pfeffer verjessenen Schnaps in die Gurgel.
Die Wieder wollten nicht aufhören. Da sprang der alte Bauer auf:
„Brüder!“ schrie er, „was thut Ihr? Ihr singt, trinkt, schreit! O Ihr Feiglinge! Habt Ihr nichts, kein Messer, keine Sense, keine Flinte, keine Stange? Wo sind sie? Warum sitzt Ihr hier? Habt Ihr vergessen, was der Reiter gesagt hat? Wir brauchen Leute, sagt er, stoßt zu uns, schlägt sie todt, die Russen, macht Polen frei, — o meine Brüder! Wollen wir hier sitzen bleiben bis zum Morgen? Wollen wir warten, bis die Russen wieder stark sind? Ich danke dafür. Siegen und sterben für Polen!“
Sie brüllten's ihm nach, und der Alte, berauscht von seinen eigenen Worten, hob seine Arme: „Schafft mir eine Flinte! Sagt mir, wo meine Flinte ist, Brüder?“
Wild sah er sich um, dann stürmte er hinaus. Die anderen ihm nach. Jeder nach seinem Hause; die Dorfstraße hallte wider von Lärm und Getöse.
„Und nicht zehn Minuten, da hatten sie sich wiedergefunden vor dem Krug. Jeder brachte etwas: der eine alte Flinte, jener einen Flegel, ein anderer einen rostigen Säbel.“
„Alle,“ jauchzte der alte Bauer, „sie kommen alle! Vorwärts, meine Brüder! Schlagt sie todt, die Hunde, — macht Polen frei!“
Er selber stürmte voran. Da plötzlich glitt ein Schatten hinter einem Hause hervor, der Schatten glitt näher.
„Stefan Bludzinski!“ scholl es wie aus einem Munde.
„Jawohl, — ich!“ rief er und sprang in die Mitte des Kreises.
Sein Rock war schmutzig. Im Walde hatte er sich vertrocknet, im Walde geschlafen.
„Seht ihn an!“ schrie heiser lachend eine Stimme. Seine Mutter, mit jorglühenden Augen und wildem, grauem Haar, in der Hand die Stride, mit denen sie gebunden worden, drängte sich neben ihn. „Seht ihn an!“ schrie sie. „O, die Hunde, die Hunde! Wollt Ihr auch unter die Fuchtel des Russen kommen? Sagt es nur laut, sagt es!“
„Psa krew!“ suchte Stefan, — „todtgeschossen hätte er mich jaßt, wie ein Hautthier, — wegen einer Lumperei, — und die Flinte hat er mir gestohlen — ich werde —“
Er konnte nicht ausprechen. „Recht hat er!“ brüllten ein paar Stimmen. „Er wird uns alle noch peitschen, — aber wir lassen uns nicht quälen. Polen ist frei!“
„Polen ist frei!“ scholl's wirr durcheinander. „Hört mit dem Russen, wir brauchen keinen Russen, wir sind die Herren!“
„Wir die Herren! Vorwärts! Zu den Aufständischen, Brüder, sie brauchen Männer!“
„Leute!“ überjähre die alte Bludzinska all die Stimmen, „hört mich an! Wann kommt Ihr nach Kalisch? Wie viel Stunden sind es? Bier, fünf, sechs, — ich sage Euch, es sind sechs! Da werdet Ihr keine Russen finden. Weggelaufen sind sie, wie die Hasen sind sie gelaufen. Und während Ihr in Kalisch seid, bindet der hergelaufene Russe Euren Weibern die Arme wie mir, — der Förster hier! O, was seid Ihr für Menschen! Macht Euch erst frei, schlägt die Russen erst hier todt, damit sie Euch nicht mehr das Holz stehlen, Euch ins Gefängniß werfen, Euch binden! Nachher geht hin zu den Aufständischen und sagt: Hier sind wir!“
„Recht hat sie!“ scholl es wieder. „Erst dem Schinder das Maul stopfen und dann weiter!“
Stefan riß einem Knechte die Sense fort.

„Meine Flinte muß ich mir erst holen, Brüder, — ich hol sie mir jetzt. Wer kommt mit?“
„Tod dem Russen,“ brauste es auf. „Ich!“ — „Ich!“ — „Ich auch!“ Keiner wollte zurückbleiben. Im Sturmschritt, singend, johlend, ging's vorwärts. Die Bludzinska an der Spitze, wie der personifizierte Haß, schweigend jetzt, die grauen Haare verweht im Abendwind, in den dünnen Händen noch immer die Stride.
Weit war der Weg nicht. Da war es, das Forsthaus, dunkel, drohend, gespenstisch auftauchend aus den Schatten des Waldes, der wie eine schwarze Wand neben ihm emporstieg. Zwei Fenster nur hell, alles andere finster. Die Hunde schlugen kräftig an. Ihr Heulen mischte sich mit dem Toben der Rote.
„Aus den Federn hol' ich ihn,“ freischte die Bludzinska. „Brecht das Thor auf!“
Sie warf sich selbst mit aller Gewalt dagegen.
Plötzlich erscholl vom Waldsaum eine Stimme. Sie überlötete mächtig den Lärm.
„Was wollt Ihr? Weg von der Thür!“
Zwischen den Stämmen ward die breitschultrige Gestalt des Försters sichtbar.
Ein Wuthgeheul antwortete ihm. „Schlagt ihn todt, den Schuft!“ Die Sensen, Flegel, Messer flogen empor.
„Hab' ich Dich endlich, Grünrod,“ schrie Stefan, — „meine Flinte hol' ich mir ab. Warte!“
Einer drängte den anderen vorwärts.
„Zurück!“ donnerte Menzel und deckte sich mit einem Seitensprung durch einen Fichtenstamm. „Der erste, der mir nahekommt, wird runtergeschossen!“
Man hörte den Hahn knaden, der Förster legte an.
„Schieß zu!“ höhnte die Alte und hefte die anderen stugten, blieben stehen. Der Lauf blidte drohend herüber.
„Fürchtet Ihr Euch?“ schrie Stefan jörnig. „Wartet, ich hol' ihn!“ Der Haß bligte in seinen Augen. Wie eine Wildtaye geduckt, schnellte er, gefolgt von den Beherztesten, vorwärts. In demselben Augenblick krachte ein Schuß.
„Jesus!“ rief der Bursche und griff nach der Brust. Er sprang noch einen Schritt, sprang hoch, — dann schlug er dumpf zur Erde.
Ein wahnwitziger Schrei. Seine Mutter warf sich über ihn.
„Todt!“ schlug es gellend an das Ohr der trunkenen Gesellen, daß es sie einen Augenblick kalt überließ.
Aber dann verdoppelte sich ihre Wuth. Mit starren Augen war die Bludzinska aufgesprungen, kopfgeschmeißig hatte sie den Baum erreicht, hatte sich wie eine Klette an den Förster gehängt, biß, kratzte, schlug mit den Striden. Er schleuderte sie ab, er schlug mit dem Flintenkolben auf die Anstürmenden, — es half nichts.
Zwanzig Hände packten, zerrten, rissen ihn. Keuchend, wie ein Rajender, wehrte er sich.
Da, — ein Schlag, dumpf, dröhnend, — ein trunkener Knecht hatte den Flegel auf sein Haupt geschwungen. Lautlos sank der Förster zusammen.
Und über ihn her stürzten sie alle, eine blutgierige Meute.
„Zurück!“ freischte die Bludzinska. „Wir gehört er, — mir!“ Sie brach sich Bahn, mit ihren Striden band sie ihn, wie er sie gebunden. „Förster,“ schrie sie, „Du wirst blutige Striemen haben wie ich, Deine Arme werden roth sein von denselben Striden, Deine —“
„Vater!“ gellte es plötzlich neben ihr. Marie Menzel, von Kaczmarek gefolgt, schoß wie ein Pfeil durch die Trunkenen. Sie konnte ein zweites Mal nicht mehr rufen. Ein Schlag betäubte sie. Napoleon raffte sie auf, wie gehebt schleppte er sie in den Wald hinein. Messer flogen ihnen nach, ein Schuß krachte.
Immer höher stieg die Wuth.
„An den Baum mit ihm!“ raste die Alte. „Zieht ihn hoch an den Striden!“
Zwanzig Stimmen brüllten es nach. Zwanzig Hände griffen zu.
„Aber Brüder!“ warnte ein älterer Bauer. Man hörte ihn nicht.
An den Stamm, wo die Aeste anfangen, banden sie den Körper fest, die Arme weit ausgebreitet. Schauerlich, wie der Bekreuzigte, hing er da. Und lassend tönte das Freiheitslied in die Nacht.
Aber die Bludzinska war's nicht zufrieden. Keinen Blick schenkte sie ihrem todtten Sohn. Nichts ging ihr schnell genug. In den Frieden des Hauses warf sie den lohenden Brand, sorgte dafür, daß die zehrende Flamme eins nach dem anderen ergreif. Ein verrätherisches Knistern hier, — da, — immer stärker. Ihr Werk war vollendet.
„Grünrod,“ rief sie triumphirend und hob die Faust empor zu dem, der reglos dort oben hing, „ich hab' Dir gesagt, wenn ich zum dritten Mal Dir den rothen Hahn prophezeih, dann frisst er Dein Haus. Paß auf, Grünrod, — der rothe Haan soll auf Dein Haus fliegen!“
Und da, — mit heftigem Pfandchen stieg die erste Feuerfäule empor, leckte mit gierigen Zungen empor an dem alten, hölzernen Kasten bis zum Giebel, sank jäh zurück und brannte lodernd auf in verdoppelter Wuth.
Der Wind wurde stärker, stärker wurden die Flammen; die Wände, ausgehörrt von der Sonne der letzten Tage, hielten nicht stand.
Mit stieren Blicken sahen die halbtunkenen auf das Zerstörungswerk. Einige schleppten voll Habgier Gegenstände heraus. Lange konnten sie's nicht.
Bald drückte sich einer nach dem anderen. Sie wurden stumm, ihre Blicke schen, der Rauch hielt nicht vor. Feige, wie die Warden, schlüchen sie zurück ins Dorf.
Nur die Alte blieb. Ihren todtten Sohn zog sie heran, bettete sein Haupt in ihren Schoß, streichelte ihn, dabei sah sie bald auf den Mann droben am Baum, bald in die Flammen. Und wenn sie wilde Bewünschungen ausgestoßen, murmelte sie Todtengebete mit den welken Lippen.

Es war Sommer geworden, Herbst, Winter. Frühlingsstürme waren von neuem über die Welt gegangen, und nun prunkte das ganze Land wieder in bunten Farben.

Die weißfärbende Haide dehnte sich weit und rothblühend. Um Erica und weißen Bienenfang flogen die Schmetterlinge. Die Hummeln hingen sich an die feinen Kelche. In der zitternden Luft standen goldig- und grün-glänzende Fliegen, und wo durch Stein und Geröll die Brombeerranken sich bogen, schillerten Eidechsen mit klugen Kugeln und sonnten sich.

Das Haus lag mitten in der Haide. Es war klein, anspruchslos. Ein rothes Ziegeldach, oft gestift. Ein paar Kellensfüße am kleinen Fenster. Ein mageres Gespinnn in Stalle, ein magerer Garren vor der Thür. Tag und Nacht war Stille um das Haus.

Hier hatte Marie Menzel nach jener Schredensnacht Aufnahme gefunden. Kaczmarek hatte sie immer weiter gerissen, selber kopflos, nur mit dem einen Gedanken: Fort so weit als möglich! Instintiv hatte er die Richtung gewählt, in der die preussische Grenze lag. Als das Mädchen zum Bewußtsein kam, tief sie mechanisch mit, ohne etwas zu denken, ohne zu fragen. Ihre Füße waren schwer, aber sie setzte sie vorwärts. Der Kopf that ihr weh von dem Schläge, den sie erhalten, aber sie klagte nicht. Es schien, als hätte sie die Sprache verloren.

Als der Morgen graute, gingen sie noch. Ein Schauer lief ihr manchmal durch den Leib. Dann sahen sie eine Stadt vor sich. Wie hieß sie? Das Mädchen fand Aufnahme, Napoleon erstattete Anzeige.

Und nun gab's nur noch einen Ort, wo Marie Menzel Ruhe finden konnte: hier im Gaidhof bei ihren Verwandten, den kinderlosen Leuten. Hier blieb sie. Der Graf, in dessen Dienst ihr Vater gestanden, hatte ihr ein bescheidenes Stümchen angesetzt. Davon bestritt sie die kleinen Bedürfnisse und konnte hier davon leben, ohne gerade Noth zu leiden.

Ihr Geist erhob sich langsam. Aber es kam eine Stumpfheit über sie. Sie sah jetzt am liebsten still, ohne zu denken. Nur ganz träge sah sie da. So ging das erste Jahr hin.

Vor dem Haus auf der Bank sahen an einem Juli-Abend zwei Leute: Marie Menzel und neben ihr Peter Plath. Er war jetzt wohlbestallter Förster, er hatte sie gesucht, bis er sie hier durch Kaczmarek's Vermittlung gefunden. Von Napoleon hatte er auch alles andere gehört. Und nun war er gekommen, mit schwerem, vollem Herzen. Weshalb? Um heute zu sprechen, was er damals nicht gewagt hatte. Wiedersehen wollte er sie, die sein Herz nicht vergessen konnte.

Er wurde von den Alten freundlich aufgenommen. Marie Menzel zuckte zusammen, als sie ihn sah, als sie ihm die Hand reichte. Sie hatte erschrockene Augen, als sähe sie etwas Entsetzliches. Erst allmählich ward sie ruhiger. Ruhig plauderten sie ein paar Nachmittagsstunden. Und dann gingen sie hinaus, als es nicht mehr so heiß war, und sehten sich auf das Bänkchen.

Der Abend kam. Stillter ward's auf der Haide. Müdenschwärme tanzten bald hoch, bald niedrig. Aus dem Schornstein stieg blau und terzengerade der Rauch. Die Sonne neigte sich zum Untergang.

„Ja,“ sagte Peter Plath nach einer Pause, „ich hab' oft an Sie denken müssen, Fräulein Marie. Denn, wenn man so allein ist,“ fügte er wie entschuldigend hinzu, „dann denkt man ja allerlei.“

Sie wurde leicht roth und lächelte. Sie lächelte müde. Peter Plath sah, daß sich scharf eine Falte vom Mundwinkel seitlich in die Höhe zog. Wie sie alt geworden ist, dachte er in halbem Schreck.

Das Gespräch stockte wieder. Sie kamen nicht weiter.

„Fräulein Marie,“ hub er dann von neuem an, — „wenn ich Sie fragen dürfte: wollen Sie denn für immer hier bleiben, hier in der Haide bei Ihren Verwandten? Es ist ja schön, — aber ich denke, Sie mühten doch Heimweh haben nach, — nach den Wäldern. Sie sind doch recht ein Waldkind.“

Sie zuckte zusammen.

„Ich habe noch kaum nachgedacht,“ sagte sie. „Aber wo sollt' ich denn hin? Hier hab' ich Ruhe, keiner stört mich, und das ist am besten.“

„Aber ich meine vielleicht,“ — druckte er.

„Was?“

„Ja, wenn nun einer, — wir sind doch alte Bekannte, Fräulein Marie, und Sie dürfen mir das nicht übelnehmen, ich kann ja auch die Worte nicht so setzen; — wenn einer käme, meinte ich, und Sie mitnehmen möchte in — in sein Haus —“

Es ging nicht weiter.

„Als Stütze?“ fragte sie. „Als besseres Dienstmädchen?“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Aber es braucht ja nicht das zu sein, — ich dachte so, als als, — je nun, als seine Frau.“

Er wurde purpurroth. Sie auch. Sie hatte die Blide fest auf die Haide geheftet. Es blieb eine ganze Weile still.

Dann blühte sich Peter Plath, riß eine Pflanze aus und

zerpuppte sie. Er wollte Muth haben, Muth für zehn! Und wie er jetzt weiter sprach, zog er bei jedem zweiten, dritten Wort fast heftig ein Blättchen aus der zarten Krone.

„Sie müssen mich nicht für einen ganz unverschämten Menschen halten, Fräulein Marie! Aber ich hab' jetzt eine Försterei, und ich muß dran denken, mich zu — zu verheirathen. Und immer, wenn ich das denke, dann denke ich auch: Du brauchst eine Frau wie die Marie Menzel, — seien Sie nicht böse! Ich hab's Ihnen schon damals sagen wollen, Fräulein Marie, an dem Abend, als ich wegging, — erinnern Sie sich? Aber ich hab' nicht den Muth gehabt und konnt's nicht. Und Sie hatten doch auch — für andere zu sorgen. Ich hab' aber immer gehofft, — und nun, wo Sie so allein sind, wie ich, — und wir haben keinen Menschen, — und wenn wir beide, — na ja, ich sag' ja nur so, und es wäre doch ein großes Glück für mich, Fräulein Marie.“

Marie Menzel sah da, mit zitterndem Herzen. Sie wußte nicht, was ihr war und was sie wollte. Sie wartete auf die große Freude, die in ihr Herz ziehen sollte nach den Worten dieses braven, ehrlichen Menschen. Es rang in ihr auch wirklich etwas nach Erlösung. Aber es kam nicht hoch, es sank immer zurück, als wären ihm die Flügel gebrochen. Es hatte die Kraft verloren, die grauen Schleier erstickten es. Eine geheime Furcht lähmte sie.

Sie sagte noch immer nichts. Und jetzt wieder: „Fräulein Marie!“ Ganz komisch warm klang der Name. Ein Zittern war darin.

Und da schien es in ihr Herz zurückzukehren wie alte Jugend- und Schwingenkraft. Es hob sich feiertäglich in ihr, es brach die Ketten. Sie wollte Ja sagen, ein lautes, glückliches Ja, sie wollt' ihre Hand in seine legen. Wie ein Frühlingsrausch schien es über sie hereinbrechen zu wollen, als käme sie, die so lange im Schatten und Dunkel gestanden, nun plötzlich wie die hellste Sonne.

Ihre Augen, halb verklärt, sahen dankend empor.

Und da, — wie sie emporsahen, — kam etwas Starres und Entsetztes in sie hinein.

Droben brannte das Abendroth. In gewaltigen Gluthen, in rothen Flammen erfüllte es den ganzen Himmel.

In rothen Flammen, — o, wie ihr die rothen Flammen in die Augen stachen! Sie konnte den Blick nicht wenden. Unverwandt starrte sie hinein. Ihr Leib schauerte. Es ward dunkel in ihrer Seele. Ohnmächtig sank zurück, was sich eben so leuchtend erhoben hatte.

So vergingen fünf Minuten. Und da war ihr Gesicht stumpf und müde, der alte Zug darin trat schärfer hervor, die Augen blickten sehen in halbem Entsetzen. Ihre ganze Gestalt war zusammengefunken.

„Herr Plath,“ sagte sie stockend, „Sie meinen es sehr gut mit mir. Und damals, an dem Abend, hab' ich darauf gewartet und dafür gebetet. Aber Sie sind gegangen. Und nun ist es zu spät für uns beide. Ich glaub' nicht mehr; an mich selbst nicht mehr, an nichts mehr. Ich hab' Furcht, ich weiß nicht.“ Leiser dann: „Ich kann ja doch niemals darüber hinweg.“

Wie unter einem stärkeren Willen wandten sich ihre Augen wieder nach Westen, wo das Abendroth in heißen Flammen die Wolken durchglühte.

„Lassen Sie mich hier, Herr Plath, — in meinem Winkel. Hier möcht' ich — sterben. Ich bin für andere nicht mehr zu gebrauchen. Es ist für uns beide zu spät geworden.“

Zu spät, dachte er und nickte. Es kam ihm selber jetzt vor, als ob sie recht hätte. Nun ja, — er sollte halt kein Glück haben. Was war da zu thun!

Es fiel ihm nicht ein, auf sie einzureden. Er sagte gar nichts. Sie saßen noch neben einander, lange Zeit, sahen hinaus in das stille Land und redeten wenig. Dann sagten sie einander Lebewohl und gaben sich fest die Hand.

Der Abendwind fuhr über die Haide, als Peter Plath zurückging. Er hatte den Kopf gesenkt. Er hatte seine eigenen Gedanken, die ihm nicht ganz klar wurden.

Sie beide, er und sie, waren Schattenkinder. Im Dunkeln waren sie aufgewachsen und hatten es schließlich liebgewonnen, das Dunkel. Sie sehnten sich wohl nach der Sonne, aber wenn die Sonne kam, zitterten sie und hatten Furcht, bis sie schließlich auch den letzten Muth verloren, ihren Winkel zu verlassen, — den Winkel, in dem sie sterben wollten.

Ein Stündlein hatte Peter Plath noch zu gehen. Dann tauchten die Lichter der Stadt auf. Von dort sollte ihn der Zug in die Ferne tragen, seiner einsamen Försterei zu.

Ehe er aber in die Stadt einbog, richtete er sich auf. „Es geht auch so,“ sagte er. Und fortwährend sprach er still vor sich hin, als wollt' er sich selbst zum Glauben zwingen: „Es geht auch so!“ —

E n d e.

Neue Moden.

Berlin. — Mit dem Herbst tritt das Interesse für warme Umhüllungen in den Vordergrund, und der Inhalt unserer heutigen Nummer ist daher hauptsächlich diesen, sowie der augenblicklich nicht minder wichtigen Hutfrage gewidmet. Die Modetelets aus Tuch und Watte sind alle halbblau, bis zu den Knien reichend, vielfach als wirkliche Doppeltragen oder mit dem bekannten Serpentine-Ansatz, der bisweilen auch einen zweiten oberen Kragen imittirt, gearbeitet. Der lange Herbstmantel aus glatten, melirten und carrirten englischen Geweben zeigt halbanschießende Paletotform mit Ärmeln und abnehmbarem, bis zur Taille und darüber reichender Pelzrinne, diese entweder als doppelter oder dreifacher Kragen gestaltet oder am unteren Rand mit handbreitem angelegtem Serpentine-Volant abschließend (siehe Abb. 26). Sehr elegant wirkt ein das ganze Kleid bedeckender, leicht anliegender Saß-Paletot mit Revers und kurzem Schultertragen aus modischeren Double. Aus gleichem, etwas leichterem Material präsentirt sich ein langer, hinten ganz, vorn halbantliegender Paletot, Abb. 28-29, der alle Feinheiten der heutigen Kleidermode zeigt: die Gliederung in einzelne, unten gerundete und durch Weitenbefehl besonders markirte Bahnen und den Serpentine-Ansatz. Die beim Gehen bequemste und dem Körper die meiste Wärme gebende Strahlenbekleidung bleibt immer der Paletot, der wie dem bescheidener gewordenen Kleiderärmel wieder mehr an Bedeutung gewonnen hat. Die Neuheit bildet hier der angelegte, vorn gerundete Schoß, der bald kürzer, bald länger ist, bald breit aus einander tritt oder vorn zusammenschließt und sich ebenfogut der anliegenden, wie der halbanschießenden Form gefellt, wie dies durch Wort und Bild bereits in den vorhergehenden Nummern zur Anschauung gebracht wurde. Doch aber eine derartige Paletot-Form stets unter den Begriff „halbblau“ fällt, ist sie mit ihrer, die Mitte quer durchschneidenden Linie für kleine Figuren nicht zu empfehlen. Diesen ist der bekannte halbanschießende Paletot in mäßiger Länge, der nach wie vor zu Rechten bestehen bleibt, vortheilhafter. Grau, Grünlichgrün, Mode, Schwarz, Marine, Braun und das Blau der Immergrünblüthe in verschiedenen Abstufungen, für die schönen Herbsttage auch ein sanftes Roth, das sind die Farben, denen man sich am häufigsten zuwendet. Die einfache tailor-made-Konstruktion mit Stepplinien, Schnurbüßen, Stoffblenden u. s. w., wie sie der Herrenschneider stets am saubersten herstellt, wird augenblicklich am meisten bedorugt, daneben aber auch Ebenbefehl in Luerordnung, Längslinien und zierlicher Ornamentierung.

Die neuesten Feder-Boas erreichen mit ihrem schalen auslaufenden Enden eben nur den Taillenschluß, während der mittlere Theil, den hohen Haarfrisuren folgend, sich erheblich verbreitert, sodas er die Stelle des Sturmkragens vertritt. Ein anderes, nicht längeres Modell fällt in drei Enden aus, kann hiermit aber natürlich nicht offen getragen, sondern muß am Halse fest geschlossen werden. Als weniger wärmendes Ersatz des Boas stellt man auch Fichu-Arrangements aus Krepp mit Umrandung aus Federrücken her.

Von den diesjährigen Hutformen geben die Abb. 4-10 einen charakteristischen Ueberblick. Es scheint, als wollen die nach hinten gesetzten Hüte den tief in die Stirn gedrückt den Rang ablaufen, aber einstellend bestehen beide friedlich neben einander, sodas Gesichtsmack und Kleidsamkeit entscheiden dürfen. Viele der vorhandenen Formen giebt es in Filz, in Filz mit Welpelrand, in Chenille-Geslecht mit und ohne Rand oder Viken-Durchzug, ferner auch aus Steif-Gaze und Trage zum Verkleiden mit Sammet oder Tuch. Stoff-Bekleidungen zeigen Ruschenstickerei, Chenille-Tupfen und Craquelé-Risurierung aus aufgesetztem strohhalmbreiten Bändchen. Die alten Formen sind diesmal gedankt gut beachtet worden, sie erheben Capoten mit so tiefem Kopf, daß sie ihre geliebtes Häubchen bequem darunter behalten können. Für Frauen mittleren Jahre, die sich noch nicht zum Häubchen bekennen, werden viel zierliche Toques mit angelegten Bindebändern gebracht. Prüft man die neuen Formen auf die Ausdehnung ihrer Köpfe, so ist ein eigenthümlicher Gegensatz zu constatiren, dieselben sind an den Toques und runden Formen, einschließlich Matrosenhut und Bolero, niedriger, an den Amazonas- und Chasseur-Formen höher geworden. Als Farben sind die oben genannten, dazu Vita zu nennen; für die dunklen Wintertage soll Schwarz, für die vor uns liegende Uebergangszeit weißer Filz, mit Garnitur aus schmalen schwarzen Sammetband, besondere Beachtung finden. Im übrigen streiten lange und halblange Straußfedern und gebogene, sich weich an den Kopf schmiegende Posen, Gestecke aus flaumigen Federn und Sammet-Rosetten (auch aus dem modernen getupften Sammet) um die Herrschaft als Ausstattungs-Material. Die Garnitur soll sich weich und ohne Eckten dem Hut anfügen und an keiner Stelle besonders hoch ausladen, — alles ist möglichst fliegend und von der vorderen Mitte ausgehend geordnet, nur einem einzelnen Federtuff ist ein „Auftragen“ gestattet. J. J.

Preis-Ausschreiben.

„Ein gutes Buch ist der angenehmste Freund“, heißt es im Landprediger von Wakefield. Von diesem Grundsatz ausgehend, lassen wir es uns angelegen sein, unseren Leserinnen und Lesern, — denn auch Männer suchen mit Vorliebe das Unterhaltungsblatt unserer Zeitschrift, — einen guten Lesestoff zu bieten. Unser Blatt kann aber selbstverständlich nicht den ganzen Bedarf an Lectüre decken, und je fleißiger man liest, — nicht nach der Menge, sondern mit sorgfältiger Wahl und ruhigem Nachdenken, — einen desto reiferen Geschmack wird man sich aneignen. Um nun Gelegenheit zu geben, das erworbene Urtheil zu bethätigen, eröffnen wir ein

Preis-Ausschreiben

Redaction und Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“,

und fordern die deutsche Frauenwelt auf, uns diejenigen drei Werke deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den letzten drei Jahren zu nennen, welche den größten Eindruck auf sie gemacht haben.

Alle während dieser Zeit erschienenen Arbeiten, ganz gleich ob Roman, Novelle, Aufsatz, Humoreske oder Plauderei, können gewählt werden; auch ist es ganz gleichgültig, ob dieselben in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Nur ist anzugeben, wo und in welchem Jahre sie erschienen sind. Jedes Werk soll in höchstens zehn Worten charakterisirt werden.

Für die besten Leistungen in Bezug auf Auswahl und Begründung setzen wir folgende Preise aus:

Zwanzig erste Preise zu je 50 Mark,
Zwanzig zweite Preise zu je 20 Mark,
zusammen also Tausend Mark.

Weitere gute Urtheile werden lobend erwähnt werden.

Preisrichter sind die gesammte Redaction und der Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Die Preisbewerbungen müssen bis zum 1. November d. J. in unseren Händen sein. Bekannt gegeben wird die Entscheidung in unserer Nummer vom 1. Januar d. J.

Die gesammte weibliche Lesewelt kann sich theiligen.

Berlin W, Potsdamerstr. 38.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterlagt.

An unsere Leserinnen.

Die rege Betheiligung, welche die vor einigen Jahren von uns vorgelegte „Hauswirthschaftliche Preisfrage“ erfahren hat, giebt uns Veranlassung, abermals eine

Preisfrage

auszuschreiben, und zwar über das Thema:

In welcher Weise und bei welchen Gelegenheiten verschenken Herren an Damen Blumen? Wie weit geht überhaupt die Berechtigung dazu?

Für die zehn besten Lösungen der Frage, d. h. solche, welche in möglichst gedrängter Fassung das Thema am schäufendsten behandeln, haben wir

Zehn Preise zu je 30 Mark, zusammen also 300 Mark

ausgeschickt.

Alle Freunde unseres Blattes, gleichviel ob Abonnenten oder nicht, ob Damen oder Herren, fordern wir zur Betheiligung an diesem kleinen Preis-Wettkampf auf und bitten sie, ihre Arbeiten bis spätestens den 1. December d. J. an die „Redaction der Modenwelt, Berlin W., Potsdamerstr. 38“ mit der Bemerkung auf der Adresse „Zur Preisfrage: Blumen“ franco einzusenden.

Das Preisgericht wird gebildet aus der gesammten Redaction und dem Verlage der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Mit der Prämiation der zehn besten Lösungen werden letztere Eigentum der Verlags-Handlung. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten erfolgt in unserer Rubrik „Aus dem Leserkreise“, soweit der Raum es gestattet, vom 1. Februar l. J. an.

Die nicht prämiirten Arbeiten werden nur auf besonderen Wunsch, und wenn das Rückporto beigefügt ist, zurückgeschickt.

Die Redaction der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Gesundheits- und Körperpflege.

Desinfections-Mittel „Sanolith“. — Das von der Chemischen Fabrik Höchstheim a. M., Dr. Noerdlinger, in den Handel gebrachte „Sanolith“ besteht aus einer mit dem bekannten Desinfections-Mittel Formaldehyd getränkten steinigen Masse, aus der sich an der Luft, besonders beim Erwärmen, Formalin-Dämpfe entwickeln, und die nach Verflüchtigung des Formalins immer wieder mit solchem getränkt werden kann. Durch Wärme entwickeln sich Formalin-Dämpfe, die zu Desinfections-Zwecken dienen können, wenn es auf bestimmte Mengen nicht ankommt. Dr. D.

Anastasia V. Sadagura. — Recept für Coldcream: 2 Theile weißes Wachs und 2 Theile Balzath werden in einer feuerfesten Porzellan-Schale geschmolzen, dann fügt man unter fortwährendem Rühren bei stetem Warmhalten der Masse 8 Theile süßes Mandel-Öl hinzu, und rührt, sobald alles gleichmäßig vermischt und noch warm ist, 12 Theile erwärmtes Rosenwasser darunter. A. S.

Unsere Kinder.

Eine Mahnung an die Eltern. — „Sieht es noch kindliche Kinder heut zu Tage?“ — In des Wortes vollster und schönster Bedeutung genommen, leider sehr wenige! werden auf diese Frage wohl die meisten antworten, die mit Interesse und Liebe die heranwachsende Schar der Kleinen beobachten. Sind es denn überhaupt wirkliche Kinder, die wir aufwachsen sehen, und nicht vielmehr eine Art von Zwergmännchen, geistig oder leiblich zurückgeblieben?

Es wird selten Maß gehalten in der Erziehung, trotzdem man bedenken sollte, daß man nicht nur „Gott und dem Kaiser, jedem geben soll, was man ihnen schuldet“, sondern auch jedem Alter, jedem Stande und jedem einzelnen Kinde, je nach seinen geistigen und physischen Anlagen. Geist und Körper sollen stetig gleichmäßig und genügend entwickelt und genährt werden, und zwar soll keines vorponderiren und sich auf Kosten des anderen entfallen; dann erst wird sich ein wohlthuendes Gleichgewicht einstellen. — Nun giebt es aber zwei diametral entgegengesetzte Lager, von denen das eine nur die geistige, das andere nur die körperliche Ausbildung betreibt und zwar ad absurdum führen will. Man weiß wahrhaftig nicht, was unangenehmer wirkt, die sogenannten Kinder, die unverdaulicher Wissenschaft voll, ungewohntes Zeug sprechen, oder wenn der kleine Gentleman im correcten sports dress von „record“, „favourites“ und „out-rides“ gleich einem gewiegten Kenner spricht. Allerdings wird den Eltern von heut zu Tage das Erziehen nach Kräften erschwert, darum giebt es auch in der Mehrzahl nur unterrichtete und nicht erzogene Menschen, und doch ist die richtige Erziehung das kostbarste Gut, nicht nur jedes einzelnen,

sondern der Familie, in der es durch Generationen segensreich fortwirkt.

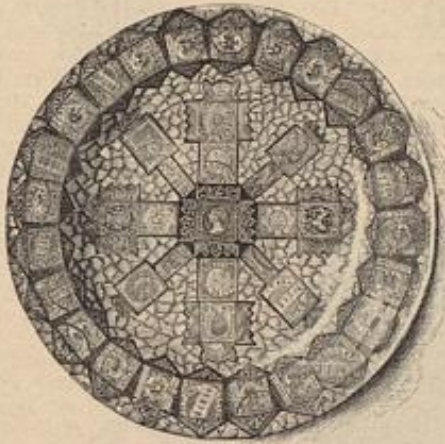
Ihr Eltern, erzieht eure Kinder im warmen Glauben an Gott und an die Religion, im gesunden, nicht fanatischen Enthusiasmus für alles Schöne, Edle, Rechte in Wort und Bild, Gedanken und That. Haltet euch selbst fern von der Eitelkeit, daß sie bei den Studien immer die Hervorragendsten sein müssen, — gar manches Kindes Gesundheit und Leben ist schon diesem übertriebenen Ehrgeiz zum Opfer gefallen. Trachtet vielmehr ernstlich darnach, auch immer Zeit für das körperliche Wohl eurer Kinder und deren zweckmäßige Kräftigung zu finden, neben den geistigen Anstrengungen, die nicht überwuchern sollen; laßt die Jugend aber nicht in das Gegenteil verfallen, welches Radsfahren und Tennis, Fechten und Schwimmen, Reiten und Bergbesteigen zum Lebenszweck macht. Wählt mit weiser Beurtheilung von Charakter und Constitution das heraus, was euren Neigungen taugt, laßt sie weder schwächliche, überspannte Gelehrte, noch gedankenlose „Kraftmeyer“ werden. Beobachtet genau, was eure Töchter lesen und im Theater sehen dürfen, und laßt euch nicht durch den schönen Stil und die geistreichen Gedanken verlocken, ihnen damit schädliche geistige Nahrung zu verabreichen, auch wenn sie schon erwachsen sind. Es überreizt nur ihre Phantasie und trübt ihr Urtheil, im besten Falle ist es Zeitverschwendung. Laßt eure Mädchen zu wahrhaft weiblichen Frauen heranwachsen, nur diese besitzen den echten Zauber der Anmuth; macht eure Söhne durch edle Grundsätze und gutes Beispiel zu männlichen jungen Leuten, die Ernst und Scherz wohl zu vereinigen wissen, aber gleich frei sind von phantastischer Sophisterei, wie von der Frivolität des Salons, die das, was zur Unterhaltung dienen soll, zum Lebenszweck erhebt. Ihr Mütter, pflanzt eure Kinder in gedächlichen Boden, gebt ihnen Licht, Wärme, Regen, beschneidet die Auswüchse und schützt sie vor dem Sturm, bis sie stark genug sind, ihm allein zu trotzen. Baronin v. V.

Trotzlose Mutter in V. — Es ist dringend davon abzurathen, in Betreff der Behandlung einer Skoliose sich auf die Anwendung der von Jhnen genannten Apparate und die vermeintlichen Erfahrungen anderer Mütter zu verlassen. Ein skolioisches Kind ist ein krankes Kind und verlangt ärztliche Behandlung, nicht bloß seiner Rückgratsverbiegung, sondern seines gesammten Gesundheitszustandes! Vintroseitige Skoliose, dies sei Jhnen zum Troste gesagt, pflegt leichter Art zu sein und gute Aussicht zur Heilung zu geben; aber wohlgemerkt: Keine Skoliose, auch nicht die leichteste, heilt von selbst, durch sogenanntes Verwachsen. Wer das sagt, der versteht überhaupt nichts von der Sache! Dr. D.

Guter Rath. — Um Rath zu geben, was mit Ihrem Kinde zu thun sei, das schwer sprechen leert, muß man unbedingt die Ursache dieses Entwicklungsfehlers kennen. Wenden Sie sich nach Prag, wo an der deutschen Universität ausgezeichnete Kerze wirken, die auch für die Erziehung besten Rath geben werden. Dr. D.

Häusliche Kunst.

Briefmarken-Teller. — Die Grundform des hübschen Tellers, der als Wandschmuck oder Visitenkarten-Schale dienen kann, ist, — je nach Belieben, — aus Porzellan, Holz oder Papier-Mache zu wählen; man giebt der Haltbarkeit halber letzteren beiden den Vorzug. Nachdem die zum Aufstecken bestimmten Briefmarken ihrer Form und Farbe nach probeweise geordnet und gleichmäßig beschritten und zugeschnitten sind (denn von geringwerthigen Marken kommen auch einzelne Theile zur Verwendung), bestreicht man dieselben auf der Rückseite nicht zu dick mit Fischleim und paßt sie möglichst exact an und übereinander auf den Teller. Die Zwischenräume deckt man mit weißer Oel- oder Email-Farbe, marirt, wenn sie getrocknet, den Rosafarb-Grund mit Goldbrünze und zieht dann möglichst gleichmäßige schwarze Grenzlinien. Nachdem alles gut trocken ist, wird der ganze Teller noch mit Schellack überstrichen, damit er gleichmäßigen Glanz erhält. A. K. in N.



Briefmarken-Teller als Wandschmuck.



Toiletten-Spiegel im Rococo-Geschmack mit Brandmalerei.

berechnet, 11 cm hoch und von der vorderen Mitte bis hinten 28 cm tief. Die Träger messen bis zur obersten Höhe 39 cm, während der Spiegelrahmen, von der oberen Spitze bis zu dem Innerrand der untersten Muschel-Verzierung gemessen, 60 cm hoch ist; seine Breite beträgt zwischen den Trägern 41 cm, die Handleiße an derselben Stelle ist 3 1/2 cm breit. — Nach Fertigstellung der Brandarbeit und Malerei wurden die Theile einzeln polirt, dann zusammengefügt. Ein Bohren des Holzes ließe sich auch dabei anwenden, doch wäre jede Art von Lack nach dem Bemalen zu verwerfen, denn der immerhin etwas gelbe Ton eines solchen würde die blaue Farbe, die sehr kräftig wirken muß, ins Grünliche spielen lassen und die weiß aufgesetzten Lichter des Musters dämpfen. Sollte es jedoch erwünscht sein, dem hellen Holze eine gelbliche Tönung zu geben, so kann nach dem Brennen ein klarer Holzlaß aufgetragen werden, der die Musterpause noch durchschimmern läßt, darauf müßten dann zur Bemalung Oelfarben verwendet werden. M. V.

Fürs Haus.

Eine neue Art Tischkarten. — Man läßt vom Buchbinder weißes Carton-Papier in der Größe von 6 zu 10 cm schneiden und verleiht diese Kärtchen (mittels abziehbarer Cellulidin-Papiere, dem eine genauere Beschreibung stets beiliegt) mit passenden Ansichten, wie von öffentlichen Gebäuden, beliebigen Spaziergängen oder auch von Gegenden, die man auf der Sommerreise aufgenommen, und von denen man weiß, daß der betreffende Gast, der die Karte erhalten soll, sich dafür interessiert. An einer Seite bleibt natürlich ein Streifen frei für den Namen des Tischgastes. Die Kärtchen sehen hübsch aus, und die Arbeit macht viel Vergnügen, sie ist auch schneller gethan als Malen. G. V.

Parfett-Reiniger. — Die ebenso mühevoll wie gesundheitschädliche Arbeit des Abreibens der Parfettböden mit Stahlspänen ist durch die neue Erfindung eines Parfett-Reinigers bedeutend gehoben. Der viereckige, massiv und dauerhaft construirte Kasten aus starkem Holz mit auswechselbarem Boden, ruht an seinen Längsseiten auf zwei starken Gummirollen, welche ein leichtes Hin- und Herbewegen desselben ermöglicht. Die Größe des Kastens entspricht dem Umfang eines Metall-Parfett-Schrubbers von 27/17 cm, welcher, hier hineingesteckt, die unter den abhebbaren Boden gebrachten Stahlspäne gleichmäßig beschwert und mittelst seines Stieles leicht hin und her bewegt werden kann. Auf diese Weise wird das Parfett in kürzerer Zeit und mit viel geringerer Mühe abgeschleift und gereinigt, ohne daß man, wie bisher, dabei zu knien und den Holzstaub direct einzuathmen braucht. — Um die Brauchbarkeit dieses Apparates zunächst erproben zu können, leiht die Firma Jacob Ravens Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29, die Parfett-Reiniger, deren Kaufpreis je M. 6,50 beträgt, auf einen Tag für 50 Pf. bereitwilligst her. A. S.

Behälter für Sand, Seife und Soda. — In einer wohl eingerichteten Küche darf neben der Aufwäsche ein Behälter für allerlei Scheuer-Material nicht fehlen. Das dargestellte Modell, ein Hängebort mit Nüssen aus weißem Email mit blauer Verzierung ist 15 cm breit, 16 cm hoch, 45 cm lang. Die mit passender Inschrift versehenen drei Behälter ruhen auf der Platte des Hängeborts in ihrer Bodenweite entsprechenden Löchern. M. V.



Behälter für Sand, Seife und Soda.

auch durch Zusatz von 1 bis 5 g Soda, je nach Härte des Wassers. Im großen Maßstabe macht man hartes Wasser weich durch Zusatz der entsprechenden Menge von Kalkmilch. Der Kalk verbindet sich mit der freien Kohlensäure und wird hierdurch auch das bisher in Lösung vorhandene Calcium- und Magnesium-Carbonat unlöslich. (Nach Dr. Versch.) A. S.

Gräfin Dobrowska. — Rohseidene oder Bastkleider wäscht man mit einer Borax-Seifenlösung, die aus 10 l Wasser mit 20 g krystallisirtem Borax und 50 g Talgseife gekocht wird. Nachdem sie abgetücht ist, schneift und schwenkt man die Kleider, ohne sie zu reiben, in der lauwarmen Lösung und spült sie in lauem Wasser. Dasselbe wird danach ausgebreitet, nicht gewrungen; dann zieht man die Kleider durch ganz dünnes Zuckerwasser oder durch dünne Gummi-arabicum-Lösung. Sobald der Stoff halb trocken ist, wird er mit mäßig warmem Eisen gebügelt. A. S.

Frau E. S., Berlin. — Wir empfehlen Ihnen die eisernen Regulir-Füllöfen mit Chamotte-Ausmauerung, die bei einfacher Bedienung und sparsamem Verbrauch für jedes Brennmaterial geeignet sind. Ebenso empfehlenswerth sind die Reidinger Mantelöfen und die irischen Dauerbrand-Öfen, ebenfalls für jedes Brenn-Material geeignet, während die Cadé-Öfen und amerikanischen Öfen sich für die Rheingegend insofern nicht eignen, da sie den in dortiger Gegend sehr theuren Anthracit als Brenn-Material beanspruchen. Bezugsquelle: A. Benzer, Berlin C, Wallstr. 9. — Die Dampf-Wäscherei und Plätt-Anstalt „Phönix“, Charlottenburg, Gutenbergstr. 3, wäscht Gardinen auf neu und läßt sie zu billigen Preisen auf Wunsch auch repariren. A. S.

Frau Conful von V. in N. — Compot-Teller sind bei größeren Dinern nicht mehr üblich, da dieser Gang nach den neuesten gastronomischen Vorschriften ganz in Wegfall kommt. Den Salat, welcher mit dem Braten zugleich servirt wird, speist man mit diesem von demselben Teller. Auf die weiteren für die moderne Festtafel bezüglichen Fragen, betreffs Gläserzahl, Menü- und Tischkarten, kommen wir in einer späteren Nummer ausführlich zurück. A. S.

E. D. in V. — Für das Stärken der Wäsche geben wir Ihnen folgende Anleitung: Um möglichste Steifheit derselben mit der nöthigen Elasticität zu vereinen, welche der gestärkten Wäsche die größte Haltbarkeit sichert, ohne daß sie leicht brüchig werden kann, quirt man 250 g Weisstärke mit

$\frac{1}{2}$ l kaltem Wasser klar und gießt sie unter Rühren in $\frac{1}{2}$ l heißes aber nicht kochendes Wasser hinein, legt ein walnußgroßes Stück fein zerschnittenes Stearin und ebensoviel weiches Wachs, sowie 1 Eßlöffel voll Glycerin-Öl hinzu und läßt unter beständigem Rühren die Stärke einmal aufkochen. Wird die Stärke nicht sogleich benutzt, so gießt man vorsichtig kaltes Wasser darauf, ohne es durchzurühren, damit sich keine Haut auf der Oberfläche bilden kann; vor dem Gebrauch gießt man das Wasser wieder ab.

Küche.

Pumpernickel in Büchsen. — Gewiß wird manche Hausfrau, welche es gleich mir schon oft als lästig empfand, wenn das Pumpernickel-Brot bald hart wurde, beim Schneiden bröckelte, und die Scheibe so ihr Ansehen verlor, froh sein zu hören, daß die Firma G. Söfeland & Söhne, Berlin, NW, Stromstr. 56, Pumpernickel in Büchsen in den Handel bringt. Derselbe ist in ganz feine Scheiben geschnitten, ohne Kruste, und erhält sich in diesen Dosen auch angebrochen noch wochenlang frisch. Ebenso zeichnet er sich durch vorzüglichen Geschmack und appetitliches Aussehen aus und eignet sich ganz besonders zu der als Nachfrisch zu servierenden Käseschüssel. Büchsen, welche 25 große runde Schnitten enthalten, sind zum Preise von 0,50 Mk. in den meisten besseren Delicatessen-Geschäften erhältlich.

Verdampfter Fisch. — Der sauber gepulte und gewaschene Fisch wird mit einem Tuch abgetrocknet. Dann bestreicht man die Pfanne gut mit Butter und bestreut sie mit fein gewiegter Petersilie und gestoßenem, altem Brod, reibt den Fisch gut mit Salz ein und legt ihn in die Pfanne. Nachdem man ihn gleichfalls mit gestoßenem Brod und gehackter Petersilie bestreut hat, gießt man ein Glas Weißwein und etwas Fleischbrühe darüber, deckt den Fisch gut zu und läßt ihn $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunde im Ofen dämpfen.

Schnepfen-Pastete. — Drei bis vier gute Schnepfen werden ausgenommen; das Fleisch löst man sorgfältig von den Knochen, sodas die beiden Brusthälften durch die Haut zusammenhängend bleiben, dann marinirt man es, mit Salz und gemischtem feinem Gewürz eingerieben, mit dem Saft einer Citrone beträufelt und den Scheiben einer geschnittenen Zwiebel nebst Petersilie bedeckt, in verdeckter Schüssel etwa eine Stunde. Die Farce besteht aus $\frac{1}{2}$ kg Reh- oder Hasenfleisch, 250 g fein geschabtem frischen Speck, 125 g abgebranntem Semmelteig, einigen Eiern, in Butter geschwippten feinen Kräutern und dem erforderlichen Salz. Die Trüffel, — man rechnet ungefähr $\frac{1}{2}$ kg, — werden sorgsam gewaschen, gut gebürstet, geschält und in Scheiben geschnitten, die Abfälle mit einigen Champignons, Chalotten, feinen Kräutern, den, — unter Zurücklassung des Magens, — gewiegten Eingeweiden, in Butter mit einem Glase Madeira auf gelindem Feuer gedämpft, der Farce zugelegt. Sind diese Vorbereitungen beendet und ist die Farce durch das Haarsieb gestrichen, so füllt man die Bruststücke der Schnepfen mit einem Theil derselben, steckt Trüffelstücke dazwischen und drückt das Fleisch rundlich zusammen. Nun wird der mit Butter ausgestrichene Pastetenrost mit mürbem Pasteteig ausgelegt, der Boden mit einer Farce-Schicht bedeckt, zwei bis drei Fleischstücke darauf gelegt, diese mit Trüffelscheiben gepickt und die Form weiter abwechselnd mit Farce, Fleisch und Trüffeln gefüllt. Durch einen etwa fingerdicken Teigdeckel oben geschlossen, wird dieser fest auf den mit Ei bestrichenen Teigrand gedrückt, in die Mitte des Deckels aber schneidet man eine etwa thalergröße Oeffnung, stellt um diese einen Streifen Teig, der, ebenfalls mit Ei bestrichen, einen kleinen Schornstein bildet, und bäd nun die Pastete in mäßiger Ofenhitze goldbraun. Inzwischen kocht man von den gestoßenen Knochen der Vögel und einem Glase Madeira und 7 g Liebig's Fleisch-Extract eine dicke Kraftbrühe, seigt sie durch und füllt einige Eßlöffel derselben durch den Schornstein auf die fertige Pastete, die hierdurch noch saftiger wird. Nachdem sie aus der Form genommen, und in zierlich gebrochener Serviette auf eine flache Schüssel gestellt ist, schneidet man den Deckel ab und giebt die Pastete warm zur Tafel. Soll sie kalt servirt werden, so verschließt man, nachdem man die Kraftbrühe hineingefüllt hat, den Schornstein und läßt die Pastete in der Form.

Junge Landfrau. — Eine praktische Anleitung zur Herstellung von Kartoffelmehl finden Sie in dem in unserem Verlag erschienenen, durch alle Buchhandlungen zu dem Preise von Mk. 2,50 (= Fl. 1,70) zu beziehenden Büchlein: „Sophia, Tausend Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege.“ Die Red.

D. B. — Die Rohkost, d. h. die Ernährung mit ungekochten, ungewaschenen z. B. Nahrungsmitteln, welche Sie gläubenswürdig empfehlen, könnte höchstens dann ihrem Zwecke entsprechen, wenn wir Zähne und Kaumuskel, Verdauungsorgane und Verdauungsfäfte hätten, wie die Thiere, welche von solcher Nahrung leben. Unsere Verdauungsorgane sind solchen Aufgaben nicht gewachsen, und daß alle Völker ihre Nahrung auf eine oder die andere Art durch Hitze zubereiten, läßt auf die Zweckmäßigkeit schließen. Von den rohen Nahrungsmitteln geht ein großer, von vielen der allergrößte Theil unverdaut durch den Darm, und daß dabei Zerlegungen, — die Sie allein dem Kochen zuschreiben, — nicht fehlen, können Sie in jedem Viehstall und jeder Menagerie spüren. Daß übrigens auch die Thiere, namentlich die mit den mächtigsten Verdauungswerkzeugen ausgerüsteten Wiederkäuer gekochte Nahrung besser ausnützen als rohe, weiß jeder denkende Landwirth. Daß bißchen Obst, Salat u. dergl. m., was wir ungekocht genießen, dient nicht als Nahrung, sondern als Genußmittel oder als

würzender Speisefuß. Wollen Sie Ihre Lehre praktisch erproben, so werden Sie sich bald von der Unzuträglichkeit überzeugen. Dr. D.

Gärtnerri.

Cattleya-Orchideen. — Zu den zartesten, am stattlichsten blühenden Orchideen, deren Blüten in der modernen Blumenbudekunst ausgebreitete Verwendung finden, gehören die Cattleya-Orchideen. Die Arten dieser Gattung sind in den wärmsten Strichen des tropischen Amerika heimisch; sie leben hier als Scheinschmaroger auf den Stämmen anderer Bäume, an welchen sie zur Blüthezeit einen herrlichen Anblick bieten müssen.

Wie viele andere Orchideen, die beliebte Handelspflanzen geworden sind, so werden auch diese durch die Reisenden der großen englischen Orchideen-Gärtnerereien in ungezählten Tausenden zur Ruhezeit in ihren heimatlichen Standorten gesammelt und, in Kisten verpackt, nach Europa geschafft. Infolge dieser Massen-Importe liegt leider die Zeit nicht mehr fern, zu welcher manche der begehrtesten Arten überhaupt völlig ausgerottet sein werden. Die Gattung der Cattleya-Orchideen ist außerordentlich reich an Arten, und neben den echten Arten giebt es eine Unmasse schöner und seltener Varietäten, für welche oft enorme Preise gezahlt werden. Die Entdeckung dieser Varietäten wird an den Heimatstandorten durch die Insecten begünstigt, welche die verschiedenen Arten befliegen und dabei unbewußt Kreuzbefruchtungen verursachen. Auch die abgebildete Art ist eine jedenfalls auf solche Weise entstandene Natur-Hybride.

In der Blütenfarbe dieser Orchideen herrscht zartes Rosa vor, doch treten auch andere Farben auf, namentlich auch bei Kreuzungen, welche zwischen Cattleyen und Vertretern anderer Gattungen in England vielfach gezüchtet werden. Cattleya citrina, eine sehr merkwürdige, hängend wachsende Art, hat herabhängende gelbe Blumen. Man zieht die letztgenannte Art an Rindenscheiden, alle übrigen in durchbrochenen Holzkörben in einer Mischung von Farnwurzeln und Sumpfmoss, doch ist die Pflege für den erfahrenen Liebhaber nur dann lohnend, wenn ihm ein Zimmerglashaus zur Verfügung steht.



Cattleya-Orchideen.

Frau S. R.

A. D., Marburg a. D. — Die Gardenia ist eine sogenannte Warmhauspflanze und darf als solche nicht am offenen Fenster gepflegt werden, verlangt aber im Sommer einen Standort in reichgelüftetem Zimmer, Schutz gegen brennende Sonne, gleichmäßige Feuchtigkeit und öfteres Besprengen. Das Abfallen der Blätter, welches Sie zu beklagen haben, und welchem ein Abfallen der Knospen folgen wird, rührt oft auch von der Verwendung zu kalten und kalthaltigen Gießwasser her, auch bössartiges, winziges Ungeziefer verursacht dasselbe, namentlich bei sehr trockener Zimmerluft. Zum Verpflanzen wird sandige Lauberde mit Zusatz von etwas Lehm Boden verwendet. Im Winter liebt die Gardenia eine Durchschnittstemperatur von 12 Grad R. Leider ist diese schönblühende Pflanze im Zimmer nur schwer fortzubringen.

Sch. in M. — Die Flecken auf den Blättern der Palmen rühren oft von bössartigen Pilzbildungen her, bei Ihrer Palme handelt es sich aber, wie das eingeschickte Blatt beweist, um Brandflecken. Sie haben die Palme einmal oder wiederholt den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, und sie scheint infolgedessen deraut schwer verbrannt zu sein, daß sie völlig zurückgehen wird. Hier giebt es keine Hilfe mehr. Palmen ertragen nur Morgensonne bis 10, höchstens $\frac{1}{2}$ 11 Uhr früh, dann müssen sie, am sonnigen Fenster stehend, durch Vorhänge gegen Sonnenstrahlen geschützt werden.

Handarbeit.

Nadelstiffen in Form einer Orange. — Ein paar höchst originelle Nissen zur Aufnahme von Haar- und Hutnadeln, Zirkeln und dergleichen haben jüngst ihren Platz an meinem Toiletten-Spiegel erhalten: zwei goldgelbe reife Orangen! Freilich, eßbar sind sie nicht, vielmehr höchst naturgetreu aus den fleischigen Händen einer alten Tante hervorgegangen. Die mit Koffhaar gefüllte Grundform aus Shirting, ein Ball von etwa 30 cm Umfang, deckt ein aus orange-farbener Kastorwolle in glatten Rechtsmaschinen gefertigter Ueberzug, der 160 glatte Nadeln mit je 36 Maschen erfordert. Nach Fertigstellung der Stridarbeit wird dieselbe zusammengeknüpft und über die Form gezogen, sodas sie dieselbe stramm umschließt. Das Zusammenziehen der Endmaschinen ergibt die Orangeform, die am Blüten-Ende durch acht Blättchenstiche aus dunkelgrüner nordischer Wolle verziert erscheint. Am Stilansatz legen sich vier, je 7 cm lange Mätter aus grünem Tuch mit eingestickten Rippen aus zweitheiliger, etwas hellerer Filofelle-Seide um die „Orange“. Zum Anhängen dient eine 33 cm lange, $1\frac{1}{2}$ cm breite, zur Schleife gebundene Schlinge aus dunkelgrünem Repsband.



Nadelstiffen in Form einer Orange.

Schutzdecken über den Sopha-Sitz. — Die meist sehr hübschen und kostspieligen Bezüge der modernen Sophas im Renaissance-Stil, die unsere Wohn- und Speisezimmer zieren, leiden in bescheidener Häuslichkeit oft sehr unter schlechter Behandlung, denn wo Kinder im Hause sind und die stete Ueberwachung fehlt, ist es trotz der größten Sorgfalt wohl kaum

zu vermeiden, daß eines oder das andere in seinem Uebermaß gymnastische Uebungen auf dem genannten Möbel vornimmt, von umgeflochtenen Rildstücken, Flecken von Butterbrod-Fingerbrot und dergleichen „Unglücken“ ganz zu schweigen! Bisweilen macht man daneben noch die unangenehme Entdeckung, daß der Stoff des Sitzes abgetragen und zerrissen ist, während die Rücken- und Seitenlehnen noch völlig neu erscheinen. Bei der rasch wechselnden Mode heutzutage ist es nur sehr selten möglich, nach 3 bis 4 Jahren denselben Stoff nachzubekommen, und man sieht sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Bezug des ganzen Möbels erneuern zu lassen. Um dies zu vermeiden, empfiehlt es sich, eine ganz einfache oder auch hübsch mit Handarbeit verzierte Decke über den Sitz zu legen. Für diesen Zweck bedient man zwei entsprechend lange Streifen grauen, golddurchwirkten Congree-Stoffes, mit einer Borte in Filofelle-Seide, am besten einfarbig (Muster altdeutscher Leinwanderei, Verlag von Franz Vipperheide) und verbindet dieselben mit drei Streifen Feins, Plüsch oder Filz. Natürlich muß diese Decke unterfüttert werden. — Auch eine Decke aus einem Stück Feins oder Tuch mit einzelnen Musterfiguren in regelmäßigen Zwischenräumen, mit Wolle oder Seide über Stramin direct in den Stoff gearbeitet, und das Ganze mit einer nicht zu dicken Woll- oder Seidenschnur eingefast, würde hübsch aussehen. Es bietet sich hier ein weites Feld für geschickte Hände und guten Geschmack. Ist die Wohnung beschränkt, sodas die Kinder viel im Wohnzimmer spielen müssen, so empfiehlt es sich, für den täglichen Gebrauch eine einfache Decke zu benutzen und, falls Besuch kommt, eine elegantere aufzulegen. Eine solche Aenderung ist rasch bewerkstelligt, da man die reichlich lang geschnittene Decke an den beiden Enden tief unter die Seitenlehnen schiebt. Ein in demselben Geschmack gehaltenes Behang der Rücklehne, ein sogenannter Sopha-Käufer, welche dem Ganzen einen einheitlichen Charakter verleihen.

A. V. in Antwerpen.

Allgemeines.

Aufführungs-Methode für Kleiderrode. — Wie unangenehm beim Tragen von Schirm, Muff oder irgend einem Badet das Herausnehmen des Kleides mit der Hand ist (woran jezt tag aller im Handel erschienenen Kleiderträger die meisten Damen zurückgekommen sind), ist bekannt genug, um eine ebenfalls einfache als zweckmäßige Methode willkommen erscheinen zu lassen, nach der jeder Kleiderrod, — auch der eines Gesellschafts-Kleides, — mit wenig Mühe so eingerichtet wird, daß er leicht, soviel man es wünscht, herausgezogen und eben in einer Minute wieder vollständig heruntergelassen werden kann.

Nachdem man probirt, wieviel man den Rod an den Nähten vorn und nach hinten hoch zu nehmen wünscht, zieht man an der Innenseite des Rodes diese Entfernungen vom Gürtel aus an den Nähten ab und bringt an diesen, je zum Herausraffen bestimmten Stellen der Naht nach oben stehende kurze Bandschlingen an. Ist der Rod gefüllt und das Futter an den Nähten nicht mit dem oberen Stoff verbunden, so befestigt man diesen nur an dem zum Herausnehmen bestimmten Stellen mit wenigen unsichtbaren Stichen in der Naht an das Futter und näht die Schlingen an die an der Innenseite bezeichneten Stellen. In gleicher Weise, wie man hinten die Schlingen angebracht hat, näht man ein Band (das man $\frac{1}{2}$ m länger als die Hüftenweite abmisst, damit man den Rod bequem überwerfen kann) in der Mitte des Rodes, gewöhnlich also am Schlip, fest. Es wird vorausgesetzt, daß die beiden Seiten des Schlipes in der Mitte durch einen Haken zusammen gehalten sind und die Schlinge mit Band an der Ueberschlagseite befestigt wird, da an der anderen Seite gewöhnlich die Tasche ist.) Man führt das Band dann nach beiden Seiten durch die Bandschlingen, und zwar von denen des Vorderblattes aus herauf zum Rodgurt durch die beiden vorn in der Mitte desselben gearbeiteten Schnürlöcher. Ein etwas breiter, oder auch doppelt gefalteter Saum verbindet dann das Zurückgleiten des Bandes aus den Schnürlöchern. Das Band hinten in der Mitte des Rodes befestigt worden ist, hebt man nun von demselben beim Zuziehen mit der einen Hand bis zum Gürtel, zieht mit der anderen vorn an den Band-Enden ein die eine, dann die andere Seite ganz herauf und bindet die beiden Enden zusammen. Man kann dann den so herausgenommenen Stoff über Vorderblatt und Seitenblätter leicht in eine Falte gerollt herunterlegen, während man das Hinterblatt von beiden Seiten zusammenzieht, sodas es in der Art der früheren Ueberwürfe gerastet erscheint. Beim Herunterlassen bindet man erst die Schleife an und zieht dann, auch hinten vom Schlip aus, wo das Band befestigt, wieder ein die eine, dann die andere Seite des Bandes ganz herunter, sodas keine Enden vorn hängen bleiben. Selbst wenn man auf einem Wege vom Regen übertrübt wird, kann ein so eingerichteter Rod sehr rasch und sicher hoch genommen werden, da einfaches Herausziehen vorn an dem Band-Enden in solchem Falle auch genügt. Zum Durchziehen, wie für die Schlingen ist das auch zum Corset-Schnüren gern benutzte Eisenband für schwere Kleider zu empfehlen, für leichte Stoffe genügt schon das weiche Repsband.



Frau A. B.

Bezugsquellen.

Toiletten-Spiegel: Fr. Margarethe Hoffmann, Elberf., Berlin 94. Atelier für Kunstgewerbe. (Muster-Vorzeichnung zum Spiegel: Nr. 136.) — Behälter für Sand, Seife und Soda: E. Rodde & Co., Berlin W., Kopsigstr. 11, und J. Ravens, Berlin C., Stralauerstr. 208. — Briefmarken-Zeller: Fr. Anna Krüger, Regenwalde 17. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Verzeichnisse“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Großmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.

I.

Die feuchtkühle Nacht des Buchenwaldes lichtete sich zu weiter sonniger Schau. Heiß wie der Feuerathem der Leidenschaft hauchte es den Pilger an, der in langem, dunkeln Gewande, das Gesicht von breitrandigem Hut beschattet, auf die überhängende Felsenklippe trat.

Einen Augenblick stand er geblendet, denn die goldgesprenkelte Aurläute des Sees in der Tiefe stutete mit tausend Lichtstrahlen in seine Augen, — dann erst wuchs die glanzgebobete Landschaft in Form und Farbe deutlich vor ihm auf.

Drei Burgen ragten zinnengekrönt in die sonndurchglühete klare Luft. Zur Linken thürmte mit tropigen Mauern die Haldenburg über dem finsternen Bergwald sich empor, rechts hin erhob sich leicht und schlank, wie ein Schwalbenneß an den Fels geschmiegt, vom steinigen Vorsprung des schmalen Künzbergs die Klausburg, und gerade unter der Klippe, den fegeflügeligen Hügel umflammernd, drängten sich an den mächtigen Bergfried die hochaufragenden Dächer des Palas, des Kornhauses, der Wohnungen und Stallgebäude von Hohenfels.

Ein Schleier legte sich vor des Wanderers Augen, aus seinem zitternden Dämmer stieg das Bild des heiligen Landes auf, des theuern Bodens, den der Heiland getreten, — und auf dem er selbst vor kurzem noch ehrfürchtig mit nackten Füßen gewandelt. Im Sonnenbrand sah er die schattenlosen Wüsten wieder und hoch am Rand der steinigten Höhen auf dürrer Felsenrücken die Stadt des Herrn, — Jerusalem.

Ein Schauer wie damals ging durch seine Seele, unwillkürlich mußte er das Haupt entblößen. Auch hier war ja heiliger Boden, die geweihte Erde der Heimat! Wie golden, wie sonnig, wie trunken von eigener Schönheit sie war! Hier lag das Pilgers Blick all ihren Zauber ein.

In unermeßliche Ferne dehnte sich der kristallene Spiegel des Bodensees, von den bizarren Felsenbergen des Hühngaus bis zu der zackigen, eis- und schneefarbenen Kette der Alpen. In ihren feineren Felsen breiteten die anmuthigen Vorhöfen des Appenzeller und St. Gallener Landes wie liebend einen grünen Teppich hin, und dort, wo einer Perle gleich, die leuchtende Matenau im Dufte ihrer Sommerrosen auf der spiegelglaren Fläche schwaum, flimmerten die weißen Segel samtgleichleitender Schiffe. Am durchsichtigen Himmel aber stand ein zweites Gebirg von silberweißen Wolkengipfeln, das dehnte sich und wuchs, — und seine langsam sich verschiebenden ätherischen Formen streuten in lieblichem Wechsel leichte Schatten über die hellgrün das Secener entlang ziehende Halde, über die grauen Häuserdächer von Sernatingen und das verschlungene Gebirg von dunkeln Waldbändern und gelben Fruchtfeldern, das, Dörfer-überst, sich bis zum hochragenden Nach hinzog.

Der Pilger fuhr mit der Hand über die Augen. Sie schmerzten wohl von all dem Glanz und Licht. Oder hatte die Freude, nach langer, langer Wanderfahrt die Herrlichkeit der Heimat wiederzuschauen, sie gezeichnet?

Zwei Jahre fern von Heim und Herd, hatte er die weite Welt gesehen, ihre Wunder bestaunt, und nun, da er wieder hier stand, mußte er sich sagen, daß es nichts Schöneres gab, nichts, das sich der Heimat vergleichen konnte oder diesen Blick übertraf, der alle Schönheit der Erde, ein reiches, regenquellendes Land, wildreicher Wälder würzigen Schatten, die kühlende Kluth des Sees, das lieblichste, rebenumkränzte Hügelgelände und die wilden Schreden des eifigen Hochgebirgs in sich vereinte.

Wer auf Bergeshöhe steht, dem wird die Brust weit und die Seele frei von Schlacken und Asche, der wäre glücklich, zu sterben, wie Moses, da er das gelobte Land zu Füßen sah. Und wie eine große Andacht kam es über den Wanderer, ein Gefühl vom Heiligen und Heiligsten, wie er es auf seiner Pilgerfahrt erlitten und doch nie in dieser erlösenden Stärke empfunden hatte.

Da fiel ein ziehender Wolkenschatten trübend in den Glanz, der ihm umstrahlte, und mit der wandelnden Nacht streifte ein düsterer Gedanke den sonnigen Frieden seiner Brust. Wie vor langen Monden im heiligen Lande fiel das Bewußtsein von Schuld und Sünde verfinstert in seine Seele. Verirrten Bürgen gleich, taumelten seine Blicke angstvoll vom grauen Gemäuer Kargegg, das jenseits am waldigen Hange des Rüd, mit Thor und Thürmen sich in der unbewegten Kluth spiegelte, schließlich zur Haldenburg hinüber. Wollte sie dort noch, die er geliebt?

Da schattete sie wieder, die schwarze Wetterwolke am hellen Himmel seiner Jugend, zwischen hier und dort schwebte es brohend, unheilsvoll in der Luft. Nicht die Furcht vor dem Ungewissen, das Vagen vor sich selbst hatte ihn davon getrieben. In schnelleren Schlägen ging sein Herz, er hörte es pochen in dieser brütenden Stille des heißen Augusttages.

Irrend schweifte sein Blick zurück in den verlassen Wald. Zwischen den frischgrünen Buchenkronen hoben sich die ernst-dunkeln Tannen wipfelstül in die reglose Luft. Nur das Gurren der Wildtaube tönte durch die schweigenden Hallen, am harzigen Nichtenstamm Kopfste emsig der Specht und über den weichen, schwellenden Moosboden huschte mit buschigem Schwanz das Eichhörnchen. Doch aus dem feierlichen Frieden wachte ihm wie ein höhrendes Echo die eigenen Worte, welche er, den Bildern der Heimat nachsinmend, in ferner Wüste gesprochen:

Ah der Traurigkeit Gewicht
Anfert mir im Herzensgrund,
Daß der frohe Muth mir schwindet.
Freude schwellt mein Segel nicht,
Keine Tröstung wird mir kund.*)

*) Des allgemeinen und leichteren Verständnisses wegen sind die Lieder des Minnesingers von Hohenfels (vgl. v. d. Hagen „Minnesinger“) im Folgenden statt im mittelhochdeutschen Urtext in den trefflichen neuhochdeutschen Uebersetzungen von Dr. Bader und Dr. E. Richter wiedergegeben. Anm. d. Verf.

Mit einem leichten Schrei des Schreckens und Widerwillens fuhr er aus seinen träumenden Gedanken auf. Dem leisen Rascheln zu seinen Füßen folgend, war sein Blick auf eine Natter gefallen, die aus buschigem Gras langsam den gelbgeringelten Leib hervorjoch.

Nach hob der Bedrohte den eisenbeschlagenen, langen Stab und zielte nach dem aufgebäumten Kopf des Thieres. Aber das häßliche Reptil entging dem wohlgezielten Stoße und schlüpfte zischend in sein Versteck zurück.

Im gleichen Augenblick aber traf des Pilgers Ohr ein Laut, der ihn noch widriger berührte, als das Zischen der Schlange.

Zur Rechten, wo durch den schwarzannigen Pfaffenwald der Hohlweg herauf führte gegen den Haldenhof, schmetterte gellend der jauchzende Ruf eines Horns, — und in langgezogenen Tönen antwortete von der anderen Seite der gleiche Klang.

Das war des Haldenburger Jagdhorn, das frech auf Hohenfels Grund und Boden lärmte!

Des Wanderers gebräunte Faust ballte sich im Horn, aus seinen hellblauen Augen schoß ein finsterner Strahl. O, es war Zeit, daß er heimgekehrt! Seit der weißhaarige Burgherr aus dieser lampdurchtobten Welt hinübergegangen in das Reich des ewigen Friedens, und der kaum dem Knabenalter entwachsene Walthar mit den altbewährten Dienern das Haus der Väter hütete, achteten die Nachbarn nicht Recht und Gesetz, — der auf der Haldenburg und der zu Kargegg, — und ein Fluch des Schicksals wollte es, daß beider Kinder, Hildegard und Fortunata —

Peitschenknallen und dumpfaustampfender Hufe Gedröhn, das durch Busch und Gestrüpp tief unter dem Klippenvorsprung heraufschallte, unterbrach jäh die rasche Folge seiner Gedanken.

Wagten die Uebermüthigen es, so nahe der Herrenburg auf fremdem Grund zu pirschen! Seine Hand umkrampfte den Pilgerstab und, weit sich überbeugend, schien er ihn wie einen Spieß auf den ersten, der in der Tiefe erscheinen würde, hinabschleudern zu wollen.

Doch, als habe ein feindsliches Geschoß ihn selbst getroffen, fuhr er zurück, die Blutwelle des Jorns, die sein Gesicht durchtröhret, war jäher Blässe gewichen, langsam glitt der Steden aus kraftloser Hand zu Boden, und seine Augen hasteten starr auf der verprengten Jägertracht, die drunten mit lärmendem Zuruf ihre Kasse vorüberstummelte.

Drei Reiter waren es, in schmuder Jägertracht, in grünen, mit Grauwoll gefütterten Mänteln, das trumme Waidmesser am Sattel, den Köcher mit tödlichen Pfeilen gespickt. Und mitten unter ihnen ritt, von schwarzem Haargelock umwallt, auf weissem Feller ein Edelsträulein, den helläugigen Bergjalken flugbereit auf der schlanken Hand.

„Hildegard!“ rang es sich schwer aus des Pilgers Brust. Auch sie nahm Theil an ihres Vaters Frevel, sie, das schone, stolze Edelwild, nach dem er die Rege seiner ersten Nieder vergebens ausgeworfen. Nun wußte er's, — sie hatte ihn nie geliebt, sie wählte ihn tod, — und lachte mit den anderen seines Schattens!

Doch nein, kaum seine Seele durchzudend, reute ihn schon das Gedachte. Wohl war sie kühl geliebt, der Flamme gegenüber, die sündig in sein Herz geschlagen, doch feindslich, verachtend hatte sie sich nie gezeigt. Wie zu einer Heiligen war immer sein Auge zu ihr emporgeschaut gewesen, und auch jetzt, da er ihr nachblickte, brach die alte Wunde von neuem blutend in seinem Herzen auf, und wie einst, hätte er auch heute wieder singen können:

„Hoch wie in Lüften Adler ziehen,
Ihr Sinn und ihre Ehre schwebt;
Wie vor dem Falke Lerchen fliehen
Die Schande vor der Reinen bebt.“

Nicht ihr, ihres verhassten Vaters Wille war es ja, der sie hierher trieb. Und um ihrer willen mußte auch ihm verziehen werden, — dieses eine Mal noch! Wenn Hohenfels seinen Herrn wieder hatte, war es nicht mehr nötig, dann würden die Nachbarn sich hüten, den Frieden der Burg zu verletzen.

Die alte Jagdlust, die er so lang entbehren gemußt, wachte wieder in ihm auf, weit dehnte sich seine breite Brust im beengenden Pilgergewand, und mit leuchtenden Augen schaute er den Reitern nach, die im finsternen Tannicht verschwanden. Wie ein erlösender Sonnenfunken bligte es noch einmal auf, — das war die wehende Reiterfeder auf Hildegards Barett, die, tanzend vom Galopp des Rosses, im Waldesdunkel untertauchte.

II.

Abwärts führend, kreuzte des Pilgers Pfad den Haldenhof. Da jauchzten und sangen die Bauern beim Erntefest. Von mondenlanger Sonne gereift, war die Frucht schwer und frohend in Speicher und Scheuern gebracht. Und schon verziehen die ersten früh sich röthenden Neben einen reichen Herbst. Da ward der alte Wein wohlfeil, damit es zur Zeit der Lese leere Kufen und Fässer gab, und die Bauern sprachen dem säuerlichen Naß des letzten feuchten und schlechten Sommers eifriger zu, als es der Wein verdiente.

Stand auch sonst der Sipplinger Tropfen, der da um die drei Burgen in der Herrschaft Hohenfels wuchs, nicht eben in gutem Rufe. Die von Wörzburg und Bodman hießen ihn den Dreimännerwein, der saurer schmeckte als Essig und nur den Mund, nicht die Fässer verziehe. Aber den festen Kleben der Bauern, die sonst nur an Most gewöhnt waren, schmeckte er doch, und nach der schweren Arbeit der Erntetage war der Durst doppelt groß.

An langen Tischen unter dem laubigen Schatten breit-ästiger Ulmen saßen sie und labten sich an Kraut und Fleisch, Wein und Gerstebier, einer üppigen Mahlzeit gegenüber der sonstigen eintönigen Nahrung von Speck und Brod. Auf den seidenen Wärmern glänzten die blanken Knöpfe, die mit blinkendem Metall beschlagenen Gürtel, — und hier und da trug einer trotz des Verbotes ein Eisenhand und wohl gar an der Seite ein kurzes Schwert. Die kaiserlose Zeit des Reiches, in der allmählich der alte Respect vor den Herrschenden zu schwinden

begann und jeder sein eigener Herr sein wollte, machte sich selbst bei den Bauern bemerkbar, und der junge Herr auf Hohenfels ward von ihnen nicht sonderlich gefürchtet.

Die Mägdelein indessen trachteten nach anderer Bier. Sie hatten den schönsten Festschmuck aus der Lade geholt, bunte Kränze ins Bändergeschmückte Haar gewunden, und, Hand in Hand geschlungen, zogen sie paarweise auf den Anger.

Eines trunkenen Knechtes Stimme störte die harmlose Freude des Bauernfestes.

„Um, um!“ lachte er mit schwerer Zunge.

Das war ein Schlachtruf, bei dem kein Hohenfeller, der sich je an Sipplinger Traubenblut erlabt, seine Ruhe behielt. Und niemand, der die Herausforderung unbedachtsam ausstieß, kam ohne Schläge heim.

Sofort wurden auch am nächsten Tische drohende Stimmen laut:

„Was brummt der da in seinen Flachsbart!“

„Ein Haldenburger ist's, ich kenn' ihn.“

Jetzt dröhnte vor dem Trunkenen eine Faust auf die Tischplatte nieder. „Was hast' gesagt? Wiederhol's noch einmal!“

Der Knecht schien den Jorn des Beleidigten nicht allzusehr zu fürchten, höhnisch grinzend verzog er den breiten Mund: „Sauerampfer schmeckt besser als Essig, — und Euer Um-um-Wein ist ärger denn Essig!“

„Künzberger ist's von der Klausburg und ein guter Trunk!“

Der Knecht lachte verächtlich. „Den Guten, sagt man, trinkt Ihr selbst, und den Fremden gebt Ihr den Sauer!“

„Weil Ihr nichts Besseres werth seid als den schlimmsten Radierpapier!“

Die letzte Bemerkung verzepte auch den Knecht in Jorn. „Wiß's glauben,“ spottete er, „daß es Eure beste Gattung ist, — ein Dreimännerwein, wie jedes Kind weiß. Denn zwei Männer müssen den Trinker halten und der dritte ihm den Wein eingießen, sonst bringt er ihn nicht hinunter. Und wer Nachts stets auf der gleichen Seite liegen bleibt, dem frißt er bis zum Tage ein Loch in den Leib. Darum ruft Euer Wächter zur Mitternacht: Um! Um! daß jeder sich umdrehe und vor Schaden hüte.“

Jetzt ward es den verhöhten Bauern zu viel. „Schlagt ihm den Krug ums Maul,“ rief einer, „daß er den richtigen Um-um-Wein kennen lernt!“

Eine schwierige Hand streckte sich nach dem nächsten Krüge, um die Drohung wahr zu machen.

„Verst' ihn den Berg hinunter! Was hat der Haldenburger bei uns zu suchen?“

Der Knecht sprang auf und stemmte sich gegen den Tisch.

„Verluch't's, — dort drüben jagt mein Herr, — und wenn Ihr nur ein Haar mir krümmt —“

„Was kümmert uns Dein Herr!“

„Ich denke mehr, als uns der Eure!“

„Wahr ist's leider,“ sprach einer bei Seite, — „ja, wenn noch Herr Burkhard da wäre, der käm' dem frechen Gefindel von der Haldenburg anders!“

„Sie treiben es täglich toller,“ bestätigte ein anderer, und wenn nicht Herr Rudolf auf der Klausburg treu zu unserm Herrn hielte, wär' es nicht mehr zum Ertragen.“

„Drum hassen sie ihn auch, wie falsche Kagen den treuen Hund, und sinnen schon lange darauf, den Seinen einen bösen Pöffen zu spielen.“

Inzwischen machte der Haldenburger keine Miene, das Feld zu räumen. „Wenn aber das Walthertein von Hohenfels was von mir will —“

„Schurke, willst Du unsern Herrn verspotten?“

„Hahaha,“ lachte der Knecht, „der junge Bub' soll nur kommen, aber der traut sich nicht aus seiner festen Burg heraus.“

Die Treue zu ihrem Herrn war in den Hohenfels Bauern noch nicht erloschen, und der freche Hohn brachte die noch immer zurückgehaltene Wuth zu jähem Ausbruch.

Auch auf des Pilgers Stirne, der eben an den Kreis herantret, schwellen die blauen Adern des Jorns. „Die Hand des Herrn ist zu gut, um sich an dem schlechten Knecht zu befehlen,“ sprach er für sich, dann aber rief er laut: „Getröstet Euch, es soll anders werden!“

Doch in dem entstandenen Lärm verflangen seine Worte. Nur ein paar Dienern starteten dem fremden Pilger in das von dichtem Völkchen umrahmte Gesicht, verstanden und erkannten ihn aber in dem langen, härenen Gewande eben so wenig als die andern.

„Für den Herrn sind wir da,“ schrie einer der Bauern, „und wir lassen uns nicht gefallen, was unseres Herrn junger Bruder nicht wehren kann! Da, nimm das für Deine Freiheit!“

Er führte mit wuchtigem Arm einen Streich nach dem Haldenburger und im nächsten Augenblick fauste ein Duzend schwerer Bauernäufte auf seinen Rücken nieder. Schreiend und verzweifelt sich wehrend, wurde der Knecht dem Abhang zu gedrängt und gestoßen, bis er schließlich die steile Böschung hinabrollte. Ein paar Mal sich überschlagend und unter dem Gelächter der Bauern seine schmerzenden Glieder reibend, blieb er drunten auf dem weichen Wiesengrund liegen. Nach einer Weile schüttelte er stuchend die Faust gegen die Höhe hinauf: „Das sollt Ihr büßen, Ihr und Eure Herrschaft!“

Aber die Bauern achteten seiner nicht mehr, der Vorfall war schnell vergessen, und alles strebte jetzt der Linde zu.

Da stand auf erhöhter Rasenwelle in buntgeflicktem Gewand, die verriessene Truppsieder am Lederhut, zum Reigen winkend der Spielmann. Im Gürtel, der die Hüfte umschlang, hing ein schmales Schwert, und unter dem Hutrand quoll wirres Grauhaar hervor. Fest aber hielten die alten Hände die Fiedel, und von den klirrenden Metallsträngen strömten melodisch, stärker und stärker anschwellend, die lodenden Klänge.

Der Pilger, die Brust von Jorn erfüllt über das trostige Gebahren der Nachbarn und schwermüthig Weh im Herzen, weil niemand ihn kannte, wollte seinen Weg fortsetzen. Aber die Töne der Fiedel zogen ihn mit Gewalt zurück. Zwei lange Jahre hatte er keiner Laute Saiten mehr gerührt und still für sich nur gesungen, was sein Griffel auf langer Pilgerfahrt dem Pergamente anvertraut.

Die Weise des Spielmanns deutete ihm bekannt. Jetzt, wie er näher trat, erkannte er sie: es war ein Lied, das er einst in erster, froher Jugend den Bauern gedichtet und das sie selbst zu hören verlangt. Warm wallte das Blut in seinem Herzen auf. Was lag daran, wenn sie ihn nicht mehr kannten, seine Lieder lebten ja doch und tönten zu Lust und Freude!

Zur Seite, da wo die Schapelbänder der Mädchen gleich bunten Schlangen durch die Luft fuhren, Klang aus dem Munde zweier munterer Dirnen der netische Mehrreim seiner Tanzweise. Zwei Dirnen, eine arme und eine reiche, führte das Lied sprechend vor. Die Arme will tanzen, wenn ihr Dienstjahr beendet, denn diesen Maizen darf sie's noch nicht. Die Reiche aber ist nicht minder übel daran, denn sie möchte alsdann mit der andern ziehen, aber die böse Ruhme verschließt ihr die Kleider. Kein Wunder, daß sie im Groß über die strenge Hüterin trotzig ausruft:

„Weil ich mit dem Rechten
Darf scherzen nie,
Nehm' ich einen Schlechten, —
Das ärgert sie!“

Die Arme aber entgegnet:

„Mir ist von Stroh mein Schappel
Und mein froher Sinn
Lieber als ein Rosenkranz,
So ich gefangen bin!“

Der Pilger seufzte, da er die eigenen Worte hörte. Wie frei und ungebunden, von keiner Last noch das junge Herz beschwert, hatte er damals in die Welt geblickt. Nun aber gleich er selbst einem Gefangenen, der alle Schätze gern um den alten frohen Sinn dahingegeben hätte.

Jetzt mischten sich die Dirnen mit den Burschen, und wieder tönte wie lieber Heimatsgruß sein eigenes Sommerlied an des Pilgers Ohr. In dem weiten Kreise, der sich schnell gebildet, stand in der Mitte eine schmutze Maid, die Hüfte regend, und neben ihr ein Bursche, der im Takt das Haupt wiegte und leise mit sang, was hellstimmig der Chor erschallen ließ:

„Da war alle Noth verschwunden,
Alle Sorge muß' entweichen,
Freude hat uns all' umwunden,
Als zum Tanz erging das Zeichen
Freier Sinn und froher Muth
Kommen aller Welt zu gut!“

Schnell sahte der junge Bauer die Dirne und drehte sie in wirbelndem Reigen, dann hob er die leicht Aufschreiende mit starken Armen empor, ließ sie wieder nieder und walzte mit ihr durch den Kreis nach dem munteren Gesange des Chors:

„Kaum erklang die süße Weise,
Haben all sich an zu schwenken,
Erst gar lachte nur und leise,
Nagliches begann zu denken,
Welches ihm am liebsten wäre.
Wer sich da kann Antwort geben,
Den verläßt des Herzens Schwere,
Denn Erwartung würgt das Leben.
Freier Sinn und froher Muth
Kommen aller Welt zu gut!“

Der Pilger achtete des weiteren nicht mehr. Fast fremd erschienen ihm plötzlich die eigenen Worte. Nur eins wiederholte er leise für sich, das schmerzhaft wie eine zweischneidige Waffe in seine Brust drang: „Welches ihm am liebsten wäre? Wer sich da kann Antwort geben, den verläßt des Herzens Schwere!“ Hatte er mit kindlich unschuldsvollem Sinn, von keiner herben Minne noch verfehrt, sein trübes Los vorausgesehen, als er singend diese Frage aufwarf? Ja, wer sich da Antwort geben könnte! Ach, ihn würde des Herzens Schwere nie mehr verlassen! Fortunata, — der er sein erstes Lied gesungen, — Hildegard, der seine Gedanken folgten wie die Vienen ihrer Königin. —

Das Lärmen, Schreien und Loben des Tanzes überhäubte seine Gedanken. Laut auf jauchzte der ganze Kreis, als die Maid dem Burschen entfloß und dieser die Entsprungene eudlich einholte. Eine andere Dirne trat in die Mitte und ein neuer Reigen begann. Die Burschen stritten sich, wer die schönste habe, verspotteten einander, bis es zum Ringen und Kaufen kam und tobender Jubel den Sieger lohnte. Wilder und wilder spielte der Geiger die Sommerweise, die noch immer die Tänzer befeuernte, und allen Lärm überlöteten die kräftigen Stimmen der Singenden:

„Blick und Worte heimlich tauschten
Da die Paare herzensinnig.
Wie die zarten Mägdelein lauschten,
Züchtiglich und schlau und minnig.
Frohmutz mit dem Pfeifenschalle,

Wichte laut sich im Vereine,
Wunder schön wohl waren alle,
Doch am schönsten war die meine!
Freier Sinn und froher Muth,
Kommen aller Welt zu gut!“

Allmählich aber nahm der Tanz ungestüme, ausgelassene Form an und artete in den wilden Hopelbei aus, bei dem je zwei und zwei sprangen, daß die Röcke hochflogen und die erhitzen Köpfe zusammenstießen. Der Geiger, dem sich noch eine Pause und ein Dudelsack beigefügt hatten, fiedelte, daß ihm die Saiten zu springen drohten, und bei dem wüsten Gebrüll war von dem Liede, in das jetzt alle Umstehenden unharmonisch einstimmten, nur noch bisweilen der Mehrreim zu verstehen.

Da, mitten in das Flattern der Röcke, das Fliegen der Schleifen, das Getöse stampfender Pustschuhe, den Staub und Lärm des Tanzplatzes tönte mit scharfen Hufschlägen der Galopp eines Rosses.

Vom schnaubenden Kappen, auf dem sie athemlos hing, warf sich ein Edelfräulein mit schreckentstem Antlitz mitten unter den Haufen der Bauern. Das silbergestickte Barett war ihr vom flatternden Haar geslitten, von widerstrebendem Buschwerk und Gezweig das braune Reitgewand zerrissen.

Wild raste das scheu gewordene Thier weiter, während die abgesprungene Dame mit gerungenen Händen und stehender Geberde da stand.

„Rettet mich vor den Schändlichen! Laßt mich kein zweites Mal in ihre Hände fallen!“

Jäh stoben Tanz und Reigen auseinander, nur Pause, Geige und Dudelsack lärmten noch eine Weile fort. Mit besürzten Mienen, verwunderten Gesichtern drängten sich die Bauern heran:

„Die Reichtbild ist's!“
„Das Fräulein von der Klausburg, — Herrn Rudolfs Tochter.“

„Was ist Euch begegnet?“
„Fragt nicht,“ bat die Geängstigte, „verbergt mich, sie verfolgen mich! Gleich werden sie hier sein!“

„Wer? Redet doch!“
„Des Haldenburger's schamlose Jagdgeellschaft. Meine Nagd und meinen Huten haben sie niedergeworfen, — mich selbst — Eine Bluthwelle schoß in ihr liebliches Gesicht.“

Die nächsten Bauern zur Seite stoßend, stand plötzlich hochaufgerichtet vor ihr der Pilger.

„Sprecht unbesorgt. Das Maß der Frechen ist voll, und Euch soll Recht und Sühne werden!“

Mit freudigem Staunen sah Reichtbild in das bärtige Gesicht. „Heilige Mutter Gottes, der Herr! Ihr seid's, Herr Burthard, — seid wohlbehalten zurück aus ferner Welt und allen ihren Gefahren? O, nun ist geholfen, — jetzt haben sie ihr frevelhaftes Spiel verloren!“

„Der Herr, der Herr!“ lief es von Mund zu Munde, — und jetzt, da sie ihn in die lichten Augen sahen, seine Stimme hörten, erkannten ihn plötzlich alle.

Die vordersten thaten sich schüchtern herzu und streckten ihm die Hände hin. „Bergebt, Herr! Wir kannten Euch nur als Rittersmann im Eisenkleid, in solchem Gewande hat Euch keiner je gesehen.“

Er wehrte ihnen ab. „Ihr sollt es auch fürder nicht. Ich sehe, daß es Noth thut, anderes Kleid zu tragen. Jetzt aber laßt nicht mich, sondern diese reden. Sprecht, Fräulein, wer sich mit frecher Hand an Euch vergriffen?“

Reichtbild hatte sich ein wenig erholt. Seit sie des Ritters Kraftgestalt vor sich sah, fühlte sie sich sicherer.

„Herr Ortolf und seine wilden Neffen,“ — stammelte sie, noch immer blaß vor Aufregung, — „ich bin ein ehrsam Mädchen, Herr, — und wenn mein Vater wüßte, was sie mir angefallen —“

„Sprecht frei heraus, an seiner Statt stehe ich hier. Dein Vater war allezeit mein treuer Vasall und jede Schmach, ihm angethan, fordert meine Rache.“

Das Fräulein sah sie ein Herz, alles zu sagen: „Auf der Reilenburg war ich zu Gast bei der Muhme, und heute, da wir heimreiten wollten zu des Vaters Burg, die Nagd, der Bub' und ich, stießen wir in Euerm Waldgrund, Herr, auf des Haldenburger's Jägerrei.“

„War auch —“ Herr Burthard stockte ein wenig, — „war auch eine Dame, — des Ritters Tochter, — Hildegard, — bei ihnen?“

„Nur Männer sah ich, den Ritter, seine Neffen, den Jägermeister und das Gesinde.“

Burthard von Hohenfels athmete auf. Von der übrigen Jagdgeellschaft getrennt, mußte Hildegard mit den Begleitern die Thren noch nicht wieder erreicht haben, als der Frevel geschah. „Und dann?“ fragte er erleichtert, wenn auch mit unverbinderntem Zorn.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Berlin. — Fast dürfte man heute bei einem Besuche über „Neue Moden“ rascher zum Ziel kommen, wenn man anzählt, was nicht getragen wird, statt zu sagen, was getragen wird, so mannigfaltig ist die Auswahl besonders auf dem Gebiet der winterlichen Umhüllungen, deren Formen sich naturgemäß aus denen der Neuheiten für die Herbst-Saison entwickelt haben. Von der Tagesordnung gestrichen ist eigentlich nur der im vorigen Winter dominirende Ruffen-Paletot mit seinen blusenartig überhängenden Taillenteilen. So ziemlich diese Form jugendlich schlanke Figuren klebete, so wenig bei sie sich stärkeren kleinen Gestalten angepaßt, außerdem ist einer derartig sensationellen Mode von vornherein nur eine kurz Lebensdauer beschieden. Zum Glück läßt sich nun die Blusenjacke mit geringer Mühe modernisieren, man hat nur den Schoß abzutrennen, die Bluse durch entsprechende Knoschen an schließend zu gestalten, — wobei die früher überfallenen Reichtänge nicht abgeschnitten, sondern als kleines Schößchen ausgearbeitet wird; zuletzt wird der frühere, eigentliche Schoß wieder angefügt, dessen oberer Rand entweder gebogen, oder wo dies nicht genügt, entsprechend ausgeschnitten werden muß. Unter den Paletots behaupten die mit halb-langen, oft bis zu den Kniespitzen reichenden Schoß die erste Stelle; der Schoß ist entweder in flacher Serpentine-Form geschnitten und angefügt, oder den einzelnen Taillenteilen in Prinzessform angefügt. Die letztere Schnittform gilt als entschieden eleganter, doch ist bei Selbstverstellung des Kleidungsstückes mit dem angefügten Schoß leichter der richtige Chic zu erzielen. Prinzess-Paletots haben meist vorn tief, hinten anschließende Form, Paletots mit Schoßansatz sind dagegen nach der Figur ausgearbeitet und meist fraadantia form abgerundet und nach hinten etwas länger gestaltet. Wie apart diese Form in Verbindung mit Westenteilen auch als Casaque wirkt, zeigt Abb. 36. Als Abschluß am Hals ist der sehr hohe, vietheilige Sturmkragen beibehalten, nur wo Revers die Vordertheile garniren, gefüllt sich diesen manchmal der Umlegekragen. Wiederholt sei auch, daß sich neben den halblangen Paletots der mit kurzem Schößchen versehen hält, wie der das ganze Kleid deckende Keckingote oder Eod-mantel. Letzterer erschien in einer neuen kleidsamen Form mit passantenartigen Hüdentheilen als Empire-Mantel, — siehe Abb. 31 und 4, — und dürfte sich besonders die Gunst älterer oder starker Damen erobern. An den Confectionen, — Capes und capo-artigen Umhängen, — tritt die Neigung zu Serpentine-Bolants immer allgemeiner in die Erscheinung. In zwei- und dreifacher Abstufung begrenzen sie die Cape-Mänder, steigen vorn an diesen auf, hier zugleich Jabots oder Revers bilden und ergeben nicht selten noch reiche Schulter-Garnituren. Selbst die traditionelle Radform des Abendmantels erhält den Serpentine-Ansatz, gerade oder vorn und hinten spitz aufliegend, wie es die Abb. 32 und 8 darstellen. Die Herstellung dieser Rundungen erhebt große Anforderungen an Geschicklichkeit und Accurateffe der ausführenden Hand. Schon beim Ausschneiden muß die Schere gleichmäßige Contouren bilden, die sorgfältig vor dem Bezählen zu bewahren sind; wie vorläufig hat man aber erst beim Züßern und Sichern dieser Heile zu verfahren, um befriedigende Resultate zu erzielen.

Unter den Stoffen für winterliche Umhüllungen bleibt vor allem das starke Wintertextud „Estimo“ beliebt; für einfachen Mäntel älterer Damen wählt man hauptsächlich den schon und praktischen Wolleppes; für elegante Umhänge gibt es herrliche Matelassés und Procate. Viel dürfte auch der langgeschorene Plüsch „Velours du Nord“ getragen werden. In Ausstattung besteht nur in einigen Stepplinien, diesen aber schmalen Blendern, bei Tuch und tuchartigen Geweben, gefüllt sie sich aber oft auch überreich mit Kurbelstiderei, Applikation oder Passenterie. Pelz ist längst nicht mehr ein nur dem Luxus vorbehaltener Besatzartikel; jugendliche Paletots sind mit krummer umrandet, Capes besetzt man vielfach mit Pelz; dieser langhaarige Pelz eignet sich auch vorzüglich als fransenartiger Abschluß von Pelzerm und Garnitur-Heile aller Art. Selbst ganze Serpentine-Ansätze stellt man auf Pelz her, selbstredend aus kurzhaarigen Arten. Dreifachmänn, ein sehr schöner, dünner Pelz, ganz eigenartig wie Mohr in Pfauaugen-Musterung wirkend, ist der Liebling der Mode, und ein halblanges Cape mit Serpentine und Kragen aus diesem Rauchwerk ist ein köstliches Toiletten-Stück, besonders wenn es noch mit hellfarbiger Ombré-Seide gefüttert ist. Daneben erscheint viel Chinchilla; leider wird dieses schöne Fell der südamerikanischen Matte in Luft und Feuchtigkeits leicht gel und unansehnlich. Noch immer stellt man verschiedene Pelzarten zusammen, zart wirkt vor allem Hermelin mit weichen Thibet, und ein aus diesen beiden Pelzarten zusammengesetztes Theater- oder Ball-Entrée dürfte das Ziel der Scher sucht mancher jungen Ballkönigin bilden.

Preis = Ausschreiben.

„Ein gutes Buch ist der angenehmste Freund“, heißt es im Landprediger von Wakefield. Von diesem Grundsatz ausgehend, lassen wir es uns angelegen sein, unseren Leserinnen und Lesern, — denn auch Männer suchen mit Vorliebe das Unterhaltungsblatt unserer Zeitschrift, — einen guten Lesestoff zu bieten. Unser Blatt kann aber selbstverständlich nicht den ganzen Bedarf an Lectüre decken, und je fleißiger man liest, — nicht nach der Menge, sondern mit sorgfältiger Wahl und ruhigem Nachdenken, — einen desto reiferen Geschmack wird man sich aneignen. Um nun Gelegenheit zu geben, das erworbene Urtheil zu bethätigen, eröffnen wir ein

Preis = Ausschreiben

Redaction und Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“,

und fordern die deutsche Frauenwelt auf, uns diejenigen drei Werke deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den letzten drei Jahren zu nennen, welche den größten Eindruck auf sie gemacht haben.

Alle während dieser Zeit erschienenen Arbeiten, ganz gleich ob Roman, Novelle, Aufsatz, Humoreske oder Plauderei, können gewählt werden; auch ist es ganz gleichgültig, ob dieselben in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Nur ist anzugeben, wo und in welchem Jahre sie erschienen sind. Jedes Werk soll in höchstens zehn Worten charakterisirt werden.

Für die besten Leistungen in Bezug auf Auswahl und Begründung setzen wir folgende Preise aus:

Zwanzig erste Preise zu je 50 Mark,

Zwanzig zweite Preise zu je 20 Mark,

zusammen also Tausend Mark.

Weitere gute Urtheile werden lobend erwähnt werden.

Preisrichter sind die gesammte Redaction und der Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Die Preisbewerbungen müssen bis zum 1. November d. J. in unseren Händen sein. Bekannt gegeben wird die Entscheidung in unserer Nummer vom 1. Januar d. J.

Die gesammte weibliche Leserwelt kann sich bethätigen.

Berlin W, Potsdamerstr. 38.

Aus dem Leserkreise

In unsere Leserinnen.

Die rege Theilnahme, welche die vor einigen Jahren von uns vorgelegte „Hauswirthschaftliche Preisfrage“ erfahren hat, giebt uns Veranlassung, abermals eine

Preisfrage

auszuschreiben, und zwar über das Thema:

In welcher Weise und bei welchen Gelegenheiten verschenken Herren an Damen Blumen? Wie weit geht überhaupt die Berechtigung dazu?

Für die zehn besten Lösungen der Frage, d. h. solche, welche in möglichst gedrängter Fassung das Thema am erschöpfendsten behandeln, haben wir

Zehn Preise zu je 30 Mark, zusammen also 300 Mark

ausgesetzt.

Alle Freunde unseres Blattes, gleichviel ob Abonnenten oder nicht, ob Damen oder Herren, fordern wir zur Theilnahme an diesem kleinen Preis-Wettkampf auf und bitten sie, ihre Arbeiten bis spätestens den 1. December d. J. an die Redaction der Modenwelt, Berlin W., Potsdamerstr. 38* mit der Bemerkung auf der Adresse: „Zur Preisfrage: Blumen“ franco einzusenden.

Das Preisgericht wird gebildet aus der gesammten Redaction und dem Verlage der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Mit der Prämiation der zehn besten Lösungen werden letztere Eigenthum der Verlags-Handlung. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten erfolgt in unserer Rubrik „Aus dem Leserkreise“, soweit der Raum es gestattet, vom 1. Februar l. J. an.

Die nicht prämiirten Arbeiten werden nur auf besonderen Wunsch, und wenn das Rückporto beigefügt ist, zurückgesandt.

Die Redaction der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat erzeugen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer“ keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pfg. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinander zu setzen. — Bezugsquellen der im „Leserkreise“ beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise“ angegeben. Die Red.

Rabdruck auch im einzelnen unterjagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Für Haus- oder Zimmer-Gymnastik ist ein unter dem Namen „Muskelstärker Turn-Apparat“ (A. Sachs Söhne, Gummivarwarenfabrik, Berlin NW, Lessingstr. 33) bislang wenig bekannter Apparat zu empfehlen, der aus vier, in verschiedener Art verwendbaren und combinirbaren Gummisträngen und Handgriffen u. dgl. besteht und sehr mannigfaltige Muskelübungen zuläßt. Eine Broschüre mit zahlreichen guten Abbildungen, — Die Frei-Gymnastik im Hause. Von William Sachs. Verlag von Cassirer und Datzinger, Berlin W., — erleichtert die Benutzung, obwohl die Beschreibung der Übungen und ihrer Wirkungsweise noch ausführlicher sein könnte. Für die allgemeine Muskelübung genügt das Gebotene, zur Erreichung bestimmter Zwecke, z. B. bei Schwäche und Lähmungszuständen einzelner Muskeln, bei Rückgrats-Verbiegungen u. dgl. m., ist die Befragung eines sachkundigen Arztes unbedingt notwendig, wenn man nicht Gefahr laufen will, Schaden statt Nutzen zu stiften. Der Preis des Apparates beträgt 24 Mk. Dr. D.

J. A. — Schlafen nach dem Mittagsmahl ist schwachen, blutarmen, nervösen Frauen gut oder sogar nothwendig, wie andere Kräfteersparung, wenn es in guter Luft, bequemer

d. h. liegender Stellung und gelöster Kleidung geschieht, und wofür es nicht mit Rücksicht auf besondere gesundheitliche Verhältnisse verboten wird. Es dürfte immer rathsam sein, hierüber, wie über die Pflege und Behandlung der genannten Kranken fortgesetzt ärztlichen, namentlich hausärztlichen Rath einzuholen und genau zu befolgen. — Uebler Geruch aus dem Munde, der andauert, kann nicht aus dem Magen kommen, sondern er stammt aus dem Munde oder den unmittelbar hinter demselben liegenden Theilen, oder aus den Nieren-Organen. In jedem Falle ist ärztliche Untersuchung nöthig. Dr. D.

Vorsichtig, Pudweiss. — Um eine gleichmäßige Nuance Ihres nach dem Färben von Wasserstoff-Superoxyd zu hell gewordenen Haares herbeizuführen, verfahren Sie in folgender Weise: Binden Sie das Haar bis zu der Grenze, wo es bereits gefärbt ist, mit einem dünnen, festen Faden zusammen; dann gießen Sie etwas sehr feines Vaselin-Öel auf einen engen Kamm und kämmen damit das Haar durch, bis es einigermaßen von dem Fett gesättigt ist. Hierauf färben Sie das nicht eingefettete, nachgewachsene, noch die natürliche Farbe zeigende Haar in gewohnter Weise mit Wasserstoff-Superoxyd. Um auch hier eine etwas dunklere Nuance wie bisher zu erzielen, setzen Sie Ihrem Wasserstoff-Superoxyd (auf je 100 g) 20 bis 30 g destillirtes Wasser zu. Sobald die Wasserstoff-Superoxyd-Färbung vollständig getrocknet ist, können Sie das Vaselin-Öel aus dem Haar durch Reiben mittelst eines weichen Tuches entfernen. Hortense de Goupy.

D. B. in D. — Vide Mandelmilch zum Waschen des Gesichts bereitet man in folgender Weise: 250 g ausgesuchte Valencia-Mandeln werden geschält, in einem Porzellan-Mörser zerstoßen, mit 750 g heißem Rosenwasser zu flüssigem Brei verrieben, und die Masse durch feinste Müller-Gaze (feine) gefeilt. Gleichzeitig löst man in einem Porzellan-Gefäß 15 g Walrat und 15 g weißes Wachs, und in einem ebensolchen, zweiten Gefäß 15 g geschabte Venerianische Seife in 250 g Rosenwasser. (Beide Lösungen dürfen nicht auf offenem Feuer, sondern müssen im Wasserbade vorgenommen werden.) Nach erfolgter Lösung setzt man unter stetem Rühren zunächst die Wachslösung ganz allmählich der Seifenlösung zu und fügt diese Verbindung in derselben Weise dann der heijgehaltenen Mandelmilch bei. Die Mischung ist bis zum völligen Erkalten zu rühren. Hortense de Goupy.

Alte Abonnentin aus Sachsen. — Zur Beseitigung der braunen Gesichtsflecke wollen Sie dieselben abends vor dem Schlafengehen mit einer Mischung von 25 g Milchsäure und 25 g Glycerin einreiben. Dem Waschwasser fügen Sie ungefähr einen Theelöffel voll Benzoe-Tinktur zu. Nach dem Abtrocknen ist eine Abreibung des Gesichts mit gutem Cold-cream vorzunehmen. Diese Behandlung muß längere Zeit fortgesetzt werden. Hortense de Goupy.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Damenheim. — Manche alleinstehende Dame, die genöthigt ist, ihr Brod zu erwerben, hat besondere Neigung, sich im Haushalt zu bethätigen, aber die abhängige Stellung als Haushälterin sagt ihr nicht zu. Andere Damen, die ihren Unterhalt durch Unterricht, Kunstarbeit u. dergl. erwerben, halten sich ein Dienstmädchen, wenn sie eigene Wohnungseinrichtung besitzen; in dessen ist es ihnen oft recht un bequem, das Dienstmädchen anzuweisen, und von der nöthigen Ueberswachung kann überhaupt nicht die Rede sein, da sie ihrem Beruf nachgehen müssen. Daraus entspringt ihnen manche Widerwärtigkeit. Diesen



Moderne Möbel.

Damen, sowie den erstgenannten, wäre auf die beste Art geholfen, wenn sie sich zu einem gemeinsamen Haushalt in folgender Weise nach amerikanischen Muster einigen. Die Haushälterin veranlagte Dame nimmt eine Wohnung, wovon sie unmobilierte Zimmer abgiebt und wirthschaftet mit einem tüchtigen Dienstmädchen für die anderen Damen, d. h., sie sorgt für die Reinhaltung der Zimmer, für die gemeinsam einzunehmenden Mahlzeiten, ebenso für die Wäsche. Vor dem Miethe einer Wohnung oder eines ganzen Hauses hat man sich natürlich durch diesbezügliche Anzeigen in Tagesblättern u. mit Pensionen-Mietherinnen zu versorgen. Außer den Möbeln für den persönlichen Gebrauch wäre nur eine Speisekammer-Einrichtung und eine Küchen-Einrichtung erforderlich, nebst dem nöthigen Tischzeug. Die Kosten, die aus solch einem gemeinsamen Haushalt für jede Theilnehmerin entspringen, werden sicher nicht höher, vielleicht nicht einmal so hoch sein,

als wenn diese selbst eine kleine Wohnung mit Küche und Zubehör mietet und sich eine Aufwärterin hält. Dabei fällt alles die Belastende weg. Sie kann sich ihrem Beruf mit vollen Kräften widmen mit dem angenehmen Bewußtsein, daß sie ihr „Dahem“ in guten Händen weiß und jederzeit ihr eigenes, selbst eingerichtetes, behagliches Stübchen oder gar deren zwei vorfindet, ohne sich häuslichen Sorgen und Pflichten hingeben zu brauchen. Ph. F.

Musikalisches.

„Ruy Blas.“ — Die freundlichen Leserinnen bitte ich um Auskunst, welches Motiv oder welche Handlung der Ouverture zu Ruy Blas von Mendelssohn-Bartholdy zu Grunde liegt und worauf die Benennung Ruy Blas überhaupt hindeutet. Es würde mir den Genuß an dieser schönen Musik wesentlich erhöhen, wenn mir ihr textlicher Inhalt bekannt wäre. Frau Emma v.

Zimmer-Einrichtung.

Moderne Möbel und Hängelampe im englischen Stil. — In „Aus dem Leserkreise“ vom 15/9 97 veranschaulichten wir die Ecke eines Boudoirs im englischen Stil nebst einigen Möbeln, die aus dem Atelier des Frl. Olga Julia v. Jaluštokski, Berlin W., Rollendorfstr. 21a nach deren eigenen Entwürfen hervorgegangen waren und zugleich das beste Zeugniß von dem künstlerischen Streben der genannten Dame ablegen. Was man bei modernen Möbeln leicht vermisst, — höchste Einfachheit der Details, die Anpassung jedes einzelnen Möbels an den praktischen Zweck, — findet sich beides zusammen mit dem gediegensten Material hier vereinigt; ganz besonders seuffelt die vornehme Einfachheit der Linien, die jeden überflüssigen Schmuck verjagt und allein durch die Harmonie der Verhältnisse



Hängelampe im englischen Stil.

und der Farben den Beschauer entzückt. Unsere heutigen Illustrationen gewähren u. a. Einblick in eine reizende Fensterecke, die ein bequemer Sessel, ein Ständer für Bücher, Arbeiten und Nippes, sowie ein hübscher Nähtisch ausfüllt, der einem früher im Besitz der Königin Luise befindlichen Original nachgebildet ist. Tief kirchrother Mahagoni bildet das Material für die Möbel, dem sich discret getönte Sammet- und Seidenstoffe, Majoliken und stumpfe Metallbeschläge verschiedener Art und Form gefellen. Auch die Wand-Decoration, Bilder u. dergl., paßt sich dem Stil harmonisch an. Unsere Leserinnen seien insbesondere noch auf die in unserer zweiten Illustration dargestellte Hängelampe im englischen Stil hingewiesen, die in ihrer stilvollen Einfachheit einen wirksamen, wohlthuenden Gegensatz zu den kostbaren, doch häufig nur allzu überladenen „Kronen“ unserer modernen Salons bildet. Die Red.

Küche.

Praktische Winke für die Küche. — Ganzer Blumenkohl läßt sich unbeschädigt serviren, wenn man ihn im Mullbeutel eingebunden und an einem quer über den Topf gelegten Kochlöffel hängend im Salzwasser kocht. — Zart weiß bleibt der gekochte Blumenkohl auch bei längerem Stehen, wenn man dem kochenden Wasser etwas Butter hinzusetzt.

1/2 l flüssige Sahne ergiebt 1 l Schlagrahm.
10 g Hausenblase gleichen 16 g Gelatine.
20 g Hefe gleichen 9 g Cremortartari und 4 g Natron.
Eisenprobe: Läßt man von guter und frischer, aufgelöster Hefe einen Tropfen in heißes Wasser fallen, so steigt er sogleich wieder in die Höhe, schlechte Hefe sinkt zu Boden.
Dem Bier erhält man seinen vollen Wohlgeschmack, wenn man es vor Licht schützt und im Dunkeln aufbewahrt. Die richtige Temperatur des Bieres soll 9 bis 10° R sein.

1/2 kg Liebig's Fleisch-Extract enthält die Quintessenz von 20 kg des besten, fettfreien Rindfleischs.
Milch conservirt man mehrere Tage, wenn man sie im Wasserbade auf 40-50° R erwärmt, sie 2 Stunden darin beläßt, und dann bis auf 15° R. wieder abkühlt.
Eingelegte Gurken schüßt man vor dem Weichwerden, wenn man den Boden des Gefäßes zuvor mit etwas pulverisirtem Alaun bestreut.

Ausgelassenes Rindertalg gewinnt an Haltbarkeit, wenn man es mit etwas pulverisirter Borsaure bestreut, und danach fest zubindet. (Auch für Gänsefett anzuwenden.)
Zur schnelleren Kühlung von Bowlen und Kälteschalen setzt man ein mit Eisstückchen gefülltes, gut verschlossenes Einmacheglas in die Getränke hinein. — Für eine Kältemischung löst man 300 g pulverisirten Salmiak in 2 1/2 l Wasser auf und setzt die zu kühlende Flasche u. dgl. hinein.

Als Ersatz für fehlenden Essig läßt sich zum Salat gut Citronensäure verwenden, die in der hygienischen Küche überhaupt stets den Essig vertreten soll. — Als Ersatz für fehlenden Weinessig zur Salatmischung giebt man Weißwein und Speise-Öel zu gleichen Theilen in eine Flasche, und schüttelt sie mehrmals täglich während zweier Wochen gehörig durch. Giebt einen besonders feinen Geschmack.
Obstflecke, welche das Schälen von Obst an den Händen zurückläßt, entfernt man durch sofortiges Abreiben mit diesen Schalen.

Frisches Brod läßt sich mit einem heißen Messer gleichmäßig glatt schneiden.
Ungleich aufgetragene Zuckerglasur glättet man mit einem in Wasser getauchtem Messer.
In Eis spind e dürfen nur abgekühlte Speisen gesetzt werden.

Den Geschmack alter Kartoffeln verbessert man durch Hinzufügen eines mäßigen Stückchens Kalk in das kochende Wasser.

Fälschungen von gemahlenem Kaffee lassen sich zweifellos ermitteln, wenn man eine Probe desselben in einem hohen Glase voll kalten Wassers gehörig umschüttelt.

Zähes Fleisch und Geflügel kochen schneller weich, wenn man beim ersten Aufwallen etwas guten Branntwein, etwa 2 Theelöffel voll auf 1 kg hinzusetzt.

Fürs Haus.

Cafes-Büchse und Blumen-Vasen aus Kayser-Zinn. — Wiederholt haben wir unsere Leserinnen auf die geschmackvollen Geräthe aus Kayser-Zinn aufmerksam gemacht.



Cafes-Büchse aus Kayser-Zinn.

Gärtnerei.

Alpenveilchen. — Das persische Alpenveilchen (Cyclamen persicum) gehört zu den beliebtesten und verbreitetsten Blütenpflanzen für den Winterflor.

Das Alpenveilchen wird in den Gärtnereien zu Tausenden herangezogen und zwar durch ein sehr einfaches, rasch zum Ziele führendes, aber im Zimmer schwer anzuwendendes Verfahren.

Gewöhnlich werden die Alpenveilchen viel zu warm und zu dunkel gehalten, sie müssen am Fensterbrett einer nur wenig geheizten Stube stehen, und beim Gießen muß man darauf achten, daß das Wasser nicht auf die Knolle läuft.

alpine Alpenveilchen, die ganz kleine, aber wirklich anmuthige Blüten bringen. Die Blüthezeit dieser Alpenveilchen fällt nicht in den Winter, sondern meistens in den Vorfrühling, also in eine Zeit, zu welcher die großen persischen Varietäten schon längst verblüht sind.



Zwei Vasen aus Kayser-Zinn.

bekommt, sondern bloß den Stamm, der dieser entsproßt. Nur da, wo Alpenveilchen auf schwacher Humus-Decke über Steingeröll wachsen, gelingt es, sie vollständig aus der Erde heraus zu nehmen.

Juga. — Unter Zinnkraut oder Schenerkraut, das zum Pugen von Zinn von und in „Aus dem Leferkreise“ vom 1/6 98 empfohlen wurde, ist der unter dem Namen Katzenwedel, Pferdeschwanz, Durock zc. bekannte Schachtelhalm, Equisetum arvense, zu verstehen.

Handarbeit.

Gestickte Servir-Decken für den Kaffee- oder Theetisch. — Neben den Mittag- und Abendessen, den Vällen und anderen Zusammenkünften im großen Stil sind in der Kleinstadt die gemütlichen Kaffeekränzchen und die Thee-Abende zum Glück noch nicht ganz verschwunden.

Bettvorleger aus Wollresten. — Jede Dame, die gestickte Wollstickereien anfertigt, hat gewiß viele Wollresten. Aus denselben läßt sich ein hübscher, pelzartiger Teppich herstellen, oder man kann nach Belieben auch einzelne Streifen als Verzierung von Fensterbeden, Fußflissen zc. verwenden.



Leesezeichen mit Papiermesser.



Gestickte Servir-Decken für den Kaffee- oder Theetisch.

Bett-Zuschlag in Stridarbeit. — Für einen älteren Herrn eine nützliche Handarbeit zu finden, kostet stets viel Kopfzerbrechen. Ein einfaches, bescheidenes, doch höchst brauchbares Geschenk fertigte ich meinem Väterchen.

Allgemeines.

„Wie man ein Schmann zubereitet.“ (Aus einem alten Familien-Buch.) — Weit dieses Schüssellein das Hauptstück ist auf dem Tischlein des Lebens, geh zeitig auf den Markt und halte wacker Umschau, damit Du ja ein sauberes Stück erwischest.

Spruchsammlung für Ansichtskarten. — Das Sammeln der illustrierten Postkarten scheint noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht zu haben, denn im Augenblick, wo neben



den reizvollen Ansichten aus fernen Ländern oder von bekannten Städten allerlei banale Zeichnungen zur Anwendung gelangen, nahmen sich hervorragende Künstler des interessanten Sports an und schufen in den sogenannten Künstlerarten gar mancherlei begehrenswerthe Blätter.

Leesezeichen mit Papiermesser. — Die Stelle des Korb so hochbeliebten Aleeblattes, — als Glücks-Symbol an Schwund- und Phantasie-Artikeln aller Art, — vertritt an dem dargestellten Leesezeichen mit Papiermesser der Epheu, das Sinnbild der Beständigkeit.

Landpomeranze. — Lesen Sie „Wie soll ich mich benehmen?“ Ein Handbuch des guten Tones und der feinen Lebensart. In Aufnahmen nach dem Leben unter Mitwirkung hochgeschätzter Persönlichkeiten herausgegeben von J. von Wedell. Stuttgart, Verlag von Levy u. Müller. Preis 4,20 Mk. Wir hoffen, daß das Buch Ihnen gute Dienste leisten wird.

Bezugsquellen.

Leesezeichen: L. G. Buch, Berlin W., Leipzigerstr. 19. Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leferkreise“ übernimmt Frau A. Hermann, Berlin-Charlottenburg, Großmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.
(1. Fortsetzung.)

Sie hatten eben den prächtigsten Hirsch erlegt, den eure Gründe bergen, Herr," berichtete Mechtild, "und waren daran, ihn auszuweiden. Da sahen sie uns auf dem Waldweg daherkommen. 'Ho, ho!' rief der finstere Ortolf seinen Knechten zu, 'da giebt es noch ein Edelwild zu jagen,' — und flugs sprangen die beiden unseren Rossen in die Fänge. Die Magd, die schrie, rissen sie vom Pferd und schleuderten sie ins Buschwerk, den Hüben, der sich zur Wehr setzen wollte, warfen sie auf den Grund, daß er, mit dem Kopf an einer Fichte Wurzel schmetternd, ohne Sinne liegen blieb. Mich aber zerrten sie mit dem Ross in ihre Mitte, wo der verendete Zwölfender lag. 'Ich hab' ihn erlegt!' frohlockte der wilde Gerhard, 'Ihr wißt, Mägdlein, was Jagdrecht ist: dem Schützen gebührt ein Aß von der schönsten Dame, die zugegen ist!' Mir tobte heißer Zorn durch alle Glieder. Für Diebe und Wildstreifer, die auf fremden Gründen pirschen, giebt es kein Jagdrecht! rief ich außer mir. Sie lachten voll Hohn und Trog: 'Wo wir sind, da gilt unser Recht, — und ihr wollt wir's zeigen!' Der Unhold packte mit rohem Griff meine Hände und suchte mich aus dem Sattel zu sich herab zu ziehen. Da sah ich die Verzweiflung. Mit dem Fusse stieß ich aus aller Kraft in des Rappen Weiche, hoch auf bäumte das Thier, und mit schlagenden Hüfen trug es mich über den Kreis der Fressler hinaus in den Wald. Durch Dorn und Ranken jagend, hörte ich hinter mir, wie sie sich auf die Pferde schlangen und mir nachsetzten. Des Vaters Burg konnte ich nicht erreichen, so sprengte ich hierher, auf die schlichten Leute zu, die mir allein zu Hilfe und Trost blieben. Zu wenig Augenblicke müssen die Verfolger aus dem Walde brechen, — doch wenn sie Euch sehen, Herr, wird der Muth ihnen schwinden. 'Geht mir ein Schwert!' rief Herr Burkhard zornflammen- den Auges und mit donnernder Stimme. Vergebens blickte er im Kreis umher. Die Bauern, die eine Waffe am Gurt trugen, wichen verlegen hinter die anderen zurück, denn sie wußten, daß es gegen des Herrn Willen war, Schwert zu führen. Unter der Linde aber raffte sich die hagere Gestalt des altersgrauen Spielmanns auf. Mit zögernden Schritten kam er heran:

'Denn Ihr das meine wollt, Herr, — Schwertschlag und Leutenklang haben stets gut zu einander gestimmt, und wo es Recht thut, hab' ich es nicht mit Unehren geführt.'

Mit leise bebender Rechten reichte er dem Ritter die blanke, mit Stolz getragene Waffe.

Herr Burkhard warf seines Hauptes blondes Gelock zurück und sah den greisen Fiedler mit leuchtendem Blicke an.

'Ich danke Euch, Alter, Euer Eisen ist gut, denn Ihr habt es mit manch mannbastem Lied gestiftet.'

Zwei Bauern, die Mechtild's Braunem nachgesprungen, brachten forben das mit Mühe wieder eingefangene Thier zurück.

'Besiegt Euer Ross und reitet ohne Sorge heim, Jungfrau,' sprach Herr Burkhard.

'Seht, seht dort, — da tauchen die Köpfe ihrer Pferde am Waldrand auf, sie verfolgen mich bis hierher!'

'Seid getroßt. Wenn sie Euch suchen, so sollen sie mich finden, — und alle diese hier, die getreu zu ihrem Herrn stehen. Euerm Vater aber bringt meinen Gruß, — und er hole bald von dem Pilger hören, den die Noth der Zeit zwingt, sich wieder in einen Ritter zu verwandeln.'

'Nichts zwingt Euch, Ritter von Hohensfels,' sprach plötzlich eine ernste, tiefe Stimme, 'nichts als Euer eigener Wille, Euer sündig weltliches Trachten. Leget das Schwert von Euch, es beleidigt das Kleid, das Ihr tragt!'

Herr Burkhard hatte, während Mechtild sich aufs Ross schwang und davon ritt, spähend nach dem Waldraum hinaufgeschaut, wo die Jäger beim Anblick des bunten Festtreibens auf dem Haldenhof einen Augenblick zu stupen schienen, offenbar im Zweifel, ob die Entkommene hierher sich gewendet. Jetzt lehrte sich der Ritter verwundert nach dem unberufenen Sprecher um:

'Der heilige Mann!'

'Der Klausner von St. Katharina!' murmelten ehrfurchtig die Bauern.

Ein mildes Lächeln umspielte Herrn Burkhard's Lippen. Er kannte den frommen Einsiedler gar wohl. War es doch sein nun bei den Ahnen ruhender Vater gewesen, der dem Johann Keller von Brunnisbach die Felswand am Seeufer zu eigen gegeben, in die sich der heilige Mann in jahrelanger Arbeit mit den Händen die stille Klausel eingegraben. Wohl begünstigte der weiche Molassestein solches Schaffen, aber dennoch gehörte die ganze Kraft des Glaubens dazu, das Werk zu vollenden. Urjähre freilich, seiner Schuttpatronin zu dienen, hatte der Einsiedler, der früher ein schlachter Bauer gewesen. Denn als er einst mit dem einzigen Kinde, das ihm sein frühverstorbenes Weib geschenkt, hoch über dem steil abfallenden Seeufer das Schengespinn durch die braune Aderschwelle getrieben, da waren die schweren Thiere dem Rande zu nahe gekommen und sammt der geliebten Tochter in die hochauflühende Fluth gestürzt. In weinendem Jammer war der unglückliche Vater niedergeunken und hatte der heiligen Katharina seines Lebens Rest gelobt, wenn sie das theure Kind ihm rette. Und die Heilige hatte Erbarmen. Denn schäumend trugen die starken Thiere sicher das Mägdlein ans rettende Ufer zurück. So gab er göttlichem Dienste sein eigenes um des Kindes Leben hin. Und reichlich lohnte die Heilige seinen frommen Sinn. Denn die Gerettete war seit Jahren die gesunde Mutter blühender Kinder auf dem Rosenbergl bei Sipplingen, und Alt und Jung wetteiferten in der Gegend, dem heiligen Mann durch fromme Spenden sein einsiedlerisches Dasein zu erleichtern. Nur selten verlieh er seine Klausel; wenn es aber geschah, so war es, um Frieden zu stiften, wo Streit drohte, denn zu solch segensreichem Werk glaubte er sich von seiner himmlischen Patronin berufen.

'Ihr mögt recht haben, frommer Mann,' sprach lächelnd Herr Burkhard, 'ich will Euch folgen, doch nicht das Schwert, sondern das Kleid werde ich ablegen, da eines nicht zum anderen taugt.'

Der Klausner legte ihm die Hand auf die Schulter, während die Bauern ehrerbietig zurücktraten: 'Bedenket das Ende, Herr! Ihr habt nicht Gott gesucht in diesem Kleid, darum habt Ihr ihn und seinen Frieden nicht gefunden, darum greift Ihr wieder zum mörderischen Schwert. Doch besser wär's Euch, Ihr liehet das Eisen ruhen und dienet mit reinen Sinnen dem Himmel!'

'Ich that es, da ich zum heiligen Lande fuhr, da ich dieses härene Gewand anzog.'

'Dem Leibe legtet Ihr es an, doch um eure Seele tragt Ihr ein ander Kleid.'

'Kannst Du in meiner Seele lesen?' fragte ein wenig unwillig der Ritter.

'Der Herr, der die Frommen erleuchtet, läßt mich in Euer Herz blicken. Euer Sinn stand nicht auf Beten und Fasten, der Feiler und Laute sammt Ihr nach, — und den schönen, vererblichen Frauen!'

'Narr!' rief Herr Burkhard, 'was verstehst Du von Weiberminne!'

'Daß sie ins Verderben führt zeitig und ewig. Denkt an das Ende und Gericht, Herr! Da ist kein Unterschied zwischen Euch und Euerm geringsten Knecht. Und Gott wird Euch fragen: Wie habt Ihr Euer Leben hingebacht? Was könnt Ihr sagen! Ihr habt Lieder gesungen, — doch nicht zu seinem Preis, Ihr habt in jeder höfischen Kunst Euch bewährt, doch nicht im Glauben, — der beste Schütze weit im Land, habt Ihr dem Wilde nachgejagt, Ihr sandtet eure Sinne aus, zu jagen nach Frauenminne, — das beste Wild aber, Eurer Seele Heil, ist schnell, weise und stark wie der Löwe, — es braucht des Juchses Schlaubeit, es zu fangen, — und ihm habt Ihr nicht nachgepircht!'

Des Ritters offene Züge verdüsterten sich. Tiefer als jener denken mochte, hatten ihn die Worte des Klausners getroffen. Konnte der Gottesmann wirklich in sein Inneres blicken? Verhohlen war sein Lieben gewesen, hier wie dort, — und dennoch wußte der Fromme, daß sich in seiner Brust die Lust am Waldwerk mit der früheren Jagd nach Frauenminne gemischt!

Er hatte nicht Zeit zu weiterem Nachdenken, denn plötzlich ward über dem Haldenhof der Wald lebendig, und zwischen den Stämmen quoll es in buntem Getümmel hervor.

'Da reitet sie!' rief eine Stimme.

'Seht ihr nach!'

'Laßt das Bild nicht entkommen!'

Der wilde Gerhard hatte Mechtild, die eben in den Wald des Rinsbergl einbog, zuerst erblickt und spornete sein Ross.

Doch um die Flüchtige zu erreichen, gab es keinen anderen Weg als über den Haldenhof. Die Herren scheuten nicht davor zurück. Was lag an den Bauern, — wenn sie es wagten, Widerstand zu leisten, so überritt man sie!

Wie ein toller Spuk sauste es über die abschüssige Halde herab, an der Spitze der finstere, schwarzbärtige Ortolf von Haldenburg, wie stets in Kriegertracht, mit braunem Lederswams und Eisenhaube, ihm zur Seite seine übermüthigen Knechte, hinter ihm, am grünen Bande das mächtige, silberbeschlagene Stierhorn, dann Dietmar, der Jägermeister, und ein lärmender Troß von Waldmännern und Knechten. Scharzahnige Hunde, am langen Leitseil zerrnd und reißend, freispringende weiße Bracken umflühten mit wüstem Gebell die niederstürmende Schar. An den Sätteln der dampfenden Pferde blinkten krumme Dolche und Baldmesser, und über die grünen Birsgewänder der Jagenden ragten todtdrohend und tropig schneidende Spieße, eisens blinkende Wurfspeere, schwere Armbrüste und schlanke Bogen, deren Köcher von spitzen Pfeilen strotzten. Gellende Hornstöße schmetterten in das Getöse der feinschlagenden Hufe, und mit wildem 'Rara, rara, Taho, taho!' angeheßt und beseuert überstürzten sich im Laufe die helfenden Hunde.

So floh es unter ohrbetäubendem Lärm heran, und hart vor den erschrocken zurückweichenden Bauern standen im letzten Augenblick die schraubenden Rappen mit schaumumflodten Nüstern dampfend still.

'Platz da, Knechtsgesinde, — was steht Ihr im Weg!' schrie vom schwarzmähnigen Ross herab der Haldenburger.

'Das ist nicht Euer, ist unseres Herrn Weg,' — wagte einer zu antworten.

Herr Ortolf hob zu laufendem Schwung die Peitsche!

'Frecher!'

'Frecher Du selbst!'

Eine hohe Kraftgestalt, im Pilgerkleid, doch mit einem Schwerte bewehrt, hatte seinen Arm gepackt und hielt ihn in stahlharter Umklammerung.

Einen Moment noch hatte Herr Burkhard geögert, doch als er die letzten über die Halde herabbräusen sah und keine Dame unter den Reitern erblickte, stieß er den Klausner, der ihm den Weg vertreten wollte, zur Seite und fiel dem Rappen des Haldenburgers in die Fänge.

'Unverschämter, wer bist Du?' braute Herr Ortolf auf.

'Glaubst Du, Dein Kleid schütze Dich vor Strafe für Deine Frechheit?'

'Das frag' ich Euch, Euch, den einstigen Vasallen von Hohensfels, Euch, den mein gutherziger Vater mit Wohlthaten überhäufte, dem er die Burg zu eigen ließ und den er zum freien Herrn machte, Euch, in dem sich der Erde schwarzgerster Uhdant verkörpert, — Euch, Ortolf von Haldenburg!'

Ein jähes Erblassen zuckte über des Ritters Gesicht, doch schnell faßte er sich und barg seine Ueberraschung unter trohigem Spott:

'Vergebt, daß ich Euch nicht erkannt, Herr Nachbar. Euer Kleid ist mir neu, aber es steht Euch wohl. Vielleicht thätet Ihr besser, es immer zu tragen. Doch willkommen zur Heimkehr! Und für heute seid so gut, uns nicht aufzuhalten, denn wir verfolgen ein Wild, das schon im Netze, uns entsprang.'

Herr Burkhard mußte sich reden, der Jörn straffte all seine Muskeln, das Pilgerkleid erschien ihm wie ein verächtlich machendes Weibergewand. Ja, wenn er wie ein Kreuzritter den Panzer darunter getragen, — wie gern hätte er es abgeworfen und sich auf seinen Feind gestürzt. Aber noch galt es, ruhig Blut zu behalten und sich zu gedulden bis zur Stunde der Vergeltung.

'Ihr meint das Fräulein von der Klausburg?' fragte er sich gewaltiam bezähmend. 'Sie steht unter meinem Schutz wie jedes Edelwild, das Ihr auf Hohensfels Grunde jagt. Wißt Ihr, was unser ehrliches Jagdrecht bestimmt? — Wer pirschend auf fremdem Reviere ertappt wird, dem gehört der Strid!'

'Erst haben, dann henken!' höhnte der Jägermeister, von jeder den Hohensfelsern verfeindet und den Haß seines Herrn stets neu zu schüren bedacht. 'Bedankt Euch bei uns, daß wir uns Eures Wildstands angenommen, derweil Ihr ferne waret. Wäret Ihr nimmer heimgekommen, stünd's auch in Zukunft besser darum.'

Herr Burkhard ließ den Arm des Haldenburgers fahren, seine Häuse ballten sich. Einen Augenblick machte er Miene, sich auf den frechen Spötter zu werfen. Doch noch einmal sich bezwingend, wandte er sich zu Ortolf:

Preis-Ausschreiben.

„Ein gutes Buch ist der angenehmste Freund“, heißt es im Landprediger von Wakefield. Von diesem Grundsatz ausgehend, lassen wir es uns angelegen sein, unseren Leserinnen und Lesern, — denn auch Männer suchen mit Vorliebe das Unterhaltungsblatt unserer Zeitschrift, — einen guten Lesestoff zu bieten. Unser Blatt kann aber selbstverständlich nicht den ganzen Bedarf an Lectüre decken, und je fleißiger man liest, — nicht nach der Menge, sondern mit sorgfältiger Wahl und ruhigem Nachdenken, — einen desto reiferen Geschmack wird man sich aneignen. Um nun Gelegenheit zu geben, das erworbene Urtheil zu bethätigen, eröffnen wir ein

Preis-Ausschreiben

Redaction und Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“,

und fordern die deutsche Frauenwelt auf, uns diejenigen drei Werke deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den letzten drei Jahren zu nennen, welche den größten Eindruck auf sie gemacht haben.

Alle während dieser Zeit erschienenen Arbeiten, ganz gleich ob Roman, Novelle, Aufsatz, Humoreske oder Plauderei, können gewählt werden; auch ist es ganz gleichgültig, ob dieselben in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Nur ist anzugeben, wo und in welchem Jahre sie erschienen sind. Jedes Werk soll in höchstens zehn Worten charakterisirt werden.

Für die besten Leistungen in Bezug auf Auswahl und Begründung setzen wir folgende Preise aus:

Zwanzig erste Preise zu je 50 Mark,

Zwanzig zweite Preise zu je 20 Mk.

zusammen also Tausend Mark.

Weitere gute Urtheile werden lobend erwähnt werden.

Preisrichter sind die gesammte Redaction und der Verlag der „Illustrierten Frauen-Zeitung“. Die Preisbewerbungen müssen bis zum 1. November d. J. in unseren Händen sein. Bekannt gegeben wird die Entscheidung in unserer Nummer vom 1. Januar d. J.

Die gesammte weibliche Lesewelt kann sich theiligen.

Berlin W, Potsdamerstr. 38.

„Billigt Ihr, was dieser Euer Knecht sagt? — Wenn nicht, so züchtigt ihn vor meinen Augen!“

Der Haldenburger zuckte verächtlich die Achseln. Aus Burthards Antlitz aber wich alles Blut. „Nun denn, Herr Ritter,“ rief er mit zornbebender Stimme: „Mit Euerem Schweigen werft Ihr mir den Fehdehandschuh hin. Waffe, über Euch! Fortan sei Schwertrecht zwischen uns und Euchm Fehd' und Feindschaft zwischen unseren Burgen!“

Der Haldenburger drückte dem Hengst die Sporen in die Weichen, daß das edle Thier in hohem Sprunge ausbäumte: „Schwertrecht zwischen uns und Euch! Wie's Euch beliebt, Herr Ritter. Mir nach und auf zur Jagd! Des Feindes Bild zu jagen, ist von eigenem Reiz. Und was vor unsere Spieße kommt, soll Gnade nicht erwarten!“

Mitten durch den Bauernhaufen, der schreiend und stehend aus einander hob, spornete er sein schäumendes Thier. Mit Hufsa und Hurla sehten die anderen ihm nach auf den Weg zur Klausburg, da eben Mechtild das schützende Thor der väterlichen Weite erreichte.

Des Hohenfesslers Hand krampfte sich zuckend um den Schwertgriff, in ohnmächtiger Wuth blickte er den wilden Jägern nach. Die Bauern aber sandten den Hohnlachenden einen Steinhagel nach, der zwischen den Pferden niederprasselte und diese zu noch tollerem Galopp trieb.

Nur der fromme Klausner war verschwunden. Zeitig hatte er sich in den Wald geschlagen, da er sah, daß die bösen Geister triumphirten und jedes Friedenswort vereitelten.

Herr Burthard raffte sich auf. „Ihr habt es gehört. Zur Morgenröth ist alles, was Wehr und Waffen tragen kann, auf die Burg entboten. Der Gottesfrieden heißt, daß jede Fehde erst drei Tage nach der Abjage beginne. Vom Abend des heutigen Donnerstags bis zum Montag Abend müssen die Waffen noch ruhen. Wir wollen die Zeit bis dahin nützen, sie zu schärfen!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Zu unserem Preis-Ausschreiben.

Auf die zahlreichen an uns gerichteten Fragen antworten wir, daß in den Preisbewerbungen alle Werke deutscher Schriftsteller berücksichtigt werden können, sie müssen aber erst in den letzten drei Jahren veröffentlicht sein!

„Soll und Haben“ von Gustav Freytag, „Der grüne Heinrich“ von Gottfr. Keller, „Problematische Naturen“ von Fr. Spielhagen, „Jenseits des Wassers“ von Wilhelm Jensen, „Kampf um Rom“ von Felix Dahn u. s. sind also, weil vor langen Jahren erschienen, ausgeschlossen. Dagegen können außer Romanen, Novellen, Aufsätzen und Humoresken auch Reisebeschreibungen, Memoiren-Werke, Biographien, Gedichte (einzeln und gesammelt), ja selbst Lust- und Schauspiele, Dramen u. s. gewählt werden. Wir hatten zwar ursprünglich nur die Unterhaltungs-Lectüre im Auge, haben uns jedoch entschlossen, auch solche Aufstellungen nicht von der Preisbewerbung auszuschließen, in denen z. B. ein Drama genannt ist. Ob die Werke in Buchform, in Zeitschriften oder Tageszeitungen veröffentlicht wurden, ist ganz gleichgültig; die in unserer Zeitschrift erschienenen Werke sind selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

Neue Moden.

Berlin. — Die Hochfluth von „Neuheiten“, die zu Beginn jeder Saison in unseren Redactions-Räumen zusammenströmt, hat sich nun etwas verlaufen, und allmählich läßt sich ein sicherer Ueberblick gewinnen. Die Mode im allgemeinen ist mit wenig Worten charakterisirt: enge Ärmel, schmale, schlanke Schultern, schlanke Hüften, weite, breite und — möglichst lang nach unten ausfallende Röcke, dazu den Hals hoch und eng umschließende Stragen-Garnituren, aber weniger hohe Sturmkragen an den Straßenhüllen. Aber innerhalb dieser Contouren, welche Mannigfaltigkeit! Welcher Abstand zwischen dem classisch schlichten Schneiderleid, dessen ruhiger Hock nicht einmal des sonst für die Mode so charakteristischen Anlasses bedarf, um elegant zu sein, zwischen der Muse und den über und über mit Blendensatz, mit Applications-, mit Kurbel- oder mit Bändchenstickerei bedeckten Gewändern! Und wieviel Nuancen zwischen diesen beiden Extremen! Wieviel Möglichkeiten, mit den einfachsten Mitteln Zweckmäßiges, Hübsches und selbst eine gewisse Eleganz zu erreichen. Anstatt der Mode aus der einen oder anderen unvermeidlichen Excentricität, aus einer phantastischen Laune einen Vorwurf zu machen, freue man sich ihrer bunten Vielseitigkeit, der Fülle des Gebotenen, die dem Einzelnen gestattet, seinen persönlichen Geschmack zu betheiligen, für jedes besondere Bedürfnis, jede Gelegenheit das Entsprechende zu finden und das, was ihm nicht zusagt, einfach zu ignoriren. Kein schlagenderer Beweis dafür, daß die so viel berufene „Tyrannin“ der Mode längst zum Märchen geworden, als das Verhältniß der „verbesserten“ Frauenkleidung zur Tagesmode. Die Befürchtung, daß ein extremes Befolgen der jeden Zwang verpöndenden Grundzüge unliebsames Auffallen zur Folge haben würde, hat sich als ganz unbegründet erwiesen.

Vorausgesetzt, daß der kurze Rocksaum keinen zu unnormal entwickelten oder schlecht beschuhten Fuß enthüllt, daß die hygienisch bequeme Tracht keinen unschön saloppen Eindruck macht, fallen die „verbesserten“ gekleideten Damen nur dem schärfer zusehenden Blick auf, der bei normal gewachsenen Gestalten keine Freude daran hat, — unnormal entwickelte Körperformen wirken aber weder im Corset-Zwang, noch ohne diesen erfreulich! Und gerade einige sehr charakteristische Züge der augenblicklichen Mode im engeren Sinne sind eigentlich nur für tadellosen Wuchs berechnet.

So dürften Damen mit einiger Körperfülle Mühe haben, die rückwärts so überaus flach abfallenden Frackhöfchen, den ringsum faltenlosen Obertheil der Röcke (siehe Abb. 32-33) wie die Prinzessprobe, oder die charakteristischen, rückwärts langen und nach vorne sich verkürzenden Serpentine-Theile der Röcke und Capes mit Vortheil zu tragen. Bei breiten Hüften und flach abfallendem Kreuz erscheint daher eine leichte Abhilfe in Form einer rückwärts in sehr dichte, eng zusammengereichte Falten arrangirten Unterkleidung, — vielleicht sogar mit leichter Kissenlage, — dringend geboten.

Dem glatten Kostüm-Rock ist, wie schon erwähnt, sein Bestehen reichlich gesichert, und zwar für das einfach schneidermäßige Alltagskleid, das jede Frau in den Stand setzt, sich von



Besuchs-Anzug mit Pelz-Cape. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. — Das Cape aus Seal zeigt dreifachen Serpentine-Ansatz aus Marder, dem sich breit umgelegte Revers anschließen.

Kleid aus Sammet mit gestickter Bordüre, die vorn aufsteht, und hier von einem Krepp-Volant begleitet wird. Hinten gefalteter Füll mit Rococo-Schleife und Taubenflügeln.

allen Modelaunen zu emancipiren, unbeschadet äußerlicher persönlicher Eleganz. Aus dem Bedürfnis, die Garderobe praktisch einzurichten, erklärt sich auch die unausrottbare Herrschaft der Bluse, die mit Vorliebe ihre allereinfachsten Formen, nur mit kleinen Abänderungen festhält, wenn sie schon gebiegenes Material beansprucht. So verarbeitet man jetzt den kräftigen moire velours, den sammettschimmernde fleur de velours oder prächtige, großgemusterte Brocade zu höchst einfachen Formen mit fingerbreiten Längssäumen und schmaler Knöpfchenleiste am Borderteil, mit rückwärts geschlossenem Stehkragen, über den sich ein schmaler Leinenkragen herauslegt. Anstatt dieses militärisch knappen Hals-Arrangements wird dazu auch der hohe, steife Vatermörder mit breiter englischer Doppelbinde getragen; diese kann durch eine schmale, doppelt umgeschlungene Cravate ersetzt werden, oder aber man trägt den an ein schmales Halsbündchen geknüpften hohen Herren-Stehkragen

mit langer Cravate aus Band, deren Enden mittelst mehrerer Nadeln festgehalten werden.

Aus abstechendem Material fertigt man auch vielfach die moderne Fracktaille mit vorn spitzem Abschluß, sehr engem Ärmel und meist reich besetzten Revers, so aus Sammet zu Tuch oder aus travers gestreiftem Stoff zu glattem Rock, auch wohl aus lebhaft farbiger Seide. Während aber diese Fracktaillen der großen Toilette vorbehalten sind, erfreuen sich der Bolero und Spencer einer überraschenden Popularität, — und zwar hauptsächlich in seinen neuesten Variationen, bei denen die vorderen Ränder bald rund, bald spitz, bald in Pattenform über die Taille herabreichen. Als Modefarbe erhalten sich Braun in allen dunklen und hellen Tönen des Viberpelzes, ferner die blau-lila Nuancen von Hortensien und Heliotrop, — diese letztere, ebenso wie bläuliches Resedagrün, fast immer mit schwarzer Musterung gedeckt.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen unterliegt.

In unsere Leserinnen.

Die rege Theilnahme, welche die vor einigen Jahren von uns vorgelegte „Hauswirthschaftliche Preisfrage“ erfahren hat, gibt uns Veranlassung, abermals eine

Preisfrage

auszuschreiben, und zwar über das Thema:

In welcher Weise und bei welchen Gelegenheiten verschenken Herren an Damen Blumen? Wie weit geht überhaupt die Berechtigung dazu?

Für die zehn besten Lösungen der Frage, d. h. solche, welche in möglichst gedrängter Fassung das Thema am schöpferischsten behandeln, haben wir

Zehn Preise zu je 30 Mark, zusammen also 300 Mark

ausgesetzt.

Alle Freunde unseres Blattes, gleichviel ob Abonnenten oder nicht, ob Damen oder Herren, fordern wir zur Theilnahme an diesem kleinen Preis-Wettkampf auf und bitten sie, ihre Arbeiten bis spätestens den 1. December d. J. an die Redaction der „Modenwelt“, Berlin W., Potsdamerstr. 38* mit der Bemerkung auf der Adresse „Zur Preisfrage: Blumen“ franco einzusenden.

Das Preisgericht wird gebildet aus der gesammten Redaction und dem Verlage der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Mit der Prämiation der zehn besten Lösungen werden letztere Eigenthum der Verlags-Handlung. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten erfolgt in unserer Rubrik „Aus dem Leserkreis“, soweit der Raum es gestattet, vom 1. Februar d. J. an.

Die nicht prämiirten Arbeiten werden nur auf besonderen Wunsch, und wenn das Rückporto beigefügt ist, zurückgeschickt.

Die Redaction der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Beschäftigung der Jugend.

Tägliche Beschäftigung für Mädchen und Knaben. —

Was sollen wir nur anfangen mit dem vielen Spielzeug, das nicht mehr gebraucht wird und zum großen Theil auch nicht mehr tauglich erhalten ist? So wird manche Hausfrau und Mutter größerer Kinder, besonders beim großen Kleinkind, sicher ausrufen. Ich verwende es auf folgende Weise: Beim Herbstreinigen schon sammelte ich alles überflüssige Spielzeug, ebenso Puppen, Bänder, Spigen etc., und auch meine Freundinnen werden um alte Puppen und andere Spielsachen, Leinwand und andere Lappchen angebettelt. Oft schon von den Herbstferien an, jedenfalls aber sobald es für den Aufenthalt im Freien zu kalt wird, kommen gewöhnlich am Mittwoch Nachmittag von 2 bis 4 Uhr einige Freundinnen zu meinen beiden 14 und 16-jährigen Töchtern und begeben sich alle mit einander an die „Weihnachtsarbeiten für arme Kinder.“ Zuerst werden die Köpfe und Strümpfe der Puppen ausgebessert. Die Glieder der beweglichen Puppen werden mit Gummi-ahnung wieder in Ordnung gebracht (durch Ablösen der Perücke ist der einfache Mechanismus sichtbar); die Leder- und Zeugstücke, die ihr Füllsel verlieren, werden genäht, die Perücken wieder aufgesetzt, und mit dem Farbkasten und Pinsel wird hier und da nachgeholfen, um die verblühten Farben wieder aufzufrischen. Nun schneide ich Unterzeug und Kleider zu und nähe auf der Maschine vor, während die Kinder die Handnäherei daran anfertigen. Zum Schluß der Arbeitsstunde muß jedes der Kinder ein Wäscheband mit eingetragenen Namen um seine Arbeit binden, damit sie bis zum folgenden Mittwoch glatt und ordentlich verwahrt werden kann. Aber auch die Knaben und ihre Freunde sind nicht müßig. Puppe und Reimtopf spielen bei ihnen die Hauptrolle. Alte Puppenzimmer, Verkaufsläden, Pferdewälle etc. werden wieder zusammengesetzt, und der Zauberkasten wird zur „Aufmunterung“ der alten Sachen häufig genug in Anspruch genommen. So haben die Puppen im letzten Winter eine ganz alte Puppenstube sehr lieblich wieder hergestellt; besonders stolz waren sie auf die eigenhändig eingeklebte Tapete aus farbigen Klebe-Bildchen und alten 10 Pfennig-Briefmarken. Was fertig ist, wird meinem Gutachten unterworfen, ich übernehme auch die Aufbewahrung. Kurz vor Weihnachten wird dann Revision gehalten und bestimmt, wie viele arme Kinder aus dem Vorrath beschenkt werden können. Jedes der Kinder, das brav mitgeholfen hat, darf ein armes Kind hierzu vorschlagen. Reichen gar die Sparpfennige noch zu einem kleinen Christbaum, — den Schmuck fertigen die Kinder selbst an, — so ist die Freude um so größer. Im vergangenen Jahre hatten meine Kinder für die Armen eine wunderhübsche Christfeier am dritten Weihnachtstage veranstaltet, wobei sechs kleine Mädchen und eben soviel Jungen beschenkt wurden. Ein Bündchen hatten wir in der Mitte des Tisches und alle im Laufe der

Zeit herausgeführten Spielsachen darunter aufgebaut. Die jungen Geber und Geberinnen waren natürlich alle versammelt. Eines der Mädchen spielte ein Christkind, in das alle Kinder mit einstimmten, und dann erfolgte die Bescherung, beide beglückend, die Geber wie die Beschenkten. B. v. C.

Häusliche Kunst.

Documenten-Mappe mit Brandmalerei. — Erst seitdem ich selbst eine Documenten-Mappe besitze, weiß ich den praktischen Werth derselben recht zu schätzen; das leidige Suchen nach einem oder dem anderen wichtigen Papier, das einer ganz besonders sichern „verborgenen“ Stelle anvertraut war, hat vollständig aufgehört, da jetzt alle Documente in ihren nummerirten und registrirten Couverts stets beisammen sind.



Documenten-Mappe mit Brandmalerei. Muster-Vorzeichnung siehe Bezugsquellen.

Bei H. Schlittermann, Berlin C, Seydelstr. 14, kaufte ich eine 23 zu 33 cm große Documenten-Mappe mit Lederdeckel, dessen obere Seite auf folgende Weise verziert wurde. Nachdem das Weinblüthen- und Blättermuster in silboller Anordnung gezeichnet und auf das Leder gepaust war, zog ich die Contouren mit dem Brennstift nach; dann grundirte ich das Muster mit türkischblauer Oelfarbe, wodurch Blätter, Blüten und eine sechsseitige schildartige Fläche von 12 zu 18 cm Größe im Lederton stehen blieben und setzte als Letztes, nachdem die Farbe trocken war, noch die Ränder aus Goldbronce auf. Die hübsche Mappe erregt allseitige Bewunderung. A. F.

Fürs Haus.

Neue Schnell-Waschmaschine. — Nur wenige Systeme der zahlreichen Waschmaschinen, welche uns die Industrie in den letzten Jahren brachte, haben sich als wirklich brauchbar und so praktisch bewährt, wie die neue Schnell-Waschmaschine, bei deren Gebrauch der Wäsche die gleiche Schonung als bei rationeller Handwäsche gesichert ist. Die Waschmaschine besteht aus einem länglich-viereckigen, außen holzfarben lackirten Blechkasten von 33 cm Breite, 53 cm Länge und 30 cm Höhe mit einem lösen, ebenso hohen gewölbten Deckel, in dem sich eine Blechtrommel von 50 cm Durchmesser und 25 cm Breite, ebenfalls mit Deckelverschluss, durch Kurzbildrehung in Bewegung setzen läßt. Die Trommel zeigt in ihrem Innern vier, in gleichen Abständen quer befestigte, durchlöchernte Röhren und die gleiche Anzahl Löcherreihen in ihrer Wandung, durch welche das in den Kasten gefüllte kochendheiße Seifenwasser unbehindert auf die Wäsche sprudelt. Durch Drehen der Kurbel, bald rückwärts, bald vorwärts, ohne weiteren festen Widerstand, nur durch gegenseitige, gelinde Reibung wird die Wäsche ebenso schonend als gründlich gereinigt. Bei vorherigem Einweichen und späterem Anseifen bedarf die Wäsche nur dieser Behandlung in siedend heißem Wasser mit einem Zusatz von 1/2 kg geschchnittener Seife; bei sehr unsauberer Wäsche ist noch eine lösende Zuthat von etwas Soda nöthig, um nach 15 bis 20 Minuten eine unbedingte klare und tadellos reine Wäsche zu erzielen. Mit reinem heißen Wasser übergossen, ist diese dann zum Spülen fertig. Der ganze Vorgang ist bei aller Einfachheit so Vertrauen erweckend, daß diese Schnell-Waschmaschine, deren Preis incl. Gebrauchsanweisung 36 Mk. beträgt, sich bald in jedem Haushalt einbürgern dürfte. A. F.

Neue Schnell-Waschmaschine in ihren einzelnen Theilen.

Die Behandlung der weißen Lederhandschuhe für Offiziere. — Im Interesse jener Offiziers-Frauen, die in beschiedenen Verhältnissen leben, will ich ein Kapitel berühren, das nicht ganz ohne Wichtigkeit für sie ist: das Instandhalten der

weißen Handschuhe. Auch der sparsamste Lieutenant braucht in der Woche vier bis fünf Paar, was ja für Waschen und Ausbessern bei einem Handschuhmacher immer je 20 bis 30 Pfennig kostet. Das beträgt im Jahreslaufe eine ganz ansehnliche Summe, besonders da im Winter, zur Gesellschaftszeit, der Verbrauch noch steigt; Frauen, die rechnen müssen, überlegen daher wohl, wie diese Ausgabe zu vermindern oder ganz zu vermeiden ist. Ich versuchte es auf die verschiedenste Weise, ohne daß ich ganz befriedigt gewesen wäre. Da erhielt ich ein neues Mädchen. Als ich sie in das Waschen der Handschuhe einweihen wollte, stellte sie heraus, daß dieselbe früher bei einem Handschuhmacher gedient und jede Woche „Hundert von Paaren“ nach einer ganz vorzüglichen Methode gewaschen hatte. Die Handschuhe werden in meinem Haushalt jetzt drei Jahre auf diese Weise gewaschen und ich bin in jeder Richtung befriedigt. Zum Besten meiner vielen Mitschwesterinnen gebe ich das Recept hier:

Grüne Seife wird in Wasser gelöst, sobald sie sich ganz auflöst; erst wenn diese Brühe fast ganz erkaltet ist, weicht man die Handschuhe in derselben ein und läßt sie über Nacht darin stehen. Am anderen Morgen giebt man etwas warmes Wasser hinzu, aber die Brühe, in der die Handschuhe gewaschen werden, darf nur schwach lauwarm sein, sonst kriecht das Leder zusammen, und die Handschuhe werden kleiner. Dann büstet man Stück für Stück mit einer weichen Bürste gründlich rein. Durch das lange Einweichen schwindet der Schmutz sehr schnell, und das Bürsten greift das Leder lange nicht so sehr an, wie starkes Reiben. Jetzt fertigt man einen Seifenbrei von guter, weißer Kernseife, und mit diesem werden die Handschuhe noch zweimal aus sauberem Wasser heraus gewaschen. Besonders beim zweiten Mal verwende man recht viel von dem Seifenbrei, denn gerade dieser macht den Handschuh weich und geschmeidig, indem er dem Leder das nöthige Fett zuführt. Die Handschuhe dürfen deshalb auch nicht gespült, sondern müssen mit dem Seifenwasser zum Trocknen aufgehängt werden. Bevor die Handschuhe ganz getrocknet sind, rekt man sie in die richtige Form und nimmt gleich die Ausbesserung vor.

Hier möchte ich noch darauf aufmerksam machen, wie sehr eine fleißige Hand dazu beitragen kann, daß die Handschuhe lange erhalten und tragbar bleiben. Bei den ersten dünnen Stellen und kleinen Löchern genügt es natürlich, kleine Stückchen Leder zu unterlegen, aber ich scheue auch nicht davor zurück, bei größeren Schäden neue Theile in Finger und Daumen einzusetzen; regelrechte Flicker, die Nähte auf der linken Seite überwindlich genäht, — ja, neu eingesetzte Finger und Daumen sind nichts Seltenes. So lange der linke Handschuh und die Handoberfläche des rechten noch gut sind, spare ich meine Arbeit, um die Finger und inneren Handflächen sauber zu flicken, denn leider reißt ja der rechte Handschuh viel schneller als der linke, besonders bei Herren, die beritten sind. Manche Frauen verwenden soviel Zeit auf oft recht unnütze, mühsame Arbeiten, warum sollten sie nicht auch einige Zeit und Mühe auf diese nützlichen Dinge verwenden?

Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß man sehr wohl daran thut, die Handschuhe, nachdem sie getrocknet und ausgebessert sind, in ein Stückchen Stoff eingeschlagen, einige Zeit in eine Kartons- oder Tischzeugpresse zu legen, jedoch die Schrauben nicht zu stark anzuziehen, damit die Knöpfchen nicht brechen, oder sich zu stark in das Leder einbohren.

Harriet Stahl.

Verschiedene nützliche Geräthe für Küche und Haus.

Zu diesen zählt zunächst eine aufrechtstehende vierseitige Handreibe mit Griff aus Weißblech von 19 cm Höhe und je 12 cm breiten Reibflächen, die in 6 verschiedenen Größen und Formen durchlocht, erscheinen. Man kann diese Reibe als feines und gröberes Reibeisen verwenden, sowie für Salate, Ragout sin und ähnliche Zwecke gestiftete, flockige, körnige, zackige und schalenartige Formen damit herstellen. (Preis der Handreibe: Mk. 1,20.)



Vierseitige Handreibe.

Nicht minder praktisch für den Haushalt ist eine vernickelte Hammerzange, die zugleich auch als Well-, Schraubenzieher, Stiftenöffner, Brecheisen u. a. m. benutzt werden kann (Preis Mk. 4,50), ferner eine eiserne, schwarz lackirte Garnwinde. Von der bisher üblichen Form abweichend, besteht dieselbe aus einer 44 cm langen, auf den Tisch zu schraubenden Schiene; links hält diese eine Garnrolle, während sie an ihrem rechten Endpunkt in einen beweglichen Hebel von 46 cm Länge übergeht, der die correspondirende zweite Garnrolle hält. Beide bewegliche Rollen nehmen das zu wickelnde Garn auf und lassen sich mittelst einer Schraube am Gelenk des Hebels zu der erforderlichen Haspelweite verstellen.

Für die kalte Jahreszeit erweist sich eine Wärmflasche aus Weißblech sehr nützlich, die in ihrer dreieckig länglichen Form (mit seitlicher Messing-Verschraubung) sowohl als wärmespendende Fußbank, wie als Wärmflasche für das Bett verwendbar ist. (Preis Mk. 3,50, in Kupfer Mk. 7,50.) A. F.

Küche.

Die Behandlung des Wildpret. — Obwohl sich das Wildpret nicht nur in der feinen, sondern auch in der gut bürgerlichen Küche einer allgemeinen Beliebtheit erfreut, und sein hoher Nährwerth an Eiweißgehalt, von dem es 25 bis 28% besitzt, wie seine Extractiv-Stoffe von 4% Gehalt es auch für die Krankenkost sehr geeignet machen, so werden ihm diese Vorzüge, sowie sein eigenartiger Wohlgeschmack doch leider zu oft durch eine unrichtige Behandlung und Zubereitung zum größten Theil entzogen.

Der erste Grundsatz, welcher bei allem Wild beobachtet werden muß, besteht darin, daß es nach dem Töbten eine längere oder längere Zeit, je nachdem es alt oder jung ist, im Zell oder in den Federn an einem kühlen und luftigen Ort ausgeweidet (nur mit Ausnahme der Schnepfen) abhängen muß, und zwar am Kopf aufgehängt. Die richtige Zeitdauer,

welche hierfür erforderlich ist, um den eigenthümlich feinen Wildgeschmack zur Geltung kommen, ohne aber einen zu starken Haut-gout entwickeln zu lassen, hängt zuweilen von der Jahreszeit und Temperatur ab. Ist diese kühl, kann man Wild 8 bis 12 Tage, ist sie kalt, sogar 4 Wochen und länger hängen lassen, nur muß es möglichst vor Frost geschützt werden, da es hierdurch sehr an Wohlgeschmack verlieren würde.

Ausgeschlachtetes Wild wird am besten in ein leichtes, trockenes Tuch geschlagen, an einem kühlen Ort oder auf Eis aufbewahrt. Auch durch Einlegen in Milch oder Buttermilch, welche erneuert werden muß, sobald sie sich färbt, erhält man Wild, ganz besonders Wildgeflügel, lange Zeit schmackhaft, ohne damit dem Nährwerth Abbruch zu thun.

Für Wassergeflügel ist ein längeres Aufheben niemals rathsam, da es dann leicht thranig schmeckt; ebenso wenig läßt sich sehr stark zerschoffenes Wild lange aufbewahren, sondern muß möglichst frisch verbraucht werden. Allerdings bedarf es, frisch geschossen, einer längeren Brat- und Kochzeit, doch läßt es sich hierfür besser verwendbar machen, wenn man die Fleischstücke mit einer spirituellen Flüssigkeit, also mit bestem Spirit oder Rum begießt, diesen darauf abbrennen läßt, das Fleisch dann sofort, mit heißer Butter bestreicht, in den Bratofen bringt und es durch Zusatz von einem reichlichen Theelöffel voll Viebig's Fleisch-Extract schmackhafter macht.

Auch das Bestreuen des Wildfleisches mit fein pulverisirter Holzsohle sichert ihm ungefährdet ein längeres Abhängen und hält die Fäulniß wirksam ab.

Die meisten unserer Hausfrauen können nach altherkömmlichem Brauch noch immer nicht davon ablassen, das Wild vor dem Verbrauch zu wässern, und doch ist eine sehr wichtige Grundregel bei seiner Zubereitung, daß Wild niemals gewässert werden darf, selbst dann nicht, wenn es stark zerschoffen ist, weil ihm damit nicht nur die besten Nährstoffe, sondern das beim Wild so hochgeschätzte, pikante Fumet vollständig entzogen wird. Vielmehr sollen die blutigen Stellen, nachdem das ganze Fleischstück mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Tuch abgewaschen ist, mit einem Schwamm und etwas Wasser, das durch eine Alcinigkeit übermangansaures Kali rosa gefärbt, gut gereinigt, mit frischem Wasser nachgewaschen, dann abgetrocknet, gefalzen und gespickt werden.

Unvermeidlich wird ein kurzes Wässern allerdings dann, wenn das Wildfleisch bereits reichlich Haut-gout zeigt; dem Belieben wird anheimgestellt, es dann auf ganz kurze Zeit entweder nur in Camillenthee, oder etwas länger in schwaches, übermangansaures Kaliumwasser einzulegen.

Um Wildpret, welches bereits besonders starken Haut-gout entwickelt hat, noch zu retten und genußgerecht für die Tafel zu machen, ist die Herstellung eines Ragout daraus immer dem eines Bratens vorzuziehen, weil man beim Kochen des Fleisches in der glühenden Holzsohle ein unfehlbares Mittel besitzt, demselben jeden unangenehmen Geruch und Geschmack zu benehmen; nur müssen die einige Minuten mit zu kochenden Kohlenstücken durch und durch glühend sein; schlimmsten Falls muß dieses Verfahren wiederholt werden.

Wie der Wohlgeschmack des Wildes überhaupt wesentlich von einer richtigen Zubereitung abhängt, so auch bei diesen mit etwas Viebig's Fleisch-Extract gekräftigten Wild-Ragouts; hier wird der Extract erst hinzugefügt, nachdem die Kohlenstücken mit einem Schaumlöffel aus der Wildbrühe entfernt sind und muß mit durchkochen, und zwar stets in aufgelöstem Zustande und vor dem Salzen der Speisen. Nirgends kommt der werthvolle Fleisch-Extract so voll zur Geltung, als da, wo es gilt, die den Speisen entzogenen Extractiv- und Mineral-Verstandtheile wieder in vollem Maß zu ergänzen. Hierbei aber übermäßige Mengen davon zu verwenden, wäre keineswegs zweckentsprechend; für eine kräftige Wild-Bouillon würde sich z. B. auf 1/2 kg Wildbraten-Knochen oder frische Wildabfälle und 2 1/2 l Wasser nur ein Zusatz von 15 g Viebig's Fleisch-Extract empfehlen, wozu außerdem 50 g Fett kommen, da dem Wildfleisch überhaupt jeder Fett-Bestandtheil fehlt, ferner Suppenwürseln, Gewürz und Salz. Als Kochzeit für ein derartiges Ragout nimmt man drei Stunden an.

Für die beliebtesten Speich-Wildbraten jeder Art läßt sich eine Stamm-Sauce in vollkommenster Weise herstellen aus dem abfließenden Bratenfett, worin eine kleine Zwiebel mit einem Köffel voll Mehl gelb geschwigt, etwas Citronensaft hinzugefügt und mit saurer Sahne verrührt wird; diese Mehlschwitze hat man dann mit dem nöthigen Wasser, worin 6 g Fleisch-Extract aufgelöst worden, zu verdünnen. Man giebt der Sauce ein angenehmes Aroma, wenn man dem Hirsch- und Schwarzwild-Braten anstatt der Sahne Rothwein hinzusetzt, während die Saucen für Federwild-Speichbraten und besonders für Krametsvögel außerdem noch mit 1 Theelöffel voll Wachholderbeeren durchkocht werden.

Kalte Kürbis-Zweife für 6 Personen. — 750 g geschälter und von den Kernen gereinigter reifer Speisefürbis wird in Würfel geschnitten, mit Wasser überdeckt, bis ans Kochen erhitzt, dann abgeseigt, wieder mit kochender Milch übergossen, mit etwas Citronenschale weich gekocht und durch ein Porzellan-Sieb gestrichen. In dessen hat man auch 125 g besten Reis in Milch weich, aber nicht breiig gekocht; derselbe wird mit dem Kürbisdrei vermengt, nach Geschmack mit 4 bis 5 Köffeln Zucker gesüßt, darauf werden 8 Stück gebrühte und geriebene bittere Mandeln, 3 Köffel Rosenwasser und mindestens eben so viel Maraschino hinein gerührt. Wenn diese Masse fast erkaltet ist, rührt man 6 Blatt in Wasser aufgelöste weiße Gelatine dazu; bis die Speise anfängt steif zu werden, muß gerührt werden, dann wird die Masse in eine Porzellanform gefüllt, gestürzt und mit Kirschsaft gereicht. **M. v. St.**

Apfel aufzubewahren. — Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, Äpfel für den Winter derart aufzubewahren, daß sie sich ganz tadellos erhalten, habe ich folgendes Verfahren angewendet, welches sich so vorzüglich bewährt, daß ich noch sehr schöne Früchte hatte, als mein Vorrath Ende Juni zur Reife ging. Die Äpfel werden ausgesucht, denn nur ganz makellose eignen sich zur längeren Aufbewahrung. Den Boden einer Kiste, die man in einem kühlen, frostfreien, dunkeln

Raum untergebracht hat, bedeckt man sodann mit reinem, trockenem Sägemehl, giebt eine Lage Kefel darauf, so, daß keiner den anderen berührt, wieder Sägemehl, Kefel u. s. f. Die späteren Keffelformen legt man zu unterst, die früheren obenauf. Erstere erreichen dadurch auch ihre volle Reife und lassen sich so lange aufbewahren, bis wieder frische kommen. **Frau A. St.**

Kleine Wildreste vortheilhaft zu verwerten. — Hat man kleine Reste von Wild (größere Stücke verarbeitet man besser zu Pasteten), so bereitet man in bekannter Weise eine gute Wildpret-Farce. Dann bäckt man dünne Frittatten (Pfannkuchen, natürlich ohne Zucker), bestreicht sie mit der Farce, rollt sie zusammen, und schneidet diese Rouladen in zweifingerbreite Stücke, welche man, mit der Schnittfläche in heiße Butter gelegt, auf beiden Seiten goldgelb bäckt. Sieht sehr appetitlich aus und ist vorzüglich als Beilage zu Spinat, Einselpüree u. dergl. **Frau A. St.**

Schinken in Brodfruste auf Prager Art. — Ein zarter Schinken wird geflügelt, gewässert und von der Schwarte befreit, mit schwarzem und weißem gestohlenen Pfeffer, Salbei, Estragon und einigen Nelken bestreut. Von Brodteig rollt man dann eine fingerdicke Platte aus, in die man den Schinken fest einhüllt und den Teig ringsum fest andrückt; dann bäckt man das Ganze auf einem mehlobestrichenen Blech 3 bis 4 Stunden im gut durchheizten Backofen. Servirt wird der gebadene Schinken mit einer Burgunder Sauce und kleinen, in Butter und Zucker glasirten Zwiebeln. **A. H.**

Frau v. P., Coswig i/S. — Das gewünschte Recept zu den Deventer Kock wird ziemlich übereinstimmend mit dem des folgenden (Holländischen Pfeffertuchen) sein: 375 g brauner Honig werden aufgekocht, vom Feuer genommen und mit 1 1/2 kg Mehl, 1/2 kg braunem Farinzucker, 60 g zerschnittener Citronat, ebenso viel candirter Pomeranzen-Schale, 4 g gestohlenen Zimmt und 3 g geriebener Muskatnuß vermischt. Nach dem vollständigen Abkühlen des Teiges rührt man 2 g in Wasser aufgelöste Pottasche hinzu, läßt ihn über Nacht stehen, rollt ihn am folgenden Morgen fingerdick aus und bäckt ihn auf einem Blech. **A. H.**



Faltenlage zum Radfahr-Rock.

Sport.

Praktischer Radfahr-Rock. — Nachdem ich in den letzten Jahren die verschiedensten Modelle von Radfahr-Röcken ausprobiert habe, möchte ich ganz besonders den nebenstehend illustrierten Radfahr-Rock empfehlen, den ich bequem, praktisch und gut aussehend

gefunden habe. Im allgemeinen werden die geschlossenen Radfahr-Röcke vielfach so gearbeitet, daß die Falten der Hinterbahn im Rockbund eng zusammen genommen werden, wodurch sie ziemlich die Mitte der hinteren Bahn ausfüllen. Nun habe ich die Erfahrung gemacht, daß diese Art Röcke, weil die Falten im Taillenschluß zu nah an einander gebracht sind, sich nicht genügend theilen, sodaß man, wenn man aufsteigt, leicht genirt ist, weil man sich auf die Falten legt, und der Rock sich nicht gleichmäßig auf beiden Seiten des Sattels vertheilt. Um diesem Uebelstande abzuwehren, richtete ich bei dem dargestellten Modell die Hinterbahn so ein, daß die Mitte derselben aus einem möglichst glatten Stück Stoff besteht, während man die Falten mehr seitwärts von der Hinterbahn anbringt. Indem man so für den Sattel und den Sitz den glatten Stoff gerade in der Mitte der Bahn, an den Seiten dagegen je 3 tiefe, schwere Falten hat, die sich im Rockbund vielleicht in der Entfernung von 2 cm begegnen, vermeidet man ein Verschieben des Rockes. Man sichert den Faltenwurf außerdem durch zwei oder drei an der Innenseite des Rockes angenähte Bänder. Hebt man dann den Fuß, um sich auf das Rad zu schwingen, so gleiten, dank ihrer Schwere, die Falten glatt am Sattel entlang, während für diesen Platz genug durch das in der Mitte des Rockes eingefügte glatte Stück bleibt. Die Vertheilung des Rockes geschieht von selbst, sodaß man sich nicht unnötig zu sorgen braucht, ob derselbe auch gut sitzt. Ich habe den Radfahr-Rock aus gutem Lodenstoff ungefüllt gelassen, bis auf die Vorderbahn, welche durch ein Tuchfutter und Bleiplomben beschwert ist, sodaß ich sogar bei starkem Winde ohne Strippen gefahren bin. Auch wenn man zu Fuß geht, fällt der Rock sehr gut, da alsdann das glatte Stück der Hinterbahn durch die Falten völlig gedeckt wird; natürlich muß der Rock fußfrei gearbeitet sein, damit er nicht in das Rad kommen kann. Ein Jäckchen oder ein Paletot, — für warme Tage eine Bluse, — vervollständigen das Kostüm. **M. v. G.**

Für Radlerinnen. — Es dürfte radelnden Damen von Nutzen sein, zu wissen, daß es praktisch ist, die Vorderbahn des Radfahr-Rockes mit Seide abzufüttern. Dies macht das Einnähen der beschwerenden Bleiplättchen unnötig und der Rock, der vom Wind hochgehoben wird, gleitet ganz von selbst wieder herunter. **Helli.**

Camilla. — Sie irren; die Sportlieder von Pauline Parcy: „Auf rollendem Rade“ (Preis broschirt 1,50 Mk., gebunden 2 Mk.) sind bereits in zweiter Auflage im „Verlag deutscher Radfahr-Sport“, Berlin SO, Adalbertstr. 41 erschienen; das „Radler-Liederbuch“ von Paul Rathmann (im gleichen Verlag), das 65 meist nach den bekanntesten Studentenliedern sangbare Lieder enthält, ist überhaupt erst im Juni dieses Jahres erschienen; der Preis dieses Liederbuches ist uns nicht bekannt. **Die Red.**

Allgemeines.

Bluse aus Seidenband und Rüschen. — Im verflohenen Jahr brachte mir eine Freundin aus Basel eine Anzahl größerer

Bandreste mit, aus einer dortigen großen Seidenband-Fabrik. Das längste und schönste meiner Stücke erschien mir lange als zu schade zu jeder Verwendung, da das Material außerordentlich schön war: ein 6 cm breiter rosa Noire-Strichen, an beiden Seiten von je 3 cm breitem spitzenartigen weißseidenen Bitterstoff begrenzt, das Ganze mit zarten weissen Arabesken durchwebt. Endlich kam ich auf den Gedanken, das Band zu einer Bluse verarbeiten zu lassen, um es so am besten zur Geltung zu bringen. (Diese Verwendung erscheint mir auch für jede andere Art Bänder wohl angebracht, gleichviel ob es breite, gemusterte oder einfarbige, oder schmalere in zweierlei Farben sind; nur mache ich darauf aufmerksam, daß die Grundform sehr gut sitzen sollte, und daß die Bänder richtig vorfichtig und sorgsam darauf ausprobiert werden müssen.) Für die dargestellte Bluse sind 5 1/2 m Band verarbeitet; das selbe wurde, dreimal glatt zusammengesetzt, quer über eine weiße Grundform gespannt, nur vorn oberhalb der Taille leicht gebauscht. Die Verbindungs-Nähte des Bandes verschwinden überall unter schmalsten weißen Chiffon-Rüschen. Die engen Keulenärmel bestehen aus weißem Taffet; jeder Oberärmel erscheint von der Schulter bis zum Hand mit einer Breite Band, das an den Händen wieder von Chiffon-Rüschen begrenzt ist. Auch den Kermtrand zieren Rüschen; Stehkragen und Schlichchen aus weißem Taffet. Der Gürtel aus Band



Bluse aus Seidenband und Rüschen.

sind mit rosa Chiffon-Rüsche besetzt, schließen unter kleinem Hahnenkamm. **M. v. G.**

Schürze und Tischdecke. Webe-Arbeit littauischer Frauen. — Noch vor wenig Jahren wurde die Landstracht der wohlhabenden littauischen Bäuerinnen von geschickten, bedürftigen Arbeiterinnen ausgeführt. Nachdem aber allmählich auch in Litauen die Volkstracht alter Zeiten durch die schöne städtische Kleidung verdrängt wurde, hörten die mit verbreitete Beschäftigung und der gute Verdienst für die armen, zur Feldarbeit zu schwachen Weberinnen auf. Da begann zuerst die Vorherrschaft des Vaterländischen Frauen-Vereins in Kreise Ragnit, Frau Landrath von Sanden, den Frauen dieses Erwerbszweigs aufs neue zugänglich zu machen, indem sie die Weberei wieder zur Haus-Industrie erhob, und die Arbeiter früherer Kunstweberinnen in geschmackvoller Zusammenstellung an Gegenständen der verschiedensten Art verwerthete. Ihr größtes Lob der Dank vieler Tausender armer Arbeiter Familien. Gegenwärtig weben in Litauen wieder die meisten Landfrauen und Mädchen; sie bleiben ihrer Familie und der Wirtschaft erhalten, schaffen auf verbesserten Webstühlen und finden durch Vermittlung ihrer Gönnerin mehr und bessere Arbeit als früher. Das Material in Keinen oder Baumwolle wird ihnen zweimal in der Woche zuertheilt, zugleich mit dem neuen Kostüm, auch die passenden Muster für Schürzen, Kleider, Tücher und Vorhang-Stoffe in verschiedener Breite werden bestimmt. Das Fertigstellen von Schürzen, ebenso das Franzosenknoten an Tisch- oder Bettdecken fällt bedürftigen Näherinnen zu. — Die Anerkennungswürdige Bereitwilligkeit hat die Wäschefabrik von F. L. Radge in Berlin SW, Mohrenstr. 27/28 den Verkauf der Sachen zum gemeinnützigen guten Zweck übernommen; wir machen unsere Leserinnen noch insbesondere auf die dort vorhandene reichliche Auswahl an fertigen Sachen zu Geschmackszwecken aufmerksam. Unsere Illustration veranschaulicht eine Schürze und eine Tischdecke in hübscher Farbenstellung. — Navroth-crème. Es wäre den armen Landfrauen zu wünschen, daß recht zahlreiche Arbeitsaufträge eintreffen und ihre wirklich dauerhaften Gewebe reichlichen Absatz finden. **Die Red.**



Schürze und Tischdecke. Litauische Webe-Arbeit.

Ruthenin. — Das Spinnrad wurde im Jahre 1530 von dem Bildschnitzer und Steinmetzen Johann Jürgens zu Wetzlar bei Braunschweig erfunden. — Jute oder Pod ist eine Geflochtenfaser, die von der in Ostindien, den indischen Inseln, in Arabien, Aegypten, Algier und Senegal angebauten Jute-Pflanze (Cochorus capsularis) gewonnen und zu Geweben aller Art, hauptsächlich zu Sackleinen, Leinwand, Vorhängen und dergl. verarbeitet wird. Es ist uns nicht bekannt, ob in Russland besonders hervorragende Jute-Fabrikation, noch seit wann sie datirt. Die erste Jute-Spinnerei in Deutschland wurde 1861 zu Paderborn in Die Red.

Bezugsquellen. **Documenten-Wappe** auch **Muster-Vorzeichnungen**: Art. u. No. mann, Berlin W, Bülowstr. 42. — **Neue Schnell-Wechselwerke**: A. Benver, Berlin C, Wallstr. 9. — **Handreibe, Hammerzange, Garnwinde und Wärmflasche**: Jacob Ravensöhne, Berlin C, Stroblauerstr. 28/29. **Commissionen nach Abbildungen** „Aus dem Versteck“ übernahm Frau A. Herrmann, Berlin-Charlottenburg, Grolmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

An unsere Leserinnen!

Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes erscheinen für die Einrichtung unserer Wohnräume von so großem Interesse, daß wir es für unsere Pflicht halten, unseren Leserinnen in einer Folge von Aufsätzen (mit zahlreichen Illustrationen) ein klares Bild der neuen Errungenschaften zu geben. Wir haben den besten Kenner auf diesem Gebiete, Herrn Ferdinand Avenarius, für unsere Zwecke gewonnen und veröffentlichten in vorliegendem Heft bereits den ersten Aufsatz.

Damit der Unterhaltungstheil nicht gekürzt werde, geben wir denselben für dieses und das nächste Heft in größerem Umfang.

Die Redaktion.

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.

(2. Fortsetzung.)

III.

Dem Haldenburger war es weniger heimlich zu Muth, als er gezeigt. Wenn der Gegner Zeit fand, sich hinreichend zu rüsten, hatte er einen schweren Stand. Von der nahen Stadt Ueberlingen, die längst nach Selbständigkeit strebte und die Ritter haßte, konnte er keine Hilfe erwarten. Vor und hinter seinem Siege aber dehnte sich bis nach Sernatingen und Kesselwangen die Herrschaft Althohenfels aus, und vor sich hatte er den See. Der Herr von Kargegg auf dem anderen Ufer war ihm zwar freundlich gesinnt, aber der lag selbst mit denen von Bodman in Fehde, und wenn er auch den Hohenfels haßte, würde er ihm doch schwerlich über das Wasser Hilfe bringen. So war er allein auf sich und die Seinen angewiesen, und wenn seine Burg auch fest war, er konnte es sich nicht verhehlen: Hohenfels war fester und ein erfolgreicher Sturm so gut wie ausgeschlossen. Was mußte auch dieser liebergirrende Ritter, den man längst verschollen oder todt gewähnt, so unermüdet wiederkehren und ihm sein Vergnügen stören!

Als er Nechtild im Burgthor verschwinden sah und die Jagdbüchse hinter ihr empor rasselte, verlangsamte er seines Kessels Schritt und rief die stämmigen Knechte zurück. „Seid auf der Hut,“ warnte er, „wenn die drinnen erwachen, daß Herr Burkhard heimgekehrt ist, wächet ihnen der Rath. Ritter Rudolf aber ist von schnellem Entschluß, und wenn die Dirne wider uns klagt, weiß man nicht, was er begehrt. Einem plötzlichen Ausfall seiner Leute wären wir mit unseren Jagdwaffen nicht gewachsen. Auch fürcht' ich, Hildegard und ihre Begleiter haben sich im Wald verirrt, — und es ist Zeit, umzukehren.“

Angern gehorchten die Knechte, aber da ihnen die Beute entzogen war, sahen sie selbst keinen Grund, sich der still und wie unbewohnt daliegenden Burg noch weiter zu nähern.

Der düstere Ortolf aber hielt sinnend noch einen Augenblick seinen dampfenden Renner an. Prüfend überflog sein Auge die Ringmauern, Zinnen und Thürme der kleinen Befestigung. Die Gräben waren nicht allzu tief und der schmale Hügelrand leicht zu erklimmen. Wenn irgendwo, ließ sich hier ein erfolgreicher Handstreich wagen, und mit dem Klausburger war Herr Burkhard's treuester Helfer aus der Welt geschafft. Jedenfalls galt es, keine Zeit zu verlieren und die eigene Burg in Vertheidigungsstand zu setzen.

Als er das schwarzhaarige Haupt trotzig zurückwarf, glitt über sein leidenschaftsdurchfurchtes Gesicht ein häßliches Lächeln. Ein finsterner Plan stand in seinem Innern fest, und unbewußt nickte er sich selber Beifall zu. Dann trieb er sein Ross den Berg hinauf, und die anderen, in aufgeregtem Gespräch und Hohn und Spott über die Feinde ausschüttend, folgten ihm.

Der Weg über den Haldenhof ward diesmal gemieden. Wenn die Bauern inzwischen statt der Steine andere Waffen ergriffen, war eine neue Begegnung nicht rathsam. Man trabte bis auf halbe Höhe zum See hinab und wandte sich unweit Sippingen zur Linken. Hier, wo die Kletter in eine merkwürdige Landschaft von grün übermoosten Regelsbergen, schäumenden Wildbächen, schattendunkeln Waldobeln und felsigen Sandsteinfelsen einbogen, gestellte sich der von den Haldenhofer Bauern so übel den Berg hinabgeworfene Knecht wieder zu den Seinen, und sein unwahrer und übertriebener Bericht, der ihn selbst als unschuldiges Opfer erscheinen ließ, vermehrte nur noch die rasch anwachsende Erbitterung gegen die Herrschaft Hohenfels.

„Zeit da!“ rief plötzlich Gerhard, sein Ross zügelnd, „sieht nicht dort jemand auf der höchsten Spitze des Rothweilers, — und andere sind um den Fuß des Felsens gelagert?“

„Wahne Hildegard ist's,“ antwortete Gangolf, sein Bruder, der sich fallendärter Augen erfreute, „ich kenne sie an den Fehern ihres Huts, — sie winkt uns mit der Hand.“

Es war in der That des Haldenburgers stolze, schöne Tochter, die dort auf der ragenden Felsklippe stand.

Gleich versteinernten Niesenleibern wuchsen die sieben zerklüfteten Felszaden, die man unter dem Namen Rothweiler zusammenfaßte, über dem schwarzen Föhrenwald empor. Ihre ausgezähnten Spitzen schienen die scharfen Zähne menschlicher Gesichter zu tragen, auf jedem Haupte lastete eine breite Steinmaße, wie ein Hut geformt, und auf dem höchsten ein Molassegeschilde, das die Gestalt einer Krone trug. Die sieben Fürsten besaßen die schwarzen Höhlen, die sich zu ihren Füßen in den Berg zogen, mit Unholden und finsternen Geistern.

Dem Aberglauben trotzend, hatte Hildegard ihren schlanken Leib kühn durch die enge Felspalte gezwängt, die den höchsten Steinthurm von seinem Nachbar trennte, und während ihre Begleiter sich drunten in Moos und Gras geworfen, stand sie allein auf der luftigen, schwindelnden Höhe, den Arm um den silberweißen Stamm einer einsamen Birke geschlungen, die

droben sich eingenistet. Mit dem leichten Fuße das Haupt des steinernen Fürsten tretend, glich sie selbst einer Herrscherin, die gewohnt ist, Welt und Menschen unter sich zu sehen.

Hier oben, wo sich der beste Ausblick über das zerriffene Gelände bot, wo das Auge über die drei Burgen hin bis zu dem weißen Strahlen auf dem Frauenberg, dem hohen Felsen-schloß von Bodman und dem weiten, humpfigen Espafinger Nied schweifte, lag jede Bodenhalbe offen da, und die Jagdgesellschaft, der sie so lange vergeblich nachgeritten war, ohne ihre Spur wiederzufinden, konnte ihr nicht entgehen.

Jetzt, als sie die Thron erkannte, sprang sie leichtfüßig, einer Gemse gleich, die Felsen hinab, rief die Begleiter und warf sich auf den freudig wiederkehrenden Zelter.

In wenigen Minuten hatte sie, im Galopp durch Ginster, Heidelkraut und das Gerant von Brombeeren und wilden Rosen sprengend, den Jagdzug erreicht und ritt an der Seite des Vaters, der sie in seiner wortkargen Weise empfing und mit wenigen Worten begrüßte.

„Der Hohenfeler hat uns widersagt,“ sprach er nach einer Pause beängstigend Schweigens.

Hildegards dunkle Augen öffneten sich weit:

„Der Hohenfeler, — Walthar? Der Knab'!“

„Nicht er, sein Bruder, — der Herr.“

„Burkhard!“ das Edelsträulein taumelte im Sattel. „Er — er — ist heimgekehrt?“

„Im Pilgerkleid, doch ohne Demuth des Herzens, — hart und herrlich wie zuvor.“

Hildegard krampfte die kleine Hand in das weiche Fleisch ihres Rosses, daß das Thier einen Satz that und mit den Hufen ausschlug.

Bewundernd blickte Herr Ortolf auf. „Der Zelter ist ungehörig. Du sollst den Galben reiten!“

„Widersagt, — widersagt!“ — wiederholte sie tonlos. „Und ich war nicht dabei!“

„In Männerjahren haben sich Weiber nicht zu mischen.“ Herr Ortolf räusperte sich, ein sicheres Zeichen, daß er un-muthig wurde.

„Du, Du hast ihn gereizt, Vater,“ fuhr Hildegard gleichwohl fort, „wir haben ihm Unrecht gethan, ihm und den Seinen, — Wochen und Monate lang. Wie oft hab' ich dich gewarnt, aber Du hast nicht hören wollen!“

Der Ritter zuckte auf. „Weil ich dich nicht um Deine Meinung fragte! Fürchtest Du den Minnesinger? Lieber verwunden nicht und Eisen schneidet tiefer als Worte!“

„Ich fürchte nicht den Feind in ihm, sondern in uns, unser Unrecht, unsere Schuld, die mit tausend Schwertern wider uns kämpfen wird! Ich aber will nicht schuldlos leiden unter dieser Schuld! Er soll es wissen, daß Du mich gezwungen, theilzunehmen an den Freveln, die wir auf seinem Grund verübt, — er soll —“

„Hildegard!“ Unter der faltigen Stirn des Ritters näherten sich drohend die schwarzen Brauen einander. „Regt sich in Dir das Blut Deines —“

Erschrocken über sich selber, brach er ab. „Im übrigen brauch' ich nicht Weiber-Rath und -Hülfe, um mit dem Lautenspieler auf Hohenfels fertig zu werden. Mag's einen harten Strauß geben, — mir ist's recht. Du aber sollst dich nicht fürchten müssen, denn morgen gehst Du nach Kargegg zu unsern Wagen, so lange die Fehde währt.“

Hildegard erblähte; diese Wendung hatte sie nicht erwartet. „Laß mich hier, Vater,“ flehte sie, „laß mich die Gefahren mit Dir theilen!“

„Nein,“ entschied er hart, „Du weißt, ich dulde keinen Widerspruch, und mein Entschluß steht fest.“

Das Edelsträulein schwieg; sie war zu stolz, um eine Bitte zu wiederholen, selbst ihrem Vater gegenüber. Doch seine Weigerung bewies ihr nur um so deutlicher, daß er sich schuldig fühlte. Er wollte verhindern, daß sie Burkhard wieder sah, darum mußte sie fort, — über den trennenden See hinüber, deshalb vielleicht hatte er diesen ungeliebten Streit vom Haupte gebrochen! Um ihre Mundwinkel zuckte es und die junge, klare Stirn legte sich in leise Falten. Das deutete auf einen unweigerlichen Entschluß.

Vater und Tochter tauschten kein Wort mehr und ritten den runden Hügel hinan, den oben die Haldenburg, klein an Umfang, doch von massigem Gemäuer, krönte.

Für die süßen, minnegeheben Worte der Bettern hatte Hildegard keine Erwidrerung. Ihre Gedanken drehten sich nur um den, der zwei Jahre lang aus ihrem Gesichtskreis, doch nicht aus ihrem Herzen entrückt war, — um Burkhard von Hohenfels. Nur wenige Stunden gehörten ihr noch, aber sie mußten genüßt werden!

Und während ihr Vater in Begleitung des Waffenmeisters und seiner Knechte einen Rundgang durch die Gräben und um die Ringmauern der Burg unternahm, die Leiter prüfte, die zur Plattform des Bergfrieds empor führte, die Schießscharten reinigen ließ von Schutt und Gras, und selbst alle verfügbaren Waffen musterte, warf sich das Mädchen in ihrer Klemme auf das Kuhlager und dachte, das schwarzlockige Haupt in die Hand gestützt, nach:

„Liebe, — Liebe —,“ flüsterte sie vor sich hin. „Was ist Liebe? Alle Welt redet davon, — und ich kenne sie nicht. Wenn Liebe Zucht ist, lieb' ich den Vater, — wenn Liebe Freundschaft wäre, — könnt' ich vielleicht einen Bruder lieben, — eine Schwester, die Gott mir nicht gegönnt hat, — wenn Liebe Sehnsucht ist, — so lieb' ich ihn! Denn seit er fern ist, hat mein Herz nur von der Stunde geräumt, da ich ihn wiedersehe. Heute noch soll sie schlagen!“

Sie stand auf, trat an das Fenster und blickte nach der grünen Weide zwischen den finsternen Tannen hinüber. Dort hatte sie harmlos, in unschuldigen Freuden, wenn sie von der Anburg heimgekommen, als munter heranwachsendes Kind am liebsten gespielt, drum nannte es das Burggesinde das Hildegardsgärtlein. Und dort hatte sie nach dem Turnier zu Konstanzen, wo sie ihm den Siegestranz gereicht, die ersten Worte mit Herrn Burkhard getauscht. Dort mußte sie ihn wiedersehen!

IV.

„Armer Knabe,“ sprach Herr Burkhard unter Thränen lächelnd, als an der Schwelle seiner gethürmten Burg jung Walthar jubelnd ihm entgegenprang. — „hast Dich wider gehalten, und jetzt ist die Zeit der Prüfung vorüber, — für Dich, — wenn auch nicht für andere.“ — setzte er leise hinzu.

Im heiligen Lande schon hatte ein schwäbischer Ritter, der eben aus der Heimat gekommen, ihm die erste Kunde vom Tode des Vaters gebracht, eine Trauerkunde, die ihn zu schleuniger Rückkehr nach der Heimat zwang, die seine Sehnsucht nie verlassen hatte. Und als jetzt der Bruder ihm alles erzählte, was in des Herrn Abwesenheit sich ereignet, da warf er plötzlich das Pilgergewand von sich, und die treuen Diener, die ungeduldig hereindrängten, reichten ihm mit herzlicher Freude sein altes mannhaftes Ritterkleid.

Bald stand Herr Burkhard, dem erquickenden Bade entsiegten, wieder im langärmeligen, bortengezierten Hauskleid, über das er bei erster Gelegenheit nur den Panzer zu schnallen brauchte, und dehnte und streckte die muskelfertigen Glieder. Doch nur zu wohl fühlte er, daß man mit den Kleidern den Menschen nicht wechseln konnte.

Der Ritter war zum Pilger, der Pilger wieder zum Ritter geworden, und immer noch schlug in seiner Brust das gleiche Herz. Was nützte ihm sein selbsterhürmter Felsenhorst, von dem seine Seele das Abbild schien. Denn sie, die unselig Geliebte, hatte seines Herzens festen Thurm genommen, — und mit ihr konnte er nicht streiten! Sie herrschte darin als Königin und vertrieb alle Gäste, die sonst noch darin wohnen wollten. Nicht einmal bei dem Bruder duldete es ihn, — er mußte allein sein mit sich und seinen Gedanken.

Mit pochendem Herzen stieg er die steile Wendeltreppe zur Plattform der Burgwarte hinauf, als ob er sie von dort oben wiedersehen müsse. Aber so weit er auch in die Runde schaute, ihr weißer Zelter war nirgends mehr zu erblicken.

Von Kargegg wehte mit mildem Flügel ein weicher Westherüber. Wollte er Grüße bringen von einer Brust, die einst der seinen gleich sich liebebeiß geiehet? — Herr Burkhard vermied es, dorthin den Blick zu richten. Seit er gegangen war, mochte sie längst eines anderen Eheleibste geworden sein, — er gönnte ihr alles Glück, — obwohl ihn der Gedanke schmerzte, — denn er hatte sie lieb gehabt, — ja, — liebte sie noch immer. Wer konnte wissen, wie alles inzwischen sich gewandelt hatte! Nur Eines hatte er bisher erfahren: Hildegard war unvermählt geblieben. Warum? — Seine Seele bangte vor der Antwort, die das Herz sich geben wollte. O, es gab so viel zu fragen, — aber den Bruder, — den Knaben, — konnte er darum nicht angehen.

Unstet, mit sich selbst zerfallen, stieg er wieder hinab in den hallenden Saal, wo seiner Ahnen Wappen und Waffen hingen. Da prangte seines Hauses quergebaltener Schild, die obere Hälfte grün, die untere weiß, — aber vor seinen Augen wandelten sich die Farben, er sah sie anders: schwarz und braun, — wie Hildegards Haar und Augen.

Nein, auch hier war keine Ruhe zu finden. Er kehrte in das Wohngemach zurück, das er zuerst betreten, und öffnete einen Wandschrank. Da lagen Blatt für Blatt und sorgsam geordnet alle die Lieder, die er je mit dem Griffel auf Pergament geschrieben. Er griff nach dem nächsten, und seine Augen irrten über die Schrift:

Ihres Herzens Gnadenquelle
Freude aller Welt verleiht —

„Nein, nicht das!“ Er schleuderte das Blatt zurück. Wollte der Teufel ihn äffen! Es war das erste Lied, das Fortunata's holde Anmuth ihm entlockt, das er ihr gesungen, — ihr gegeben, — aber nicht das wollte er! Doch, da waren sie ja alle bei einander, die Lieder, mit denen er auf der langen Pilgerfahrt seine Sehnsucht genährt und gemeheit! Er blätterte darin und begann zu lesen:

Herrin, o gedenket mein!
Stillet meines Herzens Wehen, —
Nur durch Gnade wird es heil,
Laß uns zwei zusammengehen!
Freude soll nicht einsam stehen,
Gönnet mir mein Freudenthail!

Erschrocken fuhr er auf. Auf der Schwelle klang eines Mannes Schritt. Er wollte die Lieder wieder in den Schrein legen, aber schon war es zu spät. „Heinrich!“ rief er, überrascht sich wendend, mit freudiger Stimme.

„Ja, Heinrich von Zettingen grüßt Dich mit alter Treu auf heimlichem Boden!“

„Es ist ein glücklicher Gruß, wenn einem der liebste Freund den Willkomm bietet nach langer Fahrt!“

Die beiden Männer umarmten einander.

„Wie hast Du so rasch die Kunde meiner Heimkehr erhalten?“ fragte Herr Burkhard.

„Ich war auf der Haldenburg, nicht dem Ritter zu lieb, sondern weil ich hoffte, das Fräulein von Kargegg dort zu finden. Man hatte sie zur Jagd geladen, aber sie ist nicht gekommen.“

„Das Fräulein?“ Es klang wie ein Seufzer. „So ist Fortunata nicht vermählt? Aber vielleicht ist sie Deine Braut geworden?“

Der kleine, bewegliche Mann schüttelte mit trauriger Miene den kraushaarig braunen Kopf, und über sein bartloses Gesicht zuckte es wie verhaltener Schmerz. „Wißt Du meiner spotten!“

„Beim heiligen Gotte, nein, es war mein Ernst, ich hoffte es!“

„Ich glaube Dir. Denn ehe Du von dannen gingst, sprachst Du zu mir: Wenn Du sie liebst, so wirb um sie! Sie soll entscheiden. Ich suchte Reu und Buße, niemand weiß, ob ich wiederkehre.“ Damals verstand ich Dich nicht, — aber dennoch verjuchte ich's, ihre Günst zu erlangen.“

„Nun, — und sie?“ fragte Burkhard in schmerzlich gespannter Erwartung.

* Dieser Gedankengang bildet den Inhalt eines von Burkhard's tief empfundenen Minneliedern, die in ähnlicher Weise mehrfach verwendet wurden. Ann. d. Verf.

„O, — sie hatte nur ein Lächeln wie die Winterjonne. Es konnte das Eis nicht schmelzen, das für mich um ihr Herz lag.“

„Sie hat Dein Verben nicht erhört?“
„Fortunata ist Dir treu geblieben.“
„Mir treu geblieben!“ wiederholte dumpf der Minnesinger und wandte sich ab, seine Bewegung zu verbergen. Aus Fenster tretend, blickte er in den Abendglanz hinaus.

In Gold und Purpur schwamm der See. Schon war die Sonne hinter den waldigen Bergen des Halbinselrüdens versunken, während ihr gleichender Widerschein noch die Mauern und Zinnen der Klausburg umstrahlte. Des Ritters Auge aber hastete nicht darauf, es schweifte irrend nach dem jenseitigen Waldufer hinüber, wo sich der graue Thurm von Kargegg nur matt aus den Schatten hob. Vom Untersee herauf wuchs eine schwarze Wolfenwand, überdunkelte den grünen Thurgauer Seerücken und schien, einem drohenden Unheil gleich, ihre finsternen Fänge auszustrecken.

So war denn Alles umsonst gewesen! Zwei Jahre hatte er vergeblich das härene Gewand getragen, — dabei war alles so unverändert geblieben wie sein eigenes Herz. Hildegard noch unvermählt, — wie er heimlich es gehofft, — aber auch Fortunata einsam, — des Geliebten harrend! Seine Erwartungen hatten ihn getäuscht, nur noch schlimmer war alles geworden: der treueste Freund in Leid verfenkt, der Vater in der Gruft, die alte Feindschaft mit Hildegards Sippe auf blutige Entscheidung gestellt, — und er selbst ein Spielball seines unseligen Herzenssehns, das ihn hierhin und dorthin zog!

Heinrich von Tettingen war hinter den düster Sinnenden getreten und ergriff seine Hand:

„Du Glücklicher, dem alles zufällt: die schönsten Lieber und die reinsten Herzen, — fast sollte der Freund Dich beneiden!“

Mit feuchten Augen sah Herr Burkhard ihn an: „Hast Du nicht selbst, der Morgenleuchte gleich, die frischesten Weisen gesungen?“

Heinrich blickte in erröthender Bescheidenheit vor sich nieder.

„So lange das Herz noch hoffte, ist mir wohl manchmal ein froher Ton gelungen. Doch, wenn man nur noch die Seufzer seines Herzens reimen kann, ist es das Rechte nicht mehr. Du warst mir stets Vorbild und Meister, Burkhard, aber der Schüler hat wenig von Dir gelernt. Mir verstummt das Lied mit der Hoffnung auf das Glück, der wahre Sänger aber soll allem, auch dem tiefsten Schmerz und Sehnen Ton und Farbe verleihen können wie Du, der Du die ganze Natur, das ganze Leben auf Deinen Saiten meißelst. Sieh, ich kenne die geheimsten Hauber Deiner Kunst und weiß alles, was mir fehlt. Alles, was Du siehst: Wald, Seen und Berge liefern Deinen Liedern die Bilder, — wenn Du der Liebsten denkst, ist Dir zu Sinne, wie dem Fisch im Garn, und wie ein Vogel flattert Dein Herz zu ihr. Lebendig, natürlich bist Du in jedem Wort, das Du sprichst, immer selbständig, wo wir anderen nachahmen, ein ganzer Mann von eigenartigem Wesen. Und selbst die todte Natur belebt Deine schöpferische Kraft, Deine Lieder sind ihre echten Kinder, aus jeder Gewohnheit und Beschäftigung des Daseins nimmst Du Deine Vergleiche und jede ritterliche Kunst: das Jagen, Schießen, Rennen und Schwimmen wird Dir zur Poesie!“

„Heinrich,“ sprach Herr Burkhard lächelnd, „ich merke, daß Du ein Dichter bist, denn Du singst Loblieder. Aber sie gerathen zu lang, um ehrlich zu sein, und setzen den Befungenen in Verlegenheit.“

Doch Heinrich wollte seinem überquellenden Herzen keine Gewalt anthun. „Du bist bescheiden, wie alle Meister. Und sage nicht, daß ich ein Dichter bin!“

„Wie, der Freund und Sangesgefährte Friedrichs von Toggenburg, Dietrichs von Alstätten, Konrads von Hermsdorf und so vieler anderer kunstverständiger Ritter, die alle des Tettingers kraftvolle Weisen gepriesen, — so muthlos?“

Heinrich antwortete nicht, er versiel plötzlich wieder in seine Schwermuth, die ihn die Begeisterung für die Kunst des Freundes einen Augenblick hatte vergessen lassen. Er stützte den Kopf in beide Hände und sah vor sich nieder:

„Ein Stümper bin ich, — das Eis wächst — und wächst, — es wird alles in mir erkalten, — und die Winterjonne kann es nicht schmelzen!“

Burkhard legte ihm bewegt die Hand aufs Haupt. „Wenn es Lenz wird, Heinrich, werden ihre Strahlen heißer werden, — und es wird doch wieder grünen. Fasse Muth, — ich kann Dich so nicht sehen, — und was in meiner Nacht liegt, Dir zu helfen.“

Mit großen Augen sah ihn der Tettinger an: „Der Freund soll den Freund auch zum Troste nicht betrügen. Willst Du Dir ins eigene Herz schneiden, um mich glücklich zu machen?“

„Wenn ich wüßte, daß auch sie es sein würde.“

„So liebt Du sie doch!“

Burkhard schlug höhnend beide Hände vors Gesicht. „Ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll, Heinrich, — außer dem Einen: ich habe kein Recht mehr auf ihre Liebe!“

„Unglücklicher, so liebst Du neben ihr — eine andere?“

„Du bist der einzige, der es wissen soll und darf, denn nie wirst Du ein Wort davon verlauten lassen, auch nicht gegen Fortunata.“

„Ich verspreche es Dir. Ist es Weichhild, Herrn Rudolfs Tochter?“

„Hildegard ist's, meines Todfeinds Kind.“

Heinrich fuhr jäh vom Sessel empor und starrte den Freund ungläubig an.

„Hildegard! — Und sie erwidert Dein Verben?“

Der Minnesinger schwieg einen Augenblick, dann sprach er: „Ein Lied, das ich schrieb, soll Dir Antwort geben; es ist schon lange her, doch ich habe der Weise Worte nicht vergessen.“

„Wüß' ich nur, ob sie mich meine!“

Wenn ich's auch nicht gar verneine, Scheint's doch kaum der Rede werth, Da sie nie mit Aug' und Munde Mir auch noch zu keiner Stunde, Einen Freundesgruß beichert.“

Heinrich ergriff Herrn Burkhard's Hand und drückte sie fest.

„Die gleiche Lust, — das gleiche Leid, — Fortunata, — Hildegard, unser Schmerz wird leichter, Freund, da wir uns theilen müssen in seine Last. Oft, wenn ich dabei am fernüberträumten Weiber von Tettingen über mein Leid nachdank, daach' ich mir: das hat noch keiner getragen, — nun aber weiß ich, daß ich ein Thor war, daß der Schmerz Gemeingut aller Menschen ist. Und jetzt, da Hildegards Vater

und Du in wenigen Tagen sich in Waffen gegenüberstehen, dünkt mir's: Du trägst noch schwerer als ich.“

„Du hast mit keinem Feindschaft und bist auf allen unseren Burgen ein gern gesehener Gast. — Aber weißt Du schon von der Abjage und was mich dazu trieb?“

„Ich hörte davon, als auf der Haldenburg die Jägerei heimkehrte. Da duldetet es mich nicht länger drüben, und da ich Fortunata nicht fand, kam ich nach Hohensfels, den glücklich Heimgekehrten zu begrüßen.“

„Glücklich, —“ wiederholte Burkhard, „ja, so glücklich, wie ich ausgezogen! Und begreifst Du jetzt, warum ich ging, gehen mußte?“

Heinrich von Tettingen nickte stumm. Zwar konnte er es nicht fassen, wie man sein Herz theilen mochte, um sich unnötigen Schmerz zu bereiten. Denn, wenn er Fortunata liebte und wieder geliebt wurde, — diesen Inbegriff alles höchsten Glücks, — warum suchte Burkhard dann nach Minne, wo sie ihm verjagt ward und nie zu gutem Ende führen konnte? Aber wenn er auch nicht alles begriff, so war es doch genug, um den Schmerz des Freundes und bewunderten Meisters durch Schweigen zu ehren.

Burkhard fühlte es und war ihm dankbar. „Gieb die Hoffnung nicht auf,“ versetzte er, „Du darfst den Trost Deines Herzens und Deiner Sinne schauen und bist besser daran als ich, denn mir wehren Pfeil und Spieße tropiger Feinde, mein Glück zu sehen.“

Als Heinrich durch das Haidekraut, das schon an sonniger Halde sich röthete, zum Ufer niederfuhr, wo an der Fahr zu Stüppingen sein Nachen lag, summten ihm immer noch des Freundes Worte im Ohr. „Du Trost des Herzens und der Sinne —“ sprach er vor sich hin, und seine Augen leuchteten. In stillen Dichtertäumen wühlte er Fortunata sein, — es brauchte nichts mehr als den rechten Schlüssel, ihr Herz zu öffnen. Und als ob er ihn damit finden könne, fügte er an des Meisters Worte Vers und Reim, den Last mit der Ruder silberperlendem Schlag begleitend.

Leis plätschernde Wellen, die träumerisch an Bug und Klanken des Schiffes schlugen, ließen ihm Klang und Harmonie, — und in ihrem rauschen, dem raslosen Fortwogen nach einem fernem Ziel, glaubte er den Wiederhall der eigenen sehnsuchtpochenden Herzensschläge zu vernehmen.

Plötzlich legte er die Ruder zurück, überließ das Fahrzeug dem leichten Winde und der Wellen Spiel und zog aus seinem Gewande ein Täfelchen von festem Wachs. Rasch fuhr sein Griffel hin und nieder, dann ließ er ihn sinnend sinken und starrte in die Abendshatten hinaus, die sich Klafarben über das aufdunkelnde Wasser legten.

Nach einer Weile griff er wieder die Tafel auf und überlas zwei, dreimal das Geschriebene. Er fühlte sich leicht und frei, voll Hoffnung und Zuversicht, — felt langsam war es das erste Lied, das ihm wieder gelungen. Schaffensfreude schwellte sein Herz, und seine Kühnheit wuchs. Ob diese innigen Worte nicht ihr Herz erweichen könnten! Doch er schüttelte über sich selber das Haupt. Ach, sie liebte ja ihn, den treulosen, edeln Freund schon zu lange.

Früher als irgend jemand, hatte ja Heinrich es geahnt, als in seiner eigenen Brust die junge Liebe zu Fortunata kaum noch erwacht war. Damals, auf der Marktschütze zu Konstanz, war es zuerst ihm aufgefallen, als Graf Ulrich von Kyburg ein großes Turnier für alle Herren der Seegegend nach der uralten Stadt ausgeschrieben und Herr Burkhard sich im Lanzenstechen den ausgelegten Siegespreis geholt. Da hatte er an seinem Eisenhelm eine schlichte, grüne Schleiße getragen, und Fortunata war an jenem Tag in einem Kleid von gleicher Farbe an der Seite ihrer Sippe erschienen. Das Grün war nicht die Farbe des Hauses, und da es noch andere grün-gewandete Gelssträulein gab, so wußte man nicht, welcher Dame Farben der Hohensfelder trug, und an die Tochter des ihm feindlich gesinnten Herrn von Kargegg dachte wohl niemand.

Seit her waren Jahre vergangen, und erst später hatte Heinrich sich seine eigenen Gedanken über den Vorfall gemacht, in dem er einen tieferen Zusammenhang zu errathen glaubte. Greifbar sah er heute das pomphaste Lanzenstechen, an dem er selbst als junger Ritter theilgenommen, wieder vor Augen, und nun stand plötzlich in seiner Erinnerung auch Hildegards in Kraft und Anmuth der Jugend leuchtende Erscheinung. Sie, die in frühesten Kindheit, nachdem ihre Mutter bei ihrer Geburt gestorben, in das Haus des mit dem Haldenburger verwandten Grafen aufgenommen und bis zur ersten Mädchenblüthe auf der Kyburg aufgezogen war, hatte bei jener Gelegenheit die Dame des kinderlosen Grafenhauses gemacht und in Ulrichs Namen den Siegern die Kränze gehend. Deutlich erinnerte er sich wieder, wie die herrliche Jungfrau mit lächelndem Munde dem vor ihr litzenden Burkhard das grüne Eichenlaub aufs Haupt gedrückt. Sollte damals der zündende Blick in die Seele des Freundes gefahren sein? Der Gedanke lag nahe, — aber wie hätte er ihm kommen können, der bis heute nichts von Burkhard's heimlicher Minne geahnt! Ja, so mußte es sein, — denn bald nach jenem Turnier hatte ja Hildegard des Grafen Ulrich Haus verlassen und war dauernd auf die Burg ihres Vaters zurückgekehrt, — und in jener Zeit, als die Beziehungen zwischen der Haldenburg und Hohensfels noch besser gewesen waren, mochten sie einander offen oder verstoßen häufiger begegnet sein. Wenige Monate später aber war Burkhard zu seiner Pilgerfahrt ins heilige Land aufgebrochen! Jetzt glaubte er, alles zu begreifen, und wie ein Blitz, der das düster brütende Dunkel banger Ungewißheit zerreiht, fuhr die Erkenntniß durch seine Seele.

Was aber half sie ihm? — Seufzend wollte er die Ruder wieder ergreifen, — doch das Schiff hatte seine ursprüngliche Richtung nach dem Burghof von Tettingen längst verloren. Langsam ihm um sich selber drehend hatten der mählich umschlagende Wind und kraus hinstiebendes Wellengerinzel den leichten Nachen seitwärts aus der Bahn getrieben. Nun stand sein Kiel nach Kargegg gerichtet. Sollte es ein Wink des Schicksals sein? „Gieb die Hoffnung nicht auf!“ hatte der Freund gesagt.

Schon alit der Kahn nahe dem Ufer dem düsteren Felsen-tobel der Marienschlucht zu, — ein paar Ruderschläge weiter, und Heinrich befand sich an der Stelle, wo besreundete Schiffe zu landen pflegten und ein schmaler Pfad durch Felsen und Gebüsch zur heilen Höhe führte.

Heinrich konnte der lodenden Versuchung nicht widerstehen. Der Ritter hatte ihn noch zu jeder Stunde gastlich aufge-

nommen, — und lange wollte er ja nicht bleiben. Schon hing der Mond mit silbernem Horne blaß über dem grau verdämmenden Wasser auf, um ihm beim Heimweg durch den finsternen Wald zu leuchten, und die erhellten Fenster des Pallas droben in der Burg kündeten, daß man eben beim Nachtmahl saß.

Nur sehen wollte er Fortunata, — ihre liebe, süße Stimme hören, — und wenn es ging, ihr heimlich das Lied in die Hand drücken, das er soeben geschrieben. Und dann noch Eins, — Eins, das das Erste und Letzte war: er mußte ihr Burkhard's Heimkehr künden! In ihren Mienen wollte er lesen, mochte auch sein Herz dabei verbluten. Ihre klaren Augen, in deren stillem Blau sich ein Himmel von Seligkeit spiegelte, konnten nicht lügen, sie mußten es verrathen, ob ihr Herz dem unseligen Freund noch liebte. Und wenn es so war, — nun, — dann hatte er sein letztes Lied gesungen und begrab für ewig seiner ersten Liebe Lust und Leid in stummer Traur!

Mit festem Entschlusse stieß er den Kahn auf den knirschenden Kies des Ufers.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Berlin. — Im Gegensatz zur Französin und Engländerin liebt es die vielgeschäftige deutsche Frau im allgemeinen nicht, für das Theater besondere Toilette zu machen. In ihren Vorzügen befinden sich daher stets einige jener duffigen, Ausschönerungs-Gegenstände, die gestatten, das einfache Hauskleid mit wenig Mühe in einen freundlich aussehenden, von dem Schimmer einer bescheidenen Eleganz umflossenen Theater- oder Konzert-Anzug umzuwandeln. Hierher gehören, außer Westen, Einfäden und Jabots, Cravaten, Kragen, Garnituren und den noch immer gern getragenen, in allen Farben vorrätigen Feder-Boas die diesen verwandten, boa-artigen Tüll- und Krepp-Arrangements — ihnen allen ist eines gemeinsam: die überreiche Verwendung von Krepp, mehr noch der schon früher besprochenen, schmalen Band-Rüschen, ohne deren Hülfskräfte der heutigen Mode die Ausstattung eines eleganteren Kleidungsstückes kaum mehr denkbar erscheint. Kaum ein Volant ohne einen derartigen Abschluß, kaum eine Fläche ohne eine aus den Rüschen gebildete Musterung!

Mit ein wenig Geschick kann man sich manche dieser im Handel nicht gerade billigen, duffigen Toiletten-Ergänzungen leicht selbst anfertigen. Die neueste Cravate besteht z. B. nur aus einem geraden, ungefähr 20 cm breiten Krepp-Streifen, der bestimmt, von vorn nach hinten und wieder nach vorn zum Ufer den Kragen gelegt und hier mit einem Ring zusammengefaßt zu werden; die unteren Ränder der kurzen, anfallenden Enden begrenzt ein 10 cm breites, fein gestattetes Rüschen und dieses eine 5 cm breite, absteigende Krepp-Buffe, deren obere Seite in drei kleine Köpfe eingetheilt ist. Eine die Hals-Rüsche, zur Hälfte aus weißem Rüschen-Tüll mit schmalen schwarzen Sammetband-Abschlüssen, zur anderen Hälfte aus blaue Seiden-Krepp mit übereinstimmenden Bändchen-Rüschen zusammengesetzt, zeigt lange, von einer Krepp-Schleife zusammengehaltene Tüll-Enden mit hoch hinaufgehendem Rüschen-Heiß. Sehr einfach läßt sich auch ein die Schultern knapp deckender Kragen aus zwei geraden, abgestuft über einander fallenden, eingereichten Taffestreifen herstellen, die am oberen Rand nach der hinteren Mitte zu ausgerundet werden. In regelmäßigen Abständen über Schnur eingereichter Stoff deckt die Halsbänderchen, ein hochstehender Volant und ein Blüßel bilden die Hals-Garnitur. Sämmtliche Augenränder erhalten Begrenzung aus schmalen Krepp-Rüschen; eine Kreppschleife verbindet die vorn handbreit auseinander tretenden Ränder.

Sehr elegant wirkt ein die Taillenbiegung freilassender Pelzröcken-Kragen, dessen seidene Grundform über einander fallend, nach gezogene Krepp-Volants in abgestufter Breite decken, von denen die unteren acht farbig, die oberen vier weiß gehalten werden. Die Volants werden schräg geschnitten und je mit daunenbreitem Saum abgeschlossen. Den mit über einander liegenden Enden abgefüllten weißen Medici's-Kragen bilden lange gerundete und fein plüßerte farbige Fisch-Enden mit dreifacher Volant-Umrandung zusammen.

Wer für seine Wege von und zur Geselligkeit die öffentlichen Verkehrsmittel benützt, der schließt seinen Anzug an besten durch den langen Mantel. Im übrigen zeigt sich eine große Vorliebe für den im Wagen oder zu Fuß so ungleich bequemeren halblangen und dreiviertel langen Abendmantel in der bekannten Form mit angefügtem, hinten oft länger als vorn wirkendem Serpentine-Volant. In sauberer tailor-mach-Ausführung aus Tuch und mit einem in der Farbe schon abgestimmten Pelztragen, eignet sich solch ein Mantel gleich gut für den Tagesgebrauch wie für den Abend.

Daneben taucht bereits wieder eine neueste Neuheit auf: eine die Figur ziemlich knapp und faltenlos umschließende Regenschirm-Form aus vielen an einander gesetzten, mit dem Sturmkragen im Zusammenhang geschnittenen einzelnen Reilm. Man fertigt dieselben gern aus hellem Stoff und begrenzt die Außenränder rings mit dunkler nancirten Besatzstreifen, von denen längs der Rüsche gleiche nach oben zu verjüngte Spangen bis zur Taillenhöhe und darüber aufsteigen; glänzendes Klistutter, und dem Kragen, sowie den vorderen Rändern entsprechende übereinstimmende Rüschen erhöhen die Eleganz. Sehr behaglich und wesentlich einfacher ist eine derartige Umhüllung aus den für die Golf-Capes bestimmten Plaid-Teden hergestellt, wobei selbstverständlich die glatte Webeseite zur Außen-seite zu nehmen ist und das Futter ganz wegfällt.

Eine hervorragende Rolle spielen die kleinen Band-Rüschen bei den diesjährigen Kopfschillen: Dreieckiger und Ebnen mit geraden oder gerundeten Enden aus Chiffon-Krepp oder Seiden-Gaze, die sie, absteigend oder übereinstimmend gewandt, oft gänzlich bedecken. Ein gleich ausgestatteter Stoff-Volant oder eine Kränze aus Phantasie- Federn bilden den Abschluß und die kleidsame Umrahmung für das Gesicht. Für eigenen Fleiß empfiehlt sich auch für einen Crèpe de Chine-Band eine an den Längsseiten schmale, an den Querrändern breitere Umrandung in point lace-Arbeit. Das Ideal einer Capote, welche den Kopf warm umhüllen, die Frisur aber nicht zu bedrücken soll, besteht in einer aus farbigem Fouland mit Ueberlage aus schwarzem Rüschen-Tüll hergestellten Rüsche in Negform, deren hinterer Rand frei und offen hängen bleibt. Rüschen, Volants und Farben-Enden, alles sehr reich mit schmalen Band-Rüschen geziert, dienen zur Garnitur. J. J.

Die moderne Wohnung.

Von Ferdinand Avenarius.

ort, wo die „berufenen Hüter“ wohnen des „ewig Schönen“, erhob sich vor Jahren ein großes Geschrei, denn siehe, ein Haufen junger Leute kam daher mit Schwertern und Stangen, um einzubrechen in den heiligen Hain, die neun Mäusen aus dem Tempel zu jagen und ihn selber abzubrennen, als wär' er noch nicht so viel wie eine Strohschnecke wert. Was man in den Zeitungen, so ward Einem wenigstens so ungefähr das Nahen der „Modernen“ beschrieben. Es ist aber doch wohl nicht alles ganz richtig, was Schwarz auf Weiß gedruckt wird, denn sehen wir jetzt nach besagtem Mäusenhain, so bietet sich uns ein anderes Bild. Eingedrungen freilich, ja, das sind jene Neulinge. Aber die „berufenen Hüter des ewig Schönen“ sind nicht nur nicht erschlagen

aber nur so müde und gebrochen hereinkommt, daß ich mit beim Lesen die Augen verderbe? Was helfen mir die entzündendsten Säckelchen und Deckchen und Martini-Sträußchen, (selbst falls ich sie sonst schön finde), wenn mir die Zeit fehlt, all den schädlichen Staub wegzubringen, den sie für meine Lungen einfangen? Was hilft mir ein einwandfrei stilvoller altdeutscher Tisch, wenn ich mich täglich zweimal daran stoße? Was eine noch so nette Vase, wenn ich nur mit Zittern und Zagen in ihrer Nähe weilen darf, die weil sie nur auf den Vorwand wartet, wieder 'mal umzufallen? Ach nein, in kleinen und großen, in allen Dingen muß meine Wohnung und was darin ist, zweckmäßig sein vor allem Uebrigen.

Aber ich habe doch eben gesagt: zur Zweckmäßigkeit gehörte „all das zusammen“, also die Schönheit auch mit! Wie, die

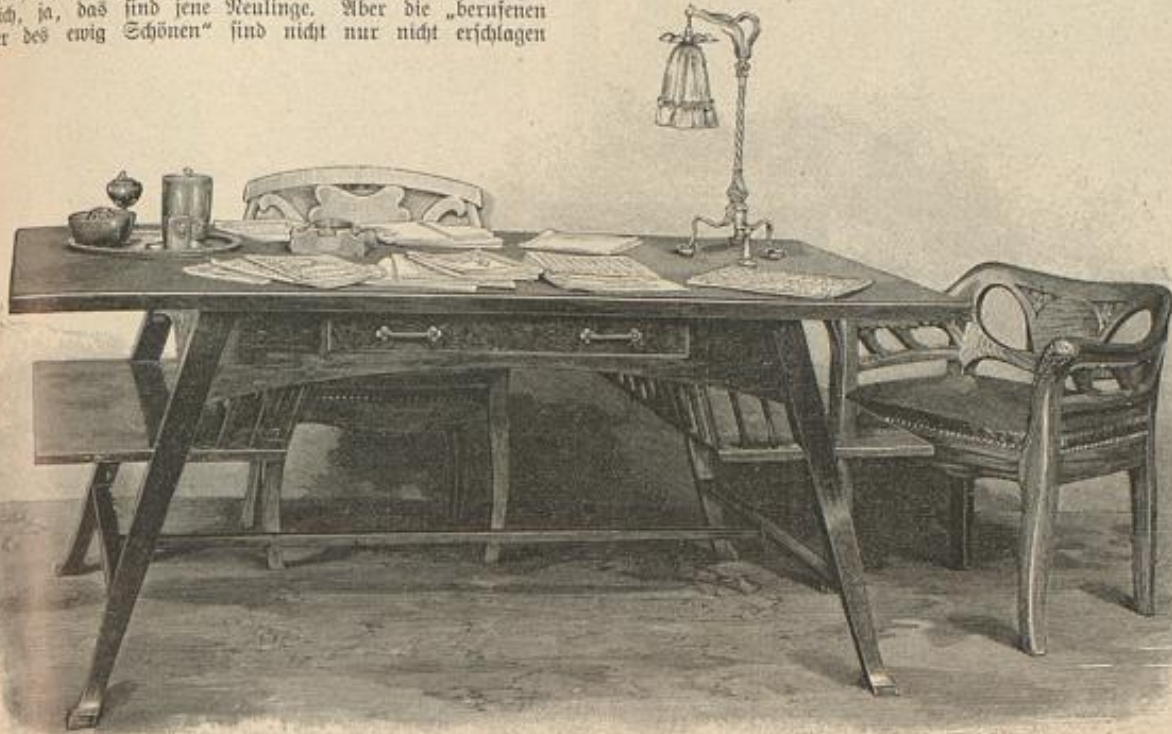
spielt auch mit Ihnen, mit uns, und recht sehr gerade in unserer Wohnung, wie Sie bald sehen werden. Wohl, daß es angenehme Eindrücke sind, die uns bei diesem geheimen Beleben treffen, das ist die erste Vorbedingung zu einer „schönen“ Wohnung, ich meine: zu einer Wohnung, in der unser Geist sich wohl fühlt.

Nun kann dieses geheimnisvolle Beleben sehr verschiedener Art sein. Da haben Sie einen Schrank von Ihrer Mutter her, der ist zu flach, um praktisch zu sein, zu hoch im Verhältnis zur Breite, er ist mit überflüssigem und schlechtgemachtem Schnitzwerk verchnürfelt, sodaß aller Wochen einmal etwas abbricht, kurz, er taugt wirklich nicht viel. Aber Sie haben kaum je bemerkt, daß er nicht schön ist, denn für Sie trat das Neuherrliche ganz in den Hintergrund, erzählte er Ihnen doch, so oft Sie seine Türen nur öffneten, allerlei Liebes aus Ihrer Kindheit. Sie werden das Stück nicht entbehren wollen, für Sie „spricht“ es eben „mit“, und von Ungenossen, für Sie hat es eine seelische Schönheit. Und kein einigermaßen vernünftiger Apostel des Neuen im Kunstgewerbe wird das nicht anerkennen. Er wird im Gegenteil gerade beim Antreffen solch besonderer Stücke in einer geschmackvollen Wohnung den Hauch des Persönlichen spüren, den jeder Künstler zu schätzen weiß. Dennoch ist jener Schrank an und für sich für andere wertlos; der Erinnerungswert, den er für Sie besitzt, hebt ihn ja künstlerisch nicht höher. Künstlerisch wertvoll ist nur ein Stück, dessen äußere Erscheinung dem Kunstempfindlichen als solchem angenehm ist.

Dieser Schrank nun sprach Ihnen von anderen Dingen, — wissen Sie aber, daß ein Schrank von sich selber reden kann durch seine Form?

Denken Sie des reich mit Eisen beschlagenen gothischen Schrankes, den wir jüngst im Kunstgewerbe-Museum gesehen, sagte der nicht mit seiner Form: „Vertrau mir Dein Gut, mit meinen beiden Türen umfang ich es, mit meinen Eisen halte ich's fest, — hab' keine Sorge, ich berg' es sicher?“ Blicken wir auf Neues: Sehn Sie den Stuhl an, den wir heute abbilden, läßt er nicht ordentlich zum Eisen ein, sagt er's nicht schon mit seiner Form, wie bequem er's Einem machen wird? Blicken Sie auf das Büffet von Niemeischnid, fordert es Sie nicht auf, nette Sachen hineinzustellen? Der große Lesetisch von Schulze-Raumburg, sagt er nicht auf das Deutlichste, wozu er da ist? Wenn Sie aber all diese Möbel in Wirklichkeit und nicht nur auf Bildern sehen, so sagen sie Ihnen auch zugleich, woraus und wie sie gebildet sind. Keines liegt uns vor, es sei aus anderem Material, als es ist. Keines z. B. ist „eichenfarben bemalt“, oder „nußbaum imitiert“, keines hat Beschläge, die aus Zinkguß sind und wie Messing aussehen, keines scheinbare Goldschmuckereien, die sich bei näherer Betrachtung als gemeines Preßwerk in Holz oder gar in Papier-Maché entschleiern müssen. Sie sind zum Teil schlicht in ihrem Aussehen, diese Möbel, aber zuverlässig sind sie durchaus, ihre Erscheinung entspricht der Wahrheit, sie schwindelt nicht. Ein Gefäß oder Gerath aber oder ein ganzes Gebäude, das in Form und Farbe klar ausdrückt, welchem Zweck es dient und woraus und wie es gemacht ward, mit einem Worte: was es ist, ein solches hat Sach-Stil.

Es giebt noch andere Arten von „Stil“, und wir wollen sie hübsch aus einander halten, sonst kommen wir in Confusion. Denken Sie, bitte, daran, wie sich die Wortsprachen wandeln; je nach den Völkern und Ländern bilden sich Sprachstämme und Sprachäste und schließlich, als kleinste Sprachzweige, die Dialekte. Mit den Formensprachen ging es ganz ebenso, nach Volk, Land und Zeit wandelten sie sich mannigfaltig ab, und wie der Sprachforscher etwa ein thüringisch Deutsch des 15. Jahrhunderts sicher von ebenfolchem des 14. Jahrhunderts unterscheiden kann, so kann der Kunsthistoriker ein deutsch oder italienisches „Renaissancisch“ der einen Zeit scharf von dem aus einer anderen trennen. Man baute und bildete in keinem Lande



Lesetisch von Paul Schulze-Raumburg. Zwei Lehnstühle in Eichenholz von Bernhard Pankof. Schmiede-Eiserne elektrische Tischlampe von Gottlob Wilhelm. Rauch-Service in Kupfer getrieben von Eugen Berner.

worden, noch vertrieben, nein, sie stehen zum großen Teil nicht einmal schmolend mehr abseits, sondern tauschen Gruß, Handschlag und Cigarren mit den Eingedrungenen. Der Tempel steht noch, nur ausgebeßert und neu gestrichen sieht er aus. Wer aber wandelt aus seiner Pforte? Sollte man's glauben: die Mäusen selber, die hehren, und wenn auch noch ein wenig verächtlich, sie niden doch schon gelegentlich nicht unfreundlichen Blicks einem Künstlerjünglinge zu, ja, es kommt vor, daß eine feste davon mit einem richtigen Modernen sogar ein unterhaltames Tänzchen wagt.

Sprechen wir unbillig, verehrliche Leserin: was ist wohl von den Modernen zu halten? Früher hieß es: „Pui, sind das garstige Leute, und jetzt giebt man ihnen selbst auf der Berliner Kunstausstellung, die doch immer so sehr fürs ewig Schöne war, ein paar Zimmer zum Einrichten! Sie wäpft Einem über den Kopf, diese Gesellschaft!“ Nicht wahr, so klagen Sie, und Sie rufen: „Antworte mir, Mann der Feder, sind's wirkliche Künstler oder sind's Asterkunst-Propheeten?“

Der Mann der Feder neigt sich und spricht: es hat wirkliche Künstler zu allen Zeiten gegeben und zu allen Zeiten tauartige Mitläufer. Fast ohne Ausnahme sind heute die jungen Leute „modern“, also wird's doch wohl wirkliche Talente und wirkliche Künstler unter den Modernen geben. Freilich eben so gewiß auch sogenannte „Künstler“ ohne Talent, Künstler also, die keine sind. Das ist ja alles ganz selbstverständlich, nicht wahr? Wie kann man im Ernst so thöricht sein, einem ganzen jungen Geschlechte sagen zu wollen: Ihr seid sammt und sonders (Ihr „Modernen“ also in unserem Fall) Hohlköpfe und Stümper?

Der schlimme Svdtter Lichtenberg hat einst gesagt: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen, und es klingt hohl, — muß das denn immer am Buche liegen?“ Eigentlich könnte man so wohl auch bei Kunstwerken fragen. Bei Büchern wie bei Kunstwerken aber komme ich, sollte man meinen, erst dann darüber ins Klare, ob Einer auf dem richtigen Wege geht, wenn ich weiß, wo er hin will. Hätt' es Sinn, einen Poeten zu schmähen: „Pui, du hast ja gar keine Novelle gemacht“, wenn er gar keine Novelle, sondern ein Stimmungsbild in Prosa geben wollte? Oder, hat es Sinn, einem Künstler vorzuwerfen: „Pui, dein Tisch hat ja gar keine Ornamente“, wenn er gerade einen Tisch ohne Ornamente geben wollte? Keinen Sinn hat's, und doch sind den „Modernen“ viele Vorwürfe gemacht worden, die nicht wesentlich klüger waren. Deshalb, verehrte Leserin, stellt ich den Antrag: wir wollen uns einmal darüber klar werden, was die Modernen eigentlich wollen. Und ich denke, wir können das gar nicht besser thun, als wenn wir zunächst einmal ganz allgemein von ihren Aufgaben reden. Ihre „hohe Kunst“ lassen wir dabei aus dem Spiel, die wird in unserer Zeitung anderswo besprochen. Nur von der Wohnung reden wir hier und von dem, was hineingeht.

Also: wie soll eine Wohnung und ihre Ausstattung vor allem Dingen sein? Sind Sie Künstlerin älteren Schlages, so antworten Sie: „schön“, sind Sie fürsorgliche Gattin und Mutter, so antworten Sie: „gesund“, sind Sie eine beglückte Dame in ihren besten Jahren, so antworten Sie: „bequem“. Ich meinerseits antworte: all das zusammen, mit einem Wort gesagt: zweckmäßig! Was hilft mir eine Wohnung, die wundervoll tiefe und satte Farben-Harmonien hat, wenn das liebe Gotteslicht zu all den dunkeln Herrlichkeiten zwischen diesen Fenstervorhängen hervor sehr „magisch“ und „poetisch“,

Schönheit gehört zur Zweckmäßigkeit? Freilich, meine Gnädige, nur das eine vorausgesetzt, daß Sie als Benutzerin der Wohnung keine Barbarin, sondern eine Dame sind, die für Schönheit überhaupt empfänglich ist, — aber das bedeutet doch eine ganz selbstverständliche Voraussetzung. Trifft sie zu, ist dann für Sie Schönheit nicht geistige Wohlbelömmlichkeit? Sie treten in einen hübschen Raum, — wollen Sie nur eine Zeit darin und Sie empfinden es sicherlich, daß Sie leiden unter seiner Häßlichkeit. Und wenn selbst die Gewohnheit, die große Abstumpferin, Sie über die Unlust allmählich hinwegbringt, zum mindesten werden Sie von solcher Umgebung in Ihrem geistigen Wohl nicht gefördert. Das aber werden Sie durch ein schön es Heim, das Sie hier anregt und dort beruhigt. Deshalb lachen wir die Leute aus, die Schönheit betrachten wie das Dessert zum Diner, als eine süße Zugabe, die auch wegbleiben kann. Die Schönheit der Wohnung gehört mit zu ihrer Zweckmäßigkeit, denn, wie der Körper, soll sich in ihr der Geist behagen. Was aber braucht's, um eine Wohnung in diesem Sinne schön zu machen?

Der alte Goethe hat einmal gesagt: „Der Mensch weiß gar nicht, wie anthropomorphisch er ist“, will heißen: wie sehr er alle Dinge vermenschlicht. Der Wilde thut das am rohesten, der giebt allem, was um uns ist, aus eigenen Gnaden Götter und Götchen, von der Sonne bis zur Pflanze. Das heißt doch wohl: er vermenschlicht sie, er leibt ihnen Seele nach seinem Bilde. Die Kulturmenschenheit ist geistlicher geworden, aber was Hänschen gelernt hat, verlernt Hans nur schwer; wie alte Gewohnheiten und Erinnerungen aus der Kindheit spukt das Vermenschlichen uns immer noch im Sinn, freilich zuweilen, ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Leben verlangt unsere Seele zum Wohlsein, wie der Leib Brod und Wasser, und wo sie keins findet, da bildet sie sich's hinein. Wenn ein Sopha Sie „einladend“ ansieht, ein blinkendes Fenster Sie „grüßt“, eine Blumenweise Sie „anlacht“, — merken Sie's dann wohl, wie Sie wieder mit dem Vermenschlichen spielen? Aber das Vermenschlichen



Sopha in Mahagoni-Holz von Richard Niemeischnid.

ganz gleich wie in anderen und nirgendwo auch nur dreißig Jahre hinter einander ganz in derselben Weise. Daher kommen die „historischen Stile“: Griechisch, Römisch, Romanisch, Gothisch, Renaissance, Barock, Rococo oder Empire, — solche Ausdrücke bezeichnen große Gruppen der historischen, sagen wir kurz, der Zeit-Stile. Mit dem Sach-Stil, von dem wir eben sprachen, haben sie nichts zu thun; der Sach-Stil

handelt davon, was etwas sagt, der Zeit-Stil bedeutet die Formensprache, mit der man den Sach-Stil ausdrücken soll. Aber wie man in jeder Sprache die Wahrheit reden oder lügen kann, so ist es auch mit der Formensprache, mit dem „Zeit-Stil“. Sehen Sie sich ein schlechtes Rococo-Sopha an (es giebt auch gute), ein schlechtes also recht aus den wildesten Jahren, wo jeder Träger und jeder Rahmen aufgelöst ward in ein Schändelgetümel mit Muscheln und Amoretten; oder denken Sie sich etwas ganz anderes: einen Renaissance-Schrank, der auf das Geänderte eine römische Tempel-Fassade nachmacht mit Säulen und Sockeln und Architraven und Triglyphen und Simsen und Giebelselbren. Der tempelbaste Schrank ist aus Holz und entlehnt doch all seine Formen dem Steinbau, das Rococo-Sopha kümmert sich um den Charakter des Holzes auch nicht. — Sach-Stil hat keines der beiden Stücke. Aber das eine sagt deutlich: ich bin Rococo, das andere: ich bin Renaissance, — sie reden mit ihren Formen gewissermaßen Unsinn, aber sie reden den Unsinn in correcter Formensprache. Mit anderen Worten: sie haben zwar keinen Sach-, aber doch Zeit-Stil.

Vergegenwärtigen Sie sich nun, werthe Leserin, den „Kunstgewerblichen Aufschwung“ der letzten Jahrzehnte, so machen Sie eine merkwürdige Beobachtung; wenn man da bei Geräthen, Möbeln und Gebäuden von „Stil“ sprach, so meinte man fast immer allein den Zeit-Stil. Nach Museums-Stücken und Musterbüchern machte man „altdeutsche“ Arbeiten nach, ohne darnach zu fragen, ob sie stilgerecht seien, d. h. dem Sach-Stil entsprächen, also klar und deutlich in ihrer Erscheinung sagten: das sind wir und das sollen wir. Es genügte, wenn das Nachgemachte „stilvoll“ erschien, möglichst „echt“, will sagen, möglichst unecht, nämlich nicht etwa unserer heutigen Zeit entsprechend, sondern einer lang vergangenen Zeit. Es war die Mode der „Bupenscheibenthril“ damals: der ehrbare Voet aus der Zeit des Dampfes und der Electricität, Dr. phil. und möglicherweise Stadtrath, benahm sich, als wäre er ein mittelalterlicher fahrender Scholast, sang seinen „Singus“ und fiedelte Ribewanz und Firtelanz im Mummenschanz vor einer treuen Gefolgschaft dahin, die gar nicht ahnte, wie das alles eigentlich doch häuswürdig war. Ebenio stand's beim Bupenscheiben-Kunstgewerbe: man sprach mit dem „Zeitstil“, mit der Formensprache einer vergangenen Zeit, deren Schatten man zu einem Maskenballe heraufbeschwor. Ja, es war ein geistesreicher Maskenball, denn alle die Formen spukten ja nur, sie waren Erscheinungen ohne Körper, und was sie mit ihrer Erscheinung ausdrückten, war kennzeichnend nur für längst Verstorbene, nicht für uns, die unter der hellen Sonne dieses Jahrhunderts lebten. Da stellte man Hellebarden, grausliche Morgensterne



Büffet in Eichenholz mit Beschlägen aus Schmiede-Eisen von Richard Niemerschmid.

und mächtige Rüstungen in die Gemächer, aber sie waren nichts für ernsten Männerstreit, denn sie bestanden aus Zinnguß, und der hier hauste, war nicht geneigt zum Tournir, denn das war

ein friedfamer Börsemann. Eine schwer reiche, alte Palastbede streckte sich drüber, alles Schnitzwerk in herrlichem Eichenholz; stieß man aber mit dem Besen daran, o Hererei, so brachen die eichenen Bohlen, und was herabfiel, o nochmals Hererei, war Gips und Pappe. Die Fenster glänzten in Glasgemälde-Pracht, aber nicht auf lange, denn die Sonne sog aus den Diaphanien die Farben, hatte nicht vorher schon die unvorrichtige Magd mit Seifenwasser das schöne Gebild aus Papppapier beschädigt. Draußen am Bau trugen muskeltropende Perfulese die Balkone. Kloppte man aber daran, siehe, so waren sie aus Blech, — und somit für diese ganze neuatlantische Maskerade wenigstens ein treffendes Sinnbild.

Die altdeutsche Mode ging. Was nun kam, war eine große Stil-Rundreise von der deutschen Renaissance zum Barock, vom Barock zum Rococo, vom Rococo, nach einer beschleunigten Extrajahrt gen Japan, zum Empire, vom Empire, mit einem Abstecher nach England, zur Biedermeierzeit, — jetzt stand man da, woher man gekommen war. Es geschah nicht allzu klugen Ansehens. Die größte Dummheit aber, die Michel auf seiner Reise um die Welt begangen hatte, war die gewesen: er hatte überall das Aeußerliche des Zeit-Stils, der historischen Formensprache, statt des Innerlichen des Sach-Stils gepflegt. So hatte der Gute gleichsam zwölf Sprachen reden gelernt, und hatte doch nichts zu sagen. So gab's in allen Modellsäden, in allen modischen Wohnungen mit den Formen ein leeres Parlieren über nichts. Wenig, auch der „Kunstgewerbliche Aufschwung“ jener Jahre hat sein Gutes gehabt und einen Beruf erfüllt. Zunächst: man legte doch wieder Kritik an das damals unglücklich verkommene Kunstgewerbe. Zweitens: man merkte wieder daß nicht ohne Weiteres Farblosigkeit „fein“ sei, man lernte wieder, sich kräftiger Farben zu freuen. Drittens: man ward aufmerksamer auf das Gute, das unter Altvorderen schon geschaffen; und wenn das auch kein Gefährliches hatte, es stärkte doch das Gefühl für deutschen Geist in Kunstgewerbe. Aber die letzten und wichtigsten Schritte thaten die „Produzenten“ nicht. Die Kritik, die hätte aufklären sollen, pries zumeist die „Renaissance“ oder was sonst gerade dran war, und unterjuchte auf „Echtheit“ hin, statt auf sachliche Zweckmäßigkeit und Güte. Wie hätte unter solchen Umständen das Publikum sich zu tieferem Erfassen hindurcharbeiten können? — Das mußte natürlich an der Oberfläche hängen bleiben. So kam die ganze Bewegung wohl zur Blüthe, aber zum rechten Früchtragen kam sie nicht. Bei unserer nächsten Klauerei wollen wir nachsehen, womit jetzt die jungen Künstler eingriffen, die „Modernen“.

Ohne solch einen Rückblick hätte sich's nicht gerecht wärtigen lassen, darum mußten wir weit ausholen. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen unterzagt.

In unsere Leserinnen.

Die rege Theilnahme, welche die vor einigen Jahren von uns vorgelegte „Hauswirthschaftliche Preisfrage“ erfahren hat, giebt uns Veranlassung, abermals eine

Preisfrage

auszuschreiben, und zwar über das Thema:

In welcher Weise und bei welchen Gelegenheiten verschenken Herren an Damen Blumen? Wie weit geht überhaupt die Verechtigung dazu?

Für die zehn besten Lösungen der Frage, d. h. solche, welche in möglichst gedrängter Fassung das Thema am erschöpfendsten behandeln, haben wir

Zehn Preise zu je 30 Mark, zusammen also 300 Mark

ausgesetzt. Alle Freunde unseres Blattes, gleichviel ob Abonnenten oder nicht, ob Damen oder Herren, fordern wir zur Theilnahme an diesem kleinen Preis-Wettkampf auf und bitten sie, ihre Arbeiten bis spätestens den 1. December d. J. an die Redaction der Modenwelt, Berlin W., Potsdamerstr. 38 mit der Bemerkung auf der Adresse „Zur Preisfrage: Blumen“ franco einzusenden.

Das Preisgericht wird gebildet aus der gesammten Redaction und dem Verlage der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“.

Mit der Prämierung der zehn besten Lösungen werden letztere Eigentum der Verlagsabhandlung. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten erfolgt in unserer Rubrik „Aus dem Leserkreise“, soweit der Raum es gestattet, vom 1. Februar t. J. an.

Die nicht prämirten Arbeiten werden nur auf besonderen Wunsch, und wenn das Rückporto beigefügt ist, zurückgeschickt.

Die Redaction der „Modenwelt“ und „Illustrierten Frauen-Zeitung“.

Gesundheits- und Körperpflege.

Die Ausstellung für verbesserte Frauenkleidung und für Frauen-Hygiene zu Berlin. — So jung der „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung“ auch an Jahren ist, so viel hat er doch schon geleistet, so sehr ist es ihm bereits gelungen,

seinen Ideen für gesundheitsgemäße Kleidung weiteste Verbreitung zu verschaffen, gefördert vor allem von den Ärzten, die in der kleinen Gruppe muthiger Frauen ihre besten Bundesgenossen erkannt haben. Sind auch die Aerzte aller Zeiten gegen das unvernünftige „Schnüren“ der Frauen, die Quelle so vieler Leiden, ins Feld gezogen, so war es ihnen doch nur in einzelnen Fällen möglich, der unausrottbar scheinenden Unsitte zu steuern, und meist nur da, wo bereits vorhandene Leiden die Betroffenen willfährig machten. Dann war aber der Arzt nicht immer in der Lage, für das abgelegte Corset einen geeigneten Ersatz zu beschaffen, da die nur der Mode unterthänige Industrie für solche Fälle nicht vorgesorgt hatte. Das Verdienst des oben genannten Vereins ist es nun, die in der Theorie längst vorhandene und von vielen denkenden Menschen anerkannte Verwegung in praktische Bahnen geleitet zu haben, indem die Industrie angeregt wurde, bequeme und zweckentsprechende Leibchen an Stelle des Corsets zu schaffen. Von dem Corset, als der eigentlichen Stütze der weiblichen Kleidung, ist aber die gesammte Unter- und Oberkleidung abhängig, und so mußte auch diese mit dem Ablegen des „Marterpangens“ einer gründlichen Umgestaltung unterzogen werden. So viel nun schon über die Grundsätze der verbesserten Kleidung sowohl in diesen Blättern, wie in den „Mittheilungen“ des genannten Vereins geschrieben wurde, so häufig werden sie noch immer mißverstanden; wir müssen deshalb die „Wissenden“ um Entschuldigung bitten, wenn wir hier nochmals in kurzen Worten diese Grundsätze recapituliren. Die vielen Unterwürde, die trotz ihres Gewichtes den Unterkörper nur mangelhaft schützen, sollen dem praktischen sogenannten Rock-Beinkleid weichen, dessen breiter Bund dem Rande des Corset-Ersatzes aufgeklopft wird. An Stelle von Hemd und weitem Beinleid tritt die Hemdhose, die „Combination“ aus Tricot oder irgend welchem gesundheitsgemäßen porösen Gewebe, und damit ist die Unterkleidung fertig. Das Oberleid muß sich gleichfalls den für die Unterkleidung maßgebenden Grundsätzen anbequemen, darf nicht zu eng die Taille umspannen, keinen eigentlichen Rockbund aufweisen, sondern Taille und Rock sind auf irgend eine geeignete Art zu verbinden, sodas die gesammte Kleidung von Hüften und Schultern gemeinsam getragen wird.

Diese Grundsätze der verbesserten Kleidung wurden uns nun auf der ihr gewidmeten Ausstellung so recht eindrucklich vorgeführt. Der reichhaltigen Ausstellung für Frauenkleidung schloß sich die für Frauen-Hygiene an, die gleichfalls viel Interessantes bot, der wir aber im Rahmen dieser Besprechung keinen Raum gönnen können. Nur der zum Nachdenken anregenden, bildlichen wie plastischen Darstellungen von Schnürleibern, wie der Desorganisation von Magen, Leber und Niere durch den Corset-Druck, ferner hoch interessanter Röntgen-Photographien vom Kumpf eines Mädchens mit Corset, und eines anderen ohne Corset sei hier gedacht. Auch der verkrüppelte Fuß der Chinesin, der so häufig als Seitenstück zu der Verkrüppelung der Taille herangezogen wird, war in einem Gipsabguß vertreten.

In erfreulicher Weise hatten sich die bedeutendsten einschlägigen Firmen Berlins an der Ausstellung betheilig,

und durch besonders elegante Kleidungsstücke auch bewiesen, das Hirtlichkeit und Eleganz durchaus Hand in Hand mit der verbesserten Kleidung gehen können. Unsere Leserinnen werden allerdings viele ihnen längst bekannte Dinge gefunden haben, da unsere Blätter sich von Anfang an der guten Sache angenommen und durch Wort und Bild, vor allem aber durch musterergültige Schmitte die neue Kleidung weitesten Kreisen zugänglich gemacht haben; — die Ausstellung unserer bildlichen Darstellungen und Schnittmuster von „Reform-Kleidung“ wurde mit der silbernen Medaille prämiirt.

Bei einem Rundgang durch die Ausstellung wollen wir denn auch zunächst die verschiedenen Arten des „Corset-Ersatzes“ einer Betrachtung unterziehen. Alle Leibchen, bis auf einige nicht zu berücksichtigende Ausnahmen, sind mit Achselbändern versehen, haben keine oder nur geringe Fischbein-Einlagen und erscheinen der natürlichen Körperform ohne gewaltsam geschwemmte Taillenlinie angepaßt. Wie verschieden aber sind die Formen innerhalb dieser Grenzen! Die meisten lehnen sich dem bisher üblichen Corset an, indem sie wie dieses aus vielen schmalen Theilen zusammengesetzt sind und nur zur notwendigen Stütze der Brust meist faltige Brusttheile eingesetzt zeigen. Eine Auswahl der gelungensten Muster sind auf umstehendem Bild vereinigt. Da ist ein sehr hübsch in Seide ausgeführtes, mit Fig. 7 dargestelltes Leibchen von Max Köhl, Berlin (silberne Medaille), ein gleichfalls prämiirtes Leibchen, Fig. 6, — von Koch & Eichenauer, Sieben, — dessen Brusttheile einer gut geschnittenen Paffe eingefügt sind, wodurch das leidige Knirschen der Achselträger verhindert wird. Das von Karl Braun, Berlin gefertigte Corset „Frauenheil“, mit dazu gehörigem Beinleid, er sichtlich auf Fig. 3, ist unseren Leserinnen bereits bekannt. Ähnliche Formen haben noch andere Firmen ausgeführt: Marie Haase, Berlin, J. G. Fischer, Leipzig, das rühmlichst bekannte Leibchen von Fr. Dr. Kuhnow, Bazar Nürnberg und Heinrich Jordan, Berlin. Eine ganz besonders reiche Auswahl der verschiedensten Arten von Corset-Leibchen zeigt Frau Marie Herder, Berlin, neben der goldenen Medaille ausgezeichneten Fabrikate nahezu als musterergültig angesehen werden können. Die geprüfte Bandagistin brachte von Anfang an den Bestrebungen des Vereins volles Verständnis entgegen; — das nur aus zwei Theilen und einem breiten Brustlapp zusammengesetzte Nieder „Maudiba“ ist den Leserinnen dieser Blätter aus der Nr. vom 1/4 97 längst bekannt. Bemerkenswerth sind auch die schwedischen Brusthalter mit theilweise oder vollständiger Leibchen-Ergänzung, ferner die für Kinder und junge Mädchen nach schwedischen Vorbildern hergestellte Unterkleidung, die wir im technischen Theile einer unserer nächsten Nummern eingehend würdigen werden. Sehr hübsche Kinder-Leibchen stellt, neben verschiedenen praktischen Formen, die Firma Louis Medlenburg, Berlin, aus, deren Leistungen gleichfalls die silberne Medaille zuerkannt wurde. Viele Damen bezorgten die vorzüglich gewebten Tricot-Leibchen von Theodor Lindner, Berlin. Man sieht, die Auswahl ist überreich, und da alle Vorlagen nur nach Maß jedem Körper passend angefertigt werden sollen, lassen sich in jedem einzelnen Falle dem gewählten Modell noch eigene Ideen hinzugefügen.



Fig. 1. Dienst-
mädchen- oder
Hausanzug. Fig. 2. Unter-
kleidung
„Labora“. Fig. 3. Unterklei-
dung mit Corset
„Frauenheil“. Fig. 4. Unterklei-
dung für kleine
Mädchen.

Fig. 5. Hemdhose
mit Säumchen
und Spitzen-
Garnitur. Fig. 6. Cor-
set- Leib-
chen mit
Passe. Fig. 7. Cor-
set- Leibchen
mit Brust-
theilen. Fig. 8.
Rechts-
und Links-
Strümpfe. Fig. 9.
San-
dalen-
Schuh.

gestellt, siehe Fig. 2. — Strümpfe für
Rechts- und Linksfuß, von Albin
Bauch, Chemnitz, und luftdurch-
lässiges, der natürlichen Form der
Füße gemäß gebautes Schuhwerk
von S. Ritting, V. Brahl und J.
Fr. Lorke vervollständigen die Un-
terkleidung.

An Oberkleidung ist naturge-
mäß nicht so viel vorhanden; die
wenigen, aber sehr gelungenen Ge-
sellschafts- und Straßenkleider, so-
wie Reform-Anzüge für kleine und größere Mädchen werden
in nächster Zeit veröffentlicht werden; mit Abb. 17-18 u. 23
bringt der technische Theil dieser Nummer bereits zwei hübsche
Proben. Ein ganz besonderes Interesse beansprucht die reichhal-
tige Ausstellung von Arbeits- und Fabrik-Arbeiterinnen-Kleidung.
Unser Bildchen veranschaulicht vier Typen: Fig. 12, einen hemd-
artigen Anzug mit Passentheil und Haube aus grauem Nessel,
wie ihn die Arbeiterinnen einer Wollfabrik tragen müssen;
Fig. 13, einen Arbeitsanzug der Gartenbau-Schule für Frauen
in Friedenau, bestehend aus zierlich gefalteter Bluse und kurzem
Rock mit weiten Taschen aus wasserdichtem naturfarbenen
Loden, dem sich ein riesiger, vor allem den Nacken schützender
Strohhut gesellt. Der Berliner Hausfrauen-Verein hat die Figur



Fig. 10-11. Brust- und
Leibgürtel „Juno“.

Vereins, Berlin, Potsdamer-
str. 122g zu richten. G. V.

Aus dem vielen Guten wird sich dann wohl mit der Zeit
das Beste als fester Bestand ausscheiden, denn gegen-
wärtig ist die praktische Erfahrung dem Einzelnen gegenüber
noch zu kurz, um mit Sicherheit den jeweiligen Grad der Vor-
trefflichkeit feststellen zu können. Ganz abweichend von allem bis
jetzt Vorhandenen im Bereiche des Corset-Erfasses ist der Brust-
und Leibgürtel „Juno“ von Agnes Fleischer-Griebel, Berlin,
den wir mit Fig. 10-11 darstellen. Die Erfinderin geht von
dem Prinzip aus, daß Brust, Rücken und Leib der Frau eine
Stütze verlangen, der Theil dazwischen aber, der die wichtigsten
Lebens-Organen beherbergt, frei liegen muß. So besteht der
eigenartige Gegenstand aus einzelnen, aus durchlässigem Ge-
webe mit Seiden-Einfassung hergestellten Bändern, die alle
von einem kurzen, Fischbein-gesteiften Rückentheile ausgehen
und unter einander mit Schnallen, Druckknöpfen und Gummi-
theilen in sinnreicher Weise sich verbinden. Ein mit diesem Gürtel
bekleideter Körper muß eine schöne
aufrechte Haltung annehmen, sobald
die Brust sich weiten kann, wäh-
rend der Leib zurücktritt. Mit
einigen kleinen Aenderungen,
namentlich mit weniger kräf-
tigen Schnallen, dürfte dieser
gleichfalls prämiirte Corset-
Erfass eine bedeutende Zukunft
haben und voraussichtlich
Schule machen. Die Grund-
formen der anderen Bestand-
theile der Unterkleidung,
Hemdhose und Rock-Beinkleid,
haben sich im Gebrauche bereits
so bewährt, daß sie als fest-
stehend gelten können. Hier
handelt es sich nur noch um
das zu verwendende Material
und die mehr oder weniger
delegante Ausstattung. Heinrich
Jordan, Berlin, hat eine unge-
wöhnlich reiche Auswahl von
Combinations und Beinklei-
den vorgelegt, für die er
die vorzüglichsten Gesund-
heitsstoffe aus Wolle, Baum-
wolle und Leinen von Kurz-
haas und Wellhausen in Greiz,
häufig auch solche mit Seide
gemischt, verwendet hat. Die
Firma Jordan sowohl, als
die Stoff-Fabrikanten sind
mit goldener Medaille aus-
gezeichnet worden. Besonders
elegante Unterkleidung zeigt
H. C. Steuberg & Co. aus
Frankfurt a/M., — ein er-
freuliches Zeichen dafür, daß auch die dortigen Frauen sich
der Bewegung angeschlossen haben; ihrem Reichthum gemäß
legen sie Werth auf elegantes Material, und in Seide mit
guten Spitzen und Bändern wirken die praktischen Gegen-
stände sehr verführerisch. Ein schwarzseidenes Beinkleid, dem
etwa 30 cm unter dem Bund coulissenartig zwei mit rosa
Waffes und schwarzer Spitze garnirte Rockbahnen angefügt sind,
deren seitliche Mänder nur einige Knopfschlingen verbinden,
dazu besonderen Beifall gefunden. Auch die elegante Hemdhose,
Fig. 5, mit reichem Spizenschmuck und Säumchen-Verzierung
an Hals- und Beinkleid-Rand ist ein Modell der genannten Firma.
Fig. 4 giebt eine aus Tricot-Hemd und Rock-Beinkleid mit
Trägern combinirte Unterkleidung für kleine Mädchen aus dem
Bogor Nürnberg wieder. Auch dem einfachen und billigsten
Genre ist Rechnung getragen; so hat Theodor Lindner, Berlin, eine
Unterkleidung aus Tricot-Leibchen, Varchent-Beinkleid und ganz
mäßig ausgestatteten Unterrock für 9,50 Mark zusammenge-



Fig. 12. Fabrikarbeiterin. Fig. 13. Gartenarbeiterin. Fig. 14. Turnerin. Fig. 15. Kochschülerin.

einer Kochschülerin, Fig. 15, ausgestellt, mit großer, das Kleid
nahezu deckender Schürze, zierlichem weißen Häubchen und den
an Ketten von Gürtel hängenden Handwerkszeug: Kochlöffel,
Kochbuch, Topflappen etc. Einen Dienstboten- oder praktischen
Hausanzug von H. Jordan, Berlin, stellt Fig. 1 dar. Hier,
hängt das Rock-Beinkleid mit der Bluse, der Rock mit dem
rund geschnittenen Gürtel zusammen. Durch die vom Verein an
das preussische Kultus-Ministerium eingereichte und vom
Minister günstig aufgenommene Petition für gesundheitsge-
mäßige Turnkleidung der Mädchen erregen die verschiedenen
Turn-Anzüge für Frauen und Mädchen ein actuelles Interesse.
Einen Anzug, bestehend aus Bluderhose und langem Kittel, stellt
Fig. 14 dar. Luise von Egidio, Berlin, hat Anzüge vorgeführt,
wie sie in der schwedischen Staats-Turnanstalt zu Stockholm
obligatorisch sind, und die bereits mit Abb. 3-4 des technischen Theils
der Nr. v. 15 498 veröffentlicht wurden. An einem Modell in halber
Größe (Silberne Medaille), stellt die Zuschneideschule Johanni-

darauf zu achten, daß man ein Endwort wählt, welches recht
viele Reimworte hat. Findet man ein solches überhaupt nicht,
so hat das natürlich ein Pfand zur Folge. Ursache zu großer
Geiterkeit giebt es oft, wenn ein Wort genannt wird, dessen
Reimworte dem Sinne nach schlecht passen. B. Schlegel.

Reimchen am Herd. — „Chestnut-parties“ sind
wohl nur in England bekannt und auch hier noch nicht all-
gemein in Aufnahme gekommen. Bei dieser Art der winter-
lichen Abend-Unterhaltung ist geselligem Kreise pflegt man die
in England so sehr beliebten eßbaren Kastanien (chestnuts) am
Kaminfeuer zu rösten und gleich warm zu verspeisen. Jeder
der Geladenen hat die Verpflichtung, zur Unterhaltung der
versammelten Gesellschaft eine kleine, selbst erfundene Geschichte
oder eine Dichtung vorzutragen, die in irgend einer Weise auf
die Frucht, den Baum selbst, oder dessen Heimat Bezug hat.
Die Reihenfolge der Erzähler wird auf folgende Weise bestimmt:

Geselligkeit.

Das Reimspiel. — Ein
hübsches Gesellschafts-Spiel
für kleine und große Leute ist
das Reimspiel. Einer der
Spielenden wirft dem anderen
ein Taschentuch zu und spricht
zugleich einen kurzen Satz aus;
der andere fängt das Tuch auf
und antwortet sogleich mit
einem Satz, dessen Endwort
sich mit dem des vorhergehenden
reimen muß; darauf sendet
er das Tuch mit gleichzeitig
ausgesprochener Reimstrophe
weiter, worauf abermals eine
Antwort mit demselben Reim
zu erfolgen hat, und so fort,
z. B.: Ich sah im Garten
jüngst ein Röslein, — das
brach ich meinem Schwester-
lein, — das steck es an den
Gürtel fein, — Und sprach:
jezt bist Du mein. — Von
allen Blumen groß und klein,
— Ist so wie Du doch keines
schön und fein etc. Derjenige,
welcher keinen Reim mehr
weiß, muß ein Pfand geben
und dann einen anderen Satz
mit einem neuen Reimwort
sagen, worauf das Spiel wieder
von vorn anfängt. Es ist

Die Gäste gruppieren sich im Halbkreis um den Kamin; auf einem Tisch davor steht ein großes Präsentir-Brett mit rohen Kastanien, von dessen Rand ringsum so viele farbige Bänder herniederhängen, als Gäste gegenwärtig sind. Jeder der Anwesenden zieht dann eines der Bänder, dessen versteckte Enden fortlaufende Nummern in Anzahl der Gäste tragen, unter den Kastanien hervor. Die Zahl bestimmt, wann die Reihe des Erzählens seiner „chestnut-story“ an jeden der Gäste kommt. Die Pausen füllen Musik aus; — leise Mandolin-Klänge (das Instrument wird jetzt mit Vorliebe in England gespielt), — oder die wenig aufdringlichen Töne einer Spieluhr gelten als „stillvoll“ für die „chestnut-party“. Zum Schluß folgt meist eine sehr lebhaft debattirte darüber, wer die beste Erzählung, das hübschste Gedicht vorgetragen hat. Diesem Glücklichen überreicht die Wirthin dann als „Sängerpreis“ zur Erinnerung an den Tag irgend ein hübsches kleines Geschenk, auf dem das Datum und die Namen der Anwesenden angegeben ist. Schließlich wird noch ein leichtes Abendbrot eingenommen, und unter fröhlichem Geplauder bleibt man dann noch bis gegen elf Uhr beisammen.

Die „chestnut-parties“ haben vielleicht einen etwas „altmodischen“ Charakter, aber sie sind höchst anregend, und an Gemüthlichkeit werden sie kaum von einer anderen Abend-Unterhaltung übertroffen. C. rna.

Häusliche Kunst.

Allerlei über Glasmalerei. — Es wäre hier nicht am Platze, über die wirkliche echte Glasmalerei, wie sie an Kirchenfenstern ausgeführt ist, zu sprechen. Das wird immer eine eigene, große Kunst bleiben, die einen Künstler und eigene große Ateliers, Brennöfen u. dergleichen erfordert und nicht in den Rahmen der häuslichen Kunst paßt. Es giebt aber so vielerlei erprobte, gute Recepte, um Glas zu bemalen, daß unser Heim durch allerlei hübsche Arbeiten leicht auf reizvolle Weise verziert werden kann. Jetzt, wo wir im Zeichen der geheizten Oefen und brennenden Lampen stehen, wären ein Ofen- und ein Lichtschirm zeitgemäß. Für den Ofenschirm ließ ich mir durch einen Glaser grünliches Kathedral-Glas besorgen. Dies bietet in seiner rauhen unebenen Oberfläche einen angenehmen Malgrund. Soll die Malerei (mit Oelfarben) transparent wirken, dann ist es nöthig, daß man beim Malen die Scheibe gegen das Licht stellt und alle bedeckten Farben, wie Ocker, Zinnober, Eisenbleischwartz und Cremserweiß vermeidet. Statt der letzten Farbe kann man Lasurweiß verwenden. Alle übrigen Farben, wie Blau, Saffirgrün, indisch Gelb, Krapplack u. dergleichen, lassen sich lasirend, also durchsichtig, malen. Sehr schön wirkt für einen Ofenschirm aus grünem Glas Gerant von wildem Wein in röhlichen Tönen, aus der rechten Ecke von oben herunterfallend. Ist der Schirm zweitheilig, dann würden für den zweiten Flügel sehr gut Chrysanthemem passen, aus der Ecke links unten aufwachsend, darüber ein Zug Schwalben. Das immer glühende Feuer eines eisernen Ofens bringt alle Farben gut zur Geltung; man muß aber die Malerei so einrichten, daß sie auch ohne durchscheinendes Licht wirkt, denn selbst im Sommer soll sich das Auge daran erfreuen.

Für das Gestell eines eintheiligen Schirmes werden vier gedrehte Stäbe zu einem Viereck vereinigt. An den oberen Ecken wird je ein Knopf angebracht, die Füße sind Ständer der bekannten Art. Die in Blei gefasste Glasplatte hängt an Ketten in dem Holzgestell. — Bei einem zweitheiligen Schirm kann man die Sache viel einfacher gestalten. Die beliebig großen Platten werden vom Klempner in Blei gefast und durch mehrere Charniere verbunden. Ebenso passend würden hierfür zwei Holzrahmen sein, die mit grüner oder dunkelrother Wasserfarbe gestrichen, polirt und durch Charniere verbunden werden.

In entsprechend verkleinertem Maßstabe stellt man in gleicher Weise reizvolle Lichtschirme her. Da ich grünes Glas benutzte, wählte ich als Motiv hierfür einmal schlafende Vögel, in einer Reihe auf einem Ast sitzend, unten, leicht angedeutet, ein kleines Dorf, das zweite Mal, von unten aufwachsende rothe Nelken. Weiter sind Lampenglocken zu nennen. Auf ihnen gelangt Malerei zur reichsten Wirkung, und sie ersetzt gleichzeitig den Lampenschirm, der leider oft sehr schön und kunstvoll gearbeitete Glocken verdeckt. Das Bemalen der geätzten Glocken in Kugel- oder Tulpenform ist sehr einfach. Eine gefällige Zeichnung ist vorhanden, und das Ausmalen des gegebenen Musters bietet auf dem rauhen Glas keine Schwierigkeiten, nur etwas Farbensinn ist nöthig.

Der Farbensauftrag geschieht bei den Glocken ohne Lack, obenauf, auch ist abwechselnd bei brennender Lampe und bei Tageslicht zu malen, da die Verzierung bei beiden Beleuchtungen wirken muß. Man malt mehr oder weniger lasirend, so, daß die helleren glatten Stellen in der Glocke auch heller bemalt wirken, als wie die matten Stellen der Figuren-Theile, die mehr durch Farbe zu decken sind. Bei einer Glocke in Tulpenform, an der nur die einzelnen Blumenblätter markirt werden sollen und sonst kein geätztes Muster vorhanden ist, würde es hübsch sein, das Ganze wie eine wirkliche Tulpe zu gestalten, die Blätter also der Blumenart entsprechend zu bemalen. — Das Decoriren der glatten Milchglas-Glocken ist ungleich schwerer, gestattet aber die Ausführung selbst erdachter Motive. Es ist nöthig, die ganze Fläche erst geometrisch einzutheilen, und durch ornamentale Figuren, stilisirte Blumen u. dergleichen größere Mittelstücke zu schaffen, die dann entsprechend wirkungsvoll durch eine Landschaft geschmückt werden können.

Das Aufzeichnen geschieht wie bei Porzellan, mit einem spitzen Bleistift, nachdem man die Fläche vorher mit Terpentin-Oel abgerieben hat. Zum Malen sind einige Haarpinsel in verschiedener Stärke nöthig und die passenden Farben. Oelfarben lassen sich sehr gut verwenden. Es giebt aber jetzt besondere Farben für Glasmalerei, die dem Zweck besser ent-

sprechen, der Hitze größeren Widerstand leisten und von größerer Leuchtkraft sind, aus der Fabrik von Heyn & Manthe in Berlin; jedes größere Mal-Utensilien-Geschäft hält dieselben vorräthig.

In Betreff der Ausführung ist es nöthig, theils innen, theils außen zu malen. Der Vordergrund der Landschaft, sowie die Ornamente und Abschlußlinien der einzelnen Felder werden auf der Außenseite, der Hintergrund, der Himmel, die Ferne u. dergleichen auf der Rückseite gemalt. Man kann so ein und denselben Gegenstand auf beiden Flächen malen, wenn er, wie z. B. ein Wasser, den Vordergrund der Landschaft bildet, und sich erst in der Ferne verliert. Ein Blütenbaum im Vordergrund, also obenauf, davor ein Wasser, worin der Baum sich spiegelt, von rückwärts gemalt, nur einige helle Lichter oben auf der Wasserfläche angebracht, im Hintergrund Wald, blaue Berge, — das giebt ein reizendes Bild. Als zweites Motiv denke ich mir die Copie einer Mondlandschaft von dem bekannten Berliner Meister Douzette: Im Vordergrund eine Windmühle, ein kleines Häuschen, innen erleuchtet (ausgespart), und einen Teich; in der Ferne Wald, — der Himmel dunkel, nur in der Nähe des Mondes durch diesen erhellt. Der Himmel, also die Luft, ist zuerst etwa mit Schwarz und Blau (preußisch) zu malen, darnach ist der Mond auszusparen und genau zu contouren. Wald und Berge haben dieselbe Farbe, nur etwas kräftiger. Ist es nöthig, sie mehr auszuführen, dann muß es geschehen, nachdem der erste Auftrag trocken ist. Für die Mühle würde sich Terra di Sienna eignen mit Schwarz, für Bäume und Sträucher dunkel Olivgrün, durch Wischen zu erzielen. Das Wasser im Vordergrund ist ebenfalls dunkeloliv, bläulich, und die glühenden Stellen, darin der Wald sich spiegelt, sind hell stengelgelb. Das Licht im Häuschen wird ausgespart und rückwärts mit Cadmium und etwas Krapplack gemalt. — Etwaige Fehler lassen sich mittelst eines Terpentinschwammes fortnehmen. Man kann auf derselben Stelle von neuem malen. A. V.

Menu- und Tischkarten mit Malerei. — Wer den Pinsel zu führen versteht, dem wird es ein besonderes Vergnügen bereiten, den Schmuck der Tafel- und Menu-Karten selbst auszuführen. Unsere im modernen Geschmack gehaltenen Karten zeigen die so überaus decorative Orchidee und das auch für die kleinsten Räume gut verwendbare Weichlein in natürlichen Farben mit Aquarell-Farben auf Carton gemalt. Die schmale, längliche Tischkarte, — 23 zu 6 cm groß, — ließe sich durch die Farben der Blumen variiren. Die Menu-Karten messen je 10 zu 16 1/2 cm; die eine zeigt Weichleinranken auf einem in japanischer Art mit Gold gemustertem Grunde, während die andere Karte oben und unten durch ein aus kräftigen schwarzen Strichen gebildetes Gitter abgeschlossen wird, zwischen dem braunrothe Blüten und grüne Blätter sichtbar werden. Die Außenränder der Karten lassen sich schwarz oder mit Gold bemalen, wodurch sie an Eleganz noch gewinnen.

Fußbank mit Brandmalerei für Kinder. — Für unsere Kleinen hat wohl kaum etwas so dauerndes Interesse wie das bunte Bilderbuch, dessen Thiere und Figuren ihnen durch erzählte Geschichten vertraut werden. Ein nachahmenswerther Gedanke war es daher, all die Lieblinge des Kindes auf einer Holzplatte mittelst Brennstiftes und Farbe festzuhalten und die so geschmückte Platte zu einem kleinen Bänkchen verarbeiten zu lassen, das die Kleinen bequem von einem Ort zum andern tragen können. Das Bänkchen ist nur 22 cm hoch, 22 cm breit und 31 cm lang; die Platte steht ringsum 1 1/2 cm breit vor, kann aber natürlich auch in jeder beliebigen anderen Größe hergestellt werden. Sämmtliche Contouren der Abbildungen sind gebrannt, ebenso die Schatten und das schmale Randbötchen; zum Ausmalen verwendet man Oelfarbe. Das Gestell des Bänkchens wird braun gebeizt und lackirt. In ähnlicher Weise läßt sich auch ein Tischchen verziern. C. F.

Fürs Haus.

Das Reinigen der weißen Atlasstühle. — Man reibt die beschmutzten Schuhe zuerst mit in Weingeist getauchter Baumwolle (Watte) und dann mit trockener Baumwolle nochmals ab. Um Zeugschuhe zu reinigen, stopft man die Schuhe zuerst gut und gleichmäßig straff aus, dann taucht man einen reinen leinenen Lappen in rectificirten Terpentin und reibt hiermit die schmutzigen Stellen immer gut nach dem Faden, damit der Stoff nicht zerreißt oder sich verschiebt. M. v. H.

Frau K. v. U. — Spinnenspide auf matten Möbeln sind sehr schwer zu tilgen. In vielen Fällen hilft das Abreiben mit gewärmtem Bier mittelst weichen Luches; auch das Abreiben mit einer durchgeschnittenen Zwiebel hat sich bewährt. Hierbei wird mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm nachgespült und mit weichen Tüchern nachgerieben. A. G.

Küche.

Cardi auf italienische Art, als Vorspeise. — Die weichsten Theile der Cardi werden sauber gewaschen und auf einem Teller

hübsch angerichtet; dann hackt man Knoblauch und Sardellen recht fein zusammen, brät dieses ein paar Minuten mit Oliven-Öel und Butter in einem Pfännchen und bringt es auf einem Untersatz mit glühender Asche zu Tisch. Die Sauce muß immer fortfahren zu braten. Man taucht die rohen Cardi hinein und verzehrt sie ohne weitere Zubereitung. C. G.

Handarbeit.

Allerlei Weihnachts-Arbeiten. — Bald naht sich aufs neue das Fest der Gaben. — Weihnachten! Da heißt es denn, bei Zeiten die Hände regen, damit man allen Lieben eine Lieberachtung bereiten kann. Ich gehöre zu den Vorsichtigen und bin jetzt schon mit allerlei Kleinigkeiten zum Verschicken beschäftigt. Vor mir liegt eine hübsche Mappe, bestimmt, Bilder und Photographien aufzunehmen. Zu ihrer Herstellung brauchte ich zwei Tafeln ziemlich starker Pappe von geringer Größe. Dieselben bezog ich außen mit hellgelbem feinfäbigen Atlas in einem Stück und fütterte sie mit dem dazu passenden Satin. Die beiden Platten dürfen in der Mitte nicht zusammenstoßen, denn der Stoff bildet den Rappencord. Den Schluß der Mappe vermittelte gelbe Atlasbänder, die an den beiden vorderen Rändern befestigt und zur Schleife gebunden werden; braune Seidenschnur begrenzt die Mappe ringsum. Der künstlerische Schmuck meines Geschenkes besteht in einer hübsch in Sepia gemalten Landschaft, die sich von dem gelben Grund prächtig abhebt. Das Gelingen dieses Wertes spornete mich an, diese Art Verzierung auch an einem Kasten auszuführen. Ein gut gewaschenes und sorgfältig getrocknetes Cigarrenkästchen besetzte ich gleichfalls mit gelbem Atlas. Auf die Seitenwände und den Deckel malte ich kleine Landschaften in der oben beschriebenen Art. Um die Wirkung der Malerei zu erhöhen, werden für die fünf Flächen passende Rahmen aus Carton zugeschnitten und mit dunkelblauem Plüsch oder Sammet bezogen. Diese Umrahmungen klebt man auf die bemalten Flächen fest. Innen wird die niedliche kleine Cassette mit hellem Papier oder Satin gefüttert. Will man sie noch hübscher ausstatten, so kann man vier kleine Metallfüßchen dem Boden anschrauben und eine dazu passende Schließvorrichtung anbringen.

Für ein muskliebendes junges Mädchen bestimmt ist eine hübsche Notenmappe, bestehend aus zwei Holzplatten. Mit dem Brennstift wird eine gefällige Zeichnung in der Mitte der oberen Platte angebracht und um den Rand ein 2 cm breiter Streifen dunkel gebrannt. Die zweite Platte liegt außer dem Randstreifen das Monogramm der künftigen Besizerin. Drei Seiten der beiden Platten werden durch breites braunes baumwollenes Band zu einer Mappe verbunden, oben an den vierten Seiten bringt man aus gleichem Band Güsse zum Tragen der Mappe an. Natürlich lassen die Holzplatten sich sehr gut durch bräunliche oder graue Brennpappe erziehen.

Ein anderes hübsches Geschenk besteht in einer Handarbeits-Tasche aus hellgrauem Leinen. Dieselbe mißt 16 cm Länge 11 cm Breite und ist mit einer Klappe versehen, die bis in die Mitte der Vorderseite übergreift und hier durch Öle nebst Knopf das Täschchen schließt. In die Vorderseite wird mit hellrother Seide das Monogramm gestickt, um den Rand eine kleine Bordüre. Die Klappe verziert man mit einem Blumenzweig. Das Täschchen umrandet rothe Seidenschnur, die beim Annähen an den vier Ecken in kleine Oefen gelegt wird. P. P.

Behälter für Schreibpapier u. s. w. — In meinem Zimmer fehlt der Schreibtisch; ein kleiner vieredriger Tisch mit Backstein-Decke, — über den allerdings eine im japanischen Geschmack verzierte Decke aus Tuchresten gebreitet ist, — vertritt seine Stelle. er ist aber zu klein, um noch viel mehr als das Notwendigste, die Schreibmappe und ein paar Bücher aufzunehmen. Deshalb habe ich mir eine Wandtasche als Behälter für Papier, Couverts, Karten und Briefmarken erdacht, die mir nah zur Hand hängt. Die Grundform bildet ein 27 zu 22 cm großes Stück Pappe, auf deren Vorderseite aus doppeltem, über einander gelegten Tuchtheilen sieben je 2 1/2 cm von einander entfernte Taschen geordnet sind. Die Tiefe der Taschen hängt von dem Format des zur Aufnahme bestimmten Papiers ab; die oberste derselben setzt 4 cm vom oberen Rand entfernt an und hat, da Frachttasche hineingesteckt werden sollen, eine Tiefe von 15 cm. Die nächste, für Aus-



Behälter für Schreibpapier u. s. w.

land-Packet-Adressen, ist 9 cm tief; für Ausland-Couverts braucht man 10 cm, für deutsche Packet-Adressen 9 1/2 cm, für Postanweisungen 10 cm, für Weltpostkarten 7 cm, für Briefmarken nur 1 1/2 cm Tiefe. Zum Anhängen dient ein 1/2 cm breiter, 37 cm langer, zur Schleife gebundener Tuchstreifen mit dazu passenden Schleifen; dazu eine Lauffe aus Tuchresten. C. F.

Bezugsquellen.

Kostüme: S. Jordan, Berlin SW, Markgrafstr. 104-107 (Fig. 1); S. J. Bazar Nürnberg, Berlin W, Französischer 20 (Fig. 14); — Corset: Erjaß: Theodor Lindner, Berlin O, Köpenicker 2 (Fig. 2); Berlin W, Köpenicker 8, Rottbuhlerdamm 5 (Fig. 3); Frau W. Starke, Berlin W, Köpenicker 129-130 (Fig. 6); Max Käbel, Berlin O, Jernalemeier 34 (Fig. 7); Frau Fleischer-Griebel, Berlin NW, Klosterstr. 25 (Fig. 10-11); J. H. Eißler, Leipzig. — Unterkleidung u. dergleichen: Theodor Lindner, Berlin O, Köpenicker 2 (Fig. 2); C. Braun, Berlin S, Rottbuhlerdamm 5 (Fig. 3); Nürnberg, Berlin W, Französischer 20 (Fig. 4); F. G. Strubberg & Co., Berlin SW, Wilhelmstr. 98 IV. — Oefen- und Tischplatten, Gegenstände mit Glasmalerei: Fr. Anna Vorhadt, Pabelberg, Dom 12. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.

(3. Fortsetzung.)

V.

Als Heinrich von Zettingen gegangen, hatte Herr Burthard von neuem die Lieder hervorgezogen, die er als einzigen, schwer errungenen Schatz von seiner Pilgerfahrt heimgebracht. Nun er Hildegard wieder gesehen, fühlte er, daß seine Leidenschaft durch die lange Trennung nur neue Nahrung erhalten. Aber doch war es nicht jene erste, wilde Gluth, die in Fortunata's Nähe lobend sein Inneres verjagt und, einen Ausweg suchend, nach Kuss und Umarmung verlangt hatte, — es war ein unwiderstehlich namenloses Sehnen, wie es das Kind zur Mutter, den verlorenen Sohn zu Heimat und Vaterland zurückzieht, — und nirgends als bei ihr war dieses Schmerzgefühl zu stillen und zu bannen.

Bei ihr kam heilige Ruhe wie eines Feiertags Frieden über sein ungestilltes Blut. In einem Liede hatte er es ausgedrückt: Wie das Einhorn im Schoß einer keuschen Jungfrau gebändigt wird, so ein zügelloser Sinn durch ihren Zauber.

Und seltsam war es, warum er immer an ihr schwarzes Haar denken mußte. War es eine Erinnerung an erste Kindertage, wo dunkle Locken, — das Haar der Mutter, — sich liebevoll über ihn gebogen und ihn gleich einer weichen Welle umwog, wenn sie dem Erstgeborenen den zärtlichen Kuss auf die Lippen gedrückt. Ach, — die Erinnerung war kurz! Seit seinem siebenten Jahre, als der räthselhafte Tod der kaum geborenen einzigen Tochter ihr das Herz gebrochen, hatte er keine Mutter mehr gekannt.

Der waren es höllische Mächte, die ihn mit solchen Stimmungen und Gefühlen quälten? Hatte er nicht immer gekümmert, an Fortunata's Seite das süßeste Glück der Erde zu finden! Und nun mußte dieses düster-schöne Weib sein blondhaarig sonnenlächelndes Glück verdrängen! Konnte es nicht ein böser Zauber ihm angethan haben? — Alte Sagen erzählten von giftigen Frauen, zum Verderben der Männer geschaffen, die der Erbfeind der Menschheit mit Rattenblut genährt. — Er mußte selber lächeln über seine tollen, wahn sinnigen Gedanken. Was hatte ihm doch der alte Fiedler, der heute unter der Linde spielte, einmal gesagt? — Die bösen Geister konnten den Klang der Fiedel nicht hören; schon Saul, der König, hatte bei Davids Saitenspiel vor dem Satan Ruhe gefunden. — Nun, wenn ein finsterner Geist ihn überwältigen wollte, so besaß er ja Mittel, ihn zu bannen! Mit heißer Sehnsucht padte es ihn plötzlich, wieder den lang entbehrten Klang der eigenen Laute zu vernehmen. — Dort neben im verschwiegenen Erkergemach hing das geliebte Instrument, — er mußte die Saiten vom Staube säubern, ihre Töne prüfen.

Schritt für Schritt zog es ihn die hallenden Steinstufen hinan. Jetzt nahm er die Kotte von der Wand, stützte sie auf den Schenkel und begann, die Saiten zu stimmen.

Reich, doch erfrischend und kraftvoll strömte die würzige Waldesluft durch das offene Fenstergitter herein. Mit lautlosem Flügel huschten die Fledermäuse um den Erker, von den Weibern des Rucks herüber klang eintöniges Froschgerausch und im Gärtlein unter dem Burghof spritzten halb verschlafene Grillen. Es war ein leises, schmelzendes Singen und Klingen in dieser entschlämmernden Welt, über die die Nacht ihre milden, grauen Schleier zu breiten begann.

Eine unendliche Sehnsucht schwellte die Brust des Minnesingers, und als er jetzt langsam mit leuchtender Helle aus dem Dunkel der Dämmerung des Mondes Sichel herauswachsen sah, das liebevoll sanfte Auge der Nacht, das oftmals seine heimlichen Gänge auf dem Weg zur Haldenburg belächelt, da ließ er sich nicht mehr, und lauter und lauter die Saiten schlagend, sang er das letzte Lied, das noch Wort für Wort in seinem Gedächtniß lag, hinaus in das Mondesweben, in Waldesdunst und Nachtgeflüster:

Ich kann Dinge ohne gleichen,
Ich kann jagen, schleichen, schwimmen,
Ich kann alle Ritterschaft,
Sterne selbst kann ich erreichen,
Ich kann werfen, rennen, künnen,
Ich besitze List und Kraft.
Doch ob Kühnheit lebt in mir? —
Doch, wenn Sorg' ins Herz mir dringet,
Wenn mich Müdigkeit bezwinget,
Wünsch' ich auszuruhn bei ihr!

Ah, der Klang, der mit der leise strömenden Luft über Höhen und Thäler hinaus schwebte, konnte die Haldenburg nicht erreichen! — Aber war es denn nicht möglich, daß trotzdem in ibrer Herzen die gleiche Saite wieder tönte und sie hinaus lockte auf den lieblichen, waldumstümmten Wiesenthan, wo er nie von ihr erhört, doch auch nie von ihr abgewiesen war!

Wie unbewinglicher Gewalt trieb es ihn empor. Noch war ja die Fehde nicht eröffnet, und, ohne die eigene Ehre zu verletzen, durfte er sich in den feindlichen Burgrüden wagen. Welche Schritte er die Stufen hinab; der junge Weiber brauchte ihn nicht zu hören, — und

der Thorwart, der seines Herrn nächtliche Gänge von früher kannte, wagte keine zudringliche Frage.

VI.

„Müssen nicht unsere Herzen eins sein?“ sprach Herr Burthard, als er Hildegard, die ihm ohne Widerstreben die schmale, weiße Hand überließ, zur Rajenbank unter den Fichten führte. „Müssen sie nicht das gleiche Sehnen und Sinnen hegen, wenn es sie zur gleichen Stunde zum gleichen Plage zieht?“

„Ich leugne es nicht,“ erwiderte Hildegard, mit leichtem Erröthen das schöne Haupt senkend, „ja, ich kam Euretwegen, — ich hoffte, — ich erwartete, Euch zu treffen.“

In Burthards Schläfen begann das Blut siebernd zu pochen. Hildegard, jetzt endlich, jetzt, wo unsere Häuser mit bloßem Schwert einander gegenüberstehen, — auf Tod und Leben, — jetzt endlich wollt Ihr mich erhören!“

Das schwache Mondlicht ließ die Blässe erkennen, die des Edelkräuleins feingekchnittenes Antlitz überzog. Die leichtgewölbten Wimpern blähten sich im alten Stolz auf:

„Wißt denn mein Thun nicht, Ritter! Ich kam hierher, um nicht in Euern Gedanken mit einer Schuld belastet zu werden, an der ich keinen Theil habe.“

„Was meint Ihr?“ fragte Herr Burthard enttäuscht.

„Diesen unglückseligen Haß, den mein Vater auf Euch geworfen. Wäre ich nicht mit meinen Begleitern von der Jagdgesellschaft abgekommen —“

„Ich sah Euch, Hildegard!“

„Wie —, zuvor schon, heimlich, — aus einem Versteck?“

„Ihr hättet den Pilger nicht gekannt, der droben von der Steinpalme auf Euch nieder sah. Doch wäret Ihr später zugegen gewesen, auf dem Haldenhof, — das Vergste wäre verhütet worden. Den Wildfrevler hätt' ich Euerm Vater vergeben —“

Sie machte eine abwehrend stolze Geberde mit der Hand: „Nichts von Vergebung! Dem Unrecht gebührt Strafe, sonst mehret es sich und wächst zu nimmer zu tilgendem Fluch.“

Burthard schüttelte mit verwundertem Lächeln den Kopf: „Ihr habt eine gar sonderliche Liebe zu Euerm Vater, Hildegard.“

„Sprecht mir nicht von Liebe! Ihr wißt ja, daß ich keinen Begriff damit verbinden kann. Ja, ich sage es offen, — mein Vater ist mir fremd wie alle Menschen, von denen ich keinen lieben kann.“

„Auch mich nicht, Hildegard?“

Sie verstummte.

Wie eine Woge zu Eis erstarrenden Wassers legte es sich unter ihrem Schweigen auf des Ritters Herz.

„Jetzt habt auch Ihr mir widerjagt, Hildegard, und das thut weher, denn aus Feindesmund. Euerm Vater kann ich den Hohn und Spott vergelten, mit dem er mich und mein Gefinde reizte und zum Aeußersten trieb, gegen Euch aber hab' ich keine Waffen, denn mein Schmerz verwundet Euch nicht.“

Sie sah ihn mit einem Blicke innigen Mitleids an: „Warum quält Ihr Euch und mich! Versteht mich doch recht! Ich kann nicht geben, was Ihr fordert, denn Liebe ist mir fremd. Und doch, in all der Zeit, da Ihr fern waret, hab' ich Euer gedacht. Ihr sehtet mir, ja, ich habe mich geseht nach Eurer Wiederkehr, wie wenn Ihr ein Theil von meinem Leben wäret.“

„Das habt Ihr, Hildegard?“ rief der Minnesinger jubelnd, und in der überquellenden Freude seines Herzens zog er das Niederste, das der Pilger auf der Brust durch der Wüste Brand und des Meeres Stürme getragen, aus seinem Gewande und reichte es ihr. „Nehmt das, Hildegard! Ich kann Euch nicht sagen, wie ich Euer gedacht, — mögen diese Lieder es thun, die vielleicht Euch lehren, was Liebe ist.“

Mit leichtem Zögern nahm sie die Mäntel: „Wohl glaub' ich, daß Ihr sie erklären könnt, und wüßte Euch Dank dafür; nur fürcht' ich, daß ich das alles nicht verstehe.“

„Lebt es zuvor, und dann sagt mir, ob Ihr der Minne Wesen begreift!“

„Das dürft lange wahren,“ lächelte sie trübe. „Vergeht Ihr, daß in wenig Tagen die Schwerter ihre rauhe Sprache zwischen uns reden? Morgen schon sendet mich der Vater für die Dauer der Fehde nach Aargegg —“

„Ihr geht, Hildegard, — Ihr könnt gehen?“

„Könnte ich nicht Gefahr laufen, von Euch gefangen zu werden, wenn ich bliebe!“

„Mich dünkte es besser, in milden Feindes Dand zu sein, als in den harten Fesseln eines lieblosen Vaters.“

„Aber der Wunsch wäre Verrath an meinem Hause!“

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Euch so lange, — vielleicht nie mehr zu sehen. — Wenn ich — nun selber — im Schwertkampf fiele —“

„Das dürft Ihr nicht, Burthard!“ Ihre Arme schmiegt sich einen Augenblick in süßer Verachtung an seinen Hals. „Ihr müßt leben, — um meinetwillen!“

Der Ritter stand wie verzaubert. Wer konnte dieses wunderliche Mädchen begreifen! Während er noch fassungslos staunte, glitten ihre Arme schon von seinen breiten Schultern herab, und die Lippen, nach deren Kuss er dürstete, näherten sich ihm nicht.

„Wenn Ihr es nicht ertragen könnt, so müßt Ihr Mittel finden, zu mir zu kommen,“ sprach sie leise. „Man sagte mir, Ihr wäret ein guter Schwimmer und das Wasser biete Euch kein Hinderniß.“

„Beim heiligen Gotte, Hildegard, — ich komme, — morgen schon, wenn Wind und Wetter günstig sind,“ rief Burthard, wie zum Schwure die Hand erhebend, „bin nicht zum ersten Male ans andere Ufer geschwommen!“

„Aber mir bangt um Euch, — wenn Euch die Kräfte verlassen, — nein, wagt es lieber nicht; ein Rauchen trüge Euch sicherer.“

„Im Mondschein würde ihn der Wächter erspähen, der scharfen Auslug hält.“

„Ich beschwöre Euch, steht ab von Euerm Vorhaben!“

„Nein, Hildegard, Ihr habt mir das goldene Wunderland von fern gezeigt; ich muß seine Küste finden!“

„Wer aber weiß, ob ich unbemerkt mich aus der Burg schleichen und Eurer warten kann!“

„Gleichviel, ich komme. Frauenlist weiß zu allem Rath, — und ich bin gewiß: Ihr wartet meiner, Herrin!“

Sie sah, daß er unerfüllbar blieb, und schwer bereute sie ihr vorschnelles Wort: „Fortunata ist meine Freundin, — und bisweilen schien es mir, daß sie Euch gerne sähe und daß Ihr einst um ihre Gunst geworben. Sie ist lieb und gut, hold und schön wie Sonnenglanz am Maienstage, — wenn sie erführe —“

Herr Burthard erblaste, doch nach kurzem Schweigen entgegnete er: „Es giebt viel schöne Geschöpfe auf Gottes Erde, und des Mannes Brust ist leicht bewegt. Wann aber ein Herz am tiefsten minnt und wann es wahre Treue hegt, — das jagen Euch meine Lieder.“

Hildegard verfuhrte nicht weiter nutzlosen Widerstand. „Ich hab' Euch gewarnt und gebeten; zwingen kann ich Euch nicht. Thut was Euch gut und recht dünkt, Herr Ritter, — und Gott beschütze Euch auf Euern Wegen!“

Mit raschem, leichtem Druck bot sie ihm die Hand. „Ich darf nicht länger weilen; die Vettern, die mir auf Schritt und Tritt mit lästigem Verben folgen, könnten Verdacht schöpfen und mich juchen. Es wäre Euer Verderben, denn Ihr seid unbewaffnet.“

Er harrete, ob sie ihm auch jetzt nicht die Lippen bieten würde, doch schnell und geräuschlos schlüpfte sie davon in den dunkeln Laubengang, der gegen die Burgmauer emporführte.

Eine Weile noch stand Herr Burthard, die Augen wie suchend auf die Stelle geheftet, wo sie verschwunden war. „Unlösbares Räthsel des Frauenherzens!“ sprach er zu sich selbst. „Sie kennt die Liebe nicht und liebt!“ Und in seinem Innern jauchzte es auf: Ich komme, ich komme, — und sie wird mein werden!

(Fortsetzung folgt.)



Damen-Schreibtisch in Mahagoni-Holz von Richard Niemerschmid. Lehstuhl in Mahagoni-Holz von Bernhard Pankof. Bronze-Gegenstände von Burg-Hartmann, Eugen Berner und Richard Niemerschmid.

Die moderne Wohnung.

Von Ferdinand Avenarius.

(Fortsetzung.)

So: wie kam das alles?
 Das moderne Kunstgewerbe oder, richtiger gesagt, die moderne, angewandte Kunst, ist auch nicht vom Himmel gefallen.
 Seit Gottfried Semper, der zu Zeiten der ersten Londoner Weltausstellung schon drüben und bei uns auf das Wesen der architektonischen und kunstgewerblichen Dinge hinwies, haben zu jeder Zeit da und dort vereinzelt gute Schriftsteller gegen das Nachlaufen hinter den Stilmoden her mit guten Gedanken und scharfen Worten gesprochen und geschrieben. Vereinzelt Architekten in München, Berlin, Dresden und anderwärts bauten auch, so weit das die Bauherren zuließen, nach Bedürfnis und Schönheitsgefühl, ohne sich um die heilige Grammatik der antiquarisch beglaubigten Schnitzel und Schnörkel allzu gewissenhaft zu bekümmern. Freie Köpfe verlangten dann eine Aufrichtung der Ornamentik: es sei doch eigentlich drollig, daß wir Deutschen bei allen Gelegenheiten Palmetten und Akanthus stilförmig, während diese schönen Sachen nirgends bei uns gedeihen, — wär' es nicht an der Zeit, fragte man, statt der fremden botanischen Herrschaften die einheimischen herein in die Ornamentik zu laden? Vor langen Jahren schon „stilifizierte“ ein Krumbholz fleißig Naturformen, ein Seider folgte ihm später, ein Meurer konstruirte gar und lehrte ein feines System, wie die Pflanze nach ihren Bildungsgeetzen zu studiren und auszunützen sei fürs Kunstgewerbe. Mit ganz bescheidenen Mitteln rief ein Hamburger Zeichner, Oskar Schwindraheim, „Beiträge zu einer Volkskunst“ ins Leben, welche die meisten Forderungen der „Modernen“ verpackt, ehe beim Kunstgewerbe von „Modernen“ die Rede war. Freilich, mit Ausnahme allein des „Kunstwarts“, unterstützte keine einzige Kunstzeitschrift dieses Bemühen, — ja, man spottete darüber, weil man noch gar nicht im Stande war, durch die schlichte Ausstattung hindurch das gute Wesen der Sache zu erkennen. An abgelegenen Orten blühten auch noch volksthümliche Kunstweisen eigenartig für sich fort, und hier und da, zumal in Oesterreich, suchte man, ihnen auch durch obrigkeitliche Förderung die Beete fruchtbar zu machen. Aber all diese Dinge bewirkten zwar, daß einmal hier und einmal dort ein Stein ins Rollen kam, aber der Stein blieb schließlich irgendwo liegen. Den richtigen, großen Erdrutsch, der dem kunstgewerblichen Modeblödsinn ernstlich schadete, den zu bewegen bedurfte es stärkerer und allgemeiner wirkender Kräfte. Gottlob, auch sie waren schon thätig und traten in Erscheinung.

Da rumorte, als erste dieser Kräfte, der „Japanismus“ in den Ausstellungen, Läden, Büchern, Zeitungen und Köpfen herum. Den „japanischen Stil“ blindlings nachzumachen, ist selbstverständlich eine große Thorheit. Hier kam hinzu, daß die japanische Marktware, die uns in gewaltigen Ballen herübergeschickt ward, von keinem einigermaßen kultivirten Japaner ins eigene Haus gelassen würde. Nein: das war Ware, die man drüben eigens für den Export anfertigte, nicht also nach ihr dürfen wir die japanische Kunst beurteilen, sondern nach den Stücken, die Künstler und Kenner herüberbrachten. Da war etwas, etwas ganz anderes allerdings, als wir pflegten, aber etwas echtes und gutes auch, ja, da war wirklich Kunst. Welch ein feines Farbengefühl traf man hier, und welche lede und leichte Zeichnung, die mit verblüffender Sicherheit selbst dem Vogel in der Luft die Linien seiner Flügelbewegung wegsing! Alles wies auf ein trauliches Du und Du des Künstlers mit der Natur hin, es schien wenigstens so; denn das auch in der japanischen Kunst Manier und Schema ist, das fiel bei der verhältnismäßig kleinen Anzahl der Stücke, die man sah, nicht so auf. Dann fand man hier auf geschickteste Weise ein völlig neues Prinzip der Flächen- und Raumdecoration verwendet. Die Europäer betonten seit den Zeiten der Griechen gern Umfang und Mitte der Fläche, die sie schmücken wollen, und geben so „Rahmen und Spiegel“ oder „Kante und Fläche“, aber mit klar zusammenhängender Linienführung, mit ornamentaler Zeichnung, während die Orientalen vorzugsweise eine gleichmäßige Musterung entwerfen, die wenigstens bei farbigen Stücken, an Teppichen, auch wohl die klare Zeichnung in einem Gewirr von harmonischen Farbenspielen absichtlich untergehen läßt. Hier bei den Japanern war nichts von dem. Ein Apfelblütenzweig z. B. legte sich in freiem, natürlichem Linienschwung schräg über die Fläche, ein Schmetterling gaukelte um seine Blüten, ganz naturalistisch anzusehen, — weder von „Stilifirung“ noch von ornamentmäßiger Eincomponirung in den Raum war etwas zu merken, wie hingeworfen von anmuthiger Laune lag der salterumflatterte Zweig über dem Tische. Und doch: er schmückte den Raum. Man sah die Geschirre, die Bronzen, die Möbel an; neben einer staunenswerthen technischen Geschicklichkeit häuften sich überall die Beweise



Salon-Schrank in Mahagoni-Holz von Wilhelm Michael. Schmiede-Eiserner Leuchter von Franz Kieger. Base von Max Heider.

dadür, daß sich eine Menge von Aufgaben entschieden künstlerisch und doch ganz anders lösen ließen, als bei uns geschah. Während aber die schwächeren Geister nun einfach einschwenkten in die japanische Mode, — ging den Stärkeren dieses „anders“ im Kopfe herum. Anders, — ja, man konnte es auch anders machen! Wir leben in einer ganz anderen Kultur, als die Japaner, sagten sich diese Stärkeren, wir haben eine ganz andere Geschichte, wir glauben, denken, fühlen anders, — was ist das für ein Unsinn, ein sozusagen japanisch lackirter Europäer! Aber seine Augen haben die Leute da drüben, und woher? Weil sie sie immer und immer wieder üben an der Natur. Und auch sonst haben sie ihre Vorzüge. Um! Sie sind eben so ganz anders als wir. Man kann doch also auch ganz anders sein, kann doch also auch als Künstler ganz anders arbeiten. Alle Verschiedenheiten bedacht, sollten wir nicht trotzdem etwas von ihnen lernen können? Nicht als Lehrer können wir sie brauchen, wenigstens nicht als strenge Lehrer, — aber Anreger können sie uns gewiß sein.

Vorläufig ging es mit dem Verständniß der Modernen beim Publikum noch langsam vorwärts. In Deutschland wenigstens, denn anderswo gab's immerhin mehr Verständniß für das neue Bewegen. Die Franzosen, die bekanntlich nie Ruhe halten können, experimentirten allerdings mehr auf den Nachbargebieten der „Kunstgewerbe“ herum, indem sie z. B. eine ganz neue Art von Plakaten heranzubildeten. Drüben auf englischem Boden aber ging die japanische Saat am frühesten auf. Freilich, der „englische Stil“ ist etwas mehr verwickeltes, als das Bild von der aufgehenden Saat besagt: so einfach liegt es nicht, als wenn man nur die japanischen Sachen in England hätte ansäen dürfen, um diesen „englischen Stil“ zu bekommen. Es steckt noch manches sonst im englischen Stil: Früchte der Bestrebungen aus der Semper'schen Zeit, Früchte aus dem Studium der englischen Renaissance, Früchte aus der englischen Volkskunst, Früchte aus der „Präraffaeliten“-Bewegung, die sich ihrerseits aus der italienischen Früh-Renaissance ihre Anregungen geholt hatte, Früchte aus der glänzenden Schriftstellerei der Muskin und Genossen, Früchte vor allem aus einer sehr ernsten und zum Theil von geradezu genialen Kräften betriebenen inneren Reformation des englischen Kunstgewerbes. Nun darf man nicht denken: Die jungen deutschen Künstler hätten diese neue britische „angewandte Kunst“ jezt hübsch systematisch studirt, — du lieber Gott, die jungen Leute hatten zumeist nicht einmal zu einem Retour-Billete über den Kanal das Kleingeld. Nein, aber eine gute, englische Bilderzeitschrift kam herüber und zeigte dies und das. Dieweil ferner der Deutsche vor allem Fremdländischen stets ohne weiteres Respekt hat, so tauchten bald in Tapezier- und Stoffgeschäften englisch bemusterte Sachen und in Buchhandlungen Bilderbücher von Walter Crane und illustrierte Bücher anderer englischer Reformer auf. Man sah dies und das, und man hörte dies und das. War nicht sehr viel, — aber genug, um auch wieder zu wirken, wie der Japanismus gewirkt hatte, ganz in demselben Sinne: man konnte die Sache also auch anders machen. Japan und England wirkten zusammen gegen die deutsche Schulherrlichkeit, gegen unsere Ueberschätzung dessen, was man lernen kann, gegen unser Akademikerwien. Es braucht in solchen Fällen nur wenig, wenn der Boden vorbereitet ist: eine einzige Tapete z. B., die mit großen, freien Zügen decorirt, kann einem Musterzeichner für seine Lebenszeit ein Licht darüber aufdecken, daß das kleine Gefinsel und Gepinsel von Uebel ist, das er bisher, im alten Geleise laufend, geschätzt hat. Wollen wir uns nun über die Gedanken der Jungen unterrichten, so gehen wir mehr ihren besten Werken als ihren Worten nach. Ja: ihren besten Werken. Denn ein Ver-

fehlen und Misslingen finden wir auch bei den eifrigsten Versuchen überall in der Welt, es besagt noch lange nicht, daß auch die Absichten falsch waren, und andererseits ist es selbstverständlich: nicht alle, die in einem Heerbann ziehen, können Strategen sein. Die meisten laufen eben den Führern nach, und wenn die Führer mal fehlen, so verlaufen sie sich auch wohl. Wer wird darnach einen Feldzug bemessen wollen?

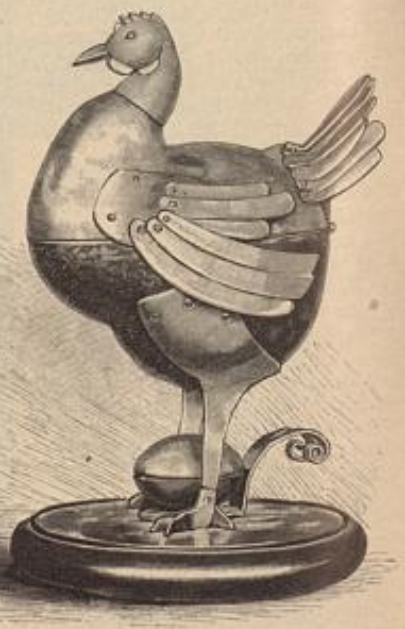
Es fällt uns zunächst auf der ganzen Linie eine unverkennbare Gegnerschaft gegen das Uebliche auf. „Anders“ das scheint der Herren entschiedenste Parole zu sein. Ich glaube nicht, daß das immer so bleiben wird, daß es aber im Anfang so war und noch jezt vielfach so ist, das scheint mir natürlich, ja, ich sehe darin ein Zeugniß für den wirklich künstlerischen Charakter der Bewegung. Denn der Künstler erkennt wohl willig die Bedingungen an, die aus der Aufgabe selbst seinen Arbeiten erwachsen, er fügt sich gern den Beschränkungen, welche die verschiedenen Geldmittel, der Zweck, das Material, der Raum z. stellen, — innerhalb dieser Bedingungen aber will er frei sein, ich meine: er will nicht den Lösungen nachtreten, die andere Künstler vor ihm gefunden haben, er will nicht das Wie nachahmen. Ist es dennach nicht philiströs, sich über solches Andersseinwollen zu ärgern? Warten wir ab, ob die Jungen auf die Dauer Besseres bieten können! Es werden ihrer schwerlich alle bahnbrechende Genies sein, und gute, alte Formgedanken, noch lebenskräftige, gesunde, machen auch aus dem Modernsten herans gelegentlich ihr „Gud gud, da bin ich“ — sie sind nicht umzubringen, mag das Neue noch so „anders“ sein. Das Ungewohnte der neuen Formen darf uns aber nimmermehr verführen, ihnen schon voreingenommen durch Mißbehagen entgegenzutreten. Denn wenn die Jungen die alten Formen bei Seite ließen, so bedeutet das auch: sie traten nun ganz frisch, ganz ungebunden an ihre Aufgaben heran und konnten sich also mit größerer Freiheit an die Arbeit machen, als diejenigen, so altheidische oder rococoische Zäune und Scheuklappen trugen.

Am auffälligsten trat das Streben nach dem Anderssein hervor beim Schmuck. Es ist eine verächtliche Sache um den Schmuck: thust Du zwei Dinge zusammen, die einzeln schön anzusehen sind, so werden sie doch ebenso oft, mindestens ebenso oft, ihre Schönheit beeinträchtigen, wie heben. Es ist eine sehr verächtliche Sache um den Schmuck: Ein berühmter Kunstmann sagte zu mir schon vor zehn Jahren: „Ich würde, wir Deutschen schmückten zunächst mal gar nichts mehr, denn was Schmücken ist, verstehen wir sammt und sonderb nicht.“ Es war ein altes Leiden bei uns, daß wir den Schmuck zu sehr als eine Sache für sich behandelten, nicht als einen Theil im Ganzen, und mit genügender Rücksicht auf die Stelle, die dann das Ganze selbst im Raum einnehmen sollte. Besonders das schreckliche „Pimpeln“ ist seit lange ein Hauptleider unseres Kunstgewerbes, dieses „Bimmeln mit kleinen Glöden“, dieses Wirkenwollen mit kleinsten Mitteln, das überall hin Unruhe, nirgends hin aber Schönheit trägt. Da setzte der Anstreicher, wenn er einen Raum ehrlich grün gestrichen hatte, noch auf jede Latte oben einen weißen Punkt, sodas nun ein Krübelkrabbel entstand. Da wurden besonders die gegossenen Sachen, bei denen der Schmuck sehr billig zu machen ist, von der Straßenlaterne bis zum Tintenfaß mit „Pierrot“ besetzt, der nichts erreichte, als daß die geschlossene Wirkung durch kindischeinkerliche Spielereien aufgelöst ward. Die Kacheln am Ofen, die so wundervoll still und doch lebendig stimmten, wenn in ihren Höhlungen je ein Lichtpunkt erglänzte, die Augen in den Fenstern sogar, sie wurden mit Ornamenten besetzt, die den Hauptreiz, eben das feine Spielen des Lichts tödteten. Die Studdecken droben zeigten statt beruhigend großer Linienzüge einen richtigen umgekehrten Fortenbelag in allen Regenbogen- und noch sehr vielen anderen Farben. Ich rede in der Zeitform der Vergangenheit, ich könnte auch im Präsens sprechen, denn der Pimpelzug, die Kleinlichkeit im Kunstgewerbe und Bauweisen herrscht leider noch von hundert Tausen an fünf und neunzig.

Die Modernen also sahen sich nicht den Schmuck als hübsches Ding für sich an, sondern sie lernten vor allem von den Engländern, den Schmuck von vornherein als Schmuck, also als Theil des Ganzen zu beurtheilen. Genauer gesagt: sie erstrebten das, denn es ist keineswegs so leicht, daß es den wenig Geübten schon immer gelingen konnte. Beim Schmuckwert aber blieben sie nicht stehen, sie traten vor die Geheile und Möbel und Stoffe, wie sie's von ihren Vätern her gewöhnt waren, wenn sie die Farbensiede prüfen wollten: nicht also, wie beim Pinselziehen selber, sondern wie beim Zurücktreten und Ueberschauen: im rechten Abstände. Da fanden sie denn eine Menge schwächlicher Formen, eine Menge zumal von nichts sagenden parallelen Linien in den Umrandungen und sonstigen Profilen, sehr selten aber eine rechte Zusammensetzung



Base in Kupfer getrieben. Von Kellner und Winhart.



Eiersieder in Kupfer getrieben. Von Richard Niemerschmid.

von Fläche an Fläche, einen „Schwung der Linien“, einen „Rhythmus der Flächen“. Das sieht alles am Reifbrett ausgeübt, nicht mit künstlerischem Auge angeschaut. Und alte Rhythmus, ohne Leben haben die Beschläge auf den Thüren und Kästen herum: sie gliedern die Flächen nicht, sie wirken auch nicht als rechte Schmuckstücke, die dem Ganzen plötzlich das Leben geben, wie der Punkt überm Strich das i macht, sie langweilen nach irgend einem Schema. Bleiben wir bei dem Beispiel der Möbel: den jungen „Stürmern“ gefiel auch ihre Farbe nicht, denn „mit Verlaub“, fragten sie, „gibt es denn auf der Welt nur diese paar Sorten brauner Beize?“ Man nahm grüne, rothe, blaue dazu, man griff überhaupt jeder zu den Farben. Und man verlangte nach größerer Auswahl von Holzern. „Kinder“, antworteten die Fabrikanten, „die kostbaren Holzarten sind eben zu kostbar.“ Da wiesen die Neuen auf unsere heimischen Hölzer hin, auf die ehrliche, billige Kiefer zum Beispiel, und auf die malerischen Wirkungen, die solch schlichtes Gehölz bei geschickter Behandlung heraufbringen kann. Und sie wiesen auf den Schmuckwerth von Metall-Einlagen und auf andere künstlerische Mittel mehr. Sie gingen von den Möbeln weiter und sprachen und, was werthvoller, handelten gegen die „Imitation“, gegen dieses elendigliche „nach mehr aussehen wollen“, das uns den fundernen Marmor und die papiernen Eichen-Vertäfelungen und all den kunstgewerblichen Lügenkram sonst ins Land gebracht hat, an den wir schon erinnert haben. Nicht darum handelte sich's ja: auf Papier oder Leinwand mit Stift oder Pinsel einen schönen Schein zu werfen wie ein Spiegelbild, sondern darum: Gebrauchsgegenstände im Zweckmäßigen schön zu gestalten. Bin ich nicht reich, nun denn, das einfache Holz sollte mir's verbieten, den Reichen nachzugehen. Ich doch Reichthum an und für sich wahrlich noch keine Ehre. Und sind doch reich und schön zwei Dinge, die ohne weiteres noch gar nichts mit einander gemein haben: die Phantasie erst bringt die Schönheit herzu, und der Geschmack, die können's aber auch bei Unbemittelten thun. Zudem: wenn etwas noch so gut nachgemacht ist, es ist doch höchstens so lange für einen Augenblick, als er, mit Verlaub zu sagen, auf den Schwindel hinfällt. Werkt er ihn, ist's aus mit der Herrlichkeit.

Die freundliche Leserin hat's gemerkt: es ist in der That etwas wie ein neuer Geist mit den Modernen in unser Kunsthandwerk gekommen. Sie sieht auch schon, woher er stammt. Es hat zu allen Zeiten treffliche Männer innerhalb der kunstgewerblichen Musterzeichner, Modelleure, Handwerker und Fabrikanten gegeben, treffliche, künstlerisch gebildete Männer und auch wirkliche Künstler. Aber seit Jahrhunderten niemals haben im Kunstgewerbe die Künstler so unbedingt vom Großen bis ins Kleine den Ausschlag gegeben, wie bei dieser Bewegung. In dieser Beziehung sind wir schon jetzt wieder da, wo die Holbein und Dürer standen. Und wer darnach fragen will, was das geholfen, der thu' es nur bei irgend einem Kunsthandwerk, wo nicht ein innerlich verdorrter Herr in Angeln vor der neuen Concurrenz seinen Kram bewacht; er wird erfahren, daß alle unsere Kunsthandwerke aus der Zusammenarbeit mit den Jungen, den Künstlern was profitirt haben, und zwar nicht nur künstlerisch, sondern sehr oft auch technisch. Künstlerisch aber ist Eines in all diese Gewerbehallen gezogen, Eines jedenfalls, wovon sie früher kaum etwas gemerkt hatten: persönlicher Stil. Denn neben dem Sach-Stil, von dem wir schon gesprochen haben und dessen rege Förderer die Modernen auch sind, und neben den Zeit-Stilen, welchen man ehemals fast allein huldigte, neben diesen beiden Arten von Stilen also giebt es ja noch den persönlichen Stil. Erinnern Sie sich an ein Bild von Raffael und eines von Michelangelo, so wissen Sie sofort, was ich meine; denn Sie haben aus jedem der beiden Bilder, wenngleich sie beide der italienischen Hoch-Renaissance angehören, das Persönliche des betreffenden Künstlers sofort herausgefühlt. Nun braucht sich's ja nicht um so hohe Dinge zu handeln. Sie haben sich Stühle aus einer Möbelhandlung gekauft, die sind ganz nett und solid und zweckmäßig, sie mögen innerhalb „englischen“ Stiles sein und keiner Forderung weder des Sach- noch des Zeit-Stiles widersprechen. Aber sie sind, obgleich sie aus Holz sind, ledern. Ein Künstler aus Ihrer Bekanntheit hat sich seine Stühle selbst gezeichnet, sie sind ganz einfach, denn seine Kasse hat den Boden nah' am Deckel, aber sie entsprechen nicht nur Zeit- und Sach-Stil, sondern sie haben auch

noch „so etwas Eigenes“. Hier, die Füße, sind dicker, als man vermuthen sollte, der Sitz hat einen anderen Umrisschnitt, die Lehne ist auch nicht, wie man's gewohnt ist. „Ja“, rufen Sie, „das konnte auch nur der X so machen!“ Richtig: der Stuhl hat persönlichen Stil. Persönlichen Stil haben die Erzeugnisse der „Modernen“ im Kunsthandwerk fast sammt und sonders. Während man früher höchstens diese oder jene ausgezeichnete Firma an Eigenheiten erkannte, welche von der Arbeit ihrer Musterzeichner am farbigen Producte hatten geblieben, haben wir jetzt schon eine Fülle von „kunstgewerblichen Persönlichkeiten“ vor uns. Ich bitte die Leserin, nur unsere paar Abbildungen ein wenig aufmerksam und ein wenig lange zu beschauen: fühlt sie nicht auch aus ihnen schon ganz verschiedene Künstlerlagen sehen? Wie verstärkt sich der Eindruck, wenn viele Stücke beisammen sind! Und so gefällt sich ein neuer, hoher Reiz zu den anderen.

Fassen wir's kurz zusammen: was verlangen auf unserem Gebiet die Modernen von einem Gegenstand, sollen sie ihn anerkennen als gut in jeder Beziehung? Zunächst: daß er praktisch, bequem und dauerhaft sei. Dann: daß er in Form und Farbe seinen Bau und sein Material nicht verleugne, sondern klar erkennen lasse. Drittens: daß er nicht ersehe wie antiquarisch nachgebildet irgend einer alten Zeit. Viertens: daß er wohlgefällig in seinen Verhältnissen, wohlbewegt in seinen Linien, wohlthuend in seinen Farben sei und in allem eine Einheit, ein Ganzes bilde. Fünftens: daß zu alledem der künstlerische Charakter seines Bildners sich aus dem Werk herausfühlen lasse als ein persönlicher Stil.

„Ja“, sagt die kenntnißreiche Leserin, „aber das haben schon oft geschickte Leute verlangt, ehe von den Modernen die Rede war.“ Sehr richtig, gnädige Frau, aber man hat nicht ordentlich darauf gehört. Die „Modernen“ hört man, denn sie haben viele Stimmen. Und sie haben auch viele Hände, und sie haben auch viele Talente. Sehr häufig, gewiß, das ist zuzugeben, gebärdet sich ihr Muth noch ein bißchen absurd. Aber Sie sind doch nicht die Frau, zu denken: darum kann's keinen Wein geben!

(Schluß folgt.)

Weihnachtsarbeiten für Kinderhände.

Wie alljährlich an dieser Stelle, bringen wir heute einige Arbeiten, deren Ausführung fast ausschließlich den Kindern, die Nadel führenden Mädchen anvertraut werden soll, — eine folgende Nummer unseres Blattes wird auch für die Knaben, welche sich Fertigkeit im Schnitzen und Brennen u. s. w. angeeignet haben, ausgiebiger sorgen. — Zu der Ordnung, die im Haushalte herrschen soll, trägt ein Schlüsselkorb wesentlich bei. Eines der überall künftigen Vastkörbchen ist hier mit dunkelrother und gelber Leinwand geschmückt. An jeder Seite bildet das rothe Leinen ein 21 cm langes, 9 cm hohes Lambrequin, auf dem Contouren aus diesem weißen Glanzgarn oder feinem Schnürchen, mit Ueberfangstichen aufgenäht, fünfblättrige Blüten markiren; die Andern bezeichnet in gleicher Weise befestigtes gelbes Garn. Die naturgroße Darstellung einer Blüthenzade zeigt, wie man das rothe Leinen nach links umzuheften und gelbes Leinen der Rückseite 1/2 cm breit vorstoßartig unterzusteppeu hat. Der Boden des Körbchens ist glatt, die Wände sind kraus mit gelbem Leinen bekleidet, das oben zu einem Köpfcchen abgenäht wurde; eine gleiche Nische tritt hinter dem Lambrequin hervor. Rosetten und Schleifen aus Streifen gelben und rothen Leinens vollenden die Ausstattung. — Die aus weissem, dunkel gebeiztem oder aus Eichenholz hergestellten Messer- und Löffelkörbe haben an den Außenwänden schmale glatte Felder, die zum Anbringen von Verzierungen wie geschaffen sind. Unsere Vorlage zeigt die Innenwände durch Abfüttern mit Tuch zur Aufnahme

von Verzierungen wie geschaffen sind. Unsere Vorlage zeigt die Innenwände durch Abfüttern mit Tuch zur Aufnahme



Gestickte Zade zum Schlüsselkorbchen.

von Silberzeug vorbereitet, während die Außenseiten ein Börtchen in farbig bemaltem Holzbrand schmückt, für das nebenstehend ein verwendbares Musterchen veranschaulicht ist.

Passende gestickte Borten geben außerdem frühere Nummern, z. B. Abb 2, 12 und 16 (Handarbeiten) der Nr. vom 1/9 98 und die mittlere Borte der schwedischen Bürstentafel, Abb 11 (Handarbeiten) der Nr. vom 15/8 98. — Die 44 cm im Quadrat große Kissen-Vorlage ist auf kräftigem Alda-Canevas mit doppelt genommener Hamburger Wolle gearbeitet. Jeder Kreuzstich greift in der Höhe über zwei Gewebekreuze, jedoch in der Breite nur über eines; zuletzt wird jeder Kreuzstich ringsum mit Strichstichen umrandet, und zwar ist überall, wo zwei Farben zusammentreffen, für den Strichstich die dunklere Farbe



Messer- und Löffelkorb mit Borten-Verzierung. Siehe auch das nebenstehende Börtchen.



Kissen-Vorlage in Kreuzstich-Stickerei. Siehe das Typenmuster und nebenstehende naturgroße Ausführung.

zu wählen. Die Flachstiche greifen über zwei Gewebekreuze in der Breite. Die naturgroße Ausführung veranschaulicht die

Stärke von Canevas und Wolle, während das Typenmuster gleichzeitig die Farben vorschreibt. Eine starke Schnur bildet den Abschluß des vollendeten Kiffens. — Als Halter für einen kleinen Staubwedel zum Abstauben der Rippen dient eine kleine Trageleipe aus Bastgeflecht ohne Boden, die zu 18 cm Höhe 9 cm Breite mißt. Der Vorderwand ist zunächst ein kupferfarbenes Tuch-Drei-



Staubwedel. Behälter mit Stickerei auf Tuch nach vorgebohrten Löchern. Tintenwischer, oder Nadelbüchlein Stickerei auf Leder nach vorgebohrten Löchern.

ef aufgelegt, das oben 11 cm breit ist, am linken geraden Rande 8 1/2 cm und am anderen schrägen 11 cm Länge hat; die untere abgestumpfte Spitze ist 2 cm breit. Dem Stoffdreieck, dessen Rand fein ausgezackt wird, schieben zwei Tuchstreifen, der eine gelb, der andere grün, je 1 cm breit vor; beide sind in kleine Bäckchen ausgefalten. Die Tuchauflage, deren Musterrichtung mit vorgebohrten Löchern hier ein einfaches Aufsätzen von feiner Goldschnur verlangt, kann stattdessen auch mit einer leichten Stielstich- oder Kreuzstich-Stickerei verziert werden.

1/4 cm breite Tuchstreifen, roth und grün, bilden die Schlinge zum Anhängen des Behälters. — Als Tintenwischer oder Nadelbüchlein soll die folgende Vorlage dienen, die zum Sticken vorbereitet künstlich ist, sich aber auch leicht selbst anfertigen läßt. Man schneidet



Stuhl mit Kerbschnitt-Arbeit.

zunächst die muschelartige Grundform von 11 1/2 cm Breite zu 13 cm Höhe aus kräftigem weißen Kattun und weißem Leder. Nachdem beide Theile durch Kleister verbunden worden, klebt man abwechselnd hellgelbe und hellbraune Lederstückchen auf die weiße Lederfläche und durchsticht die aufgezeichneten Contouren; diesen folgend führt man die einfache Stickerie mit starkem Goldfaden aus, den Ueberfangstücke befestigen, indem man den Faden durch die Löcher über den Goldfaden und wieder zurück leitet. Die Rückseite unterlebt man mit einem zweiten muschelförmigen Ledertheil und fügt diesem entweder mehrere gleich geformte Ledertheile oder Planelstückchen hinzu. An die Stelle des weißen und farbigen Leders kann auch feines Tuch treten. — Sitz und Füße des beliebigen aus Eichen- oder Eichenholz zu fertigenden Sessels verzieren Korbweidenschnitt, — eine Arbeit, die von Mädchen und Knaben eifrig getrieben wird. Die Sitzfläche zeigt um einen Mittelstern eine breite, von schmalen Rändern begleitete Vorte, der sich auf dem gewölbten Rande eine zweite Palmetten-Verzierung anschließt. Die Größe der Platte bestimmt die Breite der Vorte. An den Füßen tritt das Bergkriemlein-Motiv in verschiedenen Variationen auf; die kleinen Quadrate liegen theils gerade, theils schrag. — Verzierungen mit Spitzenbändchen sind nicht allein an

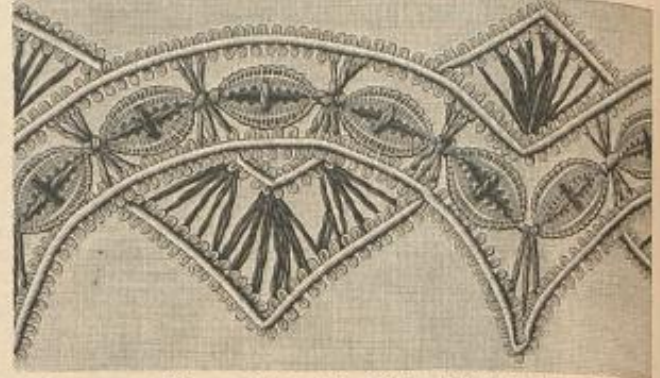


Kleine Tede mit aufgenähter Mignardise und Spitzenbändchen. Naturgroßer Mustertheil nebenstehend.

Toiletten-Gegegenständen beliebt, sondern werden vornehmlich an Decken aller Art angebracht. Das vorliegende Deckchen, das bei ungefähr 32 cm Länge 24 cm Breite misst und mit 2 cm breitem Saum abschließt, kann aus weißem, wie aus farbigen Leinen gefertigt und mit weißem oder getöntem Spitzenbändchen besetzt werden. Nach dem naturgroßen Mustertheil befestigt man zunächst die Bändchen dem Stoff auf und befestigt die Mignardise mit Ueberfangstichen, das Medaillon-Bändchen dagegen in der Mitte mit einem langen Kreuzstich und am Ende jedes Medaillons mit zweimal drei langen Stichen, von denen jeder in eine Oese der Mignardise greift. Für die spitzen Fäden innerhalb und außerhalb der Oesen ist je ein Stückchen Mignardise aufzunähen und mit den Enden sauber unter der bereits aufgesetzten zu befestigen. In Gruppen geordnete lange Stiche füllen den Zwischenraum. Für alle Befestigungstische dient waschichte Seide in gleicher oder absteigender Farbe, z. B. lila zu seegrünem Leinen, goldgelb zu lila Grund u. s. w. Der Saum kann mit oder ohne Hohlnaht ausgeführt werden.

Bezugsquellen.

Schlüsselforb, Rissen-Portage: F. W. Ernst Schmidt, Berlin W., Friedrichstr. 78. — Standweibel-Verhäter: S. Vangenbed, Berlin W., Potsdamerstr. 37. — Lintewischer: Weidm. Behm, Berlin W., Leipzigerstr. 129. — Tablet-Deckchen: Ferte, Berlin, Berlin SW., Königgräberstr. 90. — Meißnerforb, Zettel: Frau E. Roth, Berlin W., Bülowstr. 81a.



Vorte aus Mignardise und Spitzenbändchen zur Tede.

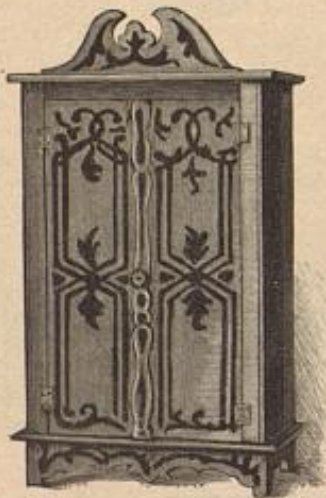
Aus dem Leserkreise

Kochdruck auch im einzelnen unterfoot.

Gesundheits- und Körperpflege.

J. B. — Als schnell und sicher wirkendes Mittel gegen „erfrorene Glieder“, also wohl überhaupt gegen die bekannte schmerzende, kitzelnde oder brennende rothe Frostanschwellung, wird aus unserem Leserkreise Eintauchen des erkrankten Gliedes in die heiße Abkochung eines Sellerie-Kopfes empfohlen. Der Reiz, welchen das heiße Wasser ausübt, — auch ohne Sellerie, — kann allerdings bei leichten Frostschäden nützlich sein. Bei Frostgeschwüren dagegen muß man sehr vorsichtig sein, überhaupt die Hitze nicht zu lange einwirken lassen; bei wirklichen Erfrierungen endlich, wenn die Glieder weiß, kalt und hart sind, kann Hitze nur schaden. Hier sind Reibungen mit Schnee, allenfalls auch mit kaltem Wasser und ganz allmähliche Erwärmung nöthig, wenn man nicht schweren Schaden antzichten will. Dr. D.

H. G., Stuttgart. — Ueber die Behandlung rother Nasen haben wir uns so oft ausgesprochen, daß eine Wiederholung nicht wohl angeht. Verhaltensmaßregeln für einzelne Fälle können wir um so weniger geben, als sie bei mangelnder Kenntniß der betreffenden Persönlichkeit immer unsicher im Erfolge sein müssen. Wenn ein Arzt die Klagen den auslacht, so liegt das vielleicht an der Art der



Puppenmöbel aus Cigarren-Kisten.

Fragestellung; eine ernsthafte Frage wird immer ernst beantwortet werden. Dr. D.

M. A. — Zur Beseitigung veralteter Sommersprossen ist viel Geduld erforderlich, namentlich bei Ihrem empfindlichen Teint. Venezien Sie des Morgens nach dem Waschen die Haut mit nachstehender Flüssigkeit: Bittermandel-Milch 300 g, Glycerin 50 g, Sublimat 1/2 g, Siam-Benzol-Tinktur 20 g, Salzsäures Ammoniak 1 g, Kampfer-Spiritus 5 g. Die Flüssigkeit, unmittelbar gebraucht, bevor Sie ins Freie gehen, hat zugleich eine vorbeugende Wirkung. Ihrem Waschwasser sollten Sie stets einige Glöckel voll Toiletten-Essig beifügen, und allabendlich vor dem Schlafengehen eine Abreibung des Gesichts mit sehr feinem Cold-Cream vornehmen. Hortense de Goupy.

M. J., Stettin. — Zur Beseitigung der fettigen Gesichtshaut wollen Sie sich als Waschmittel einer medizinischen Tannin-Seife oder, falls diese für Ihre Haut zu scharf sein sollte, einer flüssigen Kali-Glycerin-Seife bedienen. Fett-puder ist zu meiden; dagegen wirkt reiner Meispuder nicht nachtheilig, besonders wenn Sie denselben vor dem Schlafengehen durch Abreibung mittelst Cold-Cream entfernen. Hortense de Goupy.

Emmy Z. — Gichtische oder rheumatische Schmerzen aus der Ferne behandeln zu lassen, würde noch weniger sicher sein, als Gewinne beim Lotteriespiel! Woher soll man wissen, ob die Schmerzen gichtisch oder rheumatisch, oder noch

etwas anderes sind? Dazu sind die Hausärzte da, und jeder kann Rath erteilen oder helfen! Dr. D.

S. D. — Wenn man ein Haarwasser von unbekannter Zusammensetzung gebraucht, mag es auch einen noch so schönen Namen und noch so vorzügliche gedruckte Empfehlungen haben, so darf man sich nicht wundern, wenn auch einmal unliebsame Folgen eintreten, z. B., wie in Ihrem Fall, daß blonde Haare roth werden! Mit der Zeit, nämlich mit dem Wachsen der Haare, wird die falsche Farbe sich verlieren; vielleicht kann dies durch Waschen mit Boraxwasser, ein Theelöffel voll Borax auf 1/4 l Wasser, beschleunigt werden. Dr. D.

Freodora L. — Sie dürfen natürlich Manuscripte zur Prüfung einsenden; die nöthigen Anweisungen finden Sie in der Notiz „Zur Beachtung“ am Anfange von „Aus dem Leserkreise“ vom 1/10 d. J. — Als „Alte Abonnentin“ dürfte Ihnen bekannt sein, was wir über Alkalifreie Seifen in „Aus dem Leserkreise“ vom 1/11 97 gesagt haben. Die Adresse von Ferdinand Müllers, Parfümerie-Fabrik (nicht Apotheker), ist Köln a. Rh., Glockengasse. Die Red.

Häusliche Kunst.

Puppenmöbel aus Cigarren-Kisten. — Für mein ältestes Töchterchen stellte ich i. J. aus einer Cigarren-Kiste eine hübsche Puppen-Bettstelle her, deren Beschreibung in „Aus dem Leserkreise“ v. 15/4 96 erfolgte. Im Laufe der Zeit sind zu dieser neu auflackirten Bettstelle nun ein allerliebster Kleiderschrankchen und eine reizende Wasch-Toilette gekommen, die ich meinen Mitleserinnen „zur Nachahmung“ vorführe. Zu dem zweithürigen Schrank wurde eine 26 cm lange, 20 cm breite und 8 cm hohe Cigarren-Kiste verwendet. Vier kleine Messinghaspen tragen die Thüren, die mittelst eines an Porzellan-Knopfen befestigten Schiebers geschlossen werden. Hier mit der Laubsäge ausgeschnittene Leisten bilden die Füße. Auch der Aufsatz fehlt nicht auf dem Schrank, der braun angestrichen und mit schwarzer Farbe nach selbst entworfenener Zeichnung verziert wurde. Die Innenwände sind weiß gestrichen. Als Niegel zum Anhängen der Puppenkleider dient ein entsprechend großes Brettchen aus Cigarrentischen-Holz, das mit Holzplöden und Schraubhaken versehen ist und von zwei schmalen, an den Seitenwänden befestigten Leisten getragen wird. — Die zweithürige Wasch-Toilette mißt mit dem Spiegelaufsatz 18 cm, die Commode selbst nur 12 cm Höhe, 15 cm Breite; sie ist mit einer 3 cm breiten Vorte, hierlich ausgefägten Seitenwänden und einem beliebig ausgefägten Aufsatz mit hintergelebtem Spiegelfeld ausgestattet, zu dem ein alter Spiegelscherben diente. Diebraun gestrichene Wasch-Toilette verziere, zum Schrank passend, selbst entworfene Zeichnungen.

Auch andere kleine Puppenmöbel lassen sich ohne weitere Beschreibung in Art der dargestellten Abbildungen vorzeichnen, auf Cigarrentischen-Holz übertragen und mit Hilfe des Messers, der Laubsäge und des Leimtopfes aus leeren Cigarren-Kisten herstellen. Einen Spiegelscherben für den Salon-Spiegel läßt man in passender Größe vom Glaser zuschneiden, den Rahmen fertigt man, zu den Möbeln passend, mit der Laubsäge aus Cigarrentischen-Holz und lackirt oder bronziert ihn hierauf. Durch die Herstellung der Arbeiten habe ich mir die langen Winterabende angenehm verkürzt und wohl ebensoviel Freude dabei empfunden, wie am Weihnachtsabend meine damit beschenkten, jubelnden Kleinen haben werden. Frau E. H.

Fürs Haus.

Englische Theekannen aus Steingut. — Unter den augenblicklich beliebten englischen Modellen für Tafelgeräth aller Art



Englische Theekannen aus Steingut.

verdienen besonders die hübschen Theekannen aus Steingut. — braun glazirt mit farbigen, silbernen oder Goldbronze-Decor — hervorgehoben zu werden, die in ihrer anmuthigen Form und gediegenen Ausführung zu Geschenkwerten höchst geeignet erscheinen und einen wahren Schmuck des Theetisches abgeben. Die Kannen sind in verschiedener Größe und Preislage, — eine gute Mittelgröße zum Preise von 4 bis 5 Mk., — durch die Firma Emil Matthes, Berlin W., Potsdamerstr. 122e zu beziehen. Die Red.

Küche.

Suppe aus Geflügel-Beinen. — Man köcht die Knochen von gebratenem oder gekochtem Geflügel, besonders auch den Kopf, in einem Mörser fein und vermischt diesen mit zwei hartgekochten gehackten Eiern. Inzwischen läßt man in einem Topfe eine kleine fein geschnittene Zwiebel in reichlich feinem Öl braten, gießt unter tüchtigem Röhren, je nach Bedarf, etwas Fleischbrühe oder Wasser hinzu und läßt die Masse damit 10 Minuten kochen. Hierauf wird die Suppe durch ein Haarsieb gestrichen und mit 1 bis 2 frischen Eiern abgezogen. Jede Art Klößchen erhöht natürlich die Schmachhaftigkeit dieser kräftigen, nahrhaften Suppe. Die Red.

Alte Abonnentin V. S. — Wenn Ihnen die „Guten braunen Rührer Pfefferkuchen“ nach unserem erprobten Rezept v. 15/12 95 nicht gelingen, so haben Sie vermutlich eine gar zu dünne Lösung der Botdache bereitet, — 1/4 l vom besten Branntwein genügt hierzu, — oder Sie haben den Teig zu lange ruhen, d. h. gehen lassen, dem wird er zu dünn, oder das dazu verwendete Mehl ist nicht das beste und quillt zu wenig. Auch kann die mindere Güte des Honigs, welcher oft verfälscht wird, daran Schuld sein, keinesfalls aber der fehlende Cardamom. A. G.

Handarbeit.

Servir-Decken mit farbiger Stickerie und Durchbruch. — Das Serviren heißer Schüsseln durch die Dienerschaft wird auf bequeme und gefällige Art ermöglicht, wenn die Hand des Servirenden durch entsprechende Unterlagen, — Holzplättchen oder doppelt gelegte Lächer vor dem Verbrennen geschützt ist. Um diese Unterlage zu verbergen, bedienen sich meine Tante 44 cm großer viereckiger, von mir selbst mit farbiger Blattstich-Stickerie und Durchbruch-Rändern, sowie mit Hohlsaum verzierter Deckchen, denen eine längliche Tasche zum Hineingreifen mittelst Stupnaht schräg aufgesetzt ist. Die beigegebene Illustration veranschaulicht die Art der Anfertigung wie der Stickerie-Verzierung, für die allerlei Blumen- oder auch andere Muster verwendet werden können. Als Material für die Deckchen dient feines Leinen. Sollte die Anfertigung meinen Mitleserinnen zu mühsam erscheinen, so erlaube ich mir, dieselben auf die Firma J. A. Geisfeld, Berlin W., Leipzigerstr. 25 hinzuweisen, die derartige Deckchen (siehe das ausgebreitete Modell in der vorstehenden Ausführung) und zu soliden Preisen vorrätig hält. Frau A. B. in B.



Zwei Servir-Deckchen mit farbiger Stickerie und Durchbruch.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ Herrmann, Charlottenburg, Grolmannstr. 86. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.
(4. Fortsetzung.)

VII.

in sengend heißer Sonnentag war am Entschlummern. Für kurze Zeit noch lag der See wie geschmolzenes Metall in tausend Farbentönen schillernd reglos da, und hinter den walddunkeln Steilhängen von Bodman brannten die letzten Strahlen des Abendroths in purpurner Gluth. Unbeweglich stand im Westen über dem Doppelgipfel des Hohenstaufens eine blaueschwarze Dunstmauer, vom fahlen Schein eines mattgoldenen Wetterleuchtens umzuckt. Das Gras, das an den Hängen des Künzbergs geschnitten lag, duftete stärker und hauchte balsamisch betäubenden Wohlgeruch in den schwülen Abend. Ueber den grünen Wiesenhöhen von Uldingen aber hob sich langsam wie ein heuriges Rad die Scheibe des Mondes, und still sich fortwährend hob von seinen dunkeln Speichen ein Silberglanz über den See, der wie ein bleicher Todtenfluh sich schweigend durch das düstere Grau hinwand, in dem das Farbenpiel des Abends milchlich erloschen war.

Jetzt war es Zeit! Durch ein Gewirr von Brombeerranken, Zahndorn, Ginster und Heidekraut, aus dem blaue Glockenblumen und rothblühender Flieder ragten, stieg Herr Burkhard unter der schattenden Planke des Künzbergs zum Seeufer nieder. Tiefes Schweigen herrschte ringsum, niemand beobachtete den hielten Wanderer an dieser, nur vom Wasser aus zugänglichen See. Schnell warf er seine Kleider von sich und barg sie im nächsten Gebüsch; drüben, in einer Felshöhle der Marienklucht, hatte er von früher her noch anderes, trockenes Gewand versteckt. Im nächsten Augenblick theilte er mit kraftvollen Armen die spiegelglatte, ruhige Fläche, und die Fluth, die mit erfrischender Kühle seinen schneestarken, nackten Leib umschmeigte, hob Muth und Vertrauen in seiner Brust. Eine halbe Stunde zielbewusster Arbeit brachte ihn leicht an das jenzeitige Ufer, wohin er so oft im Fortunata's Willen die gleiche Fahrt gewagt.

Während seine Glieder einmüdig und gleichmäßigen Takts das Ruder jucklichten, flutheten die Gedanken ihm um so bunter in regellosem Spiel durcheinander. Die ganze Vergangenheit stand wieder vor ihm, jenes erste Alleinsein mit der lieblichen Maid von Langegg, deren süße Stimme sein Herz bezaubert wie Verchenschlag im Lenz.

Bei einem Hest auf der Wellenburg, zu dem alle Ritter des Hohenstaufens sich eintranden, war es gewesen. Schon damals im Mai schwärmte das Edelräu-lein von dem im Herbst bevorstehenden großen Turnier zu Konstanz, dem ersten, welchem sie betheiligen durfte und auf dem auch Burkhard von Hohenstaufen im Langensachen um den Preis ringen wollte.

„O, wer auch einen Ritter hätte, der für einen Kampfe, der am Helm die eigenen Farben trägt!“ sprach sie klagend in mädchenhafter Schem. „Freilich niemand dürfte es wissen, aber schön, herrlich wäre es doch!“

Da rief er, hingestrichen von ihrer Kammt und ihrem holden Liebreiz: „Licht mich Euren Ritter sein!“

„Wirklich, wirklich, — das wolltet ihr?“ jubelte sie, sich vergessend, in übersprudelnder Freude. „Ihr wolltet meine Farben tragen!“

„Die größte Ehr' und Freude wär' es mir.“

Da löste die kleine, zitternde Hand die grüne Schleife aus dem goldenen Bandhaar, und wie der junge Ritter sie übergend an seinem Helm befestigte, traten helllichte Zähnen des Glücks in ihre Augen, und in heißem Entzücken warf sie sich plötzlich an seine Brust. Der erste Kuß von Weibesmunde, den er im Leben erhalten, brannte auf Jung-Burkhard's Lippen.

Dann kamen Wochen und Monde, die wie im Taumel ihm verrannen. Dem schwebenden Lenz folgte der heiße, lebenslichtdurchglühete Sommer. Wohl trante sie das Wasser, gleich den Königskinder, die nicht zu einander kommen konnten, doch ihnen ward die kristallene Fluth zur Brücke. Bei den Botschaften und Grüssen, die sie anfangs durch treu verschwiegene Diener gewechselt, blieb es nicht lange. Eines Tages hatte die Liebe geschrieben: „Ich muß Dich wiedersehen, sonst muß ich sterben! Nun war die Rede an ihm, einen Ausweg zu finden, denn der feindliche Groll der Mutter verhinderte jede offene Annäherung. Aber die holde Fortunata durfte nicht sterben, und darum setzte er lieber sein Leben aufs Spiel, um sie zu retten.“

In milder Mondnacht schwamm er zum ersten Male über den See, die zusammengeknürten Kleider auf einem Brett vor sich herstoßend, und oben am Rande der wildzerklüfteten Marienklucht wartete sie seiner. Bald aber genigten ihnen die Mondnächte nicht mehr. Wenn der Wind schief und die

schwarzen Wolken reglos standen über dem brütenden See, so schied er sich zur Fahrt. Dann schimmerte vom hohen Thurme, aus der Geliebten Gemach ihre einsame, spät brennende Lampe wie ein Leuchtturm süßer Minne über das todt, dunkle Gewässer, — und Herr Burkhard verfehlte das Ziel ihrer weichen, jungen Arme nicht.

Allzufröhlich nur nahte der Herbst mit der sturmdurchbraussten Finsterniß seiner lebensmordenden Nächte und mit ihm die Trennung.

Herr Burkhard ahnte nicht, welche Stürme so bald sein Herz zerreißen sollten, noch weniger Fortunata, die eben jetzt ihr selbiges Glück erlebte. Hatte doch auf dem Turnier zu Konstanz ihr herrlicher Ritter alle Gegner aus dem Sattel gestoßen und aus der Hand des schönen Fräuleins von der Haldenburg den Siegespreis empfangen. Noch mehr aber als das stolze Laub, das des Geliebten hohe Stirne schmückte, hatte sie das Lied gelehrt, das er ihr kurz vor dem Kampfspiel gegeben. Stieß ihm ein Unglück zu, so sollte es sein Vermächtniß sein, das sie in Ehren halten und treu bewahren sollte. Hatte der Sänger auch schon manch schöne Weibe aus Wald und Feld für der Bauern Weigen gesungen, — und doch das erste Lied, das er der Frauenminne gesungen, — und darum betrachtete sie es wie ein Heiligthum.

Sie ahnte nicht, daß Herr Burkhard's Sängermund und blutendes Herz schon wenige Tage später überflöß von frischen Liedern, die er einer neuen, bisher noch ungelannten Minne sang. Mehr als alle, die er in den Sand der Marktstätte gestreut, schmerzten ihn wehe Wunden, die ihm Hildegard geschlagen. Das Eichenlaub in ihrer Hand war ein Nessungsgewand für seine Seele geworden, das er nicht mehr abstreifen konnte und dessen Gluth ihn täglich wilder verzehrte. Schmerzlicher aber als alles andere war ihm die Verstellung, zu der er Fortunata gegenüber sich zwingen mußte.

Nur einmal noch sah er sie seit jenem schicksalsschweren Tage, heimlich im schwarzen Fichtenforst der Mondwand, an der er im undurchdringlichen Herbstnebel seinen Nachen gelandet. Dem liebenden Mädchen entging die Veränderung in seinem Wesen nicht, sie fühlte, daß ihn ein tiefer, lauter Kummer bedrückte, und wie Viviane dem Merlin, lag sie ihm so lange mit Fragen und süßem Schmeicheln an, bis die Qual sein Herz zerriß und er verzweifelt nach Rettung schrie. Alles, alles hatte sich vereint, ihn zu Tode zu martern: der goldblöthigen Fortunata heiße Liebe, sein eigenes, wieviel gespaltenes Herz, das Bewußtsein seiner Schuld und der Schmerz,

daß die Gluth seiner Liebe kein Gran des Eises zu schmelzen schien, das Hildegard's stolzes Herz umstarrte. Und da, von all der Seelenpein gefoltert und entmannt, öffnete sich sein Mund zur ersten Lüge seines Lebens: „Ich hab' ein Gelübde gethan, Liebste,“ sprach er, „das ich dem Herrn der Himmel halten muß, — denn seiner Gnade dank' ich den Sieg.“

„Was ist's?“ fragte sie erschreckt mit blutlosen Wangen.

„Eine Pilgerfahrt ins heilige Land, die ich dem Heiland gelobt, wenn er im heißen Kampfspiel mich schützte.“

„O, all ihr Heiligen!“ rief sie. „Und ich bin ja Schuld, denn meine Farben trugst Du, für mich wolltest Du siegen! Aber Du hast recht: Gott muß man an erster Stelle sein Wort halten. Wie — wie lange kann es dauern?“

„Ein — zwei Jahre vielleicht.“

Sie suchte mit dem wallenden Goldhaar ihre bitteren Thränen zu trocknen. „Zwei Jahre, — o, die Liebe währt länger, — bis über das Grab hinaus. Und nicht wahr, wir sind ja auch dann noch jung? — Zwei Jahre sind eine kurze Zeit für die Treue, — und dann trennt uns ja nichts mehr!“

Burkhard hielt Wort. Den Plan, den anfangs nur die Verzweiflung ihm eingegeben, er führte ihn aus. Im härenen Gewande, am Pilgerstabe wanderte er hinaus, des Herzens unverschuldete Schuld zu büßen. Wohl betete und fastete er, wie es der frommen Waller Brauch war, doch besser als demuthsvolle Worte gelangen ihm die sündigen Lieder, die gewaltsam und unbezwinglich aus seiner tönenden Seele heraufwuchsen, und mächtiger als die himmlische Jungfrau herrschte in seiner Brust die irdische Hildegard. Mit jedem Schritte, den er vorwärts that, riß ihn die Sehnsucht um zwei zurück, und als er endlich durch Zufall des greisen Vaters Tod erfuhr, machte er der nutzlosen Qual ein schnelles Ende.

So war sein unseliges Schicksal bis heute unerbittlich auf dunkeln Wegen fortgewandelt, — bis jetzt, da ihn ein leises, fernes Donnerrollen aus seinen weit zurückgeschweiften Gedanken riß.

Er fühlte schlüpfrigen Grund unter dem plötzlich den Boden berührenden Fuß. Das Ufer war erreicht — und, das Wasser von sich schüttelnd, stieg Herr Burkhard schwer aufatmend ans Land.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Wohnung.

Von Ferdinand Avenarius.

(Schluß.)

Die Leserin, die uns bis hierher freundlich gefolgt ist, fühlt Neigung dazu, es mit den „Modernen“ einmal zu probieren. Sie fragt sich: Wie lang' ich das an? Kann sie einfach zum Tapezierer oder Decorateur oder Möbeldändler gehen und ihm sagen: Bitte, richten Sie mir meine Wohnung „modern“ ein? Leider, so geht's nicht; denn was ihr der Tapezierer liefern könnte, wäre nur sogenannt „modern“, wäre in Wahrheit bloß modisch und würde schwerlich all den Grundfragen genügen, die wir als Programm der „Modernen“ besprochen haben. Wer sich in künstlerischem Sinne modern einrichten will, kommt gar nicht um die Nothwendigkeit herum, dabei selber mitzuwirken.

Er geht also in seiner Wohnung umher und prüft sie auf jene Grundzüge, die an und für sich so uralt sind, wie ihre energische Vertretung durch eine thatfreundige Schar junger Künstler neu ist. Begleiten wir ihn auf seinem Gang durch die Zimmer, belauschen wir seine Gedanken.

Freilich, ihm will ja schon das steinerne Haus selber, in dem er wohnt, nicht mehr ganz und gar gefallen. Wie er's auf die erste Forderung aller angewandten Kunst hin prüft, auf seine Zweckmäßigkeit hin, kommen ihm schon Bedenken, ehe er die Hausthür von innen geschlossen hat. Ruhter der ganze Platz, den das Treppenhause dieses Neubaus einnimmt, dieses Treppenhause, auf das der Wirth so stolz ist, mußte er wirklich für die Treppe verwendet werden? Man denkt der Schlafzimmer, die so wichtig sind, — und so eng zusammengedrückt, eben der anstößenden Treppe wegen. Oder denkt des Vorzalls, wie gut hätte der etwas Raum von der Treppe abkommen mögen! Unser Mann, nein, sagen wir künftig: unser Fräulein, das eine Braut ist und einen eigenen Hausstand recht schön besorgen möchte, unser Fräulein betritt die Zimmer selbst. Ein Biered neben dem anderen, alle mit gleich großen Fenstern, keine Spur von Einrichtung auf besondere Zwecke hin. Sie seufzt, — die Miethwohnung bringt's halt so mit sich, jedes Zimmer soll auf möglichst verschiedene Bedürfnisse passen, und so paßt es für keines ganz. Aber müssen diese Deden so sein, mit ihren unfolten und überladenen aufgepappten Stud-Ornamenten, die mit fahlen oder schreienden Farben, ja, mit geradezu freischwebenden Goldbronzon bemalt sind?



Sopha, Tisch und Stuhl von Wilhelm Mößl; Kissen von Bernhard Bankof; Blumenkübel von Wilhelm und Lind; Glasfenster von Karl Ue.

Müssen die Tapeten so sein, daß ihre breiten und bunten Muster sich so vordringlich wichtig machen, als wären sie schon die Hauptsache, nicht der Hintergrund? Nur so lange, werthbes Fräulein, „muß“ das alles so sein, bis vielen klar geworden, wie durchaus unvornehm all das Genannte ist. Denn bedeutet es nicht so etwas wie eine reichbetreute Bedienten-Livree? Fräulein, Kniehosen und Wadenstrümpfe, wie sie die Herren ebendam trugen, tragen ja heute die Lakaien, nicht wahr? Freilich, mit dem Unterschiede, daß der Stoff nicht immer so fein, und die Stickerei darauf meist nicht echt ist. Ganz wie bei unseren propygen Miethswohnungen: die äffen auch alles den Reichen nach, aber mit unechten Mitteln. Vornehm ist das also nicht, ist es würdig? Unsere Braut empfindet es: ich werde eine Bürgerfrau sein, und das ist nichts schlechteres als eine Commerzienrätthin von der Börse. Weshalb sollte ich's also der Dame nachmachen wollen? Wir haben nicht so viel Geld im Kasten, — das ist keine Schande, meine Wohnung mag's ruhig zeigen. Ob aber mein Geschmack, mein Kunstverständnis, mein Schönheitssinn weniger werth ist, als der commerzienrätliche, oh, auch das mag meine Wohnung zeigen. Versuchen wir's, sie so zu gestalten, daß sie mein Wesen ausdrückt.

Zu gestalten? Ach leider, in der Mehrzahl der Fälle werden wir vorläufig noch gezwungen sein, dem Herrn Hauswirth zu lieb Compromisse zu schließen, — bis die Forderung nach einfachen, ehrlichen, im besten Sinne modernen Wohnungen allgemein wird. Zeichnen wir uns jedoch das Ideal unserer gutbürgerlichen, schlichten, aber schönen Wohnung klarer vor's Auge, so werden wir im einzelnen Falle leichter erkennen, wie weit sich dieses Leitbild auf die nüchterne Wirklichkeit einer Miethswohnung übertragen läßt. Von neuer Architektur wollen

sei es die einfachste aus dem billigsten heimischen Holze, ist ja allerdings immer noch recht theuer, aber selbst simples Linnen mit Leinfarbe in wohl gewähltem Ton kann unter Umständen schöner sein, als die „elegante“ Tapete. Eine Gliederung in Felder durch Frieze, Borten, Holzleisten oder dünne Goldstäbe kann auch vortrefflich wirken.

Ueberhaupt: Gliederung! Ohne diese ist ein Raum im künstlerischen Sinne überhaupt kein Raum; gute Gliederung thut unsäglich viel dazu, ein Zimmer gleichzeitig zu beleben und zu beruhigen, also behaglich zu machen. Für gute Gliederung aber lassen sich keine Recepte angeben: das Beste dabei muß man fühlen. Vorläufig zerbrechen sich die Leute allerdings recht selten den Kopf darüber, — das Sopha in die Mitte der Wand, links und rechts davon einen Schrank oder so etwas, vor's Sopha den Tisch, um den Tisch die Stühle und ganz hübsch regelmäßig an die Wand die Bilder, so viel ihrer man hat, — so sind zehntausend „gute Stuben“ oder „Salons“ im deutschen Reiche zu stande gekommen. Man macht eben alles nach Möglichkeit symmetrisch. Und doch bedeutet diese Symmetrie, dieser Gleichklang, im Grunde nur eine ärmliche Einförmigkeit. Oder steht eine streng symmetrische Anordnung wirklich viel höher als z. B. ein Ideal, das die Leute vor dreißig Jahren hatten: Teppich, Möbelbezüge, Tischdecke alles aus ein und demselben Stoff, das war das „Feinste“ damals. Könnte die Symmetrie ganz folgerichtig durchgeführt werden, sie wäre wahrscheinlich längst ihren größten Verehrern schon langweilig geworden. Zum mindesten ebenjoviel Berechtigung wie sie, haben jedenfalls die Harmonie und der Contrast, Gliederungs-Principien, die den rechten Rhythmus schaffen, und recht groß und recht fein durchgeführt, der Wohnung wirklich

gepreßtes Leder oder gar gepreßte Pappe als Kunst-Arbeit u. s. w. Auch darauf haben wir schon hingewiesen, daß unsere Möbel zu viel zu viel „Schmutz“ tragen, — denn sie sollen ja wirklich Schmutz bedeuten, diese fabrikmäßig hergestellten, zum Gähnen langweiligen Capitälchen, Säulchen, Nischen, Schnörkelchen und Kinkerlitzchen aus der Leistenfabrik, die unseren Möbeln aufgestülpt werden, damit sie „nach etwas aussehene“. Man kann jetzt bei schon vielen Möbelhändlern „moderne“ oder „englische“ Möbel sehen, das sind die schlechten, alten Modelle, nur etwas anders gefärbt und mit neuen Zierraten, die „modern“ sein sollen. Von solchen Sachen warnen wir, so sehr wir warnen können; sie sind ihrem tieferen Wesen nach nichts weniger als modern, sie sind nur modisch aufstrirter Schund, und wenn man sie gekauft hat, so merkt man den Hineinfall bei täglichem „Verkehr“ mit solchen Sachen sehr bald zwar, aber doch schon, wenn's zu spät ist. Modernität im guten Sinne legt, ganz abgesehen von der Zweckmäßigkeit, ein weit größeres Gewicht als auf den Zierrat darauf, daß die Raumgliederung des Ganzen sich in schönem Klären-Rhythmus und angenehmem Linienpiel ausdrücke, daß das Material zu möglichst schöner künstlerischer Wirkung komme, daß das Ganze großzügig decorativ sei. Bis in die kleinsten Geräthe hinein kann man das verfolgen. Man vergleiche z. B. einen modernen Leuchter, der aus einem Kupferstück schlicht geprägt ist, mit einem der (übrigens nur sogenannten) „altdeutschen“ aus „Cuirvo-poli“-Guß, — wie wenig Formen dort, welche eine Menge von Formchen hier! Aber das edle Material des Kupfers kommt bei der Einfachheit zur Wirkung, bei dem gegossenen „cuiro-poli“ sehen wir vom Messing nicht mehr, als daß es gelbt. Sehr bezeichnend für eben diese frühere war meist ein Atropen-



Zimmerwand mit Wandgemälde von P. Schulte-Raumburg.

wir dabei vorläufig absehen; die Häuser stehen nun einmal da und sind solid gemauert und gemauert, mit denen müssen wir rechnen, denn bis bessere Neubauten in genügender Anzahl aufzuwachsen werden, wird's länger dauern, als wir warten können.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, — ruhig muß der Eindruck unserer Wohnungen werden, sonst werden sie nimmer behaglich sein. Ruhig besagt nicht dasselbe wie todt, es ist die Ruhe des gehaltenen Lebens, die wir erstreben wollen in unserem Heim, Ruhe im Gegensatz zu Lärheit, Aufregtheit, Zappelerei. Eine Wohnung darf nie den Eindruck machen, als wäre sie selber die Hauptsache und der Bewohner nur, was die Staffage in der Landschaft ist; schon deshalb soll sie ruhig sein. Sie darf für den Bewohner nur Hintergrund sein, oder wenn man will, nur „weiteres Kleid“, jedenfalls nur Nebenache, aber eine Nebenache freilich, die sein geistiges Bild hebt und dafür bezeichnend ist. Wie wahrhaft vornehme Damen sich nicht über und über behängen mit Stickerien und Geschmeide, sondern Einfachheit mit Gediegenheit verbinden, so ist's auch bei den Wohnungen. Eine wahrhaft vornehme Wohnung begrüßt uns sogleich beim Eintritt wie mit einer vielstimmigen, aber gedämpften, edeln Musik, die unsere Gedanken und Gefühle nicht stört, sondern eher in freundlichen Fluß bringt.

Wenn wir die Wohnung mit dem Hintergrund eines Bildnisses vergleichen, so sind die Wände wieder der Hintergrund der Wohnung. Sie vor allem müssen mit ihren großen Flächen die Einheit des Raumes und die Ruhe seiner Stimmung zusammenhalten. Wie falsch also, sie mit „lauten“ Farben, mit überkräftigen, allzu deutlichen Ornamenten zu bemauern! Nur, wo nichts darauf gehängt werden, wo sie selber teppichartig wirken sollen, kann das einmal zum Guten sein; solche Fälle jedoch sind selten. Deshalb ist zumeist höchstens eine ganz zurückgedrängte, discrete Musterung am Platz, wenn man nicht „reinen Tisch machen“ und geradezu einfarbige Wände wählen mag. Sind denn überhaupt Tapeten allerorts unumgänglich? Stud mit feinem feinen Rüstre, Holztafelung, und

so etwas wie „Melodie“ geben können. Das muß man nun vor allem bedenken, wenn man Möbel und Geräthe stellt und Bilder hängt. Viel und lange gilt es da auszuprobieren, aber es lohnt sich. Insbesondere mit den Bildern muß man äußerst vorsichtig sein, denn ein Kunstwerk, das an und für sich schön ist, braucht deshalb noch lange nicht ein Schmutz zu sein für den Raum. Ja nicht zu viele Bilder an die Wand, das ist ein großes Gebot, sie krabbeln sonst darauf herum oder zerstückeln sie und machen „Salat“. Bilder müssen mit ihren Rahmen zusammen als eine Einheit wirken und schon aus einiger Entfernung klar erkennlich sein, sonst gehören sie nur in Ausnahmefällen an die Wand. Das schönste und edelste allerdings ist immer ein in den Raum hinein componirtes Wandgemälde, wie auf der letzten Berliner Ausstellung ein Zimmer der Münchener „Vereinigten Werkstätten“ von Schulte-Raumburg's Hand eines aufwies. Wer im eigenen Hause thun kann, was er mag, der denke daran, — ein gutes Wandgemälde solcher Art adelt eine ganze Wohnung.

Für die Möbel nun und alle die übrigen Gegenstände, die eine Wohnung „machen“, gelten immer wieder dieselben Prüfsteine. Zweckmäßig sollen sie sein, und ihre Construction, ihr Material soll sich aussprechen in ihrer Erscheinung, d. h. also: folgerichtig sollen sie sein, und wo möglich sollen sie auch noch einen Hauch jenes persönlichen Odems spüren lassen, den ein rechter Schöpfer auch seiner bescheidensten Arbeit einhaucht. Was wir vor allem zu bekämpfen haben, ist auch hier das falsche Prunkten. Am widerlichsten und — am dümmsten (weil es doch keinen Sachverständigen täuscht), verräth es sich ja in all den „Imitationen“, — wir kommen nicht weiter, als bis das Gefühl, daß es sich hier ganz einfach um Lüge handelt, diesen Hauschwamm überall bekämpft, wo ihn ein stumpfsinniger oder geschäftstrieberiger Handel ausnützt oder gar neu einschmuggeln will. Wir haben Beispiele schon erwähnt, wir brauchen das nicht wieder zu thun. Auch all die „Klimbim-Techniken“ gehören hierher: in der Maschine gepreßtes Holz als Schnitzerei,

frühere war meist ein Atropen-

Humor: ein Rohrenrohr als Tintenfaß z. B., oder ein alter Mönch als Bierkrug, dann aber ganz wirklichkeitsmäßig, ganz „naturalistisch“ durchgeführt. Sie viel mehr Feingefühl zeigt die Niemerichid's Kistliche Hanne zum Eierfieden, die wir abbildeten! Keine Spur von Naturalismus dabei: im Gegentheil ist die Technik der Arbeit im Kupfer auf das Allerbestmögliche fürs Auge herausgelegt, jedoch auch der Blödsinn keinen Augenblick vorgehen kann: das ist ein Kupfergefäß, das mit der tomischen Formengestalt nur spielt. Man denke an die ebendam belichene Porzellanschalen für Eier, die eine brütende Henne ganz ernsthaft nachbildeten und „natürlich“ formalten, — dann wird man unmittelbar empfinden, worauf es ankommt, und daß wir nicht gekommen sind.

Freilich sind wir noch lang nicht da angekommen, wo alles gut ist, — falls sich auf dieser niedrigen Erde solch ein Himmelsplätzchen überhaupt befindet. Im Gegentheil, selbst bei wem „Modernen“, deren Arbeit wir mit so vieler Freude verfolgen, ist noch lange nicht alles, wie es sein könnte. Die Bewegung ist nicht von Architekten oder eigentlichen „Kunstgewerblern“, sondern von Malern geführt worden, wo die Kraft der Maler am wenigsten durch eine gründliche (nämlich gründlich verfehlte) Schulung innerhalb der historischen Stilperioden worden ist, während man die angehenden Baumeister und Gewerbetreibler zwang immer zwischen den vier oder fünf Geleisen hinzugehen, die nach den Stationen „Renaissance“ oder „Moroco“ und so weiter hießen.

Dadurch erstens, daß sich das Publikum immer und immer wieder die einfachen Grundprinzipien des kunstgewerblichen Arbeitens bewußt hält, die wir in diesen Aufsätzen eben deshalb vielleicht bis zum Ueberdruße besprochen mußten. Und zweitens dadurch, daß sich der Käufer mit den Künstlern verbindet. Das ist ja eine der allererfreulichsten Früchte unserer Bewegung, daß innerhalb ihres Herrschaftsgebietes nicht mehr der Händler und nicht mehr der Fabrikbesitzer der Maßgebende für das Neue ist, sondern der Künstler selber. Was ihm aber noch fehlt, ist die enge Fühlung mit den Kunstfreunden, mit dem Publikum. Die muß hergestellt werden, damit die Künstler besser und besser die praktischen Bedürfnisse der Einzelnen kennen lernen, so gut, wie diese Fühlung zwischen Künstler und Architekten besteht. In München haben sich kürzlich die „Modernen“ zusammengesetzt, um die „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“ zu gründen, ein Unternehmen, das sich's zur Aufgabe stellt, zwischen Künstlern und Kunden hier zu vermitteln. Wir rathen, sich ohne Scheu an diese Stelle zu wenden, wenn man sich schlecht zu helfen weiß, denn man ist dort sicherlich auch bereit, in anderen Städten gesinnungsverwandte Helfer nachzuweisen.

Neue Moden.

Wien. — Die alte Kaiserstadt steht noch immer im Zeichen der Trauer, nur bei Familienfesten wird dieselbe jederzeit abgelegt. Das schwarze und das weiße Spitzen- oder Applikationskleid ist die hervorragendste Toilette dieser Saison; ihr kommen an Wirkung zunächst die durchbrochen gearbeiteten Kleider, die in Schwarz noch eine duftige weiße Gaze-Unterlage erhalten über der farbigen Taffet-Grundform. Natürlich hat die schwarze Seiden-Toilette gegenwärtig wieder die allerhöchste Bedeutung gewonnen, wobei die mannigfaltigen prächtigen, großen Musterungen dieser Stoffe — Rosenblumen, Stacheln oder Wellenstreifen, — alle Monotonie fernhalten. Die übliche zweite Taille für Gesellschaftszwecke ist dabei meist reich mit duftigem Weiß und Spitzen ausgestattet. Sehr praktisch ist auch das bekannte Arrangement, wonach die decolletirte Taille durch eine mit langen Ärmeln versehene, hohe Unter-taille aus Spitzen oder Stickerie über Tüll-Unterlage zu einer hohen vervollständigt wird.

ausgleichendes und stützendes Corset denken muß, das allerdings an Bequemlichkeit den modernen hygienischen Forderungen zu entsprechen hat. Vor allem nothwendig wird dies durch die außerordentliche Bevorzugung der bis zum Hals hinauf ganz glatt anliegenden englischen Taille. Diese Taillen haben außer der charakteristischen Längsnaht-Verzierung über beide Seiten der Brust und des Rückens herab meist nur ganz zarte, flache Steppnaht- oder Schnurstickerie-Verzierungen. In Verbindung mit den neuen, den Körper fast faltenlos umspannenden Röcken zeigt sich darin der Wuchs in einer für das feinere Anstandsgefühl oft verlegenden deutlichen Weise ausgeprägt, sodaß wir entschieden zur Vorsicht ermahnen müssen. Aehnlich wirkt das Prinzesskleid, das seinen Reiz in einem aparten Seitenschluß sucht, und das dazu den modernen Rockansatz in Anlehnung bevorzugt. Wichtig ist es, daß der untere Rand der weilig dem Boden aufliegenden Serpentine-Ansätze mit Halbschleppe wieder ein steiferes Zwischenfutter erhält, das aber in abgetufter, mehrfacher Stofflage von weichem, und endlich nach unten steifem Futterstoff angebracht wird, um jede schroffe Abgrenzung zu vermeiden, da der Volant nach oben zu völlig weich bleiben soll. Nur der hinterste Theil, wo der Volant am höchsten ist, bekommt eine etwas festere Stütze von Roßhaarstoff spitz nach aufwärts verlaufend.

Bei gestreiften und carrirten Stoffen erhalten diese angelegten, vielfach gefeilten Röcke besondere Eleganz durch ein schräges, längs und quer abwechselndes Zusammenstellen der Musterung, aber sie stellen auch außerordentliche Ansprüche an die Herstellung. Zu solchen Röcken empfiehlt sich dann vor allem die kurze, mit ganz kleinen, zudigen Verlängerungen und Schößchen-Ausläufern geschnittene Spencer-Taille aus absteckendem Stoff. Dieselbe öffnet sich meist mit reich verzierten, vier-eckigen oder herzförmigen Revers über einem duftigen Plastron mit Cravate oder Jabot und zeigt schöne, große Schmalknöpfe, sowie viel Stickerie oder Passementerie-Verz. Die Zusammenstellung verschiedener Pelzsorten ist zur Regel geworden. So werden die modernen, sehr kurzen, nur etwas über die Taille reichenden Spencer-Jäckchen aus Pelz oder Krimmer mit Revers aus hellem Pelz ausgestattet; die Mäntel erhalten durch Ansetzen von nach unten verbreiterten Pelz-Volants in verschiedenen Pelzsorten Taschenform, und die tragenförmigen Umhüllen zeigen vollends für Passe, Volant-Ansatz und Sturmtragen die erdenklichen Combinationen von lang- und kurzhaarigen und anders-farbigen Pelz-Gattungen. Von Pelzmützen ist die große weiche Wagner-Kappenform mit seitlichem Federgeflecht wohl das jugendlich hübscheste. Capoten und Toques aus Pelz sind unüber-troffen kleidsam auch für reiferes Alter. R. Dr.

Weihnachtsarbeiten für Kinderhände.

Unter den einfachen Arbeiten, die selbst unsere Jüngsten ausführen können, dürfte das Futteral für ein Augenglas sich als praktisch und hübsch erweisen.



Augenglas- Behälter. Flechtarbeit und Blatt-stich-Stickerie.

Die in Leder herzustellende, 7 1/2 zu 5 1/2 cm große Vorlage ist vorbereitet käuflich, so daß mit Hilfe der größeren Schwester oder der Tante die Arbeit leicht von Statten geht. Die dunkelbraune Lederfläche der Rückseite wird mit helleren 1/2 cm starken Lederstreifen, in der Art wie die Flechtarbeiten in Papier, regelmäßig durchflochten; auf der Vorderseite bleibt ein 2 1/2 cm breiter schräger Streifen glatt und auf diesen wird ein Blümchen in Blattstich mit Jello-selle-Seide gestickt. Die Blume ist rosa mit gelbem Kelch und hat grüne Blätter. Die Innenseite des Futterals wird mit stumpfem Leder über Pappe gefüttert und zwischen beide gefütterte Theile je ein 3 1/2 cm hohes, 1 1/2 cm breites Soufflet aus Leder gefügt. — Die Grundform des mit Aufnääh-Arbeit auf Leder verzierten Arbeitskörbchens, das



Arbeitskörbchen. Aufnääh-Arbeit auf Leder. Siehe den naturgroßen Stab untenstehend Muster-Vorzeichnung; Beilage, Fig. 51.

auch zur Aufnahme der Schlüssel, Vöfel u. s. w. dienen kann, bildet ein 14 cm langer, 14 cm breiter Holzstreb mit 7 cm hohen Wänden, der innen mit rothem Atlas und außen mit dunkelheliotrop-farbene Sammet-Leder bekleidet ist; das gleiche Leder deckt auch die beiden an den Lauerseiten aufsteigenden 14 cm hohen, 4 cm breiten Stäbe, an denen der gebogene, lederbezogene, drehbare Griff befestigt ist. Bevor man die Lederbekleidung auf dem Korb anbringt, fahrt man die Stickerie aus. Die Aufnääh bestehen aus altgoldfarbenen Sammetleder und werden der Muster-Vorzeichnung nach ausgeschnitten, dann auf den Lederstreifen gesteckt und mit etwas hellerer heliotrop-farbiger Seide, — zweitheilige Jello-selle-Seide, — mittelst großer Steppstiche angenäht. Den einen Seitenstab veranschaulicht die untenstehende Abbildung naturgroß; die Muster-Vorzeichnung für die Vorte giebt Fig. 51 der Beilage der heut. Nummer. — Ein gewiß willkommenes Geschenk bietet die Wanduhr, d. h. die lange reich geschnitzte Rückwand und das ebenso verzierte Zifferblatt für ein einfaches Schwarzwälder Uhrwerk. Die Hinterwand hat im ganzen 54 cm Länge zu 21 1/2 cm größter Breite unten; die geschnitzte Verzierung reicht nur 37 cm



Gehäuse für eine Wanduhr

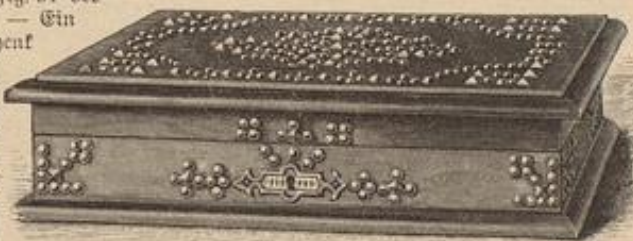
Kerb-schnitt-Arbeit.

hoch hinauf. Ueber der 7 cm hohen Zade liegt eine Rosette von 12 cm Durchmesser; der Querbalken ist 3 cm breit, der Stern mißt 9 zu 7 1/2 cm. Das Uhrschild bildet eine Grundfläche von 23 cm unterer zu 26 cm oberer Seitenlänge; den 14 cm großen Ziffernkreis umgiebt zunächst ein 1 cm breites glattes Rändchen, dem sich die 3 cm breiten Palmetten anschließen; die untere Zade ist 10 cm lang, jede der seitlichen mißt 6 1/2 cm. Ueber der oberen 2 cm breiten Querleiste erhebt sich ein 10 cm hohes Dreieckfeld mit 17 cm breiter Basis und seitlichem Palmetten-Abschluß. Von dem mit gelber Lackfarbe gefrischenen Gelbe heben sich die schwarz gemalten deutschen Zahlen kräftig ab. Im Schnitzen Geübte werden mit Hilfe der Raße, sowie der Darstellung die Vorlage nacharbeiten oder aus ihren gesammelten Motiven unschwer hübsche Muster für das Uhrgehäuse zusammenstellen, — gerade diese eigene Composition verleiht der Arbeit doppelten Reiz und erhöht ihren Werth. — Der mit Nagelarbeit geschmückte Kasten ist zur Aufnahme von Photographien bestimmt, doch läßt sich derselbe mit gepolsterten oder atlasbezogenen Wänden und Boden auch für Schmutz und, bei höheren Wänden, für Cigaretten, Briefpapier u. s. w. verwenden; ebenso ließe sich das gleiche Muster, nur mit größeren Nägeln ausgeführt, für die Platte eines Theetisches oder für einen größeren Kasten benutzen. Unsere Vorlage hat folgende Maße: Deckel und Boden sind je 23 cm lang und 20 cm breit; die Wände treten reichlich 1 1/2 cm zurück, ihre ganze Höhe beträgt 4 cm, davon entfallen 1 1/2 cm auf den Deckel, 2 1/2 cm auf den Kasten. Auf dem tiefen Rothbraun des massiven Mahagoni-Kastens wirken die kleinen goldenen runden und edigen Nägel ausgezeichnet. Die Länge des mittleren Ornamentes der einzelnen dargestellten Platte beträgt 11 cm bei 10 cm Höhe; die fortlaufende Nagelreihe ist 3 cm von den äußersten Nägeln des Sternes entfernt. Die Wände sind, wie ersichtlich, mit kleinen Eckstücken geschmückt; auch dem Schließblech gefallen sich einige Nägel; die edigen messen 5 mm. Man kann für die Nagelarbeit auch weiße Holzlasten



Kleine Wandmappe. Brandmalerei auf Cigaretten-Kistenholz hergestellte Wandmappe, die mit dem Brennstift in einfacher Weise verziert erscheint.

rothbraun oder grün mit Beize oder Wachsfarbe streichen, die sich dann sehr gut ausnehmen. — Zur Aufnahme kleiner Journale, Anzeigen u. dergl. eignet sich die zierliche aus Cigaretten-Kistenholz hergestellte Wandmappe, die mit dem Brennstift in einfacher Weise verziert erscheint.



Photographie-Kasten mit Nagelarbeit. S. die Deckelplatte.

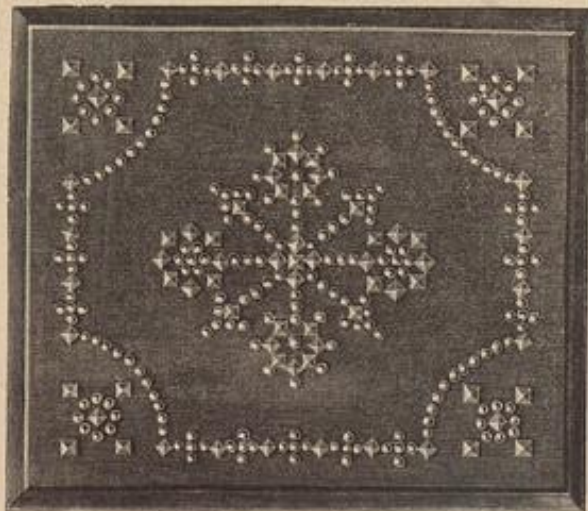


Bilderrahmen. Kerbschnitt mit Vergoldung auf Vinoleum. Muster-Vorzeichnung: 10 Pf.

am oberen Rande, wie an den Seitenrändern je einen 1 1/2 cm breiten dunklen gebrannten Streifen. Die Rückwand wird durch kräftige, gebrannte Linien in 6 cm große schräge Carreaux getheilt. Schließlich legt man die Platten aufeinander und bohrt durch beide, in 3 und 8 cm Entfernung von den unteren Rändern zwei Löcher, durch die man von rückwärts Cigarettenbänder leitet, welche auf der Vorderwand zur Schleife gebunden werden; ebenso vereinigt man die Platten am unteren Rande. Zum Anhängen dient ein Cigarettenband. Die Holzflächen sind mit Brunroth zu überziehen. — Rothbraunes Vinoleum ergiebt das leicht zu schneidende Material für den Bilderrahmen, der außer der geschnittenen Umrandung noch mit Gold-bronze bemalte feine Blüthenzweige auf gepunztem Grunde zeigt. Die Platte mißt 28 zu 21 cm, das Muster hat 23 1/2 cm Höhe bei 16 cm Breite. Das „Vergißmeinnicht“-Rändchen ist 1 1/2 cm breit; je die obere und untere Mitte markirt ein gerade gestelltes „Vergißmeinnicht“-Quadrat. In 7 cm Entfernung vom oberen geschnittenen Rändchen ist der 9 1/2 zu 5 1/2 cm große Ausschnitt für ein Bild vorgegeben. Die Contouren der Blüthenzweige sind mit dem Hierbohrer tief herauszunehmen, die Adern leichter, die Staubfäden zart zu schneiden. Der ganze Grund wird mit feiner Sternpunze gemustert. Schließlich setzt man mit Siccativ angerührte Gold-bronze auf, die mit der Reißfeder in die Contouren zu füllen ist. E. F.



Seitenstab zum Arbeitskörbchen.



Deckelplatte zum Photographie-Kasten.

Aus dem Leserkreise

Rachdruck auch im einzelnen untersagt.

Häusliche Kunst.

Stollenbrett mit Holzbrand. — Auf unserem vorjährigen Weihnachtstisch hatten unter anderen Geschenken auch einige verschieden große Stollenbretter aus Lindenholz Platz gefunden, die noch in letzter Stunde von fleißigen Händen mittelst Brennstiftes mit einer hübschen Rand-Bordüre und dem Gruß: „Freudliche Weihnacht!“ verziert worden waren. Sie erfreuten beide, den Geber, wie den mit der doppelten Gabe, — dem Brett mit dem Stollen, — überraschten Beschenkten. Das dargestellte Stollenbrett ist 58 cm lang, 26 cm breit, 2 cm dick und ruht auf vier Kugelfüßen; statt des Blätterfranzes darf natürlich jedes andere Muster Verwendung finden.

Allgäuer Kalender-Rahmen. — Recht praktisch und zugleich schön ist der Kalender-Rahmen, der hier im Allgäu in fast jeder Bauern- und Wirthshofstube zu finden ist. Auch meine Wohnstube schmückt sich ein Kalender-Rahmen, den ich nach einem alten Muster anfertigen ließ und selbst in alter Manier bemalte. Der einfache Holzrahmen, wie ihn die Abbildung veranschaulicht, entspricht der Größe des „Steinhauser Kalenders“, der im Allgäu seit über hundert Jahren gebraucht wird, und ist so eingerichtet, daß ein Schreib-Kalender bequem herausgenommen und wieder hineingeschoben werden kann, sodas das gedruckte Calendarium sichtbar, das eingeklebte leere Notizblatt aber nach rückwärts umgeschlagen ist; um Notizen darauf zu verzeichnen, nimmt man den Kalender heraus. Der Rahmen ist in verschiedenen Farben grundirt und mit jenen originellen Blumen bemalt, welche in den bayrischen Bergen die ländlichen Gebrauchs-Gegenstände seit Jahrhunderten zieren. Kästen und Truben, Schränke und Thüren, Balken und Sinsfe schmückt der ländliche Künstler mit diesen naive stilisirten Blumen und Ornamenten, die sich getrost den modernsten Entwürfen zur Seite stellen dürfen. Es wäre erfreulich, wenn diese echt vaterländischen „Bauernmuster“, die auch für Brandmalerei sehr dankbare Motive bieten, in weiteren Kreisen bekannt und zu entsprechender Geltung gebracht würden. Wer sie malen will, beherzige als erste Regel: direkt mit dem Pinsel zu schaffen, da ängstliche Vorzeichnung die natürliche und frische Wirkung der Muster beeinträchtigt; gerade in der naiven Einfachheit liegt ein eigener Reiz.



Stollenbrett mit Holzbrand.

modernsten Entwürfen zur Seite stellen dürfen. Es wäre erfreulich, wenn diese echt vaterländischen „Bauernmuster“, die auch für Brandmalerei sehr dankbare Motive bieten, in weiteren Kreisen bekannt und zu entsprechender Geltung gebracht würden. Wer sie malen will, beherzige als erste Regel: direkt mit dem Pinsel zu schaffen, da ängstliche Vorzeichnung die natürliche und frische Wirkung der Muster beeinträchtigt; gerade in der naiven Einfachheit liegt ein eigener Reiz.

Cam poduna.

Unsere Kinder.

Klodt's Mosaik und Sticker-Beispiel. — Wer jemals Kinder bei ihren Spielen beobachtet, wird gefunden haben, daß sie gern auf einem Bänkehen vor einem Stuhl sitzen, auf dem sie ihre Unterhaltungs-Gegenstände ausbreiten und aufstellen. Diese Beobachtung führte zur Erfindung von Klodt's Mosaik- und Sticker-Beispiel, das selbst kleinen Kindern zur fesselnden Unterhaltung dienen wird. Ein Stuhl mit Rohrgeflecht kann statt des „Spielerahmens“ als Unterlage zum Spiel benutzt werden. Auf die Oeffnungen des Rohrgeflechtes im Stuhlitz werden nach den dem Spiel beigegebenen farbigen Vorlagen genau passende, in harmonischen Farben abgetönte Kugeln gelegt. Auf diese Art entstehen die schönsten farbigen Mosaik-Muster, figürliche Darstellungen von Gebrauchs-Gegenständen, Blumen, Sticker-Mustern u. s. w., bei deren Herstellung Knaben wie Mädchen angenehme Unterhaltung finden und zugleich die Harmonie der Farben kennen lernen. Das Spiel ist gefeßlich geschult und im einzelnen Material oder complet zum Preise von 4 Mk. und 6,50 Mk. zu beziehen durch die Deutsche Lehrmittel-Anstalt Franz Heinr. Klodt, Frankfurt a. Main.



Allgäuer Kalender-Rahmen.

Baugenstände für eine Puppenstube. — Man fertigt aus Staniol (von Thee-Verpackungen oder dergl.) vermittelst der verschiedenen „Loch-eisen“, die in Werkzeugläden erhältlich sind, Ringe, deren Größe man nach den Scheibchen der Puppenstuben-Fenster wählt. Das Ausstanzen geschieht auf einem Hartholz-Plättchen. Hierauf klebt man die Ringe in versetzter Reihenfolge mit Weim auf die Glasscheiben und läßt sie trocknen. Wenn alles fest sitzt, wärmt man ein Plättchen durchsichtigen, glanzhellen „Blüß-Stauffer-Mitt“, führt ein damit getränktes Pinselchen spiralförmig um die Innenseite jeder Rundung und läßt jedesmal in der Mitte einen



Handarbeits-Tasche. Häkelarbeit.

kleinen Tropfen Mitt stehen, der, etwas zerfließend, die echten Scheiben täuschend nachahmt. Bei Tageslicht, wie bei Kerzenlicht sind die Scheiben gleich hübsch und vollständig haltbar. E. W. in Heildronn.

Brat-, Koch- und Bad-Apparat „Victoria Luise“ für kleine Mädchen. — Als passendes Weihnachtsgeschenk für unsere kleinen Puppenmütter empfiehlt sich der Brat-, Koch- und Bad-Apparat „Victoria Luise“, der in einem eleganten, starken Carton in Form einer Küche, 37 zu 27 cm hoch und 25 cm breit, verpackt ist. Die in unserer Abbildung wiedergegebenen Gegenstände, Brat- und Badpfanne, Tiegel, Kochtopf, Theeessel und Dreifuß nimmt ein Ständer auf. Der Dreifuß trägt eine regulirbare feuerfeste Lampe, die so konstruirt ist, daß sie von den Kindern nur herausgenommen werden kann, wenn die Flamme nicht brennt. Sämmtliche Gegenstände sind klein und haben eine hübsche kleine Portionen bequem darauf den können. Mit dem Bad-Apparat läßt sich auch ein schöner brauner Kuchen backen. Von besonderem Interesse für die kleinen Hausmütter dürfte das zu dem Apparat gehörige Kochbuch sein, läßt es sich doch nach diesen Recepten ganz bequem und schmackhaft kochen. Zur Reinigung der Töpfe sind zwei Topf-tücher beigelegt. Der Koch-Apparat ist für den Preis von 8 Mk. bei H. Friisch in Görlitz, Salomost. 4 zu haben. E. Hdt.



Brat-, Koch- und Bad-Apparat „Victoria Luise“ für kleine Mädchen.

Butterzeug. Süddeutsches Weihnachtsgeschenk. — Zutaten: 1 kg Mehl, 1/2 kg Butter und 375 g Schmalz (oder 625 g Schmalz allein), 1/2 kg Zucker, 4 Eier. — Hört, wie Gmildchen es gemacht, Nachdem es die Mama erdacht: Sie lud die Freundin Jettchen ein, Beim Backen ihr behilflich sein; Die durfte erst den Zucker wiegen Und Mehl und Schmalz mit viel Vergnügen; Gmilde theilt die Eierlein, Indessen in das Glas hinein. Dann läßt sie gleich das Schmalz zerger'n, Ein Weilchen warm im Schüssellein steh'n, Und als es weich, da mengt sie munter Den Zucker, dann das Mehl darunter; Doch von dem Mehl die Hälfte der Masse, Die and're läßt sie in der Tasse Für Jettchen, die mach't's nun ganz froh Mit Mehl und Eiern ebenso. Nun wird der Teig zusamm'gethan, Und drauf geht flott das Nühren an. Die eine hält die Schüssel fest, Die and're nicht vom Löffel läßt, Und eher darf kein Ende sein, Als bis der Teig sich klar und fein Vom Löffel löst leicht und leicht. — Dann muß er stehen über Nacht. Des andern Morgens legt man frisch Das Nudelbrett dann auf den Tisch, Gmildchen fängt zu walken an, Das Jettchen heizt das Herdchen an, Und wenn der Teig, recht fein geglättet, Fast scheinen will, wie glatt geplättet, Dann fängt das Hauptvergnügen an: Es kommen jetzt die Förmchen dran. Erst noch einmal die Händchen waschen, Nicht immer von dem Teige naschen, Zumeilen wieder Mehl austreuen, Nun mit den Förmchen, mit den neuen, Die Sternchen und die Herzchen stechen Und ja kein einziges zerbrechen! Ist alles fertig und bereit, Dann auf das Blech gelegt, recht weit, Zum Ofen hin, — gebacken frisch, Hellgelb sie bringen auf den Tisch, Noch warm mit Zucker, Zimmt bestreu'n, — Die kleine Müß' darf man nicht scheu'n. Wer speiste nun nicht gerne mit? — Ich wünschte guten Appetit! Marie Veeg.

Handarbeit.

Handarbeits-Tasche in Häkelarbeit. — Einer werthen Freundin unseres Blattes verdanken wir die kleine Arbeitstasche, die der Empfängerin sicher ebenso viel Freude bereiten wird, als der kleinen Geberin, sie zu arbeiten. Mit dreifachem grauen und hellblauen Garn häkelt man ein ganz gerades Stück im Plüß-Stich und mit Zadenmuster. Auf einem Anschlag von 122 M. häkelt man zurückgehend: 1 M. übergehen, 1 f. M. in eine L., * 4 f. M. in die nächsten 4 L.,

2 L. übergehen (Zadenhöhe), 4 f. M. in 4 L., 3 f. M. in die nächste f. M. (Zadenhöhe) vom Stern wiederholen. Nach 24 Touren mit grauem Garn häkelt man 2 blaue, dann wieder 8 graue Touren, 2 blaue und hierauf 38 graue Touren, nun folgen neun Mal abwechselnd 2 blaue und 2 graue Touren, die Arbeit schließt also mit 2 blauen Touren. Jetzt wird die fertige Häkelarbeit derart an den Seiten zusammengenäht, daß der abwechselnd blau und grau gehäkelte Theil als Ueberschlag dient. Die Seitenränder und der obere Rand des Ueberstrags erhalten schließlich eine Spitze angehäkelt, die man wie folgt arbeitet: 1. Tour: mit grauem Garn, * 2 durch 3 L. getrennte St. zusammen in den Rand, 1 St. etwas davon entfernt in den Rand, 3 L., 4 St. um die letzte St. und wiederholen vom Stern. Am oberen Rande häkelt man für die beiden St. aber doppelte St., weil sie hier in die Zadenreihen fassen. 2. Tour: mit blauem Garn, 4 doppelte St. um die 3. L., je getrennt durch 1 Picot aus 3 L. und 1 f. M. in die 1. L. zurück und 1 f. M. in die Spitze der Stäbchen-Gruppe. Zum Schluß schneidet man unterhalb der Klappe zwei Knopffüßlingen und befestigt zwei dazu passende Perlmutter-Knopfschen auf der Taille. Ein graues oder blaues Seidenfutter erhöht die Eleganz des zierlichen Täschchens. E. W.

„Glückschürze“. — Als beliebtes Weihnachts- oder Geburtstags-Geschenk für junge Mädchen gilt nach wie vor das Tändelschürzchen mit handgefertigtem Ausputz, Stiderei und dergleichen. Hierfür läßt sich das Kleblatt-Muster sehr wohl verwenden. Nachdem 1/4 m weißer Batist an drei Seiten breit umgestümt ist, zeichnet man auf Pauspapier oder, besser noch, Pausleinwand, ein Kleeblatt mit Stiel, so groß etwa, daß es von einem Markstück gedeckt wird. Vermittelt Pauspapiers überträgt man sodann das Muster in geschmackvoller Anordnung auf das Schürzchen; natürlich bleibt der Saum unverziert. Die Kleeblätter werden in schattigem Grün ineinander greifendem Plattstich ausgeführt, und die zuvor oben eingereichte und eingefasste Schürze mit einer flotten grünen Schleife versehen. Ein passendes Gedicht begleitet die „Glückschürze“ an die richtige Adresse. Elisabeth.



Theetisch-Tücher mit eingewebtem farbigen Läufermuster und Durabruch-Verzierung.

Allgemeines.

Theetisch-Tücher mit eingewebtem farbigen Läufermuster und Durabruch-Verzierung. — Je einfacher das Thee-Service ist, um so farbenreicher erscheint nach der jetzt herrschenden Mode das Gedeck, das in Damast- wie Körper-Geweben angefertigt wird und einfacheren wie eleganten Haushaltungen entsprechend zur Auswahl vorliegt. Unsere Modelle, zwei Theetücher, das eine 180 cm im Quadrat, das andere 150 zu 180 cm groß, zeigen auf weißem Grunde eine läuferartig markirte, von zwei schmalen Musterstreifen und Durabruch-Figuren unterbrochene, resp. begrenzte, eingewebte, von Schmetterlingen umgebene Blumenmusterung, in der bei den verschiedenen Schattierungen Grün für die Blätter, Vio und Gelb die bevorzugten Farben sind. Leicht angedeutet wird eine Bildactinie durch die Durabruch-Bierecke des einen Tüchtes. In origineller Weise charakterisiren die Serpentin- Windungen des doppelten Durabruchstreifens das andere Theetuch als „modern“. Die Umrandung bildet, wie an früher bereits dargestellten Tisch-tüchern, ein 4 cm breiter hochsaum. Die Red.



Häkelarbeit zur Handarbeits-Tasche.

Bezugsquellen.

Augenlos-Behälter: C. R. Hof, Berlin W., Kurfürstent. 114. — **Arbeitskorb:** Seiden, Berlin W., Leipzigerstr. 129. — **Photographie-Rahmen:** Feinl. C. Arebs, Berlin W., Leipzigerstr. 30. — **Geschmückte Wanduhr:** Frauenerwerbs-Berein, Leipzig, Universitätsstr. 4. — **Viderrahmen:** Frau W. Weber, Königsberg i. Pr., Genslert. 13. — **Theetisch-Tücher:** Hermann Berlin, Berlin W., Berberstraße Markt 78. **Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Gerrens, Charlottenburg, Wolmannstr. 36. Anfragen und Bestellungen ist das Porto beizufügen.**

Nachdruck verboten.

Der Minnesinger.

(Eine Geschichte vom Bodensee von Franz Wichmann.)

(6. Fortsetzung.)

VIII.

In lauschigen Gemach, zu höchst im Nordthurm der Burg sah Fortunata den Abend heraufdämmern. Der letzte, blaße Tagesschein spielte noch wie ein stehender Funke in ihrem Goldhaar, — dämmeriger ward es und dämmeriger, doch immer noch spähte sie aus dem gothischen Steinfenster hinüber zum ragenden Gipfel des Hohensfels.

Zeit gestern Abend, da Heinrich von Lettingen noch spät auf der Burg vorgeprochen, wußte sie, daß er, um den allein sich alle ihre Gedanken drehten, zurückgelehrt war. Von süßer Freude war ihre Brust geschwellt, doch neben dem Jaudzen ihres Herzens war noch Platz darin für das Mitleid.

Der arme, gute Heinrich! Sie wußte es längst, daß er sich um ihre Waise bemühte, daß er ihr folgte wie ein treuer Hund, — und doch, — er konnte ihr Herz, das für einen anderen Schlag, nicht erwärmen! Ja, leid — aufrichtig leid gerhan hatte er ihr am letzten Abend, da er ihr mit innig stehendem Blicke ein Blatt mit einem zauberischen Liede in die Hand gedrückt. Lesen durfte sie's schon, das war ja kein Unrecht, ja zweimal und dreimal hatte sie's geles, und wieder holte sie es aus dem geheimnißlichen Fach ihres Wandschrankes hervor.

Das schwebende Tageslicht leuchtete eben noch aus, um die Schrift zu erkennen, und die Perle taftmäßig absmelnd, las sie leise vor sich hin:

Lieb' liebes Lieb, geliebte Frau,
Du Trost des Herzens und der Sinne,
Lieb' liebes Lieb, Du liebste Schau,
Was raubt mir Armen Deine Minne? —
Hei, lieber Leib,
Du selig Weib,
Lieb' liebes Lieb,
Mein sehndend Leid vertreib!

Gewiß, das Klang recht schön und rührend, besonders das: „Du Trost des Herzens und der Sinne!“, aber sonst war es das Rechte doch nicht, es ward einem nicht so eigen dabei ums Herz, so eng in der Brust und doch so sehnsuchtsweit wie bei Burthards Worten!

Es war nur ein armes, kleines Lied, das einzige, das er ihr je gegeben, aber am gleichen Abend wußte sie's schon Wort für Wort und hatte es seither viel tausend Mal gesprochen. Die weißen Hände im Schoß ihres grünen Sammetleides gefaltet, — kam es auch jetzt wieder über ihre leise bebenden Lippen:

Allen Kummer, alle Schmerzen,
Reutet sie aus meinem Herzen,
Meine Herrin lieb und gut.

„Meine Herrin lieb und gut!“ wiederholte sie, vor sich hinträumend. Wie herrlich das Klang! Die wenigen Worte waren wärmer und herziger als alle die schön verschlungenen Reime Herrn Heinrichs! Andachtsvoll, als spräche sie ein Gebet vor dem Altar des Herrn, fuhr sie fort:

Freude sä't sie drein, die hehre,
Da erwuchs mir Heil und Ehre,
Und mir blühte froher Muth.

Küßlos, mit den schlanken Fingern spielend, schob sie Heinrichs Lied von sich; es fiel von der Fensterrinne zu Boden, ihr kleiner Fuß im braunen Lederschuh trat darauf, ohne daß sie es merkte.

Die Gedanken mein umweben

Sie im Fluge dichtgeklart,

Mancher gterige Sinn ersteben,

Will sie auf der Jägerfahrt.

Viel sind, die sich nach ihr schwingen,

Da, und wär sie zu erringen,

Kein Wagniß blieb erspart!

Leise geäußert erklangen die letzten Worte auf ihren Lippen. O wer fingen könnte wie er! Sie fühlte ja auch das Gleiche in ihrer Brust, aber Worte leihen konnte sie ihm nicht. Mit gehobener Stimme wiederholte sie noch einmal des Liedes Schluß. Ja, keine Wagniß hatte er sich erspart, das Neueste gewagt für sie. Wie er sie lieben mußte! Doch darin stand sie ihm nicht nach, die Kunst, die einzige, hatte auch sie gelernt!

Ob er jetzt wohl ihrer dachte? Sie spähte in die grauen Schatten des Abends hinaus. In welchem Fleigrau verschwammen See und Himmel in einander, die drei Burgen auf dem jenseitigen Ufer waren nicht mehr zu erkennen und kein Lichtschimmer ging von ihnen aus. Ob er ihrer dachte? — Wie thöricht sie war, sich so zu sorgen!

Gewiß hing er in diejem Augenblicke schon zum See-Ufer nieder; das Wasser war spiegelglatt, kein drohender Sturm schien im Anzug, konnte er da zögern, zu kommen! Zwei Tage später, wenn die böse Fehde mit dem Nachbar ausbrach, war es ihm nicht mehr möglich, darum würde sie ihn heute noch sehen. Eine Stunde verging, konnte er da sein, würde er sie in seinen starken Armen halten!

Der gute Heinrich, der so traurig gewesen war, hatte ihr alles beichten müssen, sein Aussehen, was er gesprochen, wie ihm der Bart stehe und ob ihn die Sonne gar sehr verbrannt. Das würde sie nun alles selber sehen, mit den Augen fühlen, wenn es das Dunkel der Nacht verbarg. Wie froh sie jetzt war, daß Hildegard, von bösem Kopfschmerz geplagt, sie schon vor einer Stunde verlassen und in ihrem Gemach auf der Westseite des Wohnhauses Ruhe gesucht. Von ihr, die jetzt schon schlummern würde, war keine Störung zu befürchten, — und da auch der Vater zum Nachbar auf Burg Wöggingen geritten, konnte sie sich ganz sicher fühlen.

In kindlicher Freude tanzte sie durch das Gemach, und die letzten Sohlen berührten wie belüßelt kaum den Boden. Nummern erlahmten die Schwingen, dann hielt das müde Vöglein Raß vor diesem und jenem Schrein, vor Lade, Truhe und Kasten. Da gab es überall ein liebes Andenken an ihn,

eine Erinnerung, ein Geschenk, das er ihr zurückgelassen, da eine verwelte Blume, dort eine Nadel, ein kostbarer Stein, — und hier der mattgoldene Keis, der selbst noch im Dunkeln glänzte wie milder Sternenschein! Den nahm sie und umschlang damit das leuchtende Blondhaar.

Plötzlich fuhr ihre Hand nach dem Dellämplein, das von der Decke im Erker niederhing. Draußen war es dunkle Nacht und die frohe Flamme der Liebe mußte ihm leuchten durch die Finsterniß! — Doch nein, — da schien ja der Mond schon über die Höhen und schlug eine silberne Brücke über den breiten Secarm. Der besorgte es besser! — Und ehe sein Licht zu hell ward, mußte sie drunten sein.

Eine Strickleiter, an der sie so oft leicht und lautlos wie ein schwebender Falter die Steinwand des Thurmes hinabgeglitten war, lag noch in ihrem alten Versteck. Schnell war sie hervorgezogen, im nächsten Augenblick schlang sich die zierliche Gestalt durch die schmale Fensteröffnung und verschwand in der dunkeln Tiefe.

IX.

Als Herr Burthard mühsam, Schritt vor Schritt die wild zerklüftete, kaum mannesbreite Martensklucht auf schlüpfrigem Gestein, das der Wildbach tosend mit weißem Gischt überflodete, zum oberen Ausgang des Felsenpasses emporgelommen war und schwer athmend auf das kleine Plateau trat, das zwischen dem Burggraben und dem Steilabfall des Bergfelsens sich ausbreitete, legten sich zwei weiche Arme um seinen Hals und ein wilder, heißer Kuß von Frauenlippen schloß ihm den Mund.

Hildegard, — war es möglich? — Aber er konnte den geliebten Namen nicht sprechen, denn zu fest presste sich des Weibes Mund auf seine Lippen.

Doch plötzlich taumelte er, und die Sehnen und Muskeln seines stahlharten Körpers, der noch jedes Feindes Hieb und Stoß standhaften Trost geboten, erlahmten wie eines furchtsamen Kindes Glieder vor nächtlichem Graus.

Eine andere Stimme traf sein Ohr, eine Stimme, die er geliebt, wie süßer Vöglein Lied der Lenz, — und die er nie mehr hören wollte und durfte!

Ehe er selbst ein Wort zu sprechen vermochte, stammelte es an seiner Wange: „Du Liebster, Bester, — hab' ich und halt' ich Dich endlich wieder! Ich wußte ja, daß Du kommen würdest und Treue halten, wie ich sie Dir bewahrt! O viele waren um mich, — doch keiner erfuhr, wen meine Seele minnte!“

„Ich dank' Dir, Fortunata, für Deine Treue,“ rief er hervor. Ueber ihre Lippen aber sprudelte es unter heißen Küßten weiter: „Nun ist ja alles gut, gut — bis auf den Haß meines Vaters. Aber was kümmert uns seine Feindschaft gegen Dich, denn Menschengewalt kann uniere Herzen nicht trennen! Nun Dein Gelübde gelöst, nun ich Dich wieder habe, steht nichts mehr zwischen uns und unserm Glück. Wohin Du willst, folge ich Dir, — einzig, ewig Geliebter!“

„Ja, — Fortunata, — nun ist alles — gut.“ — Wie einer überpannten Vogenscheue Klang brach der Ton aus seiner Brust. Und willenlos ließ er sich von den sanften Händen niederziehen auf den schwellenden Rasen.

„Doch jetzt ist's an Dir, zu sprechen, zu erzählen! Viel weiß ich schon aus Heinrichs Munde, doch von Dir selbst muß ich alles hören, was Du erlebt, gesehen.“

Seine Hand lag zitternd, doch kalt in der ihren. „Vergieb mir, liebes Mädchen, — nicht heute; es hat mir Mühe gekostet, fast hab' ich in des Morgenlandes Wüstenland die kühle Fluth zu weihern verlernt, — ich weiß nicht, wie mir ist, — müd, — müd zum Sterben —“

„Um aller Heiligen willen, Burthard, Du fühlst Dich doch nicht krank!“

„Es wird mir wieder besser werden, hoff' ich; die Zeit, sagt man, soll alles heilen.“

„Und meine Liebe, Burthard!“

„Ja, die Liebe —“

Sie glitt zu ihm hin und sah auf seinen Knien, die Arme um des Sängers Hals geschlungen, wie ein Vöglein, das nach süßen Beeren pickt, mit dem Munde seine Lippen suchend.

„Burthard, Du liebst mich doch?“

Er sah ins Leere. „Du weißt es ja, wie glücklich wir waren —“

„Und wollen und werden es immer, immer sein! Aber so, so kalt darfst Du mir nicht bleiben. Bist Du denn wirklich ein frommer, weltverachtender Mann geworden, Burthard? Mir ist's, als hielte ich noch den Pilger in meinen Armen!“

Ihre Hände von seinem Halse lösend, stand er auf. „Weißt Du nicht, was der Priester spricht: Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen.“

Sie haarte ihn an und begriff ihn nicht. War er als ein Heiliger zurückgekehrt und in ihre Arme gekommen, um Buße zu predigen, Buße für die heisse, wahre Liebe, die sie ihm entgegenbrachte? Was war das! Ging es nicht wie ein mörderischer Meisensrost durch ihre junge Brust, in der noch eben tausend frühlingsfrohe Blumen die knospenden Häupter erheben wollten!

„Burthard, Du willst doch nicht gehen, — jetzt schon, wo ich Dir kaum den ersten Kuß gegeben, — und Du — Du mich noch gar nicht geküßt!“

Er neigte seinen Mund auf den ihren. Ihr sah'n's, als streife sie ein eisig kalter Hauch.

„Liebster,“ schrie sie auf, „weißt Du, wie mir's eben war?“

„Nun?“ fragte er erschrocken.

„Mir war's, als habe mich der Tod geküßt!“

„Der Tod?“ wiederholte er tonlos. „Du meinst, ich werde sterben müssen?“

„Nicht Du, — ich, — mich traf der kalte Hauch!“

„Närin, nur mir könnte Gefahr drohen. — Hast Du die Wolfenwand im West gesehen? Sie sendet noch vor Mitternacht ein Weiter herauf. Wenn Du um mich bangst, so laß mich gehen.“

„Heiliger Himmel, wenn Du das fürchtest, so zögere keine Minute! Ich müßte sterben vor Angst. Geh, geh, — nur komme wieder!“

„Wenn ich kann —“

„Doch nicht wie heute, — wie einst!“

Er antwortete nicht. „Ich geleite Dich hinab ans Ufer, die Frist war so kurz, kaum lang genug zu einem Kuß.“

„Nein,“ wehrte er ab, „Du darfst nicht mit mir hinab, die Schlucht ist nicht für Mädchensfüße, jeder Fehltritt wäre sicherer Tod. Gott schütze Dich, Fortunata!“

„Und Dich, Dich tausendmal!“

Er trank die Süßigkeit ihres Scheidekußes, und endlich mußte er seinen Mund von den Lippen reißen, die ihn nicht lassen wollten.

Erst als er tastend zwischen den finsternen Felsen verschwunden war, erwachte Fortunata aus ihrem Taumel, und messerscharf schnitten jetzt die Gedanken in das einzige Gefühl hinein, das bisher ihr Herz beherrschte.

Er war anders geworden! Doch warum, warum? Das Morgenland sollte schöne Frauen bergen mit abgrundtiefen Augen, mit nachtschwarzem Haar! Doch nein, — er hatte ja immer ihr blondes, deutsches Goldhaar, das himmellare Blau ihrer Augen als das Schönste gepriesen, sie that ihm Unrecht. — Gewiß war es Wahrheit, was er sprach: krank war er ihr zurückgelehrt. Und sie durfte ihn nicht pflegen! Der Gedanke ließ einen wehen Stachel in ihrem Inneren zurück. Sie sehnste sich darnach, am Busen einer Freundin ihren Schmerz auszuweinen, sich einem mitfühlenden Herzen anzuvertrauen.

Als sie wieder sicher und geborgen im Gemach ihres Thurmes stand, duldete es sie nicht darin. Sie schlich die Stufen hinab in den Burghof.

Der Himmel war ihr gnädig, — wie ein lindernder Trost kam es über sie; in Hildegards Gemache leuchtete Licht. Sie war noch wach! Zu ihr, zu ihr, — der Freundin ihr Leid zu klagen! Einmal mußte es ja Hildegard doch erfahren, wem ihr Herz gehörte. Und gerade jetzt sollte es sein, jetzt, wo ihr Vater zu blutigem Streit sich rüstete, drängte es sie, vor seine Tochter hinzutreten und ihr zu sagen: sieh, ich liebe ihn, Euren Feind, den edelsten der Menschen!

Die Thür war unvergeschlossen, aber sie wagte es nicht, zu öffnen. „Hildegard!“ rief sie erst leise, dann lauter und lauter. Keine Antwort kam. — So war sie eingeschummert und hatte die Lampe zu löschen vergessen. Mochte sie schlafen, friedlich und gut! Aber das Licht wollte sie doch löschen, damit es die schlummernde nicht vorzeitig wecke. Vorsichtig zog sie die Schuhe aus, daß kein Geräusch die Freundin höre, und leise die Thür öffnend, huschte sie über die kühlen Steinplatten des Gemachs.

Da, wie sie am Lager des Edelräuleins stand, fuhr sie jäh zurück und stieß einen Schrei des Schreckens, der Ueber-raschung aus. Das Bett, das Zimmer waren leer, die Kissen noch unberührt! Und als sie ging, hatte doch Hildegard geiegt, daß sie sich gleich zur Ruhe legen wollte! Was war geschehen, wo konnte das Mädchen sein?

Angstvoll suchend irrten Fortunata's Blicke umher. Dort, was war das, — schauten da nicht verstreute, beschriebene Blätter unter den Kissen des Lagers hervor?

Jäh judte ihre Hand nach dem ersten und näherte es dem Lichte. Ein Schleier legte sich über ihre Augen, freisend taumelte ihr das Blut vom Herzen zum Kopf, das Zimmer begann zu wanken und drehte sich mit ihr.

Eine Weile rang sie mit dem Schwindel, dann wurden ihre Augen starr und weit und hasteten mit juchzbarem Ausdruck auf dem Pergament. Das war Burthards Schrift! Und mit zuckenden Lippen, mit flangloser, von Thränen erstarrter Stimme las sie die nächsten Worte, auf die ihre brennenden Augen fielen:

Ihres Herzens Gnadenquelle
Freude aller Welt verleiht;
Allenthalben hehr und helle
Schafft sie ird'sche Seligkeit.

Wüßten Vöglein recht zu wählen,
Priesen ihre süßen Rehlen
Sie noch vor der Sommerzeit.“

Stöhnend sank sie auf den Sessel nieder, der am runden Eichenische stand. Ja, das war sein Wort und seine Weise. So konnte nur er singen, — und nur, wenn er liebte! — O, nur zu, nur tiefer und tiefer hinab in den Abgrund des Schmerzes und der Qual! Wie unter einem Banne mußte sie weiter lesen:

„Freud in Leid sie mir verkehret,
Und ist selbst doch wohlgemuth.
Weh, wer hat sie das gelehret!
Mir thut weh, was sie verkehret, —
Und sie spottet meiner Muth!“

Und da, da — wieder ein anderes:
„Sie vergleicht' ich mit der Sonne,
Die den Sternen nimmt den Schein,
Welche eh' so strahlend brannen.
Also nimmt die Fraue mein
Allen Frauen Glanz und Schein.“

Ein Zittern ging durch Fortunata's Körper, unverwandt hingen ihre Augen fragend an den grauen Blättern. Liebt er sie, ohne Erhörnung zu finden? Was konnten diese Verse da anderes bedeuten:

„Nun beginnt sie mich zu kränken,
Ach, und raubt die Ruhe mir!
Sollte sie doch wohl bedenken:
Hätt' ich Freuden zu verschicken,
Gäß' ich alle, alle ihr!“

In siebender Hast blätterte sie weiter. Das waren immer die gleichen Klagen, — und daß er erhört wurde, — nirgends ein Wort. Aber warum barg sie dann seine Lieder in ihrem Lager, so nahe ihrem Herzen! Sie verstand nichts mehr. Aber da, — dies Eine, Letzte noch, das sprach ja deutlicher als alle anderen:

„Da ich Gnade nicht erjand,
Wollte ich dem Gram entrinnen,
Klüttete in fernes Land,
Um Vergessen zu gewinnen,
Barg mich wie in einem Schilde
In der weiten, fremden Wüde,
Doch mir folgte, was mich kränkte
Und in Traurigkeit verjunkte.“

Die Blätter entfielen ihrer Hand. Nun wußte sie's. Nicht eines Gelübdes wegen war er gegangen! Er hatte die Wahrheit

verschwiegen, um ihretwillen, — das fühlte sie, — zur Lüge gegriffen, um nicht vor der Zeit ihr das Herz zu brechen. Verzweiflung und Selbstvorwürfe hatten ihn fortgetrieben, — und darum heute seine Kälte, sein kühler Kuß, seine lässige Umarmung!

Wie verfeinert, thränenlos stand Fortunata da. Ihr hatte er ein einziges kleines Lied gegeben, — und Hildegard all diese! — Wie siedender Zorn kam es plötzlich über sie, als ob sie alle die Blätter, die verstreut zu ihren Füßen lagen, zerreißen und vernichten müßte. — Dann aber, als sie die losen sammelt in der zitternden Hand hielt, schämte sie sich des Gedankens. Sie hatte kein Recht über das, was er jener gegeben. Und konnte sie Hildegard hassen, trug sie eine Schuld? Die, seine Liebe nicht zu erwidern, ihn unglücklich zu machen, — freilich, — denn wie konnte man ihn nicht lieben!

Vorsichtig barg sie die Lieder an der gleichen Stelle, an der sie sie gefunden. Zugleich aber durchsuchte ein neuer Gedanke ihren Kopf. Sprachten diese Blätter die Wahrheit, blieb Burthards Liebe wirklich unerhört und gab es für sie selbst noch einen Hoffnungsstrahl in dieser höllensfinsternen Nacht, die jäh mit ihren Schatten um sie angewachsen war? Aber wenn Hildegard ihm kühl und kühllos gegenüberstand, was trieb sie, seine Lieder anzunehmen? Wollte sie ihn dennoch erhören, wenn es auch bisher nicht geschehen war? — Und wo weilt sie jetzt? — In seinen Armen! schrie es in ihr auf. Darum war er so rasch gegangen, darum hatte sie ihn nicht begleiten dürfen. — er weilt noch am Ufer und bei ihr! Sie mußte es wissen, nur das Eine, nur die Wahrheit, die nackte Hoffnungslosigkeit, die Tod und Sterben für sie hieß.

Sie spähte im Zimmer umher. Wie war die Freundin hinausgekommen? Aus dem Fenster? Das wäre zwecklos gewesen, denn auf diesem Wege konnte man nur in den Hof, nicht an die Außenseite der Burg gelangen. Nein, jetzt begriff sie es: Als Hildegard von ihr gegangen, war es ja noch Tag gewesen, da hatte sie ungehindert die Burg verlassen können und nachher, im Dunkel der Nacht, ließen sich mit Burthards Hilfe schon Mittel und Wege finden, über die Mauer zurückzukommen. Durch den Hof schlüpfen, wenn der Wächter draußen im äußeren Thorturm weilt, war ein Leichtes, und durch die unverschlossene Thür ihr Gemach zu erreichen, nicht minder. Das Licht aber hatte sie nur darum brennen lassen, um die Inwohner zu täuschen und von ihrer Anwesenheit zu überzeugen.

Klar stand das alles vor Fortunata's Augen, und jetzt begte sie keinen Zweifel mehr: Hildegard liebte auch ihn, und vorher schon hatten sie diese Zusammenkunft verabredet. Um Hildegard, nicht um Fortunata war er über den See geschwommen, und sie war unwillkommen an seine Brust gesunken!

Sie wandte hinaus, stieg wieder auf den Thurm und wieder die Strickleiter an der Steinwand hinab, denn zu solcher Stunde ließ sie der Wächter nicht mehr aus dem Thor. Und vorwärts, immer vorwärts taufete sie sich durch Buschwerk und Gestrüpp. Sie fühlte es nicht, daß die scharfen Dornen ihr Gesicht und Hände zerrissen. Was lag auch daran. Wie eine Sterbende wandelte sie über die Erde, wie eine zum Tod Verdammte, die mit der Welt abgeschlossen hat und mit blinden Augen den letzten Weg beschreitet.

Auf wuchernden Gerank, das in langer Friedenszeit seine grünen Schlingen um die Wände geworfen, ließ sie sich auf den Grund des trockenen Grabens hinab. Der führte sie bis zum Ufer, und dort mußte sie alles hören, ohne der Gefahr einer Entdeckung ausgesetzt zu sein. Durch die Schlucht, in der das leiseste Geräusch eines sich lösenden Steins sie verraten konnte, hatte sie nicht zu gehen gewagt, — und überdies konnten die beiden in dem Felsengang, der kaum einem einzelnen Menschen Platz bot, nicht bei einander weilen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Berlin. — All die Kleinigkeiten, die theils als nothwendiger Bestandtheil, theils als Luxus-Anhängsel einer Toilette erst das moderechte Cachet geben, sind als praktische Weihnachtsgeschenke stets willkommen. Zu einem besonderen Zweige des Puffschmucks haben sich die beweglichen Hals-Garnituren ausgebildet. Die meisten bestehen aus einem steifgearbeiteten Kragentheil mit angefügten weichen Cravaten-Enden aus dem gleichen oder abweichenden Material. Mit einem Griff sind Krage und Cravate umgebunden, indem man den ersteren von vorn nach hinten um den Hals legt, die Enden hinten kreuzt und vorn zu zierlicher Schleife bindet, oder durch einen Metallring und mehrere Schmucknadeln befestigt, — wenn die Cravate nicht bereits festgenäht ist, und dann durch einen Haken geschlossen wird. Das Material für diese Hals-Garnituren ist ein unbefränktes, — Batist sowohl, als auch Sammet und kostbares Band, Krepp und Gaze, wie der Wollstoff des Kleides werden verwendet und mit den unerläßlichen Nüschchen aus Krepp oder Mignon-Band, wie als allerneuestes mit reichen Franzen ausgestattet. Wunderhübsche Neuheiten sind unter den Kopfschillen vorhanden; besonders elegant wirkt ein mit Plumentranen bemalter Gaze-Shawl, den etwa 3 cm breite Spitzen oder Krepp-Blüßes umranden. Kunstgeübte Hände werden durch Selbstherstellung eines derartigen Shawls, der auch als Cravate sehr kleidsam ist, mit leichter Mühe ein besonders kostbares Geschenk herstellen können. Die Malerei läßt sich aber auch imitiren durch untergelegte, aus hinterer Seide ausgeschnittene Blüthen, die auf der Oberseite mit Kettenstichen befestigt werden. Jugendlich düstig sind Hüllen in dreieckiger Fichu-Form aus Krepp, wie die öfter erwähnten Shawls ganz mit dichten Reihen von Mignonne-Nüschchen aus Band oder Gaze bedeckt und mit einem Volant umrandet.

Ein schöner Kamm, wie er heute der Frisur fast unentbehrlich ist, dürfte gleichfalls ein empfehlenswerthes Festgeschenk sein. Man kann aber unbeschadet eine der tadellosen Imitationen von hell oder dunkel Schüdpatt, oft mit Bronze anstatt der Goldverzierung geschmückt, wählen, um stets der auf diesem Gebiete so rasch wechselnden Mode folgen zu können. Einen wichtigen Bestandtheil nicht nur der Blumenmode bilden die Gürtel, die selbst die Prinzessroben in leichtem Bogen umschließen. Durch die Vorliebe für glänzendes Metall und bunte Steine werden diese Schmuckgürtel immer reicher; Metallband, in dunklen Tönen schillernd, wie Moosgrün, Heliotrop, Bronze oder Rubinroth erscheint noch reich mit gefassten Glassteinen besetzt. Auf Spiraldraht geschobene, reich ornamentirte Bronze-Glieder wechseln mit bronzegefaßten Malachit-Steinen ab, den Schluß vermittelt eine ebenso reiche Schnalle. Einfache Bandgürtel

erhalten oft eine aus kostbarem Metall von Künstlerhand entworfene Schnalle, so haben die modernen Blumen-Ornamente auch hier bereits glückliche Anwendung gefunden. Mehr originell als gerade hübsch, weil sehr massiv, sind große goldene Medaillen mit antikem Frauenkopf nebst Umschrift als

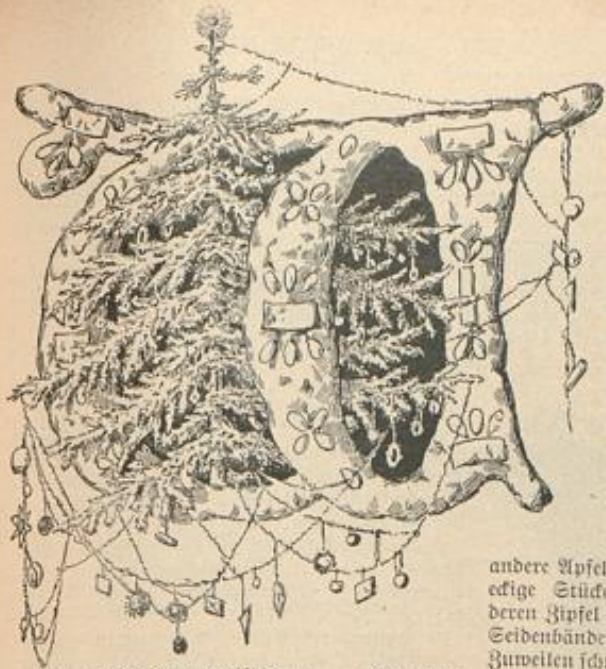
Stücken nur zum Schmuck, also nicht zum Halt eines Gebrauchsgegenstandes, so liegen sie wie eine Amtskette in zweifacher Reihe lose über der Brust, die tiefer hängende Reihe zeigt unter allen Umständen irgend einen umfangreichen Anhänger, ein Herz, ein Medaillon oder dergl. G. S.



Promenaden-Kleid mit kurzem Paletot. Nach einer Pariser Original-Zeichnung.

Gürtelschließen. Dagegen für jede Toilette verwendbar sind die schmalen schwarzen Perlengürtel, auf Gummi gearbeitet und mit Jet-Schnalle geschlossen. — Als nahezu unentbehrlich für die moderne Toilette darf die oft 2 m lange Kette gelten, die sowohl als Vornon- wie Fächer- oder Uhrkette benutzt wird. Als Halt für den Fächer legt man die doppelt genommene Kette um die Taille, durch die Schlinge leitet man das lang niederfallende Ende. Augenblicklich sind die Ketten aus lauter geschliffenen Edelsteinperlen, unterbrochen von Linsen aus Berg-Krystall, oder auch Gold-, Silber- oder Stahlgliedern am beliebtesten. Unter den Edelsteinen nimmt wieder der mattgrüne Chrysopras eine erste Stelle ein. Dienen diese

Promenaden-Kleid mit kurzem Paletot. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. — Mit der Kurbelmäschine befestigte Sammet-Auflagen in den eigenartig verschönderten Linien des modernen Stils bilden an dem dunkelblauen Tuchkleid die reiche Verzierung. Der Paletot zeigt vorn eine kurze Schnebe, von der aus ein leicht gewelltes Schößchen dem unteren Rande angefügt ist. Breite schwarze Mohair-Tresse saßt den Außenrand ein und deckt zugleich den ungeschützten Halsenschluß in der vorderen Mitte. Den Medaillon-Kragen garniren innen Sammetblenden. Der Rock hat die besonders beliebte Form mit vorn seitlich lose übergreifendem Rand, den im Zusammenhange mit dem Saum Tresse umrandet.



weihnachtliches.

und in ärmlischer Umgebung zubringen würden, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen in Gestalt eines Weihnachtskörbchens mit süßem und praktischem Inhalt. Um den Gaben alles Feinliche zu nehmen, hatten wir für jede der Kleinigkeiten eine bunte, phantastische Hülle ausgedacht. Der Weihnachtskorb wurde innen mit Seidenpapier, außen mit einer Papier-Rüsche und kleinen Tannenzweigen ausgeputzt. Ihn füllten u. a. Apfelsinen, die z. Th. als Radieschen ausgeputzt waren. Ein Bündelchen grünes Seidenpapier, flüchtig zu Blättern geschnitten und in der Mitte eines dunkelrothen, viereckigen Papiers befestigt, wurde um die Frucht gelegt, das überstehende Papier aber zur Wurzel zusammengebunden;

andere Apfelsinen wurden wieder in viereckige Stücke farbigen Papierses gehüllt, deren Zipfel über der Frucht mit schmalen Seidenbändern zusammengebunden waren. Zuweilen schnitten wir auch Gesichter in die Apfelsinen und gaben ihnen Kopfsbedeckungen aus Seidenpapier in Gestalt einer Nacht- haube, einer Conditor-Mütze, eines Turbans zc. Lustig waren auch einige große Knall-Bombons, Conserven-Büchsen, die mit zweifarbigen, durch schmale Bändchen abgetheilten Papierfransen bedeckt wurden; ebenso putzten wir eine Cervelat Wurst heraus. Das Confect fand in kleinen viereckigen Kästchen aus starkem Schreibpapier Platz, die an den Ecken durch einige große Stiche mit bunten Seidenfäden zusammengenäht und in rosa Papier gefestigt wurden; die Zipfel umbanden wir mit farbigen Schleifen. Chocolate-Tablets gestalteten wir zu Notiz-Büchern, indem wir jede Tafel in einen aus schwarzem Glanzleder zugeschnittenen Umschlag eines alten Schulbuchs oder eines Notizbuchs legten, alle hübsch aufeinander banden, und die oberste mit einem Zettelchen „Notizbuch“ versehen. Auch für Fest-Vectüre wurde gesorgt. Einige gutgewählte, nur geheftete Bände der Engelhorn'schen oder einer anderen Bibliothek wurden zu rothen „Wirtchen“ aufgerollt, innen aber fehlten ihnen Süßigkeiten nicht. Einmal



Nähkästen, geschlossen.



Nähkästen in Form einer Commode, geöffnet.

Nähkästen in Form einer Commode. — Ein hübsches, praktisches Weihnachtsgeschenk für heranwachsende Töchter er giebt das in unserer Abbildung geöffnet und geschlossen darge stellte Näh-Commodchen aus imitirtem Nußbaum mit Silber-Ordnungs-Imitations-Verschlägen, das leer, oder mit Näh-Utensilien, Schere und Fingerhut gefüllt von Hermann Veermann, Berlin W, Friedrichstr. 193a, zum Preise von 25, resp. 32 Mk. zu beziehen ist. Das 16 cm hohe, 22 cm breite, 13 cm tiefe Modell besteht aus drei über einander liegenden Abtheilungen, von denen die beiden oberen je zwei einzelne Kästen bilden, die, in Charniren hängend, sich beliebig weit nach rückwärts schwingen lassen, sobald der Deckel mit vorn übergreifender Verschlussplatte aufgeschlossen und hochgehoben ist. Die hübsche Ausstattung und gefällige Form des kleinen Möbels werden ihm unter Müttern und Töchtern sicher viele Freunde erwerben, zumal der Preis, — in Anbetracht der gediegenen Ausführung und Fälligkeit, — kaum hoch zu nennen ist. Die Red.

Schmuckkästen und Ständer für Briefpapier aus Cigarren-Kistenholz mit Nagelarbeit und Brandmalerei. — Die Herstellung des 27 cm langen, 13 cm breiten und 7 1/2 cm hohen Kastens erfordert zunächst zwei Cigarren-Kisten, da Wände und Boden wegen der Nagelarbeit doppelt zu nehmen sind. Innen theilt man den Kasten in zwei Fächer, von denen das eine 11 cm lang ist; in dies letztere Fach stellt man, auf vier, in den Ecken angeleimten Stäbchen ruhend, einen gleich großen, 3 1/2 cm hohen Einsatz, der in der Mitte getheilt und mit einem wattierten Atlasboden versehen ist. Charnire befestigen den Deckel. Die Verzierung des letzteren

Anhänger für den Christbaum. — Material: Vorne Fadenrollen, farbiges Seidenpapier, künstliche Blumen, Brillantine-Garn in Gold und Silber, Blumenstrauch und Lametta. — Man umgiebt einen Blumenstrauch mit kurzgeschnittenen Lametta-Fäden, fügt zugleich die Schlänge zum Anhängen bei, umhüllt alles mit einem kleineren Streifen ausgefranzten rothen Seidenpapiers, bewickelt den Stiel fest mit Fäden oder Blumenstrauch und klebt das Sträußchen dann in dem oberen Loch der Fadenrolle fest. Nun schneidet man ein kleineres und ein größeres Quadrat von Seidenpapier, streift es durch die Hand in Fältchen und umhüllt die Rollen mit den beiden ineinander gelegten Papierstücken, die man mit Brillantine-Garn befestigt. Die Lametta-Fäden werden zum Schluss mit einer Schere gekürzt.



Anhänger für den Christbaum.

Christbaum-Schmuck und Lichterhalter.

— Zu einem reizenden, billig und leicht herzustellenden Christbaum-Schmucke sind die Hülsen der Buchnüsse verwendbar. Man befestigt die offenen Hülsen an feinem Blumenstrauch und verguldet sie leicht mit Schaumgold. Noch feuchter vom Vergolden werden sie mit Diamant-Pulver bestreut, oder man klebt in ihre Mitte ein Bündelchen krauser Silberfäden als Staubgefäße. Diesen „goldenen Blütenstaub“ befestigt man an den Spitzen der Baumzweige, den Lichtern möglichst nahe, daß der Schein voll darauf fällt; hierdurch erzielt man eine beinahe märchenhafte Wirkung. Sehr hübsch wirken die Hülsen der Buchnüsse auch als Lichterhalter. Man wählt hierzu halbgeschlossene Hülsen, schiebt eine kräftige Stachel als Stachel hindurch und befestigt starken Draht daran, um sie damit recht fest an den Ästen anzubringen und ein Umschlagen durch die Schwere der Lichter zu verhindern. Selbstverständlich werden die „Lichterhalter“ nur außen verguldet. Bei gelegentlicher Auf frischung kann man diesen Christbaum-Schmuck jahrelang benutzen. H. B.

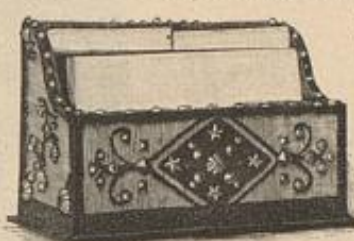


Blumenständer in Kleinfisen-Arbeit.

Die andere Leserin zur Nachahmung anregen. Statt eines Tischläubers streute ich zierliche Tannenzweige in 40 cm Breite über die Mitte des Tisches und begrenzte dieselben natürlichen grünen Wänter an beiden Längsseiten durch hellgrünes, 5 cm breites Atlasband, das ich glatt auf den Tisch legte und am oberen und unteren Ende in flotte Schleifen band. Auf diesem „Tischläufer“ fanden mit Tannenzweigen geschmückte Frucht-, Confect- und Compot-Schalen ihren Platz. Auch zwei schlanke Vasen mit Stachelmyrte, Ruscus, jenen grünen Zweigen mit den leuchtend rothen Beeren, nahmen sich sehr gut aus. Die Hauptzierde der Tafel aber bildeten die vor jedem Gedeck stehenden kleinen Tannenbäumchen, schöne kräftige Tannenzweige von etwa 15 bis 20 cm Höhe, in Hochgläsern mit feuchtem Sande stehend. Diese „Bäumchen“ trugen kleine Herzen aus dünnem Wachstuch und allerlei Ueberraschungen für die Gäste: Schmuck- und Gürtelnadeln für die Damen, Portemonnaie-Kalender für die Herren und allerlei kleine Scherzartikel. Wirklich glücklich machte mich die freudige Ueberraschung meiner Gäste über die hellstrahlenden Tannenbäumchen auf der weihnachtsfestlich geschmückten Tafel. G. D.

„Krönliche Weihnacht“ für die Einiamen. — Seit Jahren bot sich uns Gelegenheit, mehreren ganz Allein stehenden, Vergessenen durch die Firma Sy & Wagner, Berlin W, Werderstr. Nr. 7, zu beziehen.

Ständer mit Nagelarbeit und Brandmalerei für Briefpapier. Einmal sogar hatten wir wohlverpackte Frankfurter-Würstchen hineingelegt, zur großen Belustigung der Beschenkten. So liegen sich noch viele andere „Scherze“ anführen. Nicht vergessen darf werden, daß man ein Kästchen mit „Frohliche Weihnacht!“ auf dem Gesichtsforb anbringt und Lichter befestigt, die vor der Thüre angezündet werden; um so feierlicher ist es, und um so glücklicher wird man sein, wenn man, von einem solchen Gang heimkehrend, mit den Seinigen vereint dann Weihnachtabend feiert! Agathe u. Johanna.



Ständer mit Nagelarbeit und Brandmalerei für Briefpapier.



Einsatz zum Schmuckkästen.



Schmuck-Kästen aus Cigarren-Kisten mit Nagelarbeit und Brandmalerei. Siehe den Einsatz.

Schlüsselschild. — Zu Weihnachten vorigen Jahres habe ich meiner Großmutter ein Dupend Schlüsselschilder für ihren Haushalt angesetzt, die als nützliche Gegenstände ihr erwünscht kamen; auch ist es eine einfache Arbeit. Mit der Laubsäge muß das Ahornholz ausgehöhlet, dann befestigt und mit Glaspapier abgerieben werden. Die Patent-Kette wird mit zwei Messingnägeln festgenietet und zum besseren Halt in die obere Einkerbung hineingekniffen. Man bohrt hierfür zwei Löcher in das Holz und schlägt zwei Messingnägeln in dieselben. Dann kniffelt man die Nagelspitzen ab und vernietet die abgekiffelten Enden. Die Namen auf den Schildern werden mit dem Brennstift geschrieben. Albert G.

Blumenständer in Kleinfisen-Arbeit. — Der zierliche, ohne das Glas 9 cm hohe Ständer läßt sich in jeder beliebigen Größe ausführen, nur müssen die Eisenblech-Streifen dann entsprechend stärker und breiter sein. Drei in einandergelegte, durch Bänder vereinigte S-Figuren bilden je einen der vier Füße, die ihrerseits an zwei Stäbe angeschlossen werden, die zuvor zusammengebogen und mit aufrechtstehenden Enden kreuzweise in einander gestellt sind; die Enden dreht man zur Spirale. Das in den Behälter geschobene Glas, — ein Retorten- oder Havana-Glas für Cigarren, — ist mit rothen Atlasband umwunden. G. Fr.

Bismarck-Medaille. — Als passende Gabe für Bismarck-Freunde dürfte die nebenstehend in Vorder- und Rückseite wiedergegebene silberne Bismarck-Medaille gelten; dieselbe ist in künstlerisch schöner Ausführung zum Preise von 3,50 Mk. durch die Firma Sy & Wagner, Berlin W, Werderstr. Nr. 7, zu beziehen.



Bismarck-Medaille, Vorder- und Rückseite.

Ludwiga v. R., Eine von vielen, Eine Mutter u. a. — Heft VII der im Verlag von Eich & Schauer, München, unter dem Titel: „Marie Beeg's Jugend-Theater-Bibliothek“ erschienenen Hefte enthält ein Weihnachtsspiel für Kinder: Der Weihnachtabend. Der gediegene Inhalt der genannten Büchlein, — Festspiele, Märchen-Aufführungen, Lustspiele, — und der billige Preis, 25 Pf. pro Heft, werden ihnen sicher die Gunst von Jung und Alt erwerben. — „Das Kränzchen in der Küche“ von derselben Verfasserin ist im Verlag von Carl Haushalter, München, erschienen und bietet in poetischem Gewande eine Fülle guter Recepte für die Puppenküche. Die Red.

Anne Marie. — Die kunstgewerbliche Werkstatt für Lederarbeiten, W. Schlemmer, Offenbach a. M., Friedrichstr. 7, hat jüngst Vorträge für Papparbeiten in Form von Aufsicht-Postkarten in den Handel gebracht. Es sind u. a. erschienen: Schiller's u. Goethe's Geburtshaus, ein Schweizerhaus, Hänsel und Gretel und Glücksschweinchen; unter Ihrer Leitung dürften die hübschen Arbeiten Ihrem Bräutigam die Langeweile an den Winterabenden vertreiben und, — etwa

zu Weihnacht, — durch die Post an seine Adresse befördert, ihm großen Spaß bereiten. Die Red.



Behälter für Stiefel mit Handarbeits-Tasche.

Frau von R., Frau Dr. Sp. u. a. — Für Christbaum-Schmuck und -Leuchter aller Art empfehlen wir Ihnen die Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin SW, Marktgrafenstr. 29; Confect-, Rüsse- und Obsthalter, sowie Hauptvogel's Christbaum-Lichterhalter „Excellenz“ können Sie auch direct beziehen von Albert Hauptvogel & Co., Dresden, Oststra-Allee Nr. 3. Die Red.

Weihnachtsarbeiten, auch für Kinderhände.



Console mit ausgemaltem Holzbrand.

Von den dargestellten, nicht allein für Kinderhände bestimmten Arbeiten beschäftigt uns zunächst die kleine Console, die in verschiedener Größe, auch in etwas abweichender Form in fast jedem Magazin für Kunstmaterialien käuflich ist. Die ungemein decorative Verzierung in Bauernmanier verlangt mit dem Brennstift gezogene scharfe Contouren und Gliederungen der Blumen und Blätter, die mit Gelb- und Rotfarben ausgemalt werden. Die Sternblumen wechseln in Weiß und Roth, die Blätter sind dunkelgrün; auch für den Zadenrand um den Ausschnitt, wie zu den glatten Handstreifen wählt man Dunkelgrün oder Braun; in letzterem Falle kann Beize oder der Stift die Ränder bräunen. Beliebiger beizt man den Grund hellbraun oder man überzieht das Ganze leicht mit Brunolün, das einen gelblichen Ton ergibt. — Sehr praktisch ist die kleine Bürstentasche aus Rohrgeflecht. Die 24 cm hohe, 16 cm breite, oben zugespitzte Hinterwand ist mit pompejanisch-rothem Tuch bekleidet, das auch als schmaler, in Fäden ausgeschlagener Streifen ihre schrägen Ränder, sowie den oberen Rand der gewölbten 14 cm hohen, 31 cm breiten Vorderwand abschließt; ein zweiter Tuchstreifen wird an beiden Seiten mit kurzen Einschnitten versehen, worauf man die kleinen Enden zu Schlingen umlegt. Rother Woll-Canevas dient als Grund für die Stickerei, von der untenstehend ein Stück naturgroß dargestellt ist; das beigegebene Typenmuster bietet gleichzeitig die Farbenerklärung.



Man arbeitet den Nachtisch in wagerechter Stichlage, den Sticksäden meist im ganzen über die angegebene Fadenzahl leitend; jede Zeile entspricht zwei Canevas-Fäden in Höhe und Breite. Für die hellgelben, dunkelblauen und vesedagrünen Formen dient feine Hamburger Wolle, im übrigen Filoselle-Seide. Der franzenartige Abschluß aus Tuchstreifen und die Schleifen wiederholen die Farben der Stickerei. — Der kleine Streichholz-Behälter dürfte in jedem Zimmer willkommen sein. — erforderlich ist ein 36 cm langer, 4 1/2 cm breiter Streifen Nubleder, der ringeum in Rädchen ausgeschlagen und mit dunkelbraunem Lederpapier gefüttert wird. Eine Sonnenblume als Symbol des Lichtes, sowie die Worte „Ge werde Licht“ bezeichnen genügend den Zweck des Behälters. Die Contouren der Schrift wie der Blume sind geschnitten, die kleinen Flächen nur leicht bossirt und zuletzt mit Goldbronze bemalt. Natürlich können die Umrisse auch gebrannt werden. Am unteren Ende des Streifens ist querüber ein mit Leder bezogener Blechstreifen befestigt, in dem der Aschenbecher hängt; darüber eine Hülse für die Streichholzschachtel. Seidenschnur mit Pompons. — Einfaches Material, Cigarrenbänder und etwas Filoselle-Seide zum Besticken derselben, dient für das Stuhlklissen, das man in beliebiger Länge und Breite anfertigt. An der Vorlage wurden dreizehn rothe und die gleiche Anzahl gelber un-



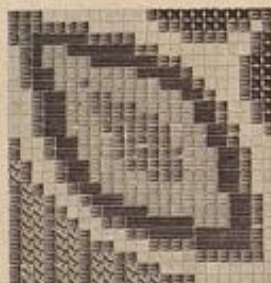
Gobelin-Stickerei zur Bürstentasche.

den ausgeschnitten, wie zu den glatten Handstreifen wählt man Dunkelgrün oder Braun; in letzterem Falle kann Beize oder der Stift die Ränder bräunen. Beliebiger beizt man den Grund hellbraun oder man überzieht das Ganze leicht mit Brunolün, das einen gelblichen Ton ergibt. — Sehr praktisch ist die kleine Bürstentasche aus Rohrgeflecht. Die 24 cm hohe, 16 cm breite, oben zugespitzte Hinterwand ist mit pompejanisch-rothem Tuch bekleidet, das auch als schmaler, in Fäden ausgeschlagener Streifen ihre schrägen Ränder, sowie den oberen Rand der gewölbten 14 cm hohen, 31 cm breiten Vorderwand abschließt; ein zweiter Tuchstreifen wird an beiden Seiten mit kurzen Einschnitten versehen, worauf man die kleinen Enden zu Schlingen umlegt. Rother Woll-Canevas dient als Grund für die Stickerei, von der untenstehend ein Stück naturgroß dargestellt ist; das beigegebene Typenmuster bietet gleichzeitig die Farbenerklärung.



Bürstentasche mit Gobelin-Stickerei. Siehe Stickerei und Typenmuster untenstehend.

Man arbeitet den Nachtisch in wagerechter Stichlage, den Sticksäden meist im ganzen über die angegebene Fadenzahl leitend; jede Zeile entspricht zwei Canevas-Fäden in Höhe und Breite. Für die hellgelben, dunkelblauen und vesedagrünen Formen dient feine Hamburger Wolle, im übrigen Filoselle-Seide. Der franzenartige Abschluß aus Tuchstreifen und die Schleifen wiederholen die Farben der Stickerei. — Der kleine Streichholz-Behälter dürfte in jedem Zimmer willkommen sein. — erforderlich ist ein 36 cm langer, 4 1/2 cm breiter Streifen Nubleder, der ringeum in Rädchen ausgeschlagen und mit dunkelbraunem Lederpapier gefüttert wird. Eine Sonnenblume als Symbol des Lichtes, sowie die Worte „Ge werde Licht“ bezeichnen genügend den Zweck des Behälters. Die Contouren der Schrift wie der Blume sind geschnitten, die kleinen Flächen nur leicht bossirt und zuletzt mit Goldbronze bemalt. Natürlich können die Umrisse auch gebrannt werden. Am unteren Ende des Streifens ist querüber ein mit Leder bezogener Blechstreifen befestigt, in dem der Aschenbecher hängt; darüber eine Hülse für die Streichholzschachtel. Seidenschnur mit Pompons. — Einfaches Material, Cigarrenbänder und etwas Filoselle-Seide zum Besticken derselben, dient für das Stuhlklissen, das man in beliebiger Länge und Breite anfertigt. An der Vorlage wurden dreizehn rothe und die gleiche Anzahl gelber un-



Typenmuster zur Bürstentasche.



Stuhlklissen aus Cigarrenbändern mit leichter Stickerei.



Notiztafel mit Holzschnitzerei (Ausgründung).



Wandschoner mit Bronzemalerei.

drucker Cigarrenbänder verwendet und zwar sind für die eine Seite abwechselnd ein gelbes Band und drei rothe Bänder, für die andere Seite umgekehrt ein rothes Band und drei gelbe Bänder an einander gefügt. Festen Halt giebt ein Futter aus Shirting, dem die Bänder glatt aufgeschichtet werden, worauf man sie mit bunter Seide, wofür jedes Restchen dienen kann, bestickt.

Gräten- und Herentische, einzelne Sternchen und andere zierliche Musterchen ergeben die Verzierung; Stiel- oder Kreuzstiche decken die verbindenden Nähte. Quasten aus rothen und gelben Cigarrenbändern. — Bestimmt neben dem Telefon-Apparat an die Wand gehangen zu werden, zeigt die Notiztafel oberhalb der weißen Schreibfläche eine auf dem Rahmen befestigte Leiste für den Bleistift. Die Notiztafel kann natürlich auch für „Vergebene Tage“, für Wirthschafts-Notizen u. s. w. dienen. Der mit Ausgründung nach Motiven einer alten Truhe aus dem Kensington-Museum verzierte Rahmen misst 32 cm Höhe zu 25 cm ganzer Breite, der Ausschnitt für die eingefügte Tafel ist 16 cm breit und 24 cm hoch; die linke Rahmenleiste ist reichlich 5 cm, die rechte 8 cm breit, die untere misst knapp 6 cm. Das 2 cm breite Bandmuster der linken Rahmenleiste bildet auch rechts die Mitte der 6 cm breiten Verzierung, die oben und unten mit 5 cm hoher Palmette endet. 3 1/2 cm große Kreise aus Zierlinien umrahmen Stern-Rosetten. Oben schließt ein Dreiecksbörtchen die Tafel ein. — Einem praktischen Wandschoner gilt die nächste Darstellung. Aus feuerrothem Vederuch in 76 cm Höhe zu 100 cm Breite geschnitten und mit gleichfarbigem Wollband eingefasst, schützt die hinter dem Waschtisch zu hängende Decke die Tapete vor unliebsamen Flecken. Mit Gold- und Silberbronze sind der Reiter, sowie Schiff und Blumen, die Felten und der Mond gemalt, die Wellen sind mit Silberbronze angebeutet. Die Bronze wird mit Silberbronze angerührt. — Ein praktisches dreieckiges Nadelklissen, wie die Vorlage, läßt sich leicht, auch aus vorhandenen Stoffen und in beliebiger Farbe herstellen. Hier wurde zu gelb-weiß gemustertem Seidenbezug gelbe indische Seide als Bolant gewählt; dazu gelbes Krepband. Die Grundform des Klissens misst 17 cm an den geraden oberen Rande und je 12 cm an den schrägen Seiten. Man fertigt die Grund-

form aus Shirting und füllt sie mit Kleie oder trockenem Sand. Zwischen die Seitennähte des Bezuges saßt man den eingereichten Bolant aus doppeltem Stoffstreifen, der 8 cm breit und 55 cm weit sein muß. Indem man zuletzt die obere gerade Naht schließt, befestigt man, je 3 1/2 cm von den Ecken der Grundform entfernt, die je 30 cm langen Bänder, die man zur Schleiße bindet. — In der Kleieisen-Arbeit, mit der sich unsere Knaben so gern beschäftigen, bieten wir einen Thermometer-Rahmen. Derselbe ist 19 cm hoch und reichlich 7 cm breit; die Grundform bildet ein 13 zu 3 cm messender Rahmen, dem mittelst der bekannten Bünde dreizehn, je 8 cm breite C-Formen angefügt werden; als oberer Abschluß ein Blechstreifen mit spiralförmigen Enden. Als Halt für die Thermometer-Platte dienen zwei je 13 cm lange Streifen, die sich vorn als gedrückte Handstäbe fortsetzen. Sämmtliche Eisenblechstücke sind 4 mm breit. Schwarzer Eisensack überzieht den Rahmen. — Ein nach englischem Modell hergestellter Arbeitstisch wirkt eigenartig durch die am hinteren Rande aufsteigende Wand und den der Tischplatte einge-



Nadelklissen aus Damast.

mit Kleie oder trockenem Sand. Zwischen die Seitennähte des Bezuges saßt man den eingereichten Bolant aus doppeltem Stoffstreifen, der 8 cm breit und 55 cm weit sein muß. Indem man zuletzt die obere gerade Naht schließt, befestigt man, je 3 1/2 cm von den Ecken der Grundform entfernt, die je 30 cm langen Bänder, die man zur Schleiße bindet. — In der Kleieisen-Arbeit, mit der sich unsere Knaben so gern beschäftigen, bieten wir einen Thermometer-Rahmen. Derselbe ist 19 cm hoch und reichlich 7 cm breit; die Grundform bildet ein 13 zu 3 cm messender Rahmen, dem mittelst der bekannten Bünde dreizehn, je 8 cm breite C-Formen angefügt werden; als oberer Abschluß ein Blechstreifen mit spiralförmigen Enden. Als Halt für die Thermometer-Platte dienen zwei je 13 cm lange Streifen, die sich vorn als gedrückte Handstäbe fortsetzen. Sämmtliche Eisenblechstücke sind 4 mm breit. Schwarzer Eisensack überzieht den Rahmen. — Ein nach englischem Modell hergestellter Arbeitstisch wirkt eigenartig durch die am hinteren Rande aufsteigende Wand und den der Tischplatte einge-



Thermometer. Kleieisen-Arbeit.



Arbeitstisch. Kerbschnitt und farbige Bronzemalerei.

Bezugsquellen.

Bürstentasche: F. W. Ernst Schmidt, Berlin W., Friedrichstr. 78. — Notiztafel: Frau Clara Roth, Berlin W., Ellyenstr. 84a. — Nadelklissen: Müller & Bender, Berlin W., Werderstr. Markt 8. — Streichholz-Behälter: Frau A. Heller, Berlin W., Köpenickerstr. 21. — Arbeitstisch: Frau Käthe Renz, Berlin W., Leipzigerstr. 30. — Wandschoner: Eugenie Reinhard, Köln a. Rh., Cleverstr. 29. — Küster-Vorzeichnungen auf Stoff und Papier: J. E. Niemann, W., Willowstr. 42.